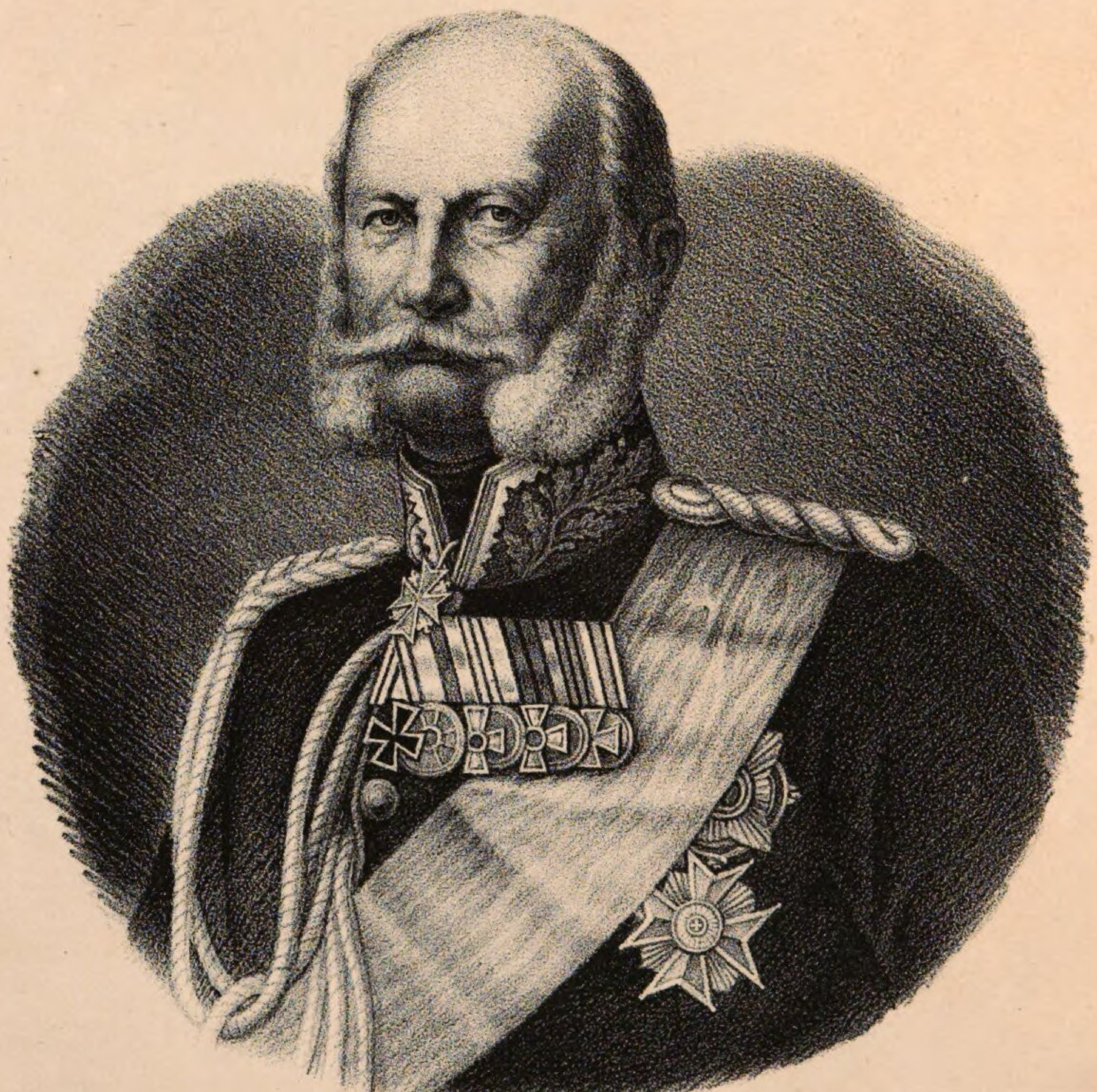
von Salza

Schlacht von Hochkirch

von Salza



WILHELM I.

Die Kriege

Preußens gegen Oesterreich

von 1740 bis 1866,

und zwar

der Erste und Zweite Schlesische, der Siebenjährige

und

Siebentägige Krieg.

In ihrem natürlichen Zusammenhange volksthümlich geschildert

von

C. Göhring

Verfasser von „Columbus" 4. Aufl., „Deutschlands Schlachtfelder" 3. Aufl. u. a. W.

Mit 20 naturgetreuen Portraits der Fürsten, Feldherren und Staatsmänner

Zweiter Band.

Leipzig.
Carl Minde.

1.

Gestaltung durch den Frieden.

Indem wir mit diesem zweiten Bande auf die Neuzeit übergehen, werfen wir noch einen Blick über jene großen Thaten, durch welche Preußen sich den Weg für die deutsche Mission geöffnet hatte. Denn wenn auch der erste und zweite schlesische und der siebenjährige Krieg den speciellen Interessen Preußens gedient und nur die Besitzerhaltung von Schlesien bezweckt zu haben scheinen, so verband sich doch damit unwillkürlich und aus der Lage der Verhältnisse hervortretend die andere Tendenz, welche zweifelsohne für die weit wichtigere gehalten werden darf.

Der Krieg war verstummt, aber die Folgen desselben wurden nun erst im ganzen Umfange sichtbar, und der Friede brachte mit der Zeit der Ruhe auch die Zeit des Nachdenkens und der Betrachtung. Das Vaterland war zerrüttet, verarmt, entvölkert, entehrt. Wodurch, mußte man sich fragen, sind dieses Elend und diese unermeßliche Schmach über das herrliche Reich der Deutschen gekommen?

Wie kindisch, albern und unreif auch das nur zu sehr an das Gängelband und gedankenlose Folgsamkeit gewöhnte Volk noch war, der Gebildeten, Einsichtsvollen gab es dennoch genug, welche über die Antwort nicht in Zweifel waren und mit schmerzlichem Vorwurf den alten, zeitungemäßen, von habsburg'scher Anmaßung gewaltsam erhaltenen und zur Ungebühr mißbrauchten Kaiserthron anklagten, der die Zerrissenheit, die hundertfache Zerklüftung und Entkräftung des großen Reichs verschuldet hatte und dieses Uebel mit gieriger Eifersucht zu erhalten strebte, weil er nur auf der Schulter von sclavensinnigen Schwächlingen sicher zu stehen wußte; denn der Starke und frei Bewußte entzog sich sicher der Schmach, ihm eine Karyatide abzugeben, — das hatte ihm jetzt das physisch und geistig lebensreich aufstrebende Preußen in hochgewaltiger Weise bewiesen.

Wenn nun, wie gesagt, nicht bestritten werden kann, daß Deutschland sich durch die schlesischen Kriege in einer jämmerlichen Lage gezeigt, so kann doch die Doppelseitigkeit dieses Deutschlands nicht unbemerkt bleiben, und zum Troste des Patrioten erblickt man in der anderen Hälfte dieses Doppelbildes das vollkommene Extrem. Dort Elend, Unordnung, Herrschsucht, Sclavensinn, liederliche Gesinnung, Untreue, Ringen nach Schein und Formenwesen, nach Finsterniß, religiöser Narrheit, Widerspruch gegen das Naturgesetz der Welt, den Fortschritt, und physische Schwäche, das war das Bild jenes Deutschlands, welches das altkaiserliche Wappen trug, und in welchem der allgemeine Zustand eben so traurig, als das deutsche Reich, welches vor dem alten bösen Götzen noch gläubig und gehorsam knieten, sich lächerlich darstellte. Hier dagegen sah man das Bild der vollsten Lebenskraft, Ordnung, Freiheitssinn, sittliches Bewußtsein, Rechtsgefühl, religiöse Freiheit, Intelligenz, Sinn für Fortschritt und Zeitmäßigkeit, Treue, Ehrliebe, Nationalstolz, Heldenhaftigkeit, Kraft; das war das Bild, welches das Deutschland des preußischen Lagers darstellte, und welches das Reich vor dem Vorwurf schützte in die Schmach bis zur Wegwürfigkeit versunken zu sein.

Zeigte sich Deutschland dort so erbärmlich und lebensunfähig, wo es unter dem Mißbrauche sein hohes deutsches Bewußtsein verloren hatte, so zeigte es sich hier in dem Glanze eines Heldenthums und einer Lebensfülle, welcher zu nationalem Stolze emporhob, und bewies, daß Deutschland jenem herrlichen Germanien nicht entartet sei, welches Tacitus begeistert rühmt, daß es noch nicht am Ende seiner Tage, am Untergange stehe, sondern sich nur einer abgelebten Schaale entwinde, um sich neu und seiner würdig zu gestalten. Dieses doppelseitige Deutschland glich einem alten sterbenden Baumstamme, aus dessen Wurzel ein neuer und stattlicher Schoß üppig und mächtig emporsteigt und dem man gern wünscht, daß er dem alten dürren Stamme, den letzten Tropfen Saftes entziehe, damit desto schneller sein längst der Zeit widersprechendes Dasein ende.

Das war das Bild, in welchem Deutschland nach dem schlesischen Kriege vor des Beobachters Auge erschien, und dieser Krieg war die letzte mächtige Zuckung, mit welcher der veraltete Kaiserthron sich wie ein Greis zum erschöpfenden Todeskampfe, zum Ausspielen seiner Rolle, Preußen sich aber zu der Mission, das deutsche Reich für eine neue große Zeit neu zu gestalten, anschickte. Wie nie zuvor fühlte Preußen jetzt seinen Beruf, und nicht Zufall dürfen wir es nennen, daß ein Genius an Preußens Spitze stand, wie er selten einem Volke geschenkt worden ist. Eine Nation ist eine heilige Stiftung aus Gottes Hand, und über der Nation schwebt ihr Gott, der sie vor dem Untergange zu schützen weiß, wenn er sie des Lebens werth

hält. Nationen sind nicht Schöpfungen des blinden Zufalls, und Genien wie Friedrich der Große werden nicht vom Zufalle in den Lebensgang einer Nation gewürfelt. Friedrich der Große, der Bannerträger einer neuen großen Zeit, der Zeit des Geistes und der Freiheit, war berufen, Preußen zum Grundelemente eines neuen Deutschlands zu machen und seiner Dynastie eine Politik vorzuschreiben, der sich bis zur Vollendung des Werkes keiner seiner Nachkommen entziehen konnte.

Aber wir haben Friedrich jetzt weniger als Staatsschöpfer, als als genialen Feldherrn kennen gelernt. Wenn wir aber behaupten, daß er Preußen zu einem Musterstaate der neuen Zeit geschaffen, dem es zukommen mußte bei der zeitgemäßen Neugestaltung Deutschlands den Grund zu bilden, so sind wir es dem Leser wohl schuldig ihm ein Bild von dem großen Könige als Staatsmann zu geben; doch lassen wir den Ausspruch des gerühmten Nationalhistorikers Dr. Wolfgang Menzel für den unsrigen eintreten. Dieser Geschichtschreiber sagt:*)

„Friedrich war die Seele seiner Zeit, ihr größter Mann, das Ideal und Muster, nachdem alles sich richtete. Mit Recht hat man ihn den Einzigen genannt, denn er war anders als alle Könige der Welt, ein genialer Sonderling, ein Philosoph und Dichter, und doch zugleich der größte Held und Staatsmann. Er verachtete die Despoten, und war selbst der unumschränkteste König. Er verachtete die Deutschen, und war selbst der größte Deutsche seiner Zeit. . . . Er hatte die kriegerische Kraft und Ehre der Nation plötzlich neu verjüngt und in der Brust des Deutschen ein stolzes Gefühl neu geweckt. Ganz Europa sah auf Friedrich's Thaten; es hatte seit Cäsar keinen größeren Feldherrn gesehen. Das preußische Heer wurde für das tapferste und musterhafteste der Welt gehalten, und in seiner Schule bildeten sich die Krieger aller Nationen. Nachdem die Schweizer, Spanier, Schweden, Franzosen seit Jahrhunderten den Deutschen ihren Kriegsruhm streitig gemacht, war endlich wieder ein deutsches Heer das geehrteste und gefürchtetste geworden. . . . Den Wohlstand seines Landes beförderte der große König auf alle Weise. Hierin war er allen europäischen Königen ein unerreichbares Muster. Trotz der großen Anstrengungen und Leiden während des Kriegs kam Preußen in kurzer Zeit zum höchsten Flor. Friedrich empfing von seinem Vater 2,200,000 Unterthanen und einen Schatz von höchstens 10,000,000 Thalern, und seinem Nachfolger hinterließ er eine Bevölkerung von 6,000,000 und einen Schatz von 70,000,000 Thalern. Er regierte nach dem sogenannten physiokratischen System, dessen höchster Zweck

*) Geschichte der Deutschen III. Bd. S. 298.

das äußere Wohlsein und Gedeihen des Volkes war. Dahin gehörte Vermehrung der Bevölkerung, Verbesserung des Ackerbaues und aller Gewerbe, Verschönerung des Landes, Bereicherung des Volkes; war aber dieses zahlreich und wohlhabend, so gewann wieder der König dadurch tüchtige und viele Soldaten und eine stets gefüllte Schatzkammer. Für diesen Zweck griff in Friedrich's Staaten alles in einander, wie in einer Maschine. Friedrich unterstützte die Armen, trieb überall zu Arbeit und Gewerbfleiß an, öffnete der Industrie alle Wege, und war für den Wohlstand auch des Geringsten seiner Unterthanen besorgt. Zugleich hielt er auf strenge Justiz und öffnete Jedermann den Zutritt zu seiner Person, so daß Jeder bei ihm klagen und Hilfe suchen konnte. Dies und der große Ruhm des Königs bewirkten, daß ihn das Volk bis zur Anbetung liebte. Wenn er aber dem Volke alles gewährte, dessen es zu bedürfen schien, so verlangte er selbst hinwiederum vom Volke den strengsten Gehorsam und regierte völlig unumschränkt. Er machte den ganzen Staat zu einer leicht beweglichen Maschine, in der er selbst der bewegende Mittelpunkt war. Er dehnte den Wirkungskreis der Regierung bis auf die geringsten Angelegenheiten der Unterthanen aus und regelte denselben durch eine wohlorganisirte, fächerartig gegliederte Staatsdienerschaft. Er selbst stand an der Spitze des Ganzen, alles überblickend, alles leitend. Das Volk, die Gemeinden, die Stände hatten nichts mehr zu sagen, alle wurden von obenher durch die königlichen Beamteten regiert. Auch herrschte kein Minister, kein Kanzler wie in den meisten anderen Staaten. Der König, an Staatsklugheit und Geisteskraft allen überlegen, herrschte ganz allein und bekümmerte sich um alles selbst. Seine rastlose Thätigkeit, seine Umsicht und Geschicklichkeit in allen Geschäften und sein guter Wille sicherten den regelmäßigen Gang dieser Staatsmaschine. Die Nation war nie pünctlicher, gerechter, nie besser zu ihrem eigenen Vortheile regiert worden. Sie befand sich wohl dabei, sie fühlte sich glücklich und stolz unter dem preußischen Adler. Der Selbstherrscher erlaubte sich nur gegen einige wenige Personen, und nicht ohne Grund, willkürliche Gewaltthaten, namentlich gegen den Major Trenk, den er unverhörter Sache viele Jahre lang im Gefängniß schmachten ließ. Das waren aber nur ein Paar kleine Tropfen Wermuth in dem Strome von Milch und Honig, der damals durch Preußen floß. Friedrich's großes Beispiel wirkte mächtig auf alle Regenten Europas, Fürsten und Minister — — aber das vergaßen sie, daß man, um eine Staatsmaschine, wie die Friedrich's, zu lenken, auch Friedrich's Geist bedürfe" &c.

So stand Preußen ausgezeichnet in jeder Hinsicht unter allen Staaten Europas, vielmehr nach Deutschlands, dessen Regierungen, von oben durch den Kaiserstuhl, von innen durch Mangel an moralischem und physischem

Fond gehemmt, wohl aber durch den Beruf zum Herrschen zu Anmaßung und Auflehnung gegen den Reichsorganismus fortgerissen, in den Zustand völliger Desorganisation oder gänzlicher Versumpfung gerathen waren. Preußen, der Retter der deutschen Ehre, stand als ein Muster für alle da, freilich als ein Muster, welches von diesen schwerlich je erreicht werden konnte, und wohl am wenigsten von Oesterreich, welches mit seiner Menge der verschiedensten und feindlichsten Nationalitäten nie die innere Einheit gewinnen konnte, die zu derjenigen Gesundheit der Staatsorganisation nothwendig war, deren es bedurfte, um aus den desoluten Ruinen des deutschen Reichs ein neues lebenskräftiges Reich zu erbauen. Sprachen schon die beklagenswerthen Data der Geschichte und der Mangel an deutscher Nationalität und nationaler Einheit Oesterreich diese Berufung ab, so noch mehr seine Desorganisation, in welcher es dem von Gesundheit strotzenden nationalitätsreinen Preußen gegenüber wie eine zusammenbrechende Ruine, wie ein contracter Greis, dessen Herkommen und Rechte Niemand zu entdecken vermag, erschien. Das war die Folge davon, daß Oesterreich stets nach dem Schein, nie nach der Wahrheit, immer nach der Weltherrschaft, nicht aber nach einem deutschen Reiche gestrebt hatte. Im Kampfe um Ungarn, Böhmen, Spanien, Italien und einer Menge obscurer slawischer Länder hatte es des deutschen Reichs vergessen und es zu Gruude gehen lassen oder eigentlich zu Grunde gerichtet. Was es in Jahrhunderten versäumt und verbrochen, wollte Joseph II. wieder gut machen, allein dazu würden nicht ein Mal die Kräfte eines Genius wie Friedrich, vielweniger die eines nachahmenden Talentes zugereicht haben.

Genug, der Vorsprung, den Preußen auf der Bahn zur Reichsreconstruction gewonnen hatte, konnte ihm sicher nie wieder abgewonnen werden, nicht von Oesterreich, noch weniger von Sachsen, welches durch sein Anlehnen an den zusammenbrechenden Bau des alten Kaiserhauses die falscheste Politik gewählt hatte, die es nur hätte wählen können.

Dergestalt hatte Friedrich für Preußen eine kaum noch bestrittene Anerkennung des Vorrangs und Vortrittes unter den deutschen Staaten gewonnen. Oesterreich konnte nicht mehr hoffen Preußen niederzuhalten, wie früher und wie noch immer die anderen deutschen Staaten; diese aber sahen sich gegen Preußen auf eine Stufe gestellt, die ihnen den Muth, als Nebenbuhler aufzutreten, wohl nehmen mußte.

Friedrich, der durchdringendste Geist seiner Zeit, kannte die für Preußen nun gewonnene Stellung durch und durch, und darum schützte er die Würde seines Staates auch in den geringsten Aeußerlichkeiten. So bestimmte er nicht nur strict, daß der Friede von Breslau und Dresden vollständigst und

ohne das geringste Opfer an Land oder Rechten wieder hergestellt, sondern derselbe auch vom 1. Januar bis 15. Februar zum Abschluß vollständig gebracht werde. Oesterreich fügte sich und erkannte auch damit Preußens Vorrang an. Am 15. Februar war der Friede zu Hubertusburg geschlossen.

Frankreich zeigte nicht geringere Furcht, da es, ehe noch zwischen ihm und Preußen eine Convention eingeleitet war, sofort die noch besetzten preußischen Gebiete (das Clevesche) aufgab, als Friedrich eine drohende Truppenbewegung anordnete. Frankreich wie England wichen von dem Schauplatze des siebenjährigen Krieges ohne die geringste Entschädigung, und hätten am Allerwenigsten gewagt, eine solche von Preußen zu fordern; die deutschen Staaten aber, wiederum gemißbraucht und betrogen, fügten sich darein, auf die von Oesterreich versprochene Entschädigung zu verzichten, und waren froh, daß Preußen sie bei ihrem früheren Besitzstande ließ. Es mochte ihnen die Untreue Oesterreichs, wenngleich sie nothgedrungen war, hart und bitter ankommen, denn sie bedurften in der That einer Entschädigung nur zu sehr, da sie unsäglich gelitten hatten, am Meisten unter allen, Sachsen. Und doch fing bei vielen jetzt noch größeres Leiden an. So sagt der König Friedrich in einem Briefe, den er 14 Tage nach Abschluß des hubertusburger Friedens an den Marquis d'Argens in Berlin schrieb:*)

„Der Friede macht also den Berlinern Freude! Hier bei den Sachsen ist es ganz anders. Kaum verlassen wir die Städte und räumen das Land, so erscheint sogleich die sächsische Execution: Bezahlt, bezahlt, heißt es, der König von Polen braucht Geld. Das Volk fühlt die Unmenschlichkeit in diesem Verfahren; es ist im Elend, und man vergrößert nun sein Elend noch, anstatt ihm Erleichterung zu verschaffen. Hierin, mein Lieber, haben Sie ein Gemälde von Sachsen, das nach der Natur gezeichnet ist. Alle diese Executionen sehe ich für meinen Theil als gleichgiltiger Zuschauer an; aber als Weltbürger kann ich sie nicht billigen. In den Augen der Sachsen ist die Rückkehr ihres Königs (Kurfürsten) ein allgemeines Unglück, eine noch grausamere Landplage als Krieg und Hungersnoth. Aber was bekümmern Sie und mich Sachsen, sein König, Minister und die ganze Bande?! Ich strebe nach Beruhigung meines Geistes, um über mich selbst nachzudenken, in dem Innern meiner Seele verschlossen zu sein, und mich von allem Prunk zu entfernen, der mir, aufrichtig gesprochen, von Tage zu Tage unerträglicher wird."

Sachsen hatte grausig gelitten; denn nicht nur hatte es 90,000 Menschen, sondern auch 70 Millionen Thaler an Lieferungen und 31 und eine halbe

*) S. Preuß, Bd. II. S. 344.

Million an Contributionen verloren. Handel und Gewerbe waren zerrüttet und der Ackerbau lag begreiflicher Weise gänzlich darnieder; aber am Grausigsten war es in der That, daß die brühl'sche Mißregierung sich durchaus nicht bestrebte, den unglücklichen Staat aus seinem Elende neu aufzurichten — denn wenn endlich Sachsen sich wieder erholte und kräftig aufschwang, so hatte es das industrielle, strebsame und intelligente Volk durchaus nur sich selbst zu danken.

Ein nicht erfreulicheres Bild gewährten die anderen deutschen Staaten, die zum größten Theile ebenso durch Mißregierungen litten. Ganz anders in Preußen: König Friedrich hatte während des ganzen Kriegs seinem Volke nie eine Kriegssteuer aufgebürdet, wohl aber verschiedenen Provinzen die Steuern erlassen. Er hatte außer bei einigen Domstiften seines Landes, keinerlei Schulden gemacht, wohl aber alle Kostbarkeiten seines Hauses, Silber und Goldgeräthe, Brillanten und Schätze anderer Art verkaufen lassen und sich durch persönliche Opfer aller Art in den Stand gesetzt, seinem Volke helfend beizutreten. So entschädigte er nicht nur viele Millionen Thaler Brandschatzung und Kriegsbeschädigung, sondern er ließ, um die niedergetretene Landwirthschaft und Gewerbe neu zu beleben, oder auch der Noth abzuhelfen, 25,000 Scheffel Korn und Mehl, 17,000 Scheffel Hafer, 35,000 Militairpferde, desgleichen alle überflüssigen Gelder schenkungsweise an die Provinzen, die der Hilfe bedurften, vertheilen, so daß z. B. Schlesien drei Millionen Thaler erhielt, und einen großen Theil des Heeres entließ er, um der Landwirthschaft die mangelnde Hilfe zuzuführen.

So griff Friedrich in jeder Weise ein, um seinen Staat emporzurichten, und längst waren in Preußen alle Spuren des Kriegs verwischt, der Wohlstand in voller Blühte, der Staat in ganzer Ordnung und Festigkeit, als man sich in dem übrigen Deutschland noch keineswegs aus dem Elende und der Verwirrung herausgefunden hatte. Der Vergleich war zu augenfrei, daß er hätte unterbleiben können, und er mußte selbst bei denjenigen Volksstämmen, die am Eifrigsten gegen Preußen gekämpft hatten, das Ansehen Preußens vermehren und es vernünftig erscheinen lassen, sich dem desoluten Kaiserhause nach Möglichkeit zu entziehen, um unter die Aegide Preußens zu treten. — Die Erfolge des Krieges selbst waren zu erstaunlich, daß ihr Eindruck sobald hätte verloren gehen können. Preußens Feinde zählten einen Verlust von 513,000 Mann und zwar Rußland 120,000, Oesterreich 140,000, Frankreich 200,000, Schweden 25,000 und die Reichsstaaten 28,000 Mann. Preußen dagegen hatte sie siegreich bekämpft mit einem Verluste von nur 340,000 Mann, wovon auf das rein preußische Heer 180,000, auf das gemischte Heer des Herzogs Ferdinand 160,000 Mann kommen.

So hatte Frankreich sich in eine Schuldenlast von 2000 Millionen Livre gestürzt, Oesterreich sich eine Schuld von 500 Millionen Gulden, und die andern Staaten mit Ausnahme Rußlands sich in gleichem Maße Lasten von Schulden aufgeladen; Preußen aber, auf dessen Gebiete der Krieg vorzugsweise getobt hatte, war ohne Schulden geblieben. Dieser Heroismus der Intelligenz und des Patriotismus einerseits und diese Umsicht, Gewissenhaftigkeit und Ordnung in der Verwaltung andrerseits, konnten nicht unbewundert bleiben und ihr moralischer Eindruck verschaffte dem Staate weit außer seinen Grenzen das Ansehen, auf welches sich seine Mission stützen mußte und durch welches erst die Politik gesichert wurde, die Friedrich der Große seinem Hause vorschrieb und durch unvernichtbare Principe einpflanzte.

2.

Preußen und Oesterreich bei der polnischen Theilung.

Es ist eine neue, gewiß darum nicht ungereimte Behauptung, daß die Politik Kursachsens in seinen deutschen Angelegenheiten den Untergang Polens verschuldet habe.

Hatte sich Polen auch während der schlesischen Kriege gänzlich thatlos verhalten, so hatten doch Rußland, Preußen und Oesterreich gleich sehr erkennen müssen, daß Polen sich zu einer sehr bedeutsamen Potenz hätte erheben können. Mochte es Oesterreich als einen guten Schirm und Schild schätzen und begünstigen, Rußland mußte es fortwünschen, da es jede natürliche Anlage besaß, sich ihm unter entsprechenden Verhältnissen als ein sehr unangenehmes Hinderniß zu erweisen.

Für Preußen aber hatte Polen eine noch viel größere Bedeutung; es konnte sich ihm selbst gefährlich machen und — in der Hand eines Kurfürsten von Sachsen — die hohe deutsche Mission Preußens geradezu vernichten. Wer bürgte dafür, daß Polen, der Zeitnothwendigkeit folgend, wie andere europäische Staaten eine andere Verfassung annehme und durch Erblichkeit seines Thrones in der sächsischen Dynastie ein mächtiges Schwert in der Hand des berufensten deutschen Nebenbuhlers der Hohenzollern werde? Wollte Friedrich Preußens deutsche Mission sichern, so durfte er auf keinen Fall eine so gefährliche Macht dem sächsischen Hause zuwachsen lassen.

Das war der Grundsatz, nach welchem Friedrich sein Verhalten in der polnischen Frage einrichtete, die schon im Jahre 1763 durch den Tod des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, der als König von Polen, den Namen August III. führte, hervorgerufen wurde. Rußland, jetzt mehr als je darnach strebend, in dem europäischen Staatenvereine eine seiner Größe und Macht entsprechende Rolle zu spielen, mußte ebenso sehr darauf bedacht sein die alte Macht Polens nicht wieder erstehen zu lassen, wenn auch die Dynastie, welche dieses Reich beherrschen sollte, für Rußland weniger eine Frage ersten Ranges war als für Preußen.

Während des Kriegs hatte sich Polen so jämmerlich schwach verhalten, daß Rußland bereits vor dem Tode Friedrich Augusts die Feilheit dieses Staates durch muthwillige Gewaltgriffe in Kurland erprobte. Kurland war ein polnischer Lehnsstaat und der sächsische Kurprinz Karl war als polnischer Prinz zum Herzog eingesetzt worden. Rußland aber wies ihn aus dem Lande, erhob den aus Sibirien zurückgekehrten Biron zum Herzog von Kurland und erklärte diesen Staat für ein russisches Lehn. Obschon Friedrich August sich darüber tief empört zeigte, so ließ sich Polen doch diese Gewaltthat gefallen, und so konnte die Kaiserin Katharina II. freilich sagen, in Polen könne man alles aufheben, wenn man sich nur bücke. Sie hatte sich nun ebenso wie Friedrich der Große überzeugt, daß dieser Staat, der unter veränderten Umständen so gefährlich werden konnte, leicht zu beseitigen sei; und mindestens mußte er verhindert werden, je seine ehemalige Macht wieder zu gewinnen, am Wenigsten aber (in Preußens Interesse nämlich) diese Macht in der Hand eines sächsischen Fürsten zu befestigen.

Der kleinste Schritt, der für diesen Zweck gethan werden konnte, war daß nach Friedrich August's Tode die neue Wahl eines polnischen Königs vom sächsischen Kurhause abwendet und auf eine Person gewendet wurde, die am Wenigsten geeignet war Polen den beiden Nachbarstaaten furchtbar zu machen. So kamen Rußland und Preußen überein, darauf zu dringen, daß die Verfassung Polens, die sichtbar genug auf den Ruin hinführte, nicht verändert, der Thron erblich gemacht, aber auch zum Könige kein Anderer als ein Eingeborner gewählt werden dürfe. Rußland übernahm es, diese höchst anmaßenden Grundsätze zur Geltung zu bringen, und Preußen war wegen seiner Suprematie in Deutschland gezwungen, sie zuzugestehen.

Sachsen war nächst dem Kaiserstaate Preußens gefährlichster Nebenbuhler, es war die mächtigste Stütze Oesterreichs, es hatte im siebenjährigen Kriege gezeigt, wie gefährlich es sich durch den Besitz Polens machen könne, selbst wenn Polen direct unbetheiligt blieb, man konnte ermessen wie gefährlich es sich machen konnte, wenn sein Kurfürst als König in Polen

eine freiere Macht gewinne, und Sachsen mußte Polen verlieren, wenn Preußen fortbestehen und die Bahn seiner Politik sichern wollte. So geschah es nun ganz folgerichtig, daß Friedrich mit dem Gewaltschritte Rußlands einverstanden war, durch welchen im Jahre 1764 Polen gezwungen wurde, statt des kursächsischen Erben den eingeborenen Grafen Stanislaw August Poniatowski zum Könige zu wählen. Dieser König, der ein willenloses Werkzeug Rußlands war, war das Mittel zu Polens Theilung und Polens Untergange. Hätte der Kurfürst von Sachsen im siebenjährigen Kriege an Friedrichs Seite gestanden, hätte er, persönlich durch Polen gesichert, sich als Bundesgenosse Oesterreichs nicht Preußen so gefährlich gemacht: nie wäre die polnische Krone von seinem Hause fortgekommen: und so ist die Politik Sachsens die Ursache zu Polens Untergange gewesen.

Das gleiche Interesse in Polen schloß natürlich Preußen und Rußland aneinander. Ein Schutzbündniß vereinigte beide zunächst auf acht Jahre aufs Engste (1764), und da Polen nur allmälig aufgelöst werden konnte, so waren die längere Dauer dieses Bündnisses und in der Folge das stete Zusammengehen beider Staaten natürlich.

Mit Schrecken sah die Kaiserin Maria Theresia die russisch-preußische Alliance, deren Tragweite gar nicht zu verkennen war. Der beste deutsche Bundesgenosse Oesterreichs, Sachsen, war dadurch um seine Macht gebracht, Oesterreich hatte für immer nicht nur auch seinen mächtigsten Bundesgenossen, das gewaltige Rußland, verloren, sondern diesen Bundesgenossen hatte sein Feind und gefährlichster Nebenbuhler, Preußen, gewonnen.

Natürlicher Weise suchte sich nun Oesterreich in die polnische Sache einzudrängen, um nicht alle Vortheile, auf die es bei diesem Staate hatte rechnen können, verloren gehen zu lassen. Man hatte Polen aus sächsischer Hand gebracht, man hatte es zu einem Mittel Preußens und Rußlands gemacht, und Oesterreich, um einen recht sichern Vortheil zu gewinnen, griff sogleich den Besitzstand Polens an, und nahm die züpser Grafschaft weg. Diesen Schritt motivirte es durch die Erklärung, daß ihm in Polen gleiche Rechte mit Rußland zustehen und Rußland ja ebenso Kurland weggenommen habe.

Aber dieser Schritt Oesterreichs, durch welchen es gleichwiegende Vortheile mit Rußland und Preußen gewinnen wollte, führte zur ersten Theilung Polens, da Rußland und Preußen, im factischen Nachtheile zu bleiben glauben mußten. So kam es im Jahre 1773 zwischen den drei Staaten zu einem Vertrage, nach welchem Rußland 1700, Oesterreich 1500, Preußen 586 Quadratmeilen von Polen wegnahmen.

Die drei Staaten hatten sich nach richtigem Maßstabe vergrößert, aber

das eifersüchtige Oesterreich hatte dabei nicht gewonnen, sondern verloren, denn sein Feind hatte sich in gleichem Maße vergrößert und doch war ihm ein natürlicher Bundesgenosse verloren gegangen, der ihm bei kluger Politik in der Folge eine mächtige Stütze hätte werden müssen. Friedrich's Vortheil lag in der Beseitigung Polens, das ja nach jeder Voraussetzung nur in der Hand seiner Feinde sein konnte.

Dieselbe Politik, welche die erste Theilung Polens veranlaßt hatte, rief auch die zweite und dritte hervor und als Polen aus der Reihe der europäischen Mächte gestrichen war, durfte Preußen seine politische Lage für unendlich verbessert halten. Sein Gewinn an fremden Volke galt ihm nie für einen Nutzen, aber seine Stellung Oesterreich gegenüber war nunmehr eine viel freiere und mächtigere geworden, und sein Nebenbuhler Sachsen war auf immer in die beschränkten Grenzen seines deutschen Gebietes und auf eine gewisse Unschädlichkeit zurückgewiesen.

3.

Preußen hindert den Raub Baierns.

Hatte Preußen es gern geschehen lassen, daß auch Oesterreich sich an Polen vergrößerte, da sein Hauptinteresse in der gänzlichen Beseitigung dieses Staates beruhete, so war doch eine Vergrößerung Oesterreichs im Innern Deutschlands von viel größerer Bedeutung. Am 30. Januar 1777 war der Kurfürst Maximilian Joseph von Baiern kinderlos gestorben und das Land mußte an seinen ebenfalls kinderlosen Vetter, den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, von diesem aber an das Haus Zweibrücken fallen.

Mit Groll und Neid hatte Oesterreich auf die großen Vortheile geblickt, die Rußland und Preußen an Polen, Preußen aber besonders durch seine Kriege in Deutschland, gewonnen hatten. Der Wunsch Oesterreichs, seine dergestalt benachtheiligte Macht wieder zu erhöhen und den Verlust zu ersetzen, war sehr natürlich, und die Behandlung, welche Polen erfahren, ließ eine gleiche Behandlung Baierns durch Oesterreich ungefährlich erscheinen, genug, Oesterreich, dessen Politik jetzt vom Mitregenten der Kaiserin Maria Theresia, ihrem Sohne Joseph, geleitet wurde, beabsichtigte ganz Baiern einzuziehen und hatte bereits mit dem Erben Baierns, dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, eine Uebereinkunft getroffen, nach

welcher dieser auf den Besitz Baierns für sich und seine Erben zu Gunsten Oesterreichs verzichtete. Karl Theodor hatte aber weder ein Recht Baiern als ein Privatbesitzthum zu behandeln und seinen Nachkommen Rechte, die ihm nur vorübergehend, seinem Hause aber für ewig gehörten, zu veruntreuen; noch hatte Oesterreich, obschon es alte historische Befugnisse vorschob, irgend ein Recht für eine solche Besitzergreifung von fremden Eigenthum, am Allerwenigsten zu einer Zeit, wo rechtmäßige Erben noch vorhanden waren. Endlich aber konnte Preußen mit einer solchen Gebietserweiterung Oesterreichs durchaus nicht einverstanden sein.

War das alte unzeitgemäße Kaiserhaus der große Krebsschade des deutschen Reiches, so würde dieser dadurch nur neue Kraft und größere Dauer gewonnen haben, Preußen aber in seiner so unbestreitbaren Berufung zur Neugestaltung des deutschen Reichswesens weit zurückgedrängt worden sein; mit einem Worte, Preußens politisches Dogma konnte ein solches Ereigniß nicht zugestehen.

Friedrich der Große war der Mann nicht, der sich von Oesterreichs Vorspiegelungen blenden ließ, und wenn Oesterreich endlich darauf pochte, daß der Kaiserthron das so oft zur Anwendung gekommene Recht besitze, erledigte Lehen einzuziehen, so mußte ihm das geradezu lächerlich erscheinen. Erstens waren noch rechtmäßige Erben Baierns vorhanden und also das Lehen gar nicht erledigt, zweitens konnte von Lehen nicht mehr die Rede sein, da seit dem westphälischen Frieden die deutschen Staaten souverain und Oesterreich gleichberechtigt waren, drittens waren die alten Kaiserrechte eben darum in nichts zerflossen, daher durch sie eine so omnipotente Handlung, wie die Wegnahme Baierns war, gar nicht motivirt werden konnte, und endlich viertens hatte Friedrich die alten Rechte des Kaiserthrones nie anerkannt, weil man nicht mehr in der alten Zeit lebte und sie ohne Unsinn und Verderben auf die neue Zeit nicht anwenden konnte. Daraus gingen ja eben das Verderben Oesterreichs und der Aufschwung Preußens hervor und darin eben unterschied sich ihre Politik, daß Oesterreich bei alten unanwendbaren Satzungen störrisch beharrte, Preußen aber, diesen Unsinn strafend, im vollsten Maße der Zeit Rechnung trug.

Was Kaiser Joseph aber auch von Preußen voraussehen konnte und mußte, er verfolgte mit seltsamer Dreistigkeit seine Politik. Nachdem er eine Entsagungsacte vom Erben Baierns, dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, erhalten, ließ er ein Heer in Baiern einrücken und nahm von dem Lande Besitz. Er meinte, daß Friedrich zum Schweigen gezwungen sei, weil er selbst keinerlei Rechte auf Baiern habe. Aber er erwog nicht, daß Friedrich wohl einzusprechen das Recht hatte, sobald ein Verletzter

seinen Beistand erbat. Und dieser Verletzte war der Herzog Karl August Christian von Zweibrücken.

Friedrich, immer fest und rasch zum Handeln, wo es seine Politik zu fördern oder zu sichern galt, sagte sofort dem Herzog von Zweibrücken zum Schutz seiner gefährdeten Rechte Preußens Schwert zu, und, so wohlgestützt, erhob nun der Herzog feierlich Protest gegen Oesterreichs unrechtmäßige Besitznahme von Baiern.

Hiernach zögerte Friedrich keinen Augenblick öffentlich der Sache beizutreten und als Sachwalter Zweibrückens Baierns rechtmäßige Vererbung zu fordern. Maria Theresia berief sich auf erkünstelte historische Rechte, ganz besonders aber auf die Rechte des Kaiserthrones, erledigte Lehen einzuziehen. Wie sie den großen Friedrich kannte, hätte sie freilich bessere Motive aufsuchen sollen. Als sie sah, daß derartige längst verjährte Rechte keine Anerkennung fanden, so griff sie zu ihren alten Manipulationen und suchte für ihre Sache den Beistand des Auslandes zu gewinnen. Da zeigte sich die ganze Größe des Ansehens, welches Preußen gewonnen; denn weder Rußland noch Frankreich — beide eingedenk dessen, was sie von Preußen im siebenjährigen Kriege erlitten hatten — ließen sich von Maria Theresia gewinnen.

Auch die deutschen Reichsfürsten weigerten sich an Oesterreichs Seite zu treten, und freilich mit Recht, denn hätten sie dem Kaiserthrone das Recht zugestanden erledigte Lehen einzuziehen wie im Mittelalter, so würde dadurch ihre durch den westphälischen Frieden erhaltene Souverainetät vernichtet worden sein.

Dergestalt sah sich Oesterreich gezwungen allein Preußen gegenüber zu treten. Vier Mal an Macht überlegen, schien es dem jungen Kaiser Joseph durchaus nicht gefährlich diesen Waffengang zu unternehmen. Er hielt sich für ein Genie und für geistig dem großen Preußenkönige ebenbürtig; daher die Einrede der warnenden Maria Theresia, die durch so bittere Erfahrungen die Macht des kleinen, aber intelligenten Preußen kennen gelernt hatte, keinen Eindruck bei ihm machte. So rüstete nun Oesterreich noch im Jahre 1777 mit großem Geräusch gegen Preußen, und Kaiser Joseph mochte glauben schon durch diese Drohung Preußen zu Nachgiebigkeit zu bewegen. Allein in ihm arbeitete noch die Phantasie eines unerfahrenen Menschen. Preußen blieb fest bei seiner Forderung, ohne jedoch Gegenrüstungen zu unternehmen; Letzteres natürlich aus dem Grunde, weil sein Heer sich stets in dem Stande der Schlagfertigkeit befand und ohnehin der Winter einen schnellen Ausbruch des Krieges verhinderte. Kaiser Joseph dagegen meinte, daß Preußen zu diesem Kriege um eine fremde Sache weder Muth noch

Lust habe, auf den Erfolg der Diplomatie sicher rechne und darum das Schwert nicht rühre.

Als indessen das Frühjahr nahete und die Verhandlungen keinen Erfolg gewannen, rührte auch in Preußen sich das Heer. Nun bot Maria Theresia ihre ganze Kraft auf, ihren Sohn von dem kühnen Spiele abzuhalten, und ihr Einfluß ging so weit, daß der Kaiser Joseph in einem eigenhändigen Briefe an den König Friedrich den Vorschlag machte: Friedrich solle dem Kaiserhause die Besitznahme Baierns zugestehen; und dafür wolle das Kaiserhaus mit kaiserlicher Machtvollkommenheit dem Könige das Erbrecht auf Ansbach und Baireuth verbriefen.

Aber wiederum verkannte Joseph den großen König. Friedrich mochte ja eben die kaiserliche, durch den westphälischen Frieden zerbrochene Machtvollkommenheit nicht anerkennen. Hatte er kein Recht auf Ansbach und Baireuth, so konnte es ihm, nach seiner Meinung, auch Kaiser Joseph nicht geben; hatte er eins, so brauchte er Kaiser Joseph nicht dazu; endlich aber war seine Gesinnung nicht fähig um einen Judaslohn das gute Recht eines vertrauensvollen Bundesgenossen zu verrathen, und die hohe Einsicht seines Geistes nicht dazu, durch eine absurde Lockspeise die Consequenz der Politik seines Hauses zu verletzen. Der König forderte also mit aller Entschiedenheit die Zurückziehung der österreichischen Truppen aus Baiern, und da dessen Joseph sich weigerte, so standen binnen zwei Wochen, zum größten Erstaunen und Schrecken der Oesterreicher, drei preußische Heere an der böhmischen Grenze und rückten, als Kaiser Joseph auch jetzt noch nicht von seinen Ansprüchen abstand, rasch in das Land ein und vor das kaiserliche Heer, welches, obschon Oesterreich bereits im Herbst zu rüsten begonnen hatte, noch nicht ein Mal kriegsfertig war.

Das größte der preußischen Heere führte der König selbst, das zweite Prinz Heinrich, das dritte der General Werner. Die preußische Stellung bei Welsdorf, Nimes und Neustadt war sehr drohend. Die österreichischen Generale Lascy, Laudon und Botta, welche die Schärfe von Friedrich's Schwerte so oft empfunden, warnten auf das Dringlichste eine Schlacht anzunehmen, und Kaiser Joseph, wie sehr er auch Anfangs in seiner jugendlichen Ueberschätzung seiner Kräfte gewünscht hatte, sich mit dem Könige zu messen, der als der größte Feldherr aller Zeiten gefeiert wurde, fühlte sich bald von der Furcht seiner Feldherren angesteckt.

Diese Angst vor einem Kriege mit Preußen durchdrang ganz Oesterreich. Man petitionirte, man sendete Deputationen an die Regierung, welche ersuchen mußten das Verhängniß nicht weiter über den Staat hereinzuziehen, und da die Minister nichts zu sagen wagten, so wendete man sich an die

Kaiserin Maria Theresia. Diese durch Preußen so schwer geprüfte Frau hatte immer sich bemüht es zum Kampfe nicht kommen zu lassen, und jetzt, von der Hitze ihres jungen Sohnes das Schlimmste fürchtend, trat sie schnell mit Unterhandlungen ein, um den verhängnißvollen ersten Schritt der Kriegsparteien aufzuhalten und abzuwenden.

Wie groß auch als Kriegsheld, hatte sich König Friedrich nicht minder groß als Freund des Friedens gezeigt; wie hätte er jetzt, zehn Jahre älter, nicht geneigt sein sollen, auch das Geringste zu beachten, was den Krieg abzuwenden geschickt schien? Er genehmigte daher auch diese späteren Unterhandlungen des kaiserlichen Cabinets, deren Seele die Kaiserin Maria Theresia war, und die natürlich dem kriegerischen Drange des jungen Kaisers Joseph Halt geboten.

Da nun der Kaiserin Maria Theresia alles daran lag, das gefürchtete Preußen von ihrem Oesterreich abzuwenden, so fand sich denn auch bald eine alte Urkunde, welche nachweisen mußte, daß sich das Kaiserhaus in seinen historischen Annahmen geirrt habe, und also die Ursache des Kriegs wegfalle. Diese Urkunde wurde von dem Freiherrn Renat Leopold von Senkenberg in Darmstadt veröffentlicht. Sie wies nach, daß der Herzog Albrecht von Oesterreich im Jahre 1429 seinen Rechten auf Baiern feierlich entsagt habe. War dies nun durch die zur rechten Zeit aufgefundene Urkunde erwiesen, so durfte Oesterreich freilich ohne Schmälerung seiner Ehre bekennen, daß es in irrthümlicher Voraussetzung Baiern zu besitzen verlangt habe, und nun von diesem Verlangen abstehen.

Maria Theresia, froh diesen glücklichen Ausweg gefunden zu haben, hätte gern sofort dem ganzen Streite ein Ende gemacht; allein ihre Räthe glaubten vor der Welt den Schein bewahren zu müssen und dehnten die Verhandlungen aus, um einen geschickten Ausgang zu finden. König Friedrich war indessen kein Freund der österreichischen Methode. Seine Geduld reichte nicht zu weit. Er mußte wieder das Schwert drohend regen, und so kam es endlich im Spätherbste dahin, daß Oesterreich seine Verpflichtung Baiern zu räumen ohne Rückhalt anerkannte. Der Friede wurde im März vollzogen und Preußen zog nun seine Heere zurück, nachdem Friedrich alles erreicht, was er gefordert hatte, wozu namentlich die Anerkennung der Rechte Preußens auf Ansbach und Baireuth und die Befreiung der mecklenburgischen Gerichte von dem Patrimonium des deutschen Kaiserstuhls gehörten. In Letzterem zeigte sich wiederum, wie eifrig Preußen bemüht war, sein politisches System zu fördern.

Auch in diesem Kriege, der, da er ohne große Thaten geblieben, scherzweise der Kartoffelkrieg genannt worden ist, hatte Preußen ebenso sehr an

Ansehen gewonnen als Oesterreich verloren. Oesterreichs Politik hatte sich wie die jeder herrschsüchtigen Dynastie in Immoralität, Oesterreichs Macht sich muthlos und schwach; Preußen sich als mächtiger Schützer des Rechts und der deutschen Freiheit gezeigt; es hatte seine Autorität befestigt und gesteigert; und Rußlands und Frankreichs entschiedene Erklärung für Preußen bewies ebenso von außen wie Sachsens Alliance von innen Preußens hervorragende Bedeutung.

4.

Der Fürstenbund.

Obschon die baierische Frage vollständig beseitigt schien, so war sie doch keineswegs vom Programm des österreichischen Cabinets gestrichen. Mehr als irgend einer seiner Vorgänger hatte sich der Kaiser Joseph Klarheit über die Ursachen verschafft, die seinen Staat allmälig in eine so rückgängige Bewegung und mißliche Lage gebracht hatten. Erfüllt von dem glühenden Verlangen, Oesterreich in seinem Rückgange aufzuhalten, es zu retten, hatte er sich auch vollständig den Plan entworfen und die Mittel gewählt, durch welche er die rettende Heilung ausführen wollte. Preußen hatte ihm selbst das Beispiel gegeben; Preußen hatte sich dadurch, daß es der Nationalität, der Intelligenz, der Freiheit und fortschrittlichen Entwickelung Rechnung getragen, so mächtig emporgehoben; und das, meinte er, müsse in gleicher Weise auch bei seinem Oesterreich wirken. Allein er erwog nicht, daß ein alter Körper einer andern Behandlung bedarf als ein junger; daß oft die Offenhaltung einer Wunde das Leben fristet, während die Heilung derselben den Organismus erstickt und den Tod herbeiführt; er erwog nicht, daß die Gewohnheit mächtige Rechte habe und daß in einem alten Staate selbst Uebel zu einer Gewohnheit geworden sein können, deren Beseitigung das Ganze in Gefahr versetzt; er erwog nicht, daß blindes Nachahmen oft einen ganz umgekehrten Erfolg hat; — ob aber auch seine aus bester Absicht hervorgegangenen Ideen in der Folge sich bewährt oder nicht bewährt hatten, der Zweck ganz, theilweis oder nicht erreicht, oder gar das Gegentheil bewirkt war; diese Ideen hatten sich ihm so innig verbunden, daß er sich durchaus nicht von ihnen trennen mochte und am Wenigsten

dann, als durch den Tod seiner großen Mutter Maria Theresia (29. November 1780) seine Handlungen frei geworden waren.

Zu dieser unentfremdbaren Idee gehörte die Kräftigung Oesterreichs in der deutschen Nationalität und daher die Acquisition Baierns, die nach des Kaisers Begriffe durch Preußens Widerspruch nicht beseitigt, sondern nur verschoben worden war. Er hielt sich von der Ausführbarkeit überzeugt, und nur darin gestand er dem Widerspruche seiner verstorbenen Mutter Berechtigung zu, daß das Schwert des großen Schützers der deutschen Rechte, das Schwert Preußens durchaus nicht herausgefordert werden dürfe.

Dieser Bedingung halber leitete Kaiser Joseph sein Vorhaben vorsichtig, schlau und heimlich ein. Vor allem suchte er sich mit Rußland und Frankreich auf besten Fuß zu stellen und das gelang ihm in solchem Maße, daß er wegen seiner Absicht auf Baiern zunächst diese Mächte in sein Vertrauen ziehen konnte. Dieselben versagten ihre Zustimmung nicht. Allein es war nur eine geheime Zustimmung. Wie sie sich aber äußern würden, wenn die Angelegenheit zur öffentlichen Frage gereift war, das war freilich ganz unentschieden; doch hegte Kaiser Joseph die Hoffnung, daß man ihm Consequenz bewahren werde.

Da nun die Vergangenheit bewiesen, daß Preußen, wo es sich um ein deutsches oder preußisches Recht handele, keine Macht fürchte, wie groß sie auch sei, so mußte in dieser bedenklichen Frage das Factum so formulirt werden, daß eine Verletzung deutscher Fürstenrechte nicht vorlag und Preußen seine Stimme geltend zu machen keine Veranlassung erhielt. Von einem Pochen auf richtige Erb- oder kaiserliche Oberhoheitsrechte, von einer einseitigen Wegnahme Baierns konnte also die Rede nicht sein; ein ganz anderes Verhältniß aber gewann die Angelegenheit durch einen Ländertausch. Denn da nach dem Begriffe der damaligen Zeit das Land Eigenthum des Fürsten war, so konnte der Fürst auch nicht wohl gehindert werden, sein Land mit einem andern zu vertauschen.

Der Kurfürst Karl Theodor war eben so leicht zu einer Vertauschung seines Baierns gegen die Niederlande als früher zu einer Verzichtleistung auf seine Erbrechte gewonnen. Die Frage um Vortheil oder Schaden berührte ihn nicht. Dennoch hatte das kaiserliche Cabinet gesucht dem Vorwurfe des Eigennutzes einigermaßen vorzubeugen. Oesterreich bot nämlich für Baiern die Niederlande, die ihm längst eine große Last gewesen waren, dazu den Titel eines Königreichs voh Burgund. Nun erreichten zwar die Niederlande noch nicht ein Mal die Hälfte des Flächeninhaltes von Baiern, allein beide Bevölkerungen hatten eine fast gleiche Stärke, und jene Differenz

sollte durch drei Millionen Gulden und vorerwähnten Königstitel ausgeglichen werden.

Es wäre gegen dieses Project kaum etwas einzuwenden gewesen, wenn einerseits das Eindrängen Oesterreichs in Deutschland mit allen Uebeln verjährter Vorurtheile und Mißrechte nicht gänzlich Preußens Interesse und Mission alterirt hätte und andererseits der barbarische Grundsatz, daß Volk und Land willenlose Besitzgegenstände des Fürsten seien, bei Friedrich's Begriffen und Moral Billigung gefunden hätten. Allein dieser Grundsatz vor allem durfte nicht zur Geltung gelassen werden. Es würde den schmählichen Länderschacher, der die schrecklichste Zeit des deutschen Reichs, die Zeit des Interims, kennzeichnet, und später von dem Hause Habsburg mit vieler Freiheit gehandhabt worden ist, in die politische Praxis der Zukunft eingeführt, anscheinend zwar die fürstlichen Rechte erweitert, in der That sie aber durch Erschütterung der Anstammungs- und Erbrechte gefährdet haben. Da nun von Preußens Seite gegen das österreichische Project nicht direct eingeschritten werden konnte, so trat wie früher der Herzog von Zweibrücken mit einem Proteste, in welchem er nach Friedrich's Grundsätzen das Recht der Fürsten, mit ihren Ländern rücksichtslos zu schalten, bestritt, auf und rief Preußen zum Schutze seiner gefährdeten Rechte an.

Wenngleich nun Preußen seinen Schutz umso mehr mit Vertrauen zusagen konnte, da Rußland und Frankreich jetzt von der österreichischen Partei zurückzutreten suchten, und wenngleich Kaiser Joseph Angesichts solcher Gestaltung von seinem Vorhaben abstand, so hatte sich doch deutlicher als je gezeigt, bis zu welcher Höhe widerrechtlicher Anmaßung sich der Kaiserthron zu versteigen wage, um sein hinsterbendes Leben zu fristen.

Solcher Gefahr gegenüber, die die Existenz der deutschen Fürsten und Staaten völlig in Frage stellte, gründete Friedrich der Große nun einen deutschen Fürstenbund — es war das letzte seiner großen Werke. In denselben traten Preußen, Sachsen, Hannover, Zweibrücken, Mecklenburg, Braunschweig, Gotha, Weimar, Anspach, Baden, Hessen-Kassel, Anhalt und die Bisthümer Mainz und Osnabrück. Zum Zwecke des Bundes wurde vor allem der Schutz der deutschen Nationalität und Freiheit gemacht. Man wollte mit gemeinsamer Kraft jeden fremden Einfluß so wohl wie jede Vergewaltigung von Seiten des Kaiserhauses abwehren und Besitz und Rechte schützen.

In diesem Bunde hatte sich der größte Theil Deutschlands Preußen angeschlossen und Friedrich durch denselben die Mission seines Hauses und ein künftiges anderes Deutschland gesichert. Er stand am Rande des Grabes. Er konnte mit der Beruhigung scheiden, daß durch diese Stiftung sein Nach-

folger, wenn ja er wanke, in eine bestimmte Bahn versetzt sei, in die des Bundes, als dessen Lenker und Leiter Preußen zuversichtlich für immer seine Geltung behalten mußte. Behauptete sich dieser Bund, so war die deutsche Nationalsache gesichert und das alte zeitungemäße Reichsgebäude mußte ohne Unheil zu stiften bald gänzlich zusammensinken. „„Es war kein Leben mehr in diesem Reichskörper, er war schon längst eine Leiche, die man nur noch zu begraben brauchte — Ehre dem großen Todten; aber was sollen Mumien im Kreise der Lebendigen?““*)

5.

Zwischenzeit.

Nach dem Tode des Königs Friedrich II., des Schöpfers Preußens als europäischer Macht und deutscher Vormacht, wurde der Kampf der österreichischen und preußischen Interessen auf lange zum Schweigen gezwungen. Friedrich starb am 17. August 1786, also zu einer Zeit, wo Kaiser Joseph sich noch in einem Alter befand, welches seine Ideen und Entwürfe gefährlich erscheinen ließ.

Aber bereits hatte Joseph die bittersten und entmuthigendsten Folgen seiner reformatorischen Bestrebungen erfahren müssen. Der Undank seiner Völker, die seine guten Absichten nicht verstanden, hatte ihn auf's Tiefste verletzt und ihm sein Streben verleidet. Revolutionen bewegten allenthalben seinen Staat, und Verwickelungen mit dem Auslande versetzten ihn in eine Fluth von Sorgen, in der er wohl froh war den Streit mit Preußen ruhen lassen zu können.

Und ehe Joseph daran denken konnte, in seiner deutschen Politik einen neuen Schritt zu thun, ereilte, wenige Jahre nach Friedrich, auch ihn der Tod, und zwar zu einer Zeit (1790), wo die französische Revolution und die Gefahr, die dem gesammten Deutschland drohete, Fragen in den Vordergrund schoben, bei welchen Oesterreich und Preußen in gleicher Weise interessirt waren.

Freilich blieben auch hierbei die Sonderinteressen nicht ganz unwirksam, ja man könnte behaupten, daß sie das unglückliche Geschick verschuldeten,

---

*) Menzel III, 312.

welches Deutschland durch Frankreich in einer 25jährigen Kriegszeit erlitt. Die Mißhandlung der uralten Autorität des Monarchenthums, die freilich der Thron durch Mißregierung ärgster Art verschuldet hatte, hatte in Frankreich bereits 1791 einen Umfang gewonnen, daß benachbarte Monarchen unmöglich dazu schweigen konnten, wenn sie wollten, daß nicht auch ihre Völker in diesen Taumel gefährlicher zügelloser Freiheit gerathen sollten. Man hatte den König seiner Würdenmacht gänzlich entkleidet und behandelte ihn nur noch als den Gegenstand politischer Experimente.

Die Königin war eine Tochter Maria Theresia's, und daher das österreichische Kaiserhaus empfindlich durch das Ergehen des französischen Königshauses berührt. Kaiser Leopold lag alles daran, Frankreich zur Ordnung zu bringen und den König Ludwig wieder empor zu heben. Für keinen Zweck konnte Preußen so einträchtig mit Oesterreich gehen als für diesen. Es schloß mit Oesterreich bereits 1791 im August zu Pilnitz ein Bündniß und nahm nun an den Kriegen Oesterreichs gegen Frankreich mit Vertrauen und wahrhafter Opferfreude Theil. Preußen bewährte auch jetzt seinen alten Ruhm, schlug die Franzosen allenthalben, bei Pirmasens und drei Mal bei Kaiserslautern. Aber alle diese Siege waren nutzlos, da die österreichische Politik vielweniger darnach trachtete in Frankreich Ordnung zu stiften, als den deutschen Nebenbuhler, der sich jetzt gutmüthiger Weise zum Bundesgenossen hergegeben hatte, sich entkräften zu lassen. Man gönnte den Preußen keinen Sieg, und darum ließ Oesterreich sie allenthalben im Stich. Aber die Folge davon war, daß Preußen sehr bald müde wurde, sich einem falschen Bundesgenossen zu opfern, und mit Frankreich Frieden schloß (1795).

Bereits hatte Preußen Ursache genug gehabt, über den Bund mit einem an Kriegstüchtigkeit ganz ungleichen Genossen gegangen zu sein; denn so viel die Preußen gesiegt hatten, waren die Oesterreicher geschlagen worden. Nun aber kam Oesterreich seine unlautere Politik in Folge seiner Kriegsunfertigkeit schwer heim. Der Hilfe Preußens entbehrend, wurde es immer wiederholt geschlagen und mußte unter den ungünstigsten Verhältnissen 1797 mit großem Länderverluste Frieden schließen. Es hatte gehofft ohne Preußen desto mehr für seine Macht zu gewinnen und erlitt, wie fast vorausgesehen werden konnte, das Gegentheil. Hätte es Oesterreich vermocht, sich eben so treu und vertrauensvoll an Preußen zu schließen, als Preußen sich an Oesterreich geschlossen hatte, hätte sich unter beider Staaten Banner die Gesammtmacht des deutschen Reiches zum Selbstschutz vereinigt und Eintracht die Einheit der Leitung geschirmt, nie würde Deutschland so große Schmach erlitten haben. Die Selbstsucht Oesterreichs war die Brücke, welche Frankreich hereinführte, damit das alte zerspaltene Reich unter seinen Füßen zertreten werde.

Oesterreich zog indessen 1799 das Schwert abermals und hatte sich mit Rußland, England und anderen Mächten verbunden, auch wiederum Preußen zur Alliance aufgefordert. Allein Friedrich Wilhelm III., der kaum erst den Thron bestiegen, hatte Oesterreichs Politik zu gut studirt, und trug Bedenken, seinen Staat zum Gegenstande des Mißbrauchs herzugeben. Bei dem besonderen Verhalten Oesterreichs würde er sicher das Obsiegen Deutschlands nicht haben bewirken können; seine Neutralität, die ihm freilich später nachtheilig wurde, schützte ihn jetzt wenigstens davor, an der Niederlage des Kaiserstaates, die dieser 1800 und 1805 erlitt, Theil zu nehmen.

Was Preußen später auch durch Frankreich erfuhr, jetzt wurde es in seiner auf Deutschland bezüglichen Politik, die es freilich viel später erst wieder geltend machen konnte, mächtig gefördert, dadurch nämlich, daß Napoleon die deutschen Mittelstaaten, um sie wegen seiner Wegnahme deutscher Landestheile zu beruhigen, durch die deutschen Kleinstaaten vergrößerte. Die Reichsstädte, reichsunmittelbaren Stifte, Grafschaften u. s. w. wurden mit dem nächsten größeren Staate vereinigt und dadurch das deutsche Staatenwesen sehr vereinfacht. Das war ein Streich, den Napoleon gegen Oesterreich, oder vielmehr gegen den deutschen Kaiserthron führte, und er kam in viel späterer Zeit Preußen im höchsten Maße zu Nutzen.

Aber noch vielmehr geschah in dieser Weise. Napoleon hatte sich 1804 die Kaiserkrone aufgesetzt. Damit diese seine Krone die höchste irdische Würde vertrete, mußte der Glanz der römisch-deutschen Krone, der Krone des Augustus und Karls des Großen mit ihr verbunden werden, die ein Zeichen der Weltherrschaft war, und dieses Zweckes halber die alte Reichsverfassung zerstört werden. Nichts war leichter als dies, nachdem Oesterreich 1805 durch die Niederlagen bei Ulm und Austerlitz in die Schmach gänzlicher Unterwürfigkeit versetzt worden war. Napoleon vereinigte also im Juli 1806 sechzehn deutsche Staaten in dem sogenannten Rheinbunde, welche sich vom deutschen Reiche lossagen und die Oberhoheit des französischen Kaiserthrones anerkennen mußten. Dadurch war das deutsche Reich factisch zerrissen, zerstört und der römisch-deutsche Kaiserthron, der Stolz des Hauses Habsburg und das Mittel unsäglichen Mißbrauchs der Nation und des Landes in nichts zerfallen.

Um doch die Kaiserwürde zu retten, nahm Franz II. den Titel Kaiser von Oesterreich an. Das deutsche Reich aber hatte, wie Napoleon am 1. August verkündete, aufgehört. War es begreiflich, daß das Reich in seiner alten Form und daher der alte römisch-deutsche Thron der Habsburger nicht wieder erstehen konnte, so begreift man, wie sehr Preußens innig mit den Zeitforderungen verbundene deutsche Berufung durch diese Gestaltung

gefördert worden ist. — Freilich warf der unglückliche Feldzug von 1806 Preußen auf seiner Bahn weit zurück. Aber was es verloren, konnte und mußte wieder errungen werden, während das von Oesterreich Verlorene, nämlich die alte kaiserliche Würde des Reichsoberhauptes, nicht leicht je wieder gewonnen werden konnte, weil sie schon vor ihrer Zerstörung durch die Zeit unmöglich geworden war. Sowohl das Unglück Oesterreichs in den früheren Kriegen und denen von 1809, als das Unglück Preußens 1806 beweisen die Folge der Zerrissenheit des Reichs, und hieraus entsprang das glühende Verlangen einer völligen Vereinigung desselben, welches in der Folge der Gegenstand der höchsten politischen Wünsche der Nation wurde, die höchstens nur in den unteren Schichten der kleineren Staaten, wo politische Bildung mangelt, unempfunden blieben.

Es war für Preußen eine traurige Zeit die von 1806 bis 1812. Alle Pfänder, die es für die Zukunft gewonnen, schienen verloren zu sein. Kaum dachte noch ein deutscher Staat daran, sich an dieses Palladium der deutschen Freiheit anzulehnen. Schrecken hatte die ganze Nation ergriffen. Hatte man nie zu Oesterreichs Schild und Schutz Vertrauen gehabt und wegen seiner hinterlistigen Nebenabsichten haben mögen, so hatte man auf das ruhmreiche Preußen desto dreister gebaut; und jetzt lag es gestürzt in einer Tiefe, die man gar nicht für möglich gehalten hatte. Staaten, die ihm verbündet gewesen und treu auch ferner zu ihm halten wollten, mußten das Unglück mit ihm theilen. Andere Staaten hatten sich äußerlich dadurch erhalten, daß sie sich dem Sieger sclavisch zu Füßen geworfen hatten, aber moralisch desto entschiedener zu Grunde gerichtet; wieder andere, sich vom Reiche getrennt. Und diese bekämpften es sogar schmählich unter der Fahne des Fremdlings. Oesterreichs Kriegsunfertigkeit trug die Schuld am Sturze des Thrones, mit ihm hatte auch das Reich stürzen und diesem Preußen folgen müssen.

So schlimme Katastrophen Deutschland auch schon erlebt, eine schlimmere nie. Es war die Katastrophe der vollständigen Vernichtung seines äußeren Wesens. Ob es sich von diesem Falle wieder zu erheben vermöge, hing davon ab, ob in seinem inneren| geistigen Wesen noch gesunde Elemente verblieben waren. Solche befanden sich in der That am Wenigsten in den Mittel- und Kleinstaaten. In vielen derselben ließ sich eine nationale Indifferenz, eine Entartung wahrnehmen, die das Volk jeder Wiedererhebung unwerth erscheinen ließ. Ihre Fürsten, ohne Empfindung für Nation und Vaterland, fühlten sich ganz beglückt durch die Huld des Unterjochers, durch die von ihm erhaltenen Titel und die Verschwägerung mit seinem Hause.

Ganz Anderes erblickte man in Preußen: den tiefsten Schmerz um

den Verlust des alten Ruhmes, Verzweiflung wegen der Zerstörung der großen deutschen Nationalsache, wüthenden Durst nach Rache für den Raub der Pfänder, die man mit Strömen Blutes für das gesunde Wiedererstehen der Nation erworben hatte. Da zeigte sich wohl, daß Deutschland noch nicht untergegangen war; die geistigen Elemente waren nicht allenthalben erstorben. Preußen hatte sie bewahrt, und sie bürgten für das Erstehen der großen Nationalsache, die Napoleon für immer in das Grab geworfen zu haben glaubte.

Aber auch Oesterreich muß man die Ehre bekennen, sein Sclavenjoch nicht willig getragen, sondern mit glühendem Eifer an der Wiederherstellung seiner Ehre gearbeitet zu haben. Galt auch dort die Erbitterung mehr der Verletzung der sonderlich österreichischen, als der der deutschen Interessen, so konnte Oesterreichs Ringen nach Wiederherstellung seines Wesens doch der deutschen Sache, die jetzt vorzugsweise von Preußen vertreten wurde, nur heilsam werden.

Im Jahre 1809 erhob Oesterreich abermals das Schwert zum Befreiungskampfe. Von Preußen konnte kein Beistand erwartet werden. Es hatte die Kraft noch nicht gewonnen, die Fesseln, in denen es lag, zu sprengen, und je undeutscher die nachbarlichen Fürsten handelten, an welche Preußen, wie namentlich an den zum König erhobenen Kurfürsten von Sachsen, große Theile seines Gebietes hatte abtreten müssen, desto mehr Zeit bedurfte es, um sich zu einem Kampfe vorzubereiten, der, wenn er nicht zu völliger Vernichtung führen sollte, die besten Pfänder des Sieges in sich tragen mußte. Indessen fand Oesterreich an Rußland einen tüchtigen Bundesgenossen.

Rußland hatte alles zu fürchten, wenn Deutschland vollständig unterjocht war, und zum eigenen Schutze mußte es sich der deutschen Sache annehmen. Kaiser Alexander war nicht der Thor, der sich durch die Vorspiegelung einer Weltherrschaftstheilung zwischen Rußland und Frankreich blenden ließ. Mit ernstem Eifer trat er an Oesterreichs Seite; allein dieselben Fehler, wie in den früheren Feldzügen, wurden auch in diesem begangen. Man eröffnete nämlich den Kampf, ehe die Streitkräfte gehörig vereinigt und geordnet waren. So war 1806 Preußen erlegen, weil es die Ankunft des russischen Bundesgenossen nicht erwartet hatte, so unterlag auch Oesterreich 1809 aus ganz gleichem Grunde, und nun erfuhr das zertrümmerte Reich das höchste Maß der Schmach, die Schmach der Fahne des Unterjochers gegen das befreundete Rußland folgen zu müssen.

Aber während draußen die Heere, an die Ferse des Tyrannen gekettet, den Weg der Schmach gingen, bereiteten sich daheim die deutschen Völker

für den Weg der Rache vor; leider freilich nicht alle. So, anstatt an die Wiederaufrichtung des deutschen Vaterlandes zu denken, vergossen die Baiern in Tyrol Ströme deutschen Bruderblutes, um das Schmachgeschenk des Tyrannen, Tyrol, in ihren Besitz zu bringen; und leider bot auch Sachsen alles auf, die Sache des fremden Eroberers gegen die Sache Deutschlands zu fördern, damit ihm das napoleonische Geschenk für die Dauer bleibe. Ob dabei Deutschland zu Grunde ging, schien gar nichts zu gelten. Es war ihm von Napoleon ganz Südpreußen und der kotbusser Kreis zugetheilt worden und man hatte sich dieses Geschenk, welches zu den stärksten Beweisen der deutschen Erniedrigung und Schmach gehörte, äußerst wohlgefallen lassen. Daher macht es einen seltsamen Eindruck, noch jetzt in Sachsen darum Preußen schmähen zu hören, daß es nach Niederwerfung des Tyrannen Vergeltungsrecht geübt, Sachsen geschmälert und damit einen undeutsch gesinnten Nachbar sich minder gefährlich gemacht hat. War diese Vergeltung eine Ungerechtigkeit, warum ließ Sachsen sich die Ungerechtigkeit der napoleonischen Schenkung so wohlgefallen? Gefühl für Gerechtigkeit ist Beweis der Bildung. Wie hart auch die Wahrheit: desto edler, sie sich selbst rückhaltlos zu sagen. Die Wahrheit anerkennen ist die echte Umkehr zur Wahrheit und zum Guten.

Das Jahr 1812 entschied über Napoleon. Der Ruf der Rache wurde nun laut in Deutschland. Die gute deutsche Gesinnung durfte sich ohne Scheu wieder zeigen. Frohe Hoffnung belebte den Freund des deutschen Vaterlandes. Die Fürsten, die der persönlichen Habsucht die heiligen Pflichten des Patriotismus geopfert und die Sache ihrer Nation verrathen hatten, erzitterten und kehrten, sei es wiederum aus Habsucht oder aus Erkenntniß ihres Unrechtes, zur guten Sache zurück. Andere beharrten in ihrer Hingebung an den Feind des Vaterlandes und erfuhren die Macht der Nemesis.

Diese Epoche des Erwachens, des Wiedererstehens, der Befreiung, der Herstellung des Vaterlandes war der Morgen eines großen Tages, dessen blutiges aber prangendes Roth eine neue große Zeit beleuchtete. Und in dieser Epoche stand wiederum Preußen als der echte Repräsentant der guten Sache, als die Flammensäule des Rechts, als der unwandelbar vorkämpfende Ritter des Reiches und der Nationalfreiheit da. Im Stillen hatte es unter tausend Hindernissen und Gefahren alle Kräfte aufgeboten, sich tüchtig zu machen für die heilige Pflicht, die zu erfüllen nun die Zeit gekommen war. Es hatte sich gewaffnet vom Jüngling bis zum Greise, vom Niedrigsten bis zum Könige. Alles war durchdrungen vom Gefühl der Rache, vom Gefühl für die Ehre und Freiheit Deutschlands. Noch dachte kein anderer Staat daran die Kette zu brechen, Preußen war es, welches den ersten Ruf erschallen

ließ, der, zum Troste der Patrioten, in den von ihren feilen Fürsten verrathenen Staaten ein lautes Echo fand.

Und man durfte Preußen vertrauen. Es hatte sich nicht wie Oesterreich von der Leidenschaft zu wiederholten Kämpfen hinreißen lassen, sondern geduldig und besonnen in dem langen Zeitraume von sieben Jahren gekräftigt; jetzt stand es auf zu dem riesigen Kampfe im Gefühle der Kraft; freilich darum nicht ohne große Gefahr; denn die deutschen Rheinbundfürsten beharrten, selbst gegen den Willen ihrer Völker, hartnäckig bei ihrem Verrathe; Würtemberg kämpfte wie wüthend, jeder nationalen Pflicht vergessend, gegen die Befreier des Vaterlandes; Gleiches ließ der König von Baiern sein Heer thun, und der König von Sachsen förderte die napoleonische Gewaltherrschaft, als ob dies dem Glück und der Ehre Deutschlands Dienst hätte leisten können.

Ja selbst Oesterreich war noch weit entfernt der deutschen Sache zu dienen und gestattete widerrechtlich sogar napoleonischen Schaaren den Durchmarsch gegen die Preußen und Russen. Endlich als Preußen und Rußland auf den Schlachtfeldern von Lützen, Bautzen, Hoyerswerda, Luckau und Halberstadt Pfänder einer baldigen guten Entscheidung eingesetzt, entschloß sich Oesterreich an dem Kampfe für Deutschlands Befreiung theilzunehmen.

So war es Preußen, dem Deutschland seine Befreiung von der schmählichsten Sclaverei verdankte; denn den Fürsten der Mittel- und Kleinstaaten (Rheinbund) lag alles daran, die französische Herrschaft zu erhalten, und Oesterreich, wie schon erwähnt, konnte sich nur schwer entschließen gegen Napoleon, der jetzt Schwiegersohn des Kaisers Franz war, das Schwert zu ziehen. Ohne Preußen würde Deutschland spät oder nie wieder zu seiner Freiheit gelangt sein, es würde vielleicht das Schicksal Polens erlitten haben.

Doch Trostes genug! Preußen und Oesterreich gingen mit einander; und fehlten nun auch noch viele deutsche Staaten zu dem Befreiungsbunde, so zeigten doch schon die raschen und glänzenden Siege bei Bellahn, Groß-Beeren, an der Katzbach, bei Kulm, Dennewitz, an der Görde und endlich bei Leipzig, wessen das deutsche Reich bei vereinten Kräften fähig sei. Die zweimalige Einnahme von Paris und das Loos des gefangenen Tyrannen auf der wüsten Insel Helena waren Deutschlands glänzendste Genugthuung.

Aber wie hoch auch die Umkehr der österreichischen Politik und Oesterreichs Waffendienste geschätzt werden mußten, Preußen gebührte der Ruhm, Deutschland zur Sprengung seiner Ketten aufgerufen und das Größte selbst dabei gethan zu haben. Es hatte sich als den treuesten, eifrigsten, würdigsten und berufensten Vertreter und Schützer der deutschen Nationalsache bewiesen, und als solcher wurde es von allen deutschen Staaten — natürlich

außer Oesterreich — anerkannt, bis endlich die Erinnerung an seine Verdienste im Laufe schleichender Friedensjahre mehr und mehr erstarb und das Geräusch verdienstloser eitler Fürsten die Stimme der Geschichte erstickte, wodurch Preußen endlich in die Lage versetzt wurde seine Berufung wieder durch Thaten geltend zu machen.

6.

Die deutschen Großmächte als Reichsrepräsentanten.

Der wiener Congreß (1814 und 1815) schloß die lange Kriegsperiode. Sein Zweck war die von Napoleon gänzlich umgeworfenen Staatenverhältnisse Europas nach Friedensgrundsätzen umzuordnen. Man war weit entfernt, das deutsche Reich als solches wieder herzustellen. Selbst Oesterreich bekannte, daß das alte Kaiserreich des Grabes würdig sei, in welches Napoleon, wenn auch mit frevelhafter Unberufenheit, es versenkt hatte. Aber ein neues besseres Reich zu gründen, wozu in der That die furchtbaren Schicksale aufriefen, die die jämmerliche Verfassung des alten Reichs verursacht hatte, konnte man sich um so weniger entschließen, weil man, für Religiosität, Eintracht und Frieden mehr als je begeistert, Bedenken trug, auch die geringsten Rechte zu verletzen.

So blieb denn die Menge der Fürsten und Staaten, und die Reichseinheit wurde durch einen Bund hergestellt, in welchem alle Fürsten wie die polnischen Edelleute auf ihren berüchtigten Reichstagen gleich berechtigt waren. Das alte Uebel war höchstens seiner Form, keinesweges seinem Wesen nach beseitigt; ja die Einheit, welche die Patrioten forderten, jetzt nur mehr verloren, da das österreichische Präsidium auf dem Bundestage keinesweges für eine Repräsentation der Einheit gehalten werden konnte, vielmehr die Staaten nur noch einen Verein bildeten, in welchem es ganz gleich war, von welchem derselben auf dem Bundestage präsidirt wurde, ob von Oesterreich oder von Liechtenstein.

Wenn man Oesterreich das Präsidium gelassen hatte, so war das freiwillig und aus Pietät gegen die ehemalige kaiserliche Würde des Hauses Habsburg geschehen, aber keinesweges darum, daß Oesterreich irgendwie Vorrechte und Vorrang vor den anderen Staaten gehabt hätte, und in der That hätte solches nur durch eben jene Würde motivirt werden können, welche so

vollständig und unter allgemeiner Anerkennung annullirt worden war. Das Machtverhältniß, soweit es eben aus Deutschland hervorging und auf Deutschland Bezug haben konnte, berechtigte Oesterreich zu einem Vorrange durchaus nicht.

Wenn es immer für einen Vaterlandsverrath gegolten hatte, das Ausland zur Einmischung in die deutschen Angelegenheiten zu berufen, wenn der Kaiser ausdrücklich sich eidlich hatte verpflichten müssen nie ausländische Kriegsschaaren, wenn selbst sie ihm eigens angehörten, auf deutschen Boden zu führen, so konnte auch Oesterreichs Voranstellung im deutschen Staatenvereine nicht durch seinen außerdeutschen Besitz motivirt werden, und der Umstand, daß gerade Oesterreich so oft jenes Verbrechen des Vaterlandsverrathes begangen, hätte nur eben gegen seine Berufung zum Vortritt im deutschen Staatenbunde entscheiden können. Als deutsche Macht stand es jetzt höchstens nur in zweiter Reihe, etwa an Baierns Seite; denn was es durch den Frieden gewonnen, war meist außerdeutsch, als z. B. das lombardisch-venetianische Königreich, das illyrische Königreich, Dalmatien, Galizien, und die italienischen Herzogthümer Toscana, Modena, Parma und Piacenza. Diese Acquisitionen behagten Oesterreich ganz wohl, denn sie standen im besten Einklang mit der Idee von der Weltherrschaft, die stets das Kaiserhaus begeistert hatte und für welche das deutsche Reich nur mißbräuchlicher Weise hatte den Namen hergeben müssen. Aber es war fast natürlich, daß diese Entdeutschung Oesterreichs später große Folgen haben mußte, da gerade durch die Kriege, deren Ende Oesterreich den großen Länderzuwachs brachte, die Begeisterung für das Nationalwesen mächtiger geweckt wurde als je.

Von größter Bedeutung umgekehrt war es, daß Preußen sich eben nur im Innern Deutschlands vergrößert und verstärkt hatte. Es hatte — und mit Recht; denn ihm vorzugsweise mußte die Befreiung Deutschlands verdankt und vergolten werden — sich durch halb Sachsen, Posen, Schwedisch-Pommern, den größten Theil Westphalens und den Niederrhein fast verdoppelt, und Oesterreich hatte dies geschehen lassen, da es sich durch seine außerdeutschen Acquisitionen vollständigst befriedigt fühlte; aber es hatte nicht erwogen, daß in Bezug auf die in Deutschland zu spielende Rolle zwischen der Eroberung von deutschem Land und der von nichtdeutschem Land eine unermeßliche Werthdifferenz lag. Kaiser Joseph hatte diese Wahrheit besser erkannt, wie sein widerrechtliches Ringen nach dem Besitze Baierns zur Genüge bewies; das Cabinet des Kaisers Franz dagegen schien wieder zu den alten habsburgischen Ideen zurückgekehrt oder mit dem Gedanken versöhnt zu sein, einst eine außer deutsche oder in Deutschland eine unter-

geordnete Stellung einzunehmen. Preußen kannte den Werth seines Erwerbes vollständig. Es war jetzt die erste Macht Deutschlands. Hatte es 1806 geschienen, daß es auf dem Wege seiner deutschen Mission gänzlich zurückgeworfen sei, so war es doch nicht weiter zurückgeworfen als Oesterreich durch Zertrümmerung des deutschen Kaiserthrones; jetzt aber sah sich Preußen auf diesem Wege mächtig gefördert, ohne daß Oesterreich eine gleiche Förderung gewonnen hatte, und dadurch verdoppelte sich der Werth seines Gewinnes; doch war es, wie bereits gesagt, dieser Förderung würdig, denn es hatte sich in der Zeit des allgemeinen deutschen Unglücks zu einer Höhe moralischer und physischer Kraft und nationaler Opferfertigkeit emporgeschwungen, wie kein einziger der anderen deutschen Staaten.

Wiewohl auch Preußen die Unmöglichkeit des Fortbestehens Deutschlands in diesem unfertigen Zustande kannte, wie sehr es sich auch der mächtigen Steigerung seiner nationalen Berufung bewußt war, so mochte es doch in den nächstfolgenden Friedensjahren das Recht dieser Berufung zur Neugestaltung Deutschlands nicht zur Geltung bringen. Die Staaten betrachteten sich als Leidensgefährten, und man hatte zu viel gelitten, als daß man sich gegenseitig hätte Wehe thun sollen. Es mußte eine Zeit kommen, wo andere Fürsten auf den Thronen saßen, Fürsten, denen die Gefühle der Leidensgenossenschaft fremd waren und die die Kraft besaßen, die persönliche Rücksicht der politischen Pflicht unterzuordnen. Bis dahin galt es Preußen, die Stellung zu behaupten, die es hatte, und seine Bedeutung um nichts sich mindern zu lassen, in keiner nationalen Frage zu schweigen oder zum Schweigen sich bringen zu lassen, und bei keiner nationalen Handlung unbetheiligt zu bleiben oder sich den Antheil abschneiden zu lassen, vielmehr für jede gute Nationalangelegenheit voranzugehen und sie durchzusetzen, wenn und wie auch unberechtigte Rangsucht Widerspruch erhob. Ein lautes Zeugniß dieses Mühens war der deutsche Zollverein, den Oesterreich zu hindern suchte, nur, weil er Preußens Autorität erhöhete. Oesterreich blieb demselben fremd und arbeitete dadurch gegen sich, weil es selbst dadurch Deutschland fremder wurde.

So rang Preußen stets darnach als erster Repräsentant Deutschlands volle Anerkennung zu gewinnen. Wenn Friedrich Wilhelm III. stets die freundschaftlichsten persönlichen Beziehungen zum Kaiserhause erhielt, weil, wie er sich in seinem Testamente („An meinen lieben Fritz") ausdrückte, innige und dauernde Verbindung mit Rußland und Oesterreich Europa den Frieden verbürgte, so ging das Cabinet doch stets seinen eigenen von der Mission des Staates vorgezeichneten Weg.

Aber auch in der Repräsentation Deutschlands nach außen, war

Preußen stets beeifert voranzutreten und darin seine natürliche Stellung zu bekunden. Das that es besonders in der niederländischen Angelegenheit 1831 und noch mehr, als Frankreich unter Ludwig Philipp durch den bekannten Thiers mit dem alten habsüchtigen Traume vom linken Rheinufer erfüllt war. Ueberall zeigte sich zwar Oesterreichs Eifersucht, doch nirgends war deren Maske so undurchsichtig, daß sie Preußens wachsender Autorität hätte Nachtheil bringen können.

Ließ Preußen nach außen nichts mangeln seine Bedeutung zu zeigen, so beeiferte sich auch die Regierung das eigene Volk mehr und mehr mit ihrem großen Zwecke vertraut zu machen und den fast fremd gewordenen Begriff Deutschland in dessen Interesse einzuführen. Selbst der König versäumte hierin nichts, und in Staats-Schriften und Reden desselben fand man, wo irgend Gelegenheit gegeben war, als Preußens Zweck Deutschland hingestellt. So sagte Friedrich Wilhelm IV. in seiner Rede nach der Huldigung 1840: „Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern. Aus diesem Geist entspringt unsere Wehrhaftigkeit, die ohne Gleichen ist. So wolle Gott unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten.“ Hunderte von Stellen lassen sich anführen, wo vom Throne wie aus dem Cabinet noch unverhohlener und entschiedener auf Deutschland Bezug genommen wird.

Dergestalt drang die Anerkennung Preußens als deutscher Vormacht in das Volk, und zwar nicht das preußische bloß, sondern das deutsche. Das bewies sich deutlich genug im Jahre 1848, wo von einer Versammlung von Männern verschiedener deutscher Staaten dem Könige von Preußen die deutsche Kaiserkrone zuerkannt wurde. Die Art, in der dies geschah, hinderte leider den König die Krone zu genehmigen. Er würde dadurch einen Bund mit der Revolution eingegangen sein, und Niemand konnte voraussagen, welche Consequenzen dem entspringen würden. Ludwig XVI. hatte sein Bündniß mit der Revolution mit dem Blute bezahlen müssen, und wer möchte leugnen, daß die deutsche Revolution völlig den Weg betreten hatte, den ehedem die französische zum Schrecken der Welt gegangen war.

Immerhin war das Anerbieten der Kaiserkrone eine Anerkennung von Seite der deutschen Volksvertretung, die der preußischen Regierung zeigte, wie weit sie sich in ihrer Mission wagen dürfe. Oesterreich hätte darin erkennen können, daß es seine Rolle in Deutschland ausgespielt habe und daß man in Deutschland nicht gewillt sei, sich nochmals ein halbes Jahrtausend lang seinen fremden Zwecken, seinen Weltherrschaftsinteressen, seinen türkischen, italienischen und französischen Kriegen zu opfern. Hatte man vor der Wahl des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser einen seiner Erz-

herzöge (Johann) zum interimistischen Reichsverweser erkoren, so war dies für nichts als ein Abfindungszugeständniß zu halten gewesen.

Die bewegungsreiche Zeit der Revolution von 1848 brachte überhaupt für Preußen viel Gelegenheit, Zeugniß seines politischen Programmes abzulegen, namentlich forderten Schleswigs-Holsteins Verhältnisse den Schützer der deutschen Interessen zur Bestätigung seines Berufes heraus.

1448 hatte Dänemark den Herzog von Holstein und Schleswig zu seinem König erwählt, um dadurch eine Verstärkung zu gewinnen, die freilich dem kleinen Staate wegen der feindseligen Hansa wünschenswerth sein mußte. Die Herzogthümer konnten dagegen nichts einwenden, wahrten aber ihre Freiheit ausdrücklich durch die Bedingungen, daß sie ewig ungetheilt beisammen bleiben, nie mit Dänemark vereinigt würden, sondern in jeder Hinsicht ihre Selbstständigkeit behielten und daß die Thronfolge ihrerseits wie seit alter Zeit fortbestehe, nämlich direct in männlicher Linie.

Diese Bedingungen hatten sämmtliche dänische Könige vom Jahre 1448 an bei ihrer Thronbesteigung feierlich beschwören müssen, und wenngleich Dänemark oft Versuche gemacht hatte, die Personalunion in eine Realunion zu verwandeln, so war doch diese an dem festen Widerspruche der Herzogthümer gescheitert. Holstein war stets zum deutschen Reiche gerechnet worden und die Könige von Dänemark zählten darum zu den Vasallen des deutschen Kaisers, wie bekanntlich die letzteren wegen Holsteins Mitglieder des deutschen Bundes waren.

Ueber das Verhältniß Schleswigs hatten vor 1448 Zweifel geherrscht, daher das Herzogthum oft der Zankapfel zwischen den Königen von Dänemark und den regierenden Grafen von Holstein gewesen war. Allein jeder Krieg hatte zum Nachtheil Dänemarks geendet und Schleswig seine Selbstständigkeit bewahrt, bis unter einem und demselben Fürsten die innige Verbindung mit Holstein vollbracht worden war und später (1448) durch ein gemeinsames Staatsgrundgesetz die Sendung und Unabhängigkeit beider Herzogthümer, ihre ewige Vereinigung, besondere Verwaltung und Erbfolge durch die obenerwähnte Throncapitulation gesichert und dadurch dem Verlangen Dänemarks Schleswig sich einzuverleiben Einhalt gethan worden war.

Das vierhundertjährige Verhältniß wurde in sehr überraschender Weise im Jahre 1846 alterirt. Die königlich dänische Dynastie ging nämlich sichtbar ihrem Aussterben entgegen. Wenn nun auch die beiden Herzogthümer stets ihre Sonderung behauptet hatten, so hatte doch durch die Gemeinschaftlichkeit des Fürsten ein natürlicher Bund bestanden, aus welchem Dänemark hundertfachen Nutzen geschöpft hatte. Es fürchtete ohne die beiden Herzogthümer, die dem Königreiche an Größe ziemlich gleich kamen, nicht existiren



MOLTKE IN SEINEM ARBEITSCABINET.

Druck v. A. Kührt, in Leipzig.

zu können und hatte doch den Verlust derselben zu fürchten, wenn das Königshaus ausstarb und die Herrschaft nach dänischer Thronfolgeordnung auf die weibliche Linie überging, die nach dem schleswig-holsteinischen Erbgesetze, also in den Herzogthümern, keine Geltung hatte.

Um einen solchen, freilich das Königreich Dänemark sehr gefährdenden Fall abzuwenden, verfügte der König Christian VIII. 1846 in einem offenen Briefe die ewige Verbindung der Herzogthümer mit dem Königreich, d. h. er warf einseitig und aus eigener Machtvollkommenheit das alte, bei jedem Thronwechsel neu beschworene schleswig-holsteinische Staatsgrundgesetz über den Haufen und zwang die beiden Herzogthümer sclavisch in eine unberechtigte Lage, wobei natürlich auch die Rechte Deutschlands alterirt wurden, da mindestens Holstein unbestritten dem deutschen Reiche angehörte, Deutschland nun aber auch zu Folge der schleswig-holsteinischen Realunion gleiches Recht auf Schleswig gewann. König Christian VIII. hätte mindestens bei seinem Spiele den deutschen Bund unfreiwillig mitspielen lassen sollen. Mußte er auch Preußens entschiedensten Widerspruch fürchten, so konnte er doch gewiß sein, bei kluger Manipulation die Stimmenmehrheit und dadurch einen guten Anhalt zu gewinnen. Aber in der von ihm gewählten Weise mußte nothwendig der einhellige Widerspruch des deutschen Bundes hervorgerufen werden.

Wenn nun auch König Christian mancherlei Gewalt ausüben konnte gegen die Herzogthümer, so konnte er doch unbezweifelt ihr Staatsgrundgesetz nicht nach seinem Belieben über Bord werfen. Daher konnte sein „offener Brief“ für nicht mehr als eine Indiscretion, ein voreiliges und sehr unkluges Veröffentlichen seiner Absichten gelten, deren Ausführbarkeit noch durch nichts gesichert war, ja deren Ausführbarkeit gerade dadurch verunsichert wurde, daß er vorzeitig gegen seinen Plan Feinde herausrief.

So lange nun König Christian zur Realisirung seiner Absicht sich nicht thätliche Eingriffe in die Verhältnisse der beiden Herzogthümer erlaubte, war auch keine Veranlassung vorhanden, gegen ihn thätlich einzuschreiten. Die Sache konnte nur der Gegenstand eines Schrift- und Meinungsstreites, nicht aber eines Krieges sein. Ein solcher schien nur dann erst eintreten zu können, wenn nach dem Tode des kinderlosen Thronfolgers, der wenig später als Friedrich VII. die Herrschaft erlangte, die Absicht Christian's, die eigentlich nur die Politik des dänischen Cabinets war, gewaltsam und im Widerspruch mit den Ständen der Herzogthümer ausgeführt werden sollte.

Allein das Jahr 1848 war nicht geeignet, billige und vernünftige Grundsätze Maß geben zu lassen. Der offene Brief König Christian's hatte gleich nach seinem Erscheinen den bittersten Unwillen hervorgerufen. Das

deutsche Volk, obschon 1846 und 1847 noch keinesweges in der Aufregung, in der es 1848 unbesonnen tobte, nahm die dänische Idee schon für eine vollendete Thatsache, schrie Fluch und Wehe und war sehr geneigt sogleich mit Spieß und Stange gegen Dänemark loszubrechen, wobei natürlich das junge Geschlecht im Turnerhabit sich gewaltig hervorhob.

Indessen verstand der Bundestag, den der Patriotismus nicht in so hohen Wellenschlag versetzen konnte, zu temporisiren, bis ihn der Revolutionssturm des Jahres 1848 über den Haufen warf und das deutsche Volk nun, dieses treuen Hemmschuhs ledig, wie eine Lawine gegen das „freche" Dänemark rollte. Offenbar war dieser Act viel zu früh und daher unberechtigt; allein der Reichsverweser mußte mit dem Volke gehen und das Volk wollte sofort die Sache abgethan wissen. Schleswig-Holstein, nicht minder vom Leidenschaftssturme der Zeit ergriffen als andere Länder um anderer Interessen willen, bildete sofort eine Nationalarmee und aus Deutschland strömte alles nach Schleswig und Holstein, was begeistert war und kein Brod hatte. Es galt Deutschlands Ehre und Rechte zu vertheidigen, und wenn auch durchaus noch kein Recht zu einem Kampfe vorhanden war, so mußte doch die Begeisterung für eine deutsche Sache als die mächtige Kundgebung, erwachten Nationalgefühls, freudig begrüßt werden.

Sollte aber nun die Frage nach dem Erwecker dieser nationalen Empfindung aufgeworfen werden, so wird man — wer möchte das Gegentheil beweisen? — vor Allen Preußen, vielleicht ausschließlich Preußen nennen müssen. Und darum konnte sich auch das preußische Cabinet dieser nationalen Strömung nicht fern halten. Es mußte sich in dieselbe mit hineinwerfen, um seines eigenen Volkes gewissermaßen Herr zu bleiben und die Richtung der Strömung dergestalt zu bestimmen, daß sie nicht verderblich wurde. So oft auch die Cabinete in dieser wirren Revolutionszeit wechselten, alle erkannten dieselbe politische Instruction an.

Der Krieg hatte begonnen, die Reichsverweserschaft suchte ihn, von Oesterreich beeinflußt, mit den Mittelstaaten, welche sich stets gern das Ansehen gaben, Deutschland zu repräsentiren, zu führen; Preußen aber trat rasch mit einem Armeecorps ein und führte leicht zu Ende, was die kleinen Mächte schwer, darum allerdings nicht minder rühmlich, begonnen hatten. In wahrem Siegesfluge stiegen die Preußen, und mit ihnen einige vaterländische Bundesgenossen nach Jütland empor.

Ueberall geschlagen, hätte der König von Dänemark nun wohl die Pflicht anerkennen müssen, das schleswig-holsteinische Staatsgrundgesetz zu respectiren. Allein im Hintergrunde agirte Oesterreich, das den Gedanken, daß Preußen sich als Befreier Schleswig-Holsteins beim deutschen Volke populär

mache, nicht ertragen konnte. Das dänische Cabinet pochte auf die Schwäche der deutschen Vielherrschaft und auf den intriguanten Einfluß Oesterreichs und trotzte dem mächtigen Reiche ins Angesicht. Oesterreich trat nun ziemlich unverhohlen als Schützer Dänemarks heraus. Preußen sah sich außer Stande von Dänemark einen das deutsche Volk befriedigenden Frieden zu erzwingen, und mußte es für gerathen halten, das gute Werk ins Verderben fallen zu lassen, damit es später Gelegenheit erhalte, abermals zum Schutze Schleswig-Holsteins aufzutreten und durchzusetzen, was Oesterreich jetzt aus Neid und Furcht vor einer Vergrößerung Preußens mit Opferung des deutschen Interesses zerstört hatte.

So ging der erste schleswig-holsteinische Krieg unter Siegen kläglich zu Ende. Dänemark sah sich als Gewaltherr Schleswig-Holsteins gesicherter als vorher, Preußen mußte auf die Frucht aller Siege verzichten für sich, wie für Deutschland, Preußen mußte sein eigenes Werk abbrechen, seine Armee zurückziehen, Preußen stand da in dem Schein des Verräthers der guten Sache, es schien Deutschland um heilige Kleinodien gebracht zu haben, es mußte den Vorwurf des Reichsbetrugs hinnehmen, es mußte den Ruhm, der Schützer Deutschlands zu sein, es mußte die so schwer errungenen Sympathien Deutschlands verloren oder wenigstens in starken Zweifel gebracht sehen, und doch war das hämische Oesterreich, welches sich hinter den Schein guter Absichten versteckte, die Ursache dieser schmählichen Gestaltung.

Die londoner Conferenz setzte der Sache die Krone auf. Um Schleswig-Holstein auf ewig bei Dänemark zu erhalten, bestimmten England, Frankreich, Rußland, Schweden und Dänemark, daß, um Schleswig-Holstein jeden Vorwand zur Trennung zu entziehen, die dänische Thronfolge auf den Prinzen Christian von Holstein-Glücksburg übergehen solle. Auf diese Weise war Deutschland um den Zuwachs der beiden schönen Länder gebracht. Oesterreich, in dem Würfelspiel mit Ländern so wohl geübt, hatte dieses vaterlandsverrätherische Werk zu Stande gebracht, und es war nun beruhigt in der Zuversicht, daß jene Länder doch nicht in die Hand Preußens fallen oder ihm sonst nützlich werden konnten.

Leider blieb die wahre Sachlage noch geraume Zeit dem Auge des deutschen Volkes verschlossen und Preußen mußte sich als Schuldigen nennen hören, während Oesterreich sich in den Schleier der Unschuld heuchlerisch hüllte. Dennoch war Preußen der klügere Theil gewesen, indem es dahin gewirkt, daß das londoner Protokoll weder dem deutschen Bunde, noch den Ständen von Schleswig und Holstein zur Unterzeichnung vorgelegt wurde. Dergestalt hatten die allernächsten Interessenten ihre Genehmigung nicht gegeben und das Thor blieb also für die Zukunft immer noch offen, durch

welches zu einer vollgiltigen Beendigung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit gelangt werden mußte, weil die Sache selbst noch nicht giltig beendet war.

In dieser Weise zeigte sich Oesterreich stets als den erbittertsten Rivalen Preußens. Es fühlte, daß es seine Berechtigung in Deutschland verloren habe und mochte nun wenigstens Preußen nicht zum Genuß seines natürlichen Rechtes gelangen lassen. Ob dabei die große Nationalsache in Vernichtungsgefahr gerathe, kümmerte das Oesterreich nicht, welches bereits ein Zehntel Deutschlands muthwillig und frevelhaft veruntreut hatte, und welches darüber in wunderlicher Dreistigkeit triumphirte, daß das dumme Volk ihm die Verscherzung der Schweiz, Burgunds, der Niederlande und anderer Länder nicht zürnender gedachte, vielmehr dem Hause, welches Reich und Thron in jämmerliche Nichtigkeit versenkt hatte, immer noch eine gewisse Pietät bewahrte.

Bei jeglichem Vorkommniß blieb Oesterreich seiner Methode treu. Noch ist der Streit um die Rechtsverhältnisse des von der ärgsten Mißregierung bedrückten hessischen Volkes in frischer Erinnerung. Preußen mußte sich berufen fühlen dem Rechte beizutreten, Oesterreich aber fühlte sich berufen gegen Preußen zu treten, damit dessen Einfluß in Deutschland nicht wachse. Wie immer fand Oesterreich auch hier für seine Sache am Bundestage und Baiern feile Bundesgenossen. Schon schien es, als wolle Preußen diesen ewigen Hemmschuh, der allenthalben in die gesunde Entwickelung der deutschen Verhältnisse dämonisch eingriff, zertrümmern. Das preußische Heer stand dem Vaterlandsfeinde schlagfertig bei Bronnzell gegenüber (1850); allein das Vergießen von Bruderblut war von Oesterreich und Baiern als ein erschreckender Begriff auf die Tagesordnung gebracht worden und das gute Volk gedachte nicht, wie einst Baiern die Tyroler so fröhlich niedergemordet hatte. Genug, Preußen hatte die Sympathien des deutschen Volkes zu riskiren und ließ das österreichische Auskunftsmittel gelten, durch welches die hessische Frage in diejenige Unentschiedenheit versetzt wurde, mit welcher es Oesterreich zu allen Zeiten so gern gehalten hatte.

Wie nun Oesterreich allenthalben den Vortheilen Preußens entgegen zu kämpfen suchte, so forderte es doch andererseits mit seltsamer Dreistigkeit von Preußen in seinen Interessen gefördert zu werden, just als ob Preußen ihm ein dienstfertiger Vasall zu sein habe. Freilich mochte es Oesterreich schwer werden seinen deutschen Kaisertraum auszuträumen, allein der deutsche Tag war nun so weit heraufgezogen, daß Oesterreich seine Irrthümer bei Lichte besehen konnte.

Es träumte auch 1854 und 1855 noch fort, als es forderte, daß

Preußen an seiner Politik in der orientalischen Frage theilnehme. Wie immer spielte es auch hier die Rolle des Fischers am trüben Wasser. Es wollte Früchte nehmen, wo Andere (Frankreich, England, Sardinien) die Mühe des Schnitters hatten. Die Besetzung der Wallachei von Seite Oesterreichs hatte blühende Hintergedanken, bei denen es sich schlimmer Weise nur darum handelte, wie weit England und Frankreich einverstanden waren. Oesterreich machte aber wie gewöhnlich die Rechnung ohne den Wirth, und indem es sich nach jeder Seite freundschaftlich zu stellen suchte, war doch seine Politik allzu sichtbar sowohl gegen die Türkei als gegen Rußland gerichtet; es meinte die Türkei könne von den Westmächten nur betrogen, Rußland aber nur klein gemacht werden; und bei diesen Acten mußte sich wohl etwas gewinnen lassen. Die schneidende Undankbarkeit gegen Rußland, welches ihm kaum erst sein Ungarn gerettet hatte, beirrte den Ideengang des Cabinets durchaus nicht, und nur wünschenswerth war es, daß Preußen seiner Politik beitrete, damit der große Act des orientalischen Länderraubes gefahrlos verlaufe.

Aber jeder Versuch Preußen zur Theilnahme an dieser diabolischen Politik zu gewinnen, war vergebens. Es wäre in Bezug auf die deutschen Verhältnisse zwar nicht eben gefährlich gewesen, Oesterreich reüssiren zu lassen, wohl aber wäre es schmählich gewesen, Rußland, den treuen Genossen im Bunde gegen das Uebergewicht des westlichen Europa, der einst Deutschland so treue Dienste geleistet hatte, verrätherisch fallen zu lassen. Wenn Rußland wirklich in Gefahr gewesen, so gebührt Preußen der Ruhm, es durch seine Haltung gerettet zu haben.

So ruhmlos Oesterreich in die Donaufürstenthümer eingerückt war, so ruhmlos mußte es sie nach dem pariser Frieden (1856) wieder verlassen und 1859 erhielt es von Frankreich und Sardinien den eclatantesten Beweis, daß man ihm für die unberufene Rolle durchaus keinen Dank wisse. Kein politisches Princip konnte Oesterreich gefährlicher werden, als das von Napoleon III. aufgestellte, nach welchem die Völker das Recht haben sollen sich nach ihrem Nationalitätsumfange staatlich einzurichten und abzuschließen. Nach diesem Principe, welches Napoleon erhob, um dadurch die Beschlüsse des wiener Congresses von 1814, die ihn selbst eigentlich unmöglich machten, außer Kraft zu setzen, forderte Italien seine Vereinigung und von Oesterreich die Abtretung seiner italienischen Besitzungen. Der Krieg, für welchen Oesterreich den ersten Schritt that, entbrannte, und mit wenigen Schlachten hatten die Franzosen und Sardinier die Oesterreicher bis in ihr Festungsviereck (Mantua, Verona, Legniago, Pesciera) zurückgeworfen.

Die Welt glaubte, hier werde nun von Seite Oesterreichs der groß-

artigste Widerstand erhoben; und das mußte man von einem wehrhaften Staate, ins Besondere aber von einem solchen erwarten, der sich mit dem Attribute der Weltherrschaft brüstete. Als Napoleon I. einst vor Moskau stand, meinte er, Rußland müsse sich nun wohl in einen ihm vorgeschriebenen nicht zu harten Frieden fügen. Auf seinen Antrag wurde ihm erwidert: „der Kaiser von Frankreich irre, wenn er das Ende seines Krieges erreicht zu haben glaube. Rußland seinerseits gedenke jetzt erst den Krieg ernstlich zu beginnen.“ Die Folge dieses Verhaltens war bekanntlich Napoleon's Vernichtung.

Als nun 1859 die Oesterreicher unter den Wällen von Mantua und Pesciera standen, waren sie in derselben Lage wie einst Rußland, und man mußte erwarten, daß der Friedensantrag Napoleons III. hier eben so von den Oesterreichern beschieden werde, wie einst der Friedensantrag Napoleons I. vor Moskau von den Russen. Allein zum Staunen der Welt wurde im Fluge weniger Minuten Friede geschlossen (Villa franca) und Oesterreich gab uneingedenk der Ströme Blutes, die die Erwerbung gekostet, mit einer Leichtfertigkeit ohne Beispiel seine ganzen italienischen Besitzungen bis auf Venetien, das es noch besetzt hielt, auf. Das deutsche Volk aber verglich gewiß nicht ohne Nachdenken jenes kleine Preußen, welches sieben Jahre lang fast bis zur Erschöpfung um sein gutes Recht auf Schlesien gekämpft hatte, mit dem großen Kaiserstaate, der die Kühnheit der Schwäche besaß, binnen fünf Wochen Italien zu verlieren.

Seltsam aber mußte es erscheinen, daß dieses große Oesterreich nun mit dem bittersten Vorwurfe gegen Preußen darum hervortrat, daß es ihm nicht thätig beigestanden habe. Forderte Oesterreich das in dem Wahne, daß Preußen Vasallenpflichten zu erfüllen habe? und moralische Pflichten hatte es ihm nicht auferlegt, Anspruch auf Dank sich in keiner Weise erworben!

Die Haltung Preußens bei dem hier erwähnten italienischen Kriege war eine durchaus consequente und taktvolle. Preußen hatte keinerlei Veranlassung als Schützer Oesterreichs einzutreten, wohl aber als Schützer des deutschen Reichs. Demgemäß machte Preußen drei seiner Armeecorps mobil und forderte von Frankreich und Sardinien, daß die deutschen Bundesländer, die durchaus mit der österreichischen Sache nichts zu schaffen haben sollten, als neutraler Staat respectirt würden.

Es war Oesterreich ohne Frage sehr bitter, Preußen so ganz in die Rolle des Schützers von Deutschland eintreten zu sehen. Doch erwuchs Oesterreich daraus ohne Preußens Absicht der Vortheil des schnellen Friedens. Denn hätte das sardinisch-französische Heer das bekannte Festungsviereck

nördlich umgehen können, ohne deutsches Bundesgebiet zu betreten, so würde sich schwerlich das von Siegen berauschte Frankreich mit Verzicht auf Venetien zum Frieden schon entschlossen haben.

Die politische und kriegerische Schwäche, in welcher der italienische Krieg Oesterreich gezeigt, konnte unmöglich im berliner Cabinet unbetrachtet bleiben. In Preußen hatten eben im königlichen Hause wichtige Veränderungen stattgefunden. Der König Wilhelm, ein Mann von großem Charakter, nicht minder von energischer Empfindung für Preußen gleich sehr wie Deutschland und vom tiefsten Verständniß der Politik seines Hauses, hatte die volle Regierungsgewalt als Prinz-Regent aus der Hand des Königs Friedrich Wilhelm IV. übernommen, dessen Lebensende einer jahrelangen Krankheit am 2. Januar 1861 folgte.

Neben den König Wilhelm stellte sich in dem Minister von Bismark-Schönhausen ein Mann, von dem der Lord Stanley im englischen Parlamente gesagt hat, daß noch selten einem Staate ein so großer Minister geschenkt war als Preußen in dem Baron von Bismark. Seinen Scharfsinn entzog sich auch die kleinste Schwäche der Politik fremder Staaten nicht, so wie umgekehrt noch nie ein Minister die Tragweite der Vorzüge des preußischen Staatswesens so gründlich ermessen hat. Im Vorgefühl der Rolle, die zu spielen er berufen worden, hatte er sich eine durchdringende Kenntniß der Verhältnisse der großen Nachbarstaaten, namentlich aber Oesterreichs erworben, und gewiß mit Recht ist behauptet worden, daß er diesen Staat besser kenne, als dessen eigene Minister. Leidenschaftliche Neigung für außerordentliche Unternehmungen bei vollkommenster Umsicht und Besonnenheit, riesiger Muth, vereint mit kluger Geduld und eiserner Ausdauer, wunderbare Klugheit in der Benutzung eigener Vortheile und fremder Mängel, glühendes Gefühl für das Wünschenswerthe ohne Verkennung des rechtlich Nothwendigen, reiche Phantasie im Prüfen des Möglichen ohne Schwärmerei und Selbstverkennung, so war Bismark in der That der Minister, dessen Preußen bedurfte, um seine eben so edle als große und kühne deutsche Mission in der wichtigsten und gefährlichsten Epoche mit Vollendung zu krönen.

Hatte König Wilhelm in der Wahl seines Ministers eine außerordentliche Menschenkenntniß bewiesen, so hatte er doch darin auch gezeigt, wer er selbst war und wohin er dachte und wollte. Der König hatte den Mann gesucht und gewählt, den er brauchte. Der Plan gehörte ihm, die Ausführung theilte er mit seinem Minister; aber der Glanz der Ausführung zeigte, daß Fürst und Minister in seltener Vollkommenheit für einander berufen waren. Es galt Preußen zu seiner höchsten Würde zu erheben, es galt den

Beruf desselben zu vollenden, es galt durch Preußen Deutschland zu retten, welches bei der hämischen Rivalität Oesterreichs, bei dem Bestreben dieses Staates die politische Verwirrung des deutschen Reichs zu erhalten, um auf dem geduldigen Rücken der allgemeinen Schwäche der Reichsstaaten seine Herrscherrolle weiter zu spielen, nothwendig hätte zu Grunde gehen müssen.

War es doch bereits völlig zu Grunde gegangen, durch Napoleon I. so in Nichts verwandelt, daß dieser ohne der Wahrheit Wehe zu thun, nach seiner beliebten Weise hatte erklären können: „Deutschland hat aufgehört.“

War nun auch Deutschland noch ein Mal unter dem Walten günstiger Zufälle gerettet worden, so hatte sich doch gezeigt, wozu das Reich reif geworden war, und keineswegs hatten sich die Verhältnisse verändert, welche die Vernichtung desselben möglich gemacht hatten. Noch herrschte jene jämmerliche Zersplitterung. Der wiener Congreß hatte sie fortbestehen lassen, ja die Souverainetät der Miniaturfürsten in thörichter Vertauschung der Humanität mit der politischen Nothwendigkeit nur mehr befestigt; mit einem Worte Deutschland war zum Untergange so reif wie ehedem, ja noch reifer, denn durch den Bundestag, der nur ein Haufe von Köpfen, aber kein Kopf, am allerwenigsten ein Kopf mit Gehirn war, wurde die Einheit des Reichs weit schlechter repräsentirt als früher durch die veraltete Kaiserwürde.

In diesem trüben Gemisch widersprechender Elemente, von Machtwahn und Schwäche, von Streben und Widerspruch, von Redlichkeit und Habsucht, von Einsicht und Unverstand, von Nationalgefühl und Verrath, in diesem Wirrwarr, in welchem Gutes und Böses Grund der souverainen Gleichheit der Mitglieder mit gleicher Berechtigung gegen einander auftraten, in welchem die Maus zum Löwen sagen durfte, geh mir aus dem Wege, weil die Unvernunft der Verfassung dem Löwen gebot keine größere Rolle zu spielen als die Maus, in diesem trüben Wasser lächerlicher Naturwidrigkeit wühlte Oesterreichs Politik, um seiner ebenso unnatürlichen Stellung von Zeit zu Zeit ein lebenfristendes Fischchen zu ziehen. Ihm mußte daran liegen, diesen Wirrwarr zu erhalten; aber die Aufgabe des preußischen Berufes war es diesen Wirrwarr zu zerstören, weil er alle Elemente der Zerstörung des Reichs in sich trug und diese Zerstörung desto gewisser war, da Oesterreich jene schlimmen Elemente in steter Wirksamkeit erhielt.

So jung die neue Mißverfassung Deutschlands war, so hatte sie sich doch — weil Unnatürliches nie lange dauern kann — bereits binnen fünfzig Jahren überlebt. Schon war der Bundestag ein Spott des Volkes geworden, schon hatte die Nation in tausendfacher Weise, und namentlich in der Verpönung der deutschen Erkennungszeichen, in der Niederdrückung des Bewußtseins der nationalen Zusammengehörigkeit der Volksstämme erkannt,

daß von dieser Verfassung nur die Vernichtung des deutschen Vaterlandes erwartet werden könne. Die Nation forderte Einheit, weil Eintracht, wenn nicht unmöglich war, doch durch Oesterreich unmöglich gemacht wurde. Alle Blicke mußten sich auf Preußen wenden, dessen Beruf mindestens von den Verständigen schon verstanden wurde und welches vor wenigen Jahren kaum erst von der Nation würdig gehalten worden war (Antrag der Kaiserkrone an Friedrich Wilhelm IV.) an der Spitze Deutschlands zu stehen, Deutschland — und wäre es durch Gewaltacte — zu einen, es zu retten.

Dergestalt hatte die öffentliche Meinung vorgearbeitet und die Bahn getreten. Das Werk war dadurch leichter, aber auch die Pflicht gebieterischer geworden. Gegen sich sah Preußen nur die von Oesterreich verführten Regierungen und die Volksschichten des Unverstandes stehen; freilich auf dieser antinationalen, oder die Existenz der Nation frevlerisch aufs Spiel setzenden Seite Oesterreich mit.

Wie desolut sich auch immer Oesterreichs Machtverhältnisse gezeigt hatten, immerhin war es eine Macht, die nicht leichtfertig in Rechnung gebracht werden durfte; eine Macht zwar am wenigsten durch sich selbst, wohl aber durch sein Ansehen beim Auslande, den an der Rettung des deutschen Nationalwesens eben auch nichts gelegen sein konnte. Vorsicht, Klugheit und Kraft mußten auf Preußens Seite Hand in Hand gehen. Die Kraft, konnte man glauben, war schon mit Preußen. Vorsicht und Klugheit mußten der König und sein Minister dazu bringen. Doch gewiß stand man am Beginn des großen Werkes. König und Minister fühlten und wußten das, keiner so wie sie, denn Alle fühlten sich überrascht von dem, was die Zukunft brachte.

Aber König und Minister, wie sehr auch an Geist Alle überragend, wußten doch nicht in welcher Weise das Werk seinen Gang nehmen werde. Eins nur konnten sie wissen, oder doch vermuthen, nämlich daß Schleswig-Holstein den Aufruf, den Anlaß bringen werde. So viele Flüche waren schon über die Miniaturfürsten hingeschollen! das Volk konnte nicht wünschen, daß das Geschlecht derselben sich mehre. Schleswig-Holstein durfte nicht in fremde Hand kommen, es durfte auch nicht in eine Hand kommen, in der es das Verderben Deutschlands mehrte, es mußte zu Deutschlands Rettung gereichen, mit kurzem Wort, es konnte nur mit Preußen sich verbinden, um Deutschland seiner Einheit entgegen wachsen zu machen. Die Lage, die Natürlichkeit der Verhältnisse, alles sprach dafür; doch war nichts so bestimmt voraus zu sehen als der Widerstand Oesterreichs, und hier mußte das nicht schleswig-holsteinische, sondern das deutsche Werk beginnen.

7.

Die Wehrkraft der Parteien.

Wenn Preußen gewiß sein mußte, großen Widerstand zu erfahren, die Möglichkeit aber durchaus nicht ausgeschlossen war, daß dieser Widerstand einen Umfang gewinnen könne, der weit über die aus den eben bestehenden Verhältnissen hervorgehenden Voraussetzungen hinausgehe, so war es eine Pflicht vor allem die eigene Kraft und ihre Ausdehnungsfähigkeit zu erwägen und mit der Kraft derjenigen Staaten zu vergleichen, die auf feindlicher Seite erwartet werden mußten. Das Unglück Preußens hatte in den Jahren 1807 bis 1813 die Idee hervorgerufen, das ganze Volk wehrhaft zu machen, damit nicht bloß einer schwachen Alterklasse der Schutz der großen Güter des Vaterlandes anvertraut sei.

In den meisten Staaten, und auch in Preußen hatten bis dahin die Heere größtentheils aus Söldnern bestanden, denen der Waffendienst Lebensberuf war. Dieses Verhältniß mußte geändert werden, wo es galt eine Kraft zu entwickeln, die dem Weltherrn Napoleon I. gewachsen war. Um die ganze Nation wehrhaft zu machen war es nothwendig die Wehrpflicht allgemein zu machen, und dies geschah, anfangs aus innerem Triebe des patriotischen Volkes, später durch Regierungsmaßregeln, die von dem Volke selbst hervorgerufen waren und daher die Sanction dessen hatten. Der Grundsatz wurde aufgestellt, daß Jeder dienen müsse, wer er auch sei, und desto mehr der Reiche, weil er für seine Güter größeren Schutzes bedarf als der Arme.

Bei der allgemeinen Wehrpflicht durfte aber die Dienstzeit eine nur kurze sein, damit die Größe des Heeres nicht das Land zu sehr belaste. Wurde dergestalt die active Dienstzeit abgekürzt, so durfte man andererseits die Zeit der Dienstpflicht verlängern. Indem nun die active Dienstzeit mit dem zwanzigsten Jahre begann und mit dem vierzigsten endete, befand sich jeder waffenfähige Staatsangehörige während einer Dauer von zwanzig Jahren im Stande der Kriegspflichtigkeit und diese Einrichtung befreiete Preußen nicht nur von den unzuverlässigen Söldnern, sondern sie schuf ihm auch ein treues und patriotisches Heer, ein echtes Volksheer von ganz außerordentlicher Stärke.

Nach der Zählung von 1858 besaß Preußen an militairpflichtigen Einwohnern 2,728,586*), wovon 778,454 dem stehenden Heere, 1,077,958 der

*) S. Kolb's Handbuch der vergleichenden Statistik 157.

Reserve und dem ersten Aufgebote der Landwehr (also bis zum 32. Lebensjahre), 872,174 dem zweiten Aufgebote der Landwehr (bis zum 40. Jahre) angehörten. Aus diesen Zahlen läßt sich die erstaunlich große Wehrkraft des preußischen Staates erkennen. Kein einziger Staat Europas hat ein solches Resultat erlangt, wie Preußen durch die Art seiner Militaireinrichtung.

Wenn nun auch eine so ungeheure Armee nie vollständig auf die Füße gebracht, viel weniger im Felde erhalten werden kann, so macht sich doch zu jeder Minute die Aufstellung eines ungewöhnlich großen Heeres möglich und gewährt einen fast unerschöpflichen Ersatz. Grund dieser Einrichtung war Preußen den größten Staaten Europas an Militairkraft überlegen. Kritikaster nannten den Militairstand in Hinsicht der Größe des Staates unverhältnißmäßig. Aber er war sehr verhältnißmäßig zur Größe der politischen Aufgabe dieses Staates, und dabei war wohl zu berücksichtigen, daß trotz dieser Größe des Militairstandes Preußen doch nur ein kleines Heer auf den Füßen zu haben brauchte und hatte, eben weil Jedermann waffentüchtig und kriegsfertig war.

Die Institution Preußens hatte dergestalt das ganze Volk zum Kriegerstande gezogen, ohne dadurch dem Gewerbstande und der Steuerkraft Abbruch zu thun. An wirklich waffengeübten Leuten können sofort 600,000 Mann in vollständiger Ausrüstung aufgestellt werden, ein Heer dessen es wohl kaum je bedarf.

Die Stärke dieses Heeres, von der im Frieden nur 129,117 Mann Linie mit 30,545 Pferden, und 4123 Mann in Landwehrstämmen mit 348 Pferden im Dienste waren, vervielfachte sich aber durch seinen Geist, die Intelligenz, welche durch Gebildete in dem ganzen Wehrstande ausgebreitet wurde, das politische Verständniß und die patriotische Energie, die aus der Art der Volkserziehung, aus dem Besitze einer ruhmvollen Geschichte und aus der nationalen Einheit hervorging, wie sie außer den Franzosen nur wenige Völker besitzen.

Das preußische Heer zählte an Infanterie zur Garde 4, zur Gardereserve 1, zur Gardelandwehr 4, zu Gardejägern 2, zur Linieninfanterie 32, zur Linienreserve 8, zur Landwehr 32 Regimenter, zum Ersatz 36 Bataillone, ferner 8 Jägerbataillone, dazu 10 Ersatzcompagnien und 8 Landwehrersatzbataillone. Zur Cavalerie gehörten Gardekürassiere 2, leichte Gardereiterei 2, Gardeuhlanen 2, Gardelandwehr 2, Linienkürassiere 8, schwere Landwehrreiterei 8, Dragoner 4, Landwehrdragoner 4, Linienhusaren 12, Landwehrhusaren 12, Linienuhlanen 8, Landwehruhlanen 8 Regimenter, dazu 8 Land-

wehr-Reserve-Schwadronen. Eingetheilt war dieses Heer in 9 Armeecorps. Zu jedem gehörte 1 Artillerieregiment. Die gesammte Artillerie umfaßte 36,000 Mann mit 864 Geschützen, Geniewesen 7860 und der Train 45,000 Mann. Jedes Armeecorps war in 2 Divisionen, jede Division in 2 Brigaden, jede Brigade in 2 Regimenter, jedes Regiment in 3 Bataillone, jedes Bataillon in 4 Compagnien getheilt. Die technische Gliederung und Taktik waren mit solcher Sorgfalt ausgebildet, daß durch gleiche Mittel kaum noch ein höherer Grad von Leistungsfähigkeit hätte erreicht werden können.

Dieses vortreffliche Heer, in einer Stärke von über 580,000 Mann (Kriegsfuß) zu jeder Minute verfügbar, konnte, wie oben erwähnt, auf einen weit größeren Umfang gebracht werden. Wie groß auch die politische Aufgabe Preußens war, ein solches Heer, meint man, müsse den König und Minister völlig befriedigt haben. Doch war das nicht der Fall. Man wollte auf den denkbar größten Widerstand vorbereitet, gegen die denkbar äußersten politischen Conjuncturen gerüstet, man wollte eines schnellen und entscheidenden Sieges vollkommen versichert sein, das große Object, mit welchem Preußen die größte, erhabenste Aufgabe zu lösen und sich die glänzendste Geschichte zu erwerben hatte, die je einem Volke von dem Weltenlenker überwiesen worden ist, auch im Entferntesten nicht in Zweifel gesetzt sehen. Es galt Deutschland, die Welt des Deutschthums, den Tempel des uralten Volkes zu retten, aus den Trümmern seines schmählichen Zerfalles wieder empor zu richten in zeitgemäßer Form für eine ewige unvergängliche Zukunft, und um ein solches Object wollten mit Recht der König und sein Minister nicht leichtfertig manipuliren. Sie hatten sich nicht bloß Oesterreich und die deutschen Mittelstaaten als Feinde vorzustellen. Man hatte die Kunst Oesterreichs, die Welt in seine Pläne zu ziehen und auszubeuten, kennen gelernt und im siebenjährigen Kriege bitter empfunden. Es galt daher die Wehrkraft der Nation, das Heer, auf das Maximum der Leistungsfähigkeit zu bringen, das Ausland und insbesondere Frankreich durch kluge, nicht minder würdevolle — denn nur solche duldete die eigene Würde und die Würde des großen Zweckes — Unterhandlungen zu neutralisiren; den riesigen Plan mit einer heiligen Discretion zu bedecken, damit er nicht, unverstanden, die Welt in Schrecken und sich selbst in Gefahr setze, und es galt endlich das Werk mit ebenso großer Sicherheit als Schnelligkeit auszuführen, damit den Feinden kein Chancenspiel bleibe — das also war die Aufgabe des Königs Wilhelm und des Ministers Bismark-Schönhausen, eine Aufgabe, geschaffen das Maximum politischer Meisterschaft zu prüfen und zu zeigen, aber auch geschaffen, bei unbefähigter Behandlung in eine große Donquixoterie umzuschlagen.

In der Voraussicht der zukünftigen Dinge hatte es der Umsicht der Regierung Preußens nothwendig, und wenigstens sehr wünschenswerth erscheinen müssen, auch zur See eigenen Schutzes gewiß zu sein. 1848 hatte das deutsche Volk mit patriotischen Opfern eine Flotte geschaffen. Der durch Oesterreichs Bemühung neu eingesetzte Bundestag debütirte mit der Schmachhandlung, dieses kaum errungene Machtmittel des Vaterlandes zu veruntreuen, die Flotte zu verkaufen. Oesterreich hatte dies wünschen müssen, denn es lag ihm daran der einzige seemächtige Staat Deutschlands zu sein, um dadurch ein entschiedenes Uebergewicht über die andern, und namentlich Preußen zu behaupten, zugleich aber auch, um Deutschland unentbehrlich zu sein.

Auch Preußen konnte an der Erhaltung der Flotte nichts liegen, da der Bundestag, eine bloß berathende Corporation, weder über die Mittel verfügte, diese Flotte zu erhalten, noch die Eigenschaft und Befugniß besaß von derselben Gebrauch zu machen. Dagegen konnte diese Flotte leicht ein Werkzeug Oesterreichs gegen Preußen werden, weil Oesterreich sich die Stimmenmehrheit im Bundestage durch seine sorgfältig erhaltene Verbindung mit den Kleinstaaten gewahrt hatte. Was sollte auch eine deutsche Flotte zu einer Zeit, da es noch kein Deutschland gab, und selbst die Lichtensteiner sich fürchten mußten ihr drei Meilen großes Fürstenthum für ihren Patriotismus zu klein zu finden?

Desto mehr hatte es nun Preußen für nöthig halten müssen, eine Seemacht zu errichten theils zum eigenen Schutze, theils um im Schutze Deutschlands auch hierin Oesterreich nicht nach zu stehen. Bereits unter Friedrich Wilhelm IV. waren die ersten Schritte geschehen. Man hatte, um die Fahrt um Jütland herum vermeiden zu können von Oldenburg die Jahdemündung gekauft (23. November 1855) und dadurch einen Kriegs- und Handelshafen an der Nordsee gewonnen. Wie angespannt auch die Finanzkräfte Preußens durch die immer fortdauernden Verbesserungen des Kriegswesens waren, so hatten doch die strenge Ordnung und vorzüglichen Einrichtungen in der Staatsverwaltung es möglich gemacht, die unermeßlichen Kosten für den riesigen Hafenbau und die fast plötzliche Herstellung einer Flotte zu tragen. (Wie schwer war es Oesterreich einige Jahre früher geworden den Bau nur einer einzigen Fregatte — Kosten halber! — zu bewerkstelligen!) Als König Wilhelm die Regierung übernahm, fand er 2 Segelfregatten von 48 und 38 Kanonen, 2 Schraubencorvetten von 28 Kanonen, 1 Dampf- und 1 Segelcorvette jede von 12 Kanonen, 1 Wachtschiff von 9, 1 Transportschiff von 6, 3 Schooner von je 2, 1 Bugsir-Dampfer, 36 Kanonenschaluppen von je 2 und 6 Jöllen von je 1 Kanone,

zusammen also 55 Fahrzeuge mit 265 Geschützen und einer Bevölkerung von 1200 Mann im Friedens= und 3200 im Kriegsfuß.

Konnte sich nun auch diese Flotte, das Werk einiger Jahre, mit der österreichischen, die aus 1 Schraubenlinienschiff, 4 Segelfregatten, 3 Propellerfregatten, 5 Segel= und 2 Propellercorvetten, 5 Segelbriggs, 13 Raddampfern, 3 Propellerschoonern, 3 Segelschoonern, 4 Briggschoonern, 12 Kanonenschaluppen und 12 Penichen (135 Fahrzeuge) bestand, mit 8700 Mann bevölkert und 852 Kanonen armirt war, nicht messen, so war sie doch immer ein Achtung gebietender Anfang, der sich bei der raschen Handlungsweise der preußischen Regierung sehr bald zu etwas Großem entwickeln konnte.

Wie musterhaft auch alles im preußischen Wehrwesen gefunden werden mochte, wie große Zuversicht auch dieses große und treffliche Heer erregte, die Männer, welche die Politik leiteten, mußten es nöthig erachten, die Kraft des Gegners einer gewissenhaften Prüfung zu unterwerfen. Oesterreich besaß 62 Linien=Infanterie=Regimenter (je zu 6 Bataillonen und 6868 Mann im Kriege, 14 Grenz=Infanterie=Regimenter zu 3 Bataillonen und 3487 Mann, 1 tyroler Jägerregiment zu 7 Bataillonen (6865 Mann), 30 Jägerbataillonen je circa 1000 Mann, Sanitätstruppen circa 3000 Mann. Die Infanterie hatte daher eine Friedensstärke von 250,321, eine Kriegsstärke von 522,509 Mann. Die Cavalerie umfaßte 8 Kürassier=, 8 Dragoner=, 12 Husaren= und 12 Uhlanenregimenter, zusammen 66,120 Mann im Frieden, 70,912 im Kriege. Die Stärke der Artillerie betrug 12 Feldregimenter, 1 Küsten= und 1 Raketenregiment, zusammen 27,953 Mann im Frieden, 54,503 im Kriege. Die Genietruppen beliefen sich auf 6936 Mann Friedens=, 11,232 Mann Kriegsstärke, die Pionniere auf 2473 Friedens=, 10,000 Mann Kriegsstärke und Train und Gensd'armerie auf 18,985 Mann Friedens= und eben so viel Kriegsstärke. Dergestalt befand sich das österreichische Heer in dem Achtung gebietenden Umfange von 362,788 Mann im Frieden und 685,247 Mann im Kriege.

Allein diese Zahl hatte nur auf dem Papiere Bedeutung. Man hatte die Methode der österreichischen Berechnung im siebenjährigen Kriege und zuletzt 1805 und 1809 kennen gelernt. Im erstern Jahre bezeichnete der Militäretat eine Heeresstärke von 250,000, im spätern Jahre von 630,000 Mann während in jenem in Wahrheit doch nur 220,000 in diesem Jahre nur 270,000 Mann unter der Fahne standen. Im Kriege 1859 wiesen die österreichischen Militärlisten 800,000 Mann nach, während die Wahrheit kaum 200,000 erblicken ließ.

Und nächst dem Gaukelspiel der Unwahrheit war es von Wichtigkeit

zu wissen, daß die österreichische Armee einer Verstärkung nicht fähig war, da die Waffenpflicht nur auf acht Activedienst- und zwei Reservejahre reichte, daher fast sämmtliche dienstpflichtige Mannschaften sich bei der Fahne befanden.

Zu den Mängeln mußte ferner eine sehr ungeschickte Eintheilung, schwerfällige Taktik und höchst mangelhafte Verpflegung gerechnet werden. Lieferanten, Beamtete und Militärchefs betrogen den Staat und Soldaten. Der Feldzug von 1859 förderte darin ein Grauen erregendes Beispiel zu Tage. Bei dem ungarischen Feldzug 1849 waren über 30,000 Mann durch Verpflegungsmangel umgekommen, ehe ein Schuß abgefeuert war.

Die Demoralisation, noch gefördert durch die Exemtion der Vornehmen und das Recht der Reichen sich loszukaufen, mußte daher in großem Umfange vorhanden sein und der Mangel an Intelligenz stand ihr sicher würdig an der Seite, wie sich aus der Art der Volkserziehung folgern ließ. Die Schulen stehen gänzlich unter der Geistlichkeit und es befanden sich z. B. 1856 an den Gymnasien mehr geistliche (1530), als weltliche (1511) Lehrer. Die Elementarschulen sind fast durchgehend Mönchen anvertraut und die Art ihres Wirkens zeigt sich leider nur zu traurig im Volke. Von den im Jahre 1857 ausgehobenen Rekruten konnte noch bei Weitem die Hälfte nicht lesen, von 928 aus Dalmatien sogar nur 9, während die Kenntniß in andern Fächern des Wissens sich, wie leicht zu begreifen, auf nichts beschränkte. Und diese Unwissenheit dehnte sich weit über den Stand der Gemeinen hinaus in das Offiziercorps, dessen Diplome viel mehr auf Abkunft und Protection, als auf Prüfungen beruheten.

Diese Krebsschäden zerstörten die Leistungsfähigkeit des österreichischen Wehrwesens nicht allein; der größte Krebsschaden war endlich der Mangel an Nationaleinheit. Wie sollte es möglich sein, daß Czechen, Mähren, Polen, Dalmatier, Italiener, Ungarn, Serbier, Croaten, Slavonier, Siebenbürgen, Illyrier nur die mindeste Sympathie für die Zwecke einer deutschen Regierung hatten? Welches geistige Interesse konnte sie treiben ihrer Regierung, die sie als eine Gewaltherrschaft haßten, einen Sieg zu erringen? Mehr war von diesen Völkern schwerlich zu fürchten, als daß sie der Fahne folgen würden, weil sie mußten; und dann war eben nicht das Schlimmste von ihnen zu fürchten.

Angesichts solcher Zustände im österreichischen Wehrwesen, durfte Preußen nicht zurückschrecken vor dem unvermeidlichen Kampfe. Eine Frage nur durfte noch Besorgniß erregen, nämlich die, welche Bundesgenossenschaft Oesterreich sich zu erwerben vermöge. Ihm aber den Spielraum so weit als möglich abzuschneiden, das war der Kunst der Diplomatie zugetheilt.

8.

Ereignisse in Schleswig-Holstein.

Wie deutlich nun auch die Bahn vor Augen lag, welche Preußen in seinem, wie in Deutschlands Interesse gehen mußte, so lagen doch alle politischen Verhältnisse, und namentlich die deutschen, unter der Hand des deutschen Bundes in solcher Verwirrung, daß kaum zu erkennen war, wie und wo der nöthige Anstoß eintreten werde. Ein guter Posten stand auf der Wacht, nämlich der Minister Bismark-Schönhausen. Aber wie scharf auch sein staatsmännisches Auge, gewiß hatten auch für ihn die zukünftigen Dinge jetzt keine volle Klarheit, da ihre Entwickelung noch so wenig Gestalt oder, eine so arge Mißgestalt gewonnen hatten. Er mußte sie eben erwarten, wie sie kamen, beruhigt mit einem sehr bestimmten Programme sich ausgerüstet zu haben. So viel aber ließ sich erkennen, oder mindestens erkannte es der Herr von Bismark, daß Schleswig-Holstein, wo Preußens und Oesterreichs Interessen unzweifelhaft collidirend an einander geriethen, den Anstoß bringen werde.

Da nun Schleswig-Holsteins Angelegenheiten jetzt eilend auf den unvermeidlichen Conflict der Herzogthümer und Dänemarks hindrängten, so eilte auch Bismark Preußen für sein größeres Werk fertig zu machen, nämlich die Wehrkraft des Staates auf das Maximum zu steigern. Dazu fand der König Wilhelm, dem der Plan dieser Verbesserung anzugehören scheint, eine veränderte Eintheilung, eine Vermehrung der Linienregimenter gegen eine Reduction der Landwehr und eine beträchtliche Verstärkung der Artillerie zweckmäßig. Das Artillerieregiment eines jeden Armeecorps z. B. sollte 12 Feldbatterien (6 zwölfpfündige-, 3 Haubitz- und 3 reitende Batterien) erhalten nnd dergestalt die Artilleriestärke von 864 Geschützen auf 1056 gebracht werden.

Diese Einrichtung bedurfte nun zwar der Zustimmung der preußischen Stände nicht, wohl aber der durch sie entstehende beträchtliche Aufwand. Die Stände aber, von der Meinung ausgehend, daß kein Krieg zu befürchten sei und man daher eher auf Ersparung und Verminderung des Heeres als Erhöhung desselben denken solle, verweigerten jedes Geldopfer auf das Entschiedenste. Jede Bemühung war vergeblich. Und dieser erbittertste Parlamentskampf, der je in Preußen stattgefunden; konnte nur damit geendet werden, daß der Minister mit kühnem Muthe erklärte, die Regierung werde auch ohne die Geldbewilligung der Stände ihr Vorhaben ausführen.

Das rief ein allgemeines Verdammungsurtel gegen den Minister hervor. Man erkannte in ihm einen Gewaltherrn, einen Despoten. Man schmähete ihn als das Werkzeug zum Verfassungsbruch, als den Zertümmerer der Volksfreiheit, als den Vorkämpfer der frechsten Adelsherrschaft; man begriff den König nicht, daß er einen solchen Mann schätzte, daß er das Bewußtsein des Rechts und die Liebe seines Volkes einem solchen Minister opferte, der die Stirn besaß, mit seinem einseitigen Willen der weisen Einsicht der Stände Trotz zu bieten. Ließen sich die Verwünschungen, welche über den Minister Bismark ergingen, nach Pfunden messen, man hätte sämmtliche Trainfuhrwerke des preußischen Heeres damit vollladen können.

Und doch war hier der Punct, auf welchem Herrn von Bismarks Character seinen höchsten Glanz erreichte. Sollte das große Werk gelingen, so mußten die Motive seiner Forderung vor den Ständen mit heiliger Discretion bedeckt bleiben. Er durfte nicht mittheilen, welchem Zwecke die beabsichtigte Veränderung des Heerwesens galt, denn die Politik des Auslandes würde sofort erschienen sein, um den großen Plan Preußens zu zerstören. So mußte er also den Muth besitzen das Werk im Trotz gegen die Stände durchzusetzen, und die Kraft haben als schwer Verkannter die maßlosesten Verwünschungen und Verunglimpfungen zu tragen, bis die Zeit ihn rechtfertigen und ihm die gebührende Würde geben würde. Alles, wodurch er seinem Herzen Erleichterung zu geben sich erlaubte, waren die Worte: „es wird eine Zeit kommen, in der ich populair sein werde.“ Dem Scharfsichtigen mochte hier der Strahl eines verborgnen Lichtes in's Auge fallen; schwerlich aber gab es der Scharfsichtigen viele; denn Bismark blieb noch lange verkannt, ohne jedoch sich dadurch irren zu lassen in der Verfolgung seiner Bahn.

Inzwischen waren die Dinge in Schleswig-Holstein mehr und mehr dem erwarteten Verhältniß entgegen gereift. Wie wir wissen, hatte die londoner Confernz 1852 den schleswig-holsteinischen Kampf durch eine sehr seltsame Vermittelungsart zu regeln gewußt. Sie hatte den Schwiegersohn der eigentlichen dänischen Thronerbin, der Prinzessin Louise von Hessen, den Prinzen Christian von Holstein-Glücksburg zum Nachfolger Friedrich's VII. sowohl in Dänemark als in Schleswig und Holstein bestimmt und damit das Recht des Königreichs wie der Herzogthümer umgangen. Allein der Wunsch des Königreichs, mit den Herzogthümern verbunden zu bleiben, war dadurch erfüllt worden. Dagegen hatte Dänemark den Herzogthümern Untrennbarkeit, vollkommne Selbstständigkeit, gesonderte und eigene Verwaltung, beschließende ständische Vertretung zugestehen und für Holstein und Lauenburg die Oberhoheit des deutschen Bundes anerkennen müssen.

Kaum aber war Dänemark wieder in Besitz der Herzogthümer gesetzt worden, als es zu zeigen sich mühete, daß es, auf die gute Freundschaft Rußlands, Englands und Frankreichs gestützt, den deutschen Bund, oder vielmehr Deutschland für nichts achte und durchaus kein Bedenken trage Schleswig-Holstein ganz nach seinem Belieben wie eine Sclavencolonie zu behandeln. Zunächst wurde die Armee Schleswig-Holsteins der dänischen einverleibt, Rendsburg wurde mit Dänen besetzt, die Kriegsschiffe der Herzogthümer, sowie das ganze Seematerial in Beschlag genommen und nach Dänemark geschafft, Hunderte von Männern, welche sich dem Rechte der Herzogthümer angenommen, wurden vertrieben, manche selbst um ihr Hab und Gut gebracht, Beamtete verloren ihre Stellen, in dieselben wurden die rohesten Werkzeuge der feindseligen dänischen Partei gesetzt, die Beschlußfähigkeit der schleswig-holsteinischen Stände fand in nichts Anerkennung und wurde mit dem gemeinsten Hohne zur Nichtigkeit zurückgewiesen, und das Deutschthum, welches sich in den Herzogthümern in großer Reinheit und Urkraft erhalten hatte, wurde als das feindliche Element, welches am Meisten die gründliche Vereinigung der Herzogthümer mit dem Inselkönigreich hinderte, mit einer Roheit und Frechheit bekämpft, bedrängt und vernichtet, die in der Geschichte der Völker kaum ihres Gleichen hat. Man betrachtete jeden deutsch Sprechenden als einen Feind, man setzte in den deutschen Schulen dänische Lehrer ein und verfügte in dänischer Sprache zu lehren, unbekümmert, ob die Schüler sie verstanden oder nicht; man machte die dänische Sprache zur Amtssprache, unbekümmert, ob sie verstanden wurde oder nicht, man nahm Actenstücke in deutscher Sprache selbst nicht einmal an; man machte die dänische Sprache selbst zur Kanzelsprache, gleichviel ob die Gemeinden sie verstanden oder nicht, kurz Dänemark übte in seinen Gewaltmaßregeln eine Rohheit, eine Pöbelhaftigkeit aus, wie sie noch nie ein Volk, nicht einmal das unglückliche polnische zur Zeit des russischen Gesandten Repnin erfahren hatte.

Die Staaten, welche sich im Streite um Schleswig-Holstein als Dänemarks Protectoren girirt hatten, mochten durch dieses schamlose Treiben ihres Schützlings zwar verletzt sein, allein sie hatten keine Veranlassung, vielleicht selbst keine Befugniß, dagegen einzuschreiten. Die deutsche Bundesversammlung, der natürliche Schützer Schleswig-Holsteins und Lauenburgs, sah aber, treu seinem Character, diesem Spiele gleichgiltig zu, bis endlich das theilnehmende deutsche Volk Fluch, Wehe und Rache über den Bedränger der deutschen Bruderstämme schrie; und selbst dann suchte der Bundestag mehr zur Beschwichtigung dessen, als zur Zügelung Dänemarks zu thun.

Wiederholt gingen die Schleswig-Holsteiner den deutschen Bund um Schutz und Hilfe an, aber immer vergebens, bis endlich ein Gegenstand in Bewegung kam, der viel zu wichtig war, als daß er die Lethargie des deutschen Bundes nicht hätte stören sollen. Dänemark hatte im londoner Protocoll den Herzogthümern vollkommne Selbstständigkeit und seinen Ständen Beschlußkraft zugestehen müssen. Jetzt suchte Dänemark den Herzogthümern eine Verfassung aufzuzwingen, wodurch nicht nur die Beschlußfähigkeit der Stände, sondern auch die Selbstständigkeit der Herzogthümer vernichtet werden mußte. Man hatte nämlich im Cabinet zu Kopenhagen eine Gesammtstaatsverfassung entworfen, die den Herzogthümern aufzuzwingen nun dänischer Seits zur Aufgabe erhoben wurde. Hätten Schleswig-Holsteins Stände diese genehmigt, so wäre freilich ihre Verbindung mit dem kleinen Inselkönigreich und damit der glühendste Wunsch dessen gewonnen gewesen. Allein die Stände nahmen sie nicht an.

Bezeichnend war wieder, daß Oesterreich einige deutsche Regierungen vorschob, das dänische Werk durch Zustimmung fördern zu lassen. Es lag Oesterreich nur daran, zu verhindern, daß Schleswig und Holstein etwa in die Hand Preußens käme. Selbst mochte es für diesen Zweck nicht auftreten, um seine preußenfeindliche Gesinnung zu verstecken und nicht den letzten Rest seiner Popularität beim deutschen Volke zu verlieren. Allein das finstere Werk scheiterte an dem strengen Sinne der schleswig-holsteinischen Stände, die zwar Gewalt und Mißhandlung nicht von sich abwehren konnten, aber doch kein Recht fahren ließen, vielmehr jeder ungerechten Zumuthung fest ihre Zustimmung versagten, und sich mit Protesten und Beschwerden wehrten so gut sie nur konnten.

Nachdem der deutsche Bund unter Oesterreichs Einflusse lange diesem schändlichen Treiben müßig zugesehen und die Klagen der Schleswig-Holsteiner unbeachtet gelassen, wurde er endlich durch die Stände der Herzogthümer dazu gedrängt, sich ihrer anzunehmen. Das that er aber durch ein „Ersuchen an das dänische Cabinet, in den Herzogthümern auf den vom londoner Protocoll vorgezeichneten Rechtsboden zurückzutreten," in so kläglich schwacher Weise, daß Dänemark sich dadurch in seinem Treiben auch nicht im Mindesten irren ließ, sondern vielmehr zum Hohne Deutschlands nur größern Eifer entwickelte. Zwar wurde gefälliger Weise wohl versprochen, aber nur um durch strikte Nichterfüllung die Nichtigkeit des deutschen Bundes an das Licht zu stellen. Selbst als der Bund, durch diese Verachtung, wie es schien, gereizt, mit einer Execution drohete, war Dänemarks Antwort nichts weiter als ein vexirendes Compliment, dem auf dem Fuße dänische Rüstungen, nämlich die Armirung des Danewerks und der Verschanzungen

von Düppel folgte. Diese höhnische Provocation von Seite des elenden Miniaturkönigreichs war eine wahre Schmach für Deutschland.

Indessen rührte sich Oesterreich absichtlich nicht, und Preußen hielt die Dinge noch nicht für reif. Doch wollte es sich schon für den Schauplatz künftiger Ereignisse anmelden, und geschehe es nur um zu zeigen, daß es mit dem deutschen Bunde nicht verwechselt werden dürfe, und auf den Fall vorzubereiten, daß es etwa statt des deutschen Bundes zum Schutze der deutschen Rechte und Ehre schließlich eintrete. Das that es durch eine Circulardepesche, in der es erklärte, daß Dänemark durch seine rohe Verletzung der Verträge wie der Humanität jeden Anspruch auf Glauben und Achtung verloren und sich außerhalb jedes moralischen Schutzes gestellt habe.

Diese Depesche ließ die kriegerische Lösung der Herzogthümerfrage (nicht durch den deutschen Bund, sondern durch Preußen) voraussehen. Doch blieben die Dänen in ihrem tollen Gebahren blind. Nur insofern änderten sie ihr System, als sie Holstein als eine gesonderte Besitzung behandelten, um dann Schleswig, in welchem ihrer Meinung nach Deutschland keinerlei Recht geltend zu machen habe, desto bequemer ihrem kleinen Inselkönigreiche einverleiben zu können. Zu diesem Zwecke erließ der König von Dänemark im Frühjahre 1863 ein Patent, nach welchem Holstein in jeder Hinsicht, Verwaltung, Kriegswesen und Verfassung von Schleswig gänzlich getrennt wurde und die holsteinischen Staatseinkünfte an Dänemark ausgeliefert werden sollten.

Dieses Patent stellte Holstein völlig in den Rang einer dänischen Provinz und ließ ihr von dem Character eines deutschen Bundeslandes so viel wie nichts. Vergebens forderte der deutsche Bund Zurücknahme des Patentes und drohete mit Execution. Im Gegentheil, Dänemark brachte jetzt eine neue Staatsverfassung auf die Tagesordnung, durch welche die Einverleibung Schleswigs in's Königreich endgiltig vollzogen werden sollte, und obschon der deutsche Bund auf's Neue (1. October 1863) mit Execution drohete und wirklich 5000 Mann hannöverscher und 5000 Mann sächsischer Truppen unter dem sächsischen General von Hake in Bewegung brachte, so setzte Dänemark doch als Krone seines Hohnes die neue dänisch-schleswigsche Verfassung in Vollzug, da die Bundesexecutionstruppen nur Holstein besetzen, nicht aber Schleswig betreten sollten.

Daß diese lächerlich schwache Execution die Frechheit der Dänen nicht zügeln und ihre Pläne nicht aufhalten werde, sah man voraus und das preußische Cabinet hielt sich nun bereit eine thätige Rolle zu spielen. Seinen Zwecken war es sehr zuträglich, daß der deutsche Bund sich bis zur tiefsten Unwürde machtlos und elend gezeigt hatte, und man darf wohl vermuthen,

daß es absichtlich in einer andern Richtung auf denselben nicht eingewirkt habe.

Wenn nun aber Preußen jetzt mit seinen Waffen für die Rechte der Herzogthümer eintrat, so konnte der beste Erfolg immer nur der sein, daß die Herzogthümer in den Genuß ihrer Rechte versetzt wurden. Der ganze Gewinn für Preußen war daher nur ein moralischer.

Da trat plötzlich und höchst unerwartet der Tod des Königs Friedrich von Dänemark ein (Mitte November). Das war ein großes Ereigniß. Jetzt handelte es sich nicht mehr um die Rechte der beiden Herzogthümer, sondern um die Herzogthümer selbst, denn nach der Ansicht des preußischen Cabinets hatte Dänemark dadurch, daß es alle Pflichten gegen das londoner Protocoll unerfüllt gelassen, auch jede Berufung auf dasselbe verwirkt. Dänemark hatte den Contract gebrochen, und es durfte von Preußen nicht wie vom deutschen Bunde erwarten, daß es ihm gestatte, denselben Contract zu seinem Schutze anwenden zu dürfen.

Vorsichtig forderte indessen das preußische Cabinet zunächst nur die Zurücknahme der dänischen Einverleibungsverfügung, ohne noch der schleswig'schen Erbfolge zu erwähnen. Oesterreich schloß sich diesem Schritte Preußens an, um auf keinen Fall Preußen in einer so großer Entwickelung fähigen Sache allein wirken zu lassen. Preußen erwartete die weitere Gestaltung der Verhältnisse.

Aber es hatte nicht lange zu warten. Der Knoten schürzte sich eilend. Die Verfassungsfrage trat zurück und die Erbfolgefrage wurde durch den durch das londoner Protocoll in seinem Erbrecht verletzten, in Schleswig-Holstein allein erbberechtigten Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg neu in's Leben gerufen. Zwar hatte Dänemark seinem Vater die Verzichtleistung auf das Erbrecht in den Herzogthümern für drei Millionen Thaler abgekauft; allein dieser Handel konnte unmöglich von den spätern Erbberechtigten anerkannt werden. Vielmehr trat der Herzog Friedrich jetzt mit seinen Ansprüchen auf. Das Land begrüßte ihn freudig, und mehre deutsche Mittelstaaten, angestachelt von Oesterreich, damit Preußen nicht etwa Schleswig-Holstein gewinne, schenkten ihm sogleich ihre Anerkennung, indem sie das londoner Protocoll — und dies mit Recht — für von Dänemark selbst vernichtet erklärten.

Für Preußen hatte die Frage freilich eine ganz andere Gestalt; für Preußen konnte es sich weder um den König Christian, noch um den Herzog Friedrich handeln; für Preußen mußte es sich um die politische Vernunft handeln, um die Herstellung des deutschen Reichs. Das Volk war der Schmach müde, man hatte Preußen den Kaiserthron errichten wollen

millionenstimmig war deutsche Einheit gefordert worden, von allen Vernünftigen und Patrioten war die Vielherrschaft als der Grund des deutschen Unglücks verwünscht worden; sollte nun das Uebel vergrößert, die Zahl der großmündigen und kleinmächtigen Fürsten vermehrt, ein neuer ohnmächtiger eigenen Schutzes unfähiger Staat gebildet werden? Forderte Deutschland Preußens Schutz, mußte es ihm auch die Macht gönnen. Deutschland bedurfte des Seeschutzes; Preußen hatte die große Aufgabe übernommen, eine Marine herzustellen, und darum mußte ihm der Besitz Schleswig-Holsteins von höchster Bedeutung sein. Wer konnte verletzt werden? der Herzog von Augustenburg? Er hatte so lange nicht geherrscht und war — darf man glauben — glücklich gewesen, was konnte diesem Herrn so viel um die Herrschaft zu thun sein, für die er vielleicht nicht ein Mal Befähigung hatte, andere Leute lebten auch, ohne — zu herrschen. Und konnte ein kleines Herrscherrecht gegen das Wohl eines großen Reiches, gegen die Rettung einer Nation in Frage kommen?

So etwa lagen jetzt die Dinge vor dem Urtheile des preußischen Cabinetes, und demgemäß schenkte Preußen dem Herzog von Augustenburg die Anerkennung nicht, wirkte aber auch dahin, daß dem Könige Christian von Dänemark die Anerkennung als Herzoge von Schleswig-Holstein und Lauenburg um so mehr versagt wurde, als er kein Bedenken getragen, bei seinem Regierungsantritte die widerrechtliche dänisch-schleswig'sche Verfassung, welche das ganze londoner Protokoll über den Haufen warf, zu genehmigen und in Ausführung zu bringen.

Preußen kannte seine gegenwärtige Aufgabe sehr genau, und um der politischen Nothwendigkeit mit vollkommenster Sicherheit zu folgen, hatte es sich, wie sich bald erkennen ließ, schon jetzt mit dem Kaiser Napoleon in Vernehmen gesetzt und die Gewißheit erlangt, daß das französische Cabinet dem preußischen Programme zunächst bezüglich der schleswig-holsteinischen Verhältnisse nicht entgegen stehe. Dieses Zugeständniß ließ sich sehr bald in der Erwiederung erkennen, welche der Herzog von Augustenburg auf seine Bitte um Schutz seiner Rechte vom Kaiser Napoleon erhielt.

Nachdem Preußen sich der französischen Sympathie versichert, auch im englischen und russischen Cabinet eine wenigstens nicht abneigende Stimmung gefunden, trat es rasch vorwärts. Es forderte zunächst, daß der Scherz der Bundesexecution in einen kriegerischen Ernst verwandelt werde. Um Deutschland auf seine Seite zu nöthigen, mußten indessen die ersten Schritte unter der Autorität des deutschen Bundes gethan werden, und Preußen forderte nun von dem Bunde, daß er mit strengem Ernst von Dänemark die Zurück-

nahme der unrechtmäßigen Verfassung fordere und im Weigerungsfalle mit dem Kriege drohe. Preußen stellte dem Bunde sein Heer zur Verfügung.

Dieser Schritt Preußens war Oesterreich höchst unangenehm, denn es selbst hatte bisher das theilnahmlose unwirksame Verhalten des Bundes in der schleswig-holsteinischen Sache bewirkt. Allein Preußen ließ sich nicht mehr aufhalten, und so war es freilich am Klügsten, selbst an Preußens Politik Theil zu nehmen, um das Recht der Mitverfügung über den Erfolg nicht zu verlieren. So nahm denn Oesterreich wider Willen an dem Antrage Theil, allein im Geheimen machte es noch einen Versuch Preußen aufzuhalten, indem es die Mehrzahl der Regierungen für Verwerfung des preußischen Antrags zu gewinnen wußte. So fiel der preußische Antrag in der Bundestagssitzung vom 14. Januar 1864 durch. Aber der Minister Bismark, sicher darauf vorbereitet, war der Mann nicht, sich durch derartige oft erfahrene Intriguen irren zu lassen. Sofort erklärte er, daß, wenn der Bund die Sache der Herzogthümer, die eine Sache Deutschlands sei, verlasse, Preußen nun in der Eigenschaft einer europäischen Großmacht und eines Mitgaranten des londoner Protokolls Dänemark gegenübertreten werde.

Wie überrascht dadurch auch das wiener Cabinet sein mochte, so mußte es, um nicht im Nachtheil zu bleiben, nun auch an diesem Schritte Theil nehmen, und so stellten nun der preußische und österreichische Gesandte in Kopenhagen die viel erwähnte Forderung mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß, wenn ihnen binnen 24 Stunden ein befriedigender Bescheid nicht zu Theil geworden sein würde, sie annehmen und sich demgemäß verhalten müßten, daß Dänemark die Frage der Entscheidung des Schwertes zu überlassen gedenke.

Dänemarks Selbstüberschätzung oder Verblendung in dem Vertrauen auf seine großmächtlichen Protectoren, deren Sympathie es längst verloren hatte, ging so weit dieser schweren Kriegsdrohung zu trotzen. Es verwarf die preußisch-österreichische Forderung mit übermüthiger Entschiedenheit, und sein Cabinet erließ sofort nach allen Seiten Befehl zu kriegerischen Rüstungen. Somit war der Kriegszustand factisch eingetreten.

9.

Wegnahme des Danewerks.

Der Krieg Preußens und Oesterreichs gegen Dänemark berührt nur entfernt die Tendenz unserer Schrift. Wir dürfen seine Schilderung daher kurz fassen, dem ungeachtet jedoch wollen wir die wichtigsten Ereignisse desselben einzeln hervorheben, weil sich in ihnen die Eigenschaften namentlich des preußischen Heeres zeigten, über welches sich in Folge fünfzigjähriger Friedensruhe ein sehr widersprechendes Urtheil gebildet hatte; denn der erste schleswig-holsteinische Krieg, durch die Diplomatie Oesterreichs auf ein klägliches Ende hinausgedrängt, war nicht geeignet gewesen, ein über den Widerspruch des Vorurtheils oder bösen Willens erhobenes Zeugniß für Preußens Heerwesen auszustellen.

Oesterreich, von Neid und Mißtrauen bewogen, hatte sich Preußen zum Bundesgenossen aufgedrängt. Es wollte den Secundanten spielen, damit der gefürchtete Nebenbuhler in seinen Erfolgen nicht zu weit gehe und die Früchte allein pflücke. Diese Bundesgenossenschaft, formell natürlich, moralisch ganz unnatürlich, konnte Preußen nur lieb sein, denn sie wendete die Einmischung der anderen europäischen Großmächte ab, die sich schwerlich so ganz stumm verhalten haben würden, wenn Preußen allein gegen Dänemark vorgegangen wäre.

Das gegen Dänemark aufzuwendende Heer war auf 75,000 Mann (25,000 Oesterreicher und 50,000 Preußen) bestimmt worden. Davon standen 65,000 Mann schon Ende Januars 1864 an der Eider. Die Action war so überraschend schnell, daß die Mittelstaaten, welche wahrscheinlich auf Oesterreichs geheime Anregung sich als Vertreter des Bundes und der deutschen Sache einzudrängen suchten, in allem zu spät kamen, und ihre Protestation gehörte in das Gebiet des Lächerlichen, wie namentlich auch das Gebaren Oldenburgs (welches bei Eutin die Schlagbäume schloß) gegen den Durchzug der preußischen Truppen.

Die Armee der Verbündeten hatte dergestalt Position genommen, daß die Oesterreicher das Centrum, die Preußen beide Flügel bildeten. Den linken commandirte der Generallieutenant von der Mülbe, den rechten der Prinz Friedrich Karl, ein General, von dessen Tüchtigkeit die Truppen eine große Meinung hatten. Die Oesterreicher wurden von dem Feldmarschalllieutenant von Gablenz, einen Mann von gutem Rufe, geführt.

Dänemark hatte nicht das Mindeste gethan, dem Kriegsgewitter würdig

zu begegnen. Seine Selbstüberschätzung hatte ihm besondere Anstrengung unnöthig erscheinen lassen. Vielleicht auch hoffte es auf England, Frankreich und Rußland. Allein diese Staaten hatten weder Lust, noch Zeit, noch Muth in einer Angelegenheit einzutreten, für die zwei Großmächte sich verbündet hatten und leicht noch die anderen deutschen Staaten hervorgezogen werden konnten. Gewiß aber hielt sich Dänemark vom Danewerk ab für unüberwindlich. Dies ist eine Verschanzung, welche eine Art chinesischer Mauer bildet und durch eine verhältnißmäßig sehr schwache Armee siegreich gegen eine große Macht vertheidigt werden kann: Das Danewerk und die düppeler Schanzenlinien waren daher reich armirt und sehr gut besetzt.

Für Feldoperationen blieb dänischerseits freilich wenig übrig, denn das ganze Heer der Dänen belief sich nur auf 50,000 Mann, bestand jedoch aus kernfesten Leuten, indem überhaupt die Dänen die körperliche Natur ihrer Urältern, die sich bekanntlich als wildes Seeräubervolk Europa furchtbar machten, treu bewahrt haben. Allein flezhafte Rauflust ist keine Heldentugend, und nicht mit dem Ehrgefühl und Patriotismus eines Heeres von gebildeten und intelligenten Männern in eine Rubrik zu stellen.

Das dänische Heer wurde von dem General de Meza, einem 73jährigen Mann geführt, dessen militairische Geschichte nicht eben imponirte. Auf Seite der Verbündeten commandirte Feldmarschall von Wrangel in höchster Stelle. An dessen Seite befand sich wiederholt der Kronprinz Friedrich Wilhelm.

Da nun General von Meza die preußische Aufforderung, das Herzogthum Schleswig zu räumen mit der Behauptung zurückwies, daß Schleswig zum Königreich Dänemark, keinesweges zum deutschen Bundesgebiet gehöre, der Feind aber durchaus kein Recht habe dänisches Territorium zu betreten, so ertheilte Wrangel den Befehl, sofort in Schleswig einzurücken, und das geschah am 1. Februar. Die dänischen Grenzposten zogen sich eilend zurück, und Preußen und Oesterreicher folgten rasch gegen das Danewerk hin, welches von dem linken Flugel und Centrum in der Fronte angegriffen und von dem rechten Flügel umgangen und im Rücken gefaßt werden sollte.

Schon am folgenden Tage wurde ein Angriff unternommen; aber man wollte dadurch nur die Stärke der Besatzung und Armirung der bei Missunde liegenden Werke kennen lernen, und brach daher den Kampf ab, als die Absicht erreicht war. Ein zweiter und wichtiger Zweck war aber auch, zu erfahren, ob ein Uebergang über die Schlei bei Missunde ohne allzu große Opfer möglich zu machen sei. Es hatte sich das Gegentheil ergeben.

Durch Erkundigungen erfuhr aber fast zu gleicher Zeit Prinz Karl, daß sich zwischen Arnis und Kappeln ein für den Uebergang viel geeigneterer

Punct befinde, der sich besonders dadurch dem Unternehmen empfehle, weil die am jenseitigen Gestade befindlichen Schanzwerke noch nicht vollendet und daher auch wahrscheinlich noch nicht, oder nur theilweise besetzt seien. Erneute Recognoscirungen bestätigten die Sache.

Da man aber kluger Weise das Schlimmste voraussetzte, so wurde beschlossen einen starken Angriff mit dem Centrum und linken Flügel auf die vor dem Danewerk im Felde stehende Abtheilung der dänischen Armee zu unternehmen, damit dadurch die dänischen Truppen von dem linken Flügel der Danewerkstellung weggezogen würden. Der Angriff fand bei Lottorf, Jagel und Oeversell mit ganz vorzüglichem Erfolge statt. Nun war es von großem Vortheil den Schleiübergang zu beschleunigen, und er wurde bereits in der Nacht des 5. Februar bei unerträglichem Mißwetter so ausgeführt, daß bei Tagesgrauen das Corps des Prinzen Karl vollständig im Rücken des Danewerkes stand.

Es war beschlossen das mächtige uralte Festungswerk zugleich in Fronte und Rücken stürmend anzugreifen, und bereits waren die nöthigen Anstalten dazu getroffen, als sich erwies, daß die Werke in der Nacht von den Dänen verlassen worden waren. Bequemer war wohl nie eine Festung genommen worden. Man fand die ganze Armatur des zwei Meilen langen Fortifikationswerkes, große Depots und Heergeräthe aller Art in größter Masse. Kaum war dieser freiwillige fluchtartige Rückzug der Dänen, durch den sie das ganze Object, Schleswig, ungezwungen und mit einem Male dem Feinde übergaben, zu erklären! —

Da es nun aber viel weniger darauf ankam, Holstein und Schleswig in Gewalt zu bekommen, als Dänemark zum Frieden und damit zur Entsagung seiner unrechtlichen Ansprüche zu zwingen, also es vertheidigungsunfähig zu machen, seine Armee zu vernichten, so schritt man zur eiligsten Verfolgung, und es gelang, den Feind einzuholen und seiner Arrièregarde noch durch die aus Oesterreichern gebildete Avantgarde eine starke Schlappe anzuhängen. Der Kampf war bedeutend und die Dänen bewiesen, namentlich im Beginn desselben, den Oesterreichern und ins Besondere den Liechtenstein-Husaren einen sehr kräftigen Arm. Aber das Ende des Kampfes war dennoch für sie entschieden ungünstig und sie mußten ihre Absicht, sich bei Oeversee zu setzen, aufgeben und ihren Rückzug fortsetzen.

Dieser theilte sich und nahm einerseits seine Richtung auf Düppel, dessen mächtige Schanzwerke die über die Inseln Alsen und Fünen in das Herz des kleinen Königreichs führende Straße deckten. Der andere Theil der Armee warf sich auf die Straße nach der jütländischen Festung Fredericia und trat bereits am 19. Februar vom schleswig'schen Territorium ab.

Die Frage drängte sich dem Beobachter auf, warum die dänische Armee so willig das Danewerk und (ganz im Widerspruche mit den bisherigen Ansprüchen des dänischen Cabinetes) das Herzogthum Schleswig aufgegeben habe? Sollte dadurch, daß das Kriegsobject aufgegeben wurde, dem Kriege Stillstand auferlegt und den anderen Großmächten Veranlassung gegeben werden, sich diplomatisch geltend zu machen? Meinte man, daß, wenn der Feind über die Grenze des Objectes hinaus auf den außerhalb der Streitfrage liegenden Boden des Königreichs träte, der energische Schutz Frankreichs, Englands und Rußlands beginnen müsse? Ein solcher Ideenplan war nicht entworfen, denn der alte General de Meza wurde wegen Aufgabe des Danewerks und Rückzugs aus Schleswig mit Entziehung des Oberbefehls bestraft, auch erregte das Verhalten des Heeres in Kopenhagen solchen Unwillen, daß dem Könige der schwerste Vorwurf gemacht und die Regierung mit einer Revolution bedroht wurde. So scheinen die Ereignisse aus Feigheit der Armee und Planlosigkeit des Cabinets hervorgegangen zu sein. Dänemark hatte, wie man zu sagen pflegt, die Rechnung ohne dem Wirth gemacht. Desto mehr mußte ihm nun am Dazwischentritte der Großmächte gelegen sein, und es fragte sich nur, ob es in seiner nothgedrungenen Hoffnung auf diese nicht abermals die Rechnung ohne den Wirth machen werde.

10.

Erstürmung der düppeler Fortificationslinien.

Die geheime Politik Oesterreichs machte sich Preußen jetzt nach Möglichkeit schwierig. Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten mußten im Bunde revoltiren, und mit der Anklage, daß die beiden Großmächte durch ihr einseitiges Vorgehen gegen Dänemark die Bundesrechte verletzen, ihr Zetergeschrei, bei welchem Minister von Beust Vorsänger war, selbst bis zu den auswärtigen Großmächten dringen lassen. Oesterreich hatte in Schleswig und Holstein nichts zu gewinnen. Ihm lag alles daran den Erfolg durch den Bund und die auswärtigen Mächte zertrümmern zu lassen, dabei aber den Schein zu bewahren, Preußens Mitleidender zu sein.

Aber Oesterreich war bei aller Uebung in List und Kniff doch bei Weitem nicht gewitzt und fein genug das Auge eines Staatsmannes, wie Bismark-Schönhausen zu täuschen. Aus dem berliner Cabinet ging immer

wiederholt Befehl in das preußische Heerlager, sich durch nichts, was es auch sei, irren zu lassen und auf der Bahn der Waffen bis zu dem imponirendsten Erfolge vorwärts zu schreiten. So schritt Bismarck selbst, sich der Kraft Preußens bewußt, mit dem ganzen Muthe des Kraftbewußtseins vorwärts, und als die mittel- und kleinstaatlichen Schreier, von dem tückischen Oesterreich mißbraucht, durch den Bund auf ihre Executionsvollmacht in Holstein pochend den Truppenbewegungen des preußischen Operationsheeres Schwierigkeiten machten, ließ Bismarck sofort die holsteinischen Etappenstationen mit preußischen Truppen besetzen, worüber natürlich die Miniaturstaaten, Oesterreich zu Liebe, unter Melodieführung des Herrn v. Beust sofort wieder ein racheforderndes Wehegeschrei erschallen ließen.

Das Ministerium Bismarck ließ von dem Anschreien dieses Neides seinen Glanz nicht trüben. Wie der oldenburg'sche Schlagbaum bei Eutin weggesägt worden war, wurden die Chikane des deutschen Bundes, in welchem die Flöhe den Löwen überwältigen wollten, auf den holsteinischen Etappenplätzen durch eine Anzahl preußischer Soldaten, despectirlich genug zurückgewiesen. Die armen Kleinstaaten hätten jetzt schon die Unnatur ihrer Stellung und ihr späteres Schicksal ahnen können; allein der sächsische Minister von Beust stützte sie und riskirte sogar seine Ehre noch so weit, für den Glanz der Kleinstaaten und die Schmach Deutschlands vor dem Kaiser Napoleon von Frankreich ein gutes Wort einzulegen, das besser einem anderen Zwecke gegolten hätte.

Inzwischen rückten die preußischen Corps in stürmischer Schnelle vorwärts. Die Dänen fanden nirgends Gelegenheit sich zu setzen als in der gewaltigen Stellung der düppeler Fortificationen. Und Oesterreich konnte nun seine Truppen nicht zurückhalten. Es mußte Schritt mit Preußen halten, wenn Preußen nicht allein die Beute gewinnen sollte. Oesterreich hatte, wie der Volksmund spricht, a gesagt und war jetzt wohl wieder Willen gezwungen b zu sagen.

„Unbeirrt vorwärts und eilend glänzende Waffenerfolge," war die Ordre des preußischen Cabinets an das Heer. Eine solche Ordre konnte Niemandem angenehmer sein als dem Prinzen Karl, der den rechten Flügel führte und daher Düppel und die Straße nach Kopenhagen in seiner Aufgabe als Hauptobject sah.

Nun hatte man aber die Mittheilung erhalten, daß die bei weitem größere Hälfte des dänischen Heeres den Weg nach Jütland eingeschlagen habe. Mußte nun, der Theilung der dänischen Armee angemessen, die Bundesarmee getheilt werden, so mußte auch die angemessen größere Hälfte derselben nach Jütland dirigirt werden, und das nöthigte, das Corps des

Prinzen in einer Weise zu schwächen, daß, wie sich später ergab, ihm der Feind numerisch überlegen war. Allein der Prinz rechnete auf den Geist seiner Preußen, auf das Zündnadelgewehr und auf die preußischen Verbesserungen des Geschützwesens und — er hatte sich nicht verrechnet.

Das größere Heer, wobei die Oesterreicher, ging nun unter dem Commando des alten Feldmarschalls von Wrangel gegen die Festung Fredericia in Jütland, das kleinere unter dem Prinzen Karl gegen Düppel. Die Schnelligkeit, mit welcher Prinz Karl vor Düppel erschien, mochte den Dänen ganz wunderbar vorkommen. Ungeachtet seiner Schwächung schritt er sofort zum Angriffe bei Stavegard und der sogenannten Büffelkoppel. Es galt nur zu recognosciren, um zu sehen, welche Wirkung die auf der Seeflanke errichteten Strandbatterien ausüben würden und namentlich ihre Stellung kennen zu lernen. Da sich nun zeigte, daß die düppeler Fortificationslinien unter rechtem Winkel auf die über die Insel Alsen führende kopenhagener Hauptheerstraße gestellt waren, so blieb die Halbinsel Sundewitt in der Flanke der Fortificationen liegen, und eine Angriffsposition auf derselben mußte von entscheidender Wirkung sein.

Was der militairische Verstand des dänischen Generalstabes minus gehabt, gereichte natürlich dem militairischen Verstande des Prinzen Karl zum plus, und er hätte kein preußischer General sein müssen, nicht sofort die Wichtigkeit von Sundewitt zu erkennen. Die Dänen meinten, daß ihre Flotte die Halbinsel Sundewitt neutralisiren werde; und allerdings lagen zwei dänische Panzerschiffe, „Rolf Krake“ und „Monitor“ drohend an der südlichen Spitze derselben. Aber auch die gezogenen Kanonen der preußischen Strandbatterien, die unverweilt zum Schutz eines Brückenübergangs über den flensburger Meerbusen errichtet wurden, glaubten ein Wort mitsprechen zu dürfen.

Damit nun die Dänen an der Stelle, wo die Brücke ausmünden sollte, auf der Halbinsel Sundewitt nicht zu große Mannschaften aufstellten, wurde ein Angriff bei Rackebüll unternommen. Dieses Gefecht, in welchem das Schnellfeuer der preußischen Zündnadelgewehre seine zauberhafte Thätigkeit zeigte, wurde preußischer Seits sehr ernst behandelt und war von großem Erfolg. Es warf die Dänen aus der wichtigsten Position vor den düppeler Fortificationen und machte es den Preußen möglich einen unmittelbaren Angriff auf diese zu unternehmen.

Zu gleicher Zeit hatten die Pontoniers die Schlagung der Brücke über den genannten Meerbusen begonnen. Kaum gesehen, legten sich ihnen die dänischen Panzerschiffe entgegen. Allein ihre Granaten wurden von den preußischen Strandbatterien mit gewichtigeren Vollkugeln vergolten, und diese

setzten den „Monitor" bald in so miserabelen Zustand, daß er aus Sicht weichen und sein als Schrecken der dänischen Armee geschilderter Kamerad Rolf=Krake ihm eilend folgen mußte. Jetzt konnte die Pionniere und Pontoniere nichts mehr aufhalten.

Nachdem ein Theil der Truppen Position auf Sundewitt genommen, begannen unverweilt die Angriffe auf die düppeler Werke, wobei sichtbar das Bestreben des preußischen Commandos dahin ging, einen Theil der Streitkräfte in den Sonderburg gegenüber gelegenen Strandwinkel zu schieben, als ob es darauf abgesehen wäre, die Dänen abzuschneiden.

Die düppeler Fortificationen bestanden aus zehn fortartigen mit einander verbunden, mit aller Hilfe der Fortificationskunst ausgestatteten, sehr mächtigen Schanzwerken. Es waren nicht mehr die düppeler Schanzen des früheren schleswig=holsteinischen Krieges. Jede dieser Schanzen war eine kleine, und das durch sie abgeschlossene Vertheidigungsobject eine riesige Festung. Die Armatur war reich, und die Besatzung angemessen, fast stark. Alle vortheilhaften Punkte des vorliegenden Terrains hatte man in das Fortificationssystem hineingezogen und z. B. Ortschaften wie Rackebüll, Düppel, Kirch= und Osterdüppel in Forts verwandelt und besetzt, mit besonderer Sorgfalt auch den einen großen Theil des Terrains beherrschenden Mühlberg bei Düppel fortifizirt. Prinz Karl ordnete einen regelmäßigen Belagerungskrieg an. Die Laufgräben rückten rasch vor. Verstärkungen waren von der anderen Heeresabtheilung aus Jütland zurückbeordert und aus Süden nahete das schwere Belagerungsgeschütz. Ende März spieen 13 Belagerungsbatterien ihr furchtbares Feuer aus und zerstörten die dänischen Werke in einer so rapiden Weise, daß an eine Wiederherstellung kaum gedacht werden konnte. Aber im Verlaufe von 14 Tagen hatten sich die 13 Batterien auf 33 vermehrt ungerechnet der Feldbatterien, deren Zahl nicht geringer war. Als zum Sturm geschritten wurde, waren 83 große Belagerungsgeschütze in Position.

Ende März war bereits die Stadt Sonderburg, die jenseit der Meerenge auf der Insel Alsen liegt, wo sich die Depots der Dänen befanden, durch ein Bombardement zertrümmert. Und Mitte April hatten die Dänen nicht nur alles Außenterrain der düppeler Fortificationslinien verloren, sondern ihre Werke waren auch in einen bedenklich hohem Grade durch die preußischen Geschütze zerstört, wie denn auch die Besatzung durch die mörderische Wirkung des Zündnadelgewehrs gewaltig geschwächt war.

Am 15. April waren die Laufgräben nur noch 150 Schritte von den feindlichen Werken entfernt. Feldmarschall Wrangel und der Kronprinz

trafen ein. Der Sturm wurde angeordnet. Die Mannschaften der Sturmcolonnen nahmen das Abendmahl; doch war der gute Muth bei ihnen so groß, daß Niemand an den Tod dachte. Sechs Sturmcolonnen wurden gegen sechs Schanzen gestellt. Die übrigen vier Schanzen und die zweite und dritte Fortificationslinie sollten durch die nachdringenden Mannschaften genommen werden. Alle Anordnungen gingen vom Prinzen Karl aus; Niemand wagte sich einzumischen.

Morgens drei Uhr am 18. begannen von preußischer Seite Bombardement und Kanonade in einer Weise, die die Dänen merken lassen mußte, daß dies die Einleitung des letzten Angriffsactes sei. Der Geschützdonner fand keine Unterbrechung und setzte die Erde wie ein Erdbeben in dauernde Erschütterung. Die Hinterladungseinrichtung erzeugte ein solches Schnellfeuer, daß auf die Secunde über 20 Schuß fielen und die Erwiderung der Dänen sich zu gehöriger Stärke nicht entwickeln konnte. Besonders wurde den Dänen die Vertheidigung auf dem linken Flügel ihrer Fortificationslinie erschwert, weil die Geschütze der auf Sundewitt postirten Batterien in das Rückenterrain der daselbst liegenden Schanzen einschlugen. Von hieraus wurden gleichzeitig seewärts auch die dänischen Panzerschiffe in Unthätigkeit gesetzt.

Nachdem die Kanonade bis Morgens 10 Uhr gedauert, verstummte sie plötzlich, und nun brachen die Sturmcolonnen vor, und in weniger als einer Viertelstunde waren sämmtliche sechs angegriffene Schanzen genommen. Die nächsten, nun im Rücken angegriffenen, fielen eine nach der andern viel leichter, so daß nach 22 Minuten die ganze erste und stärkste düppeler Fortificationslinie genommen war.

Ohne Besinnen ging es gegen die zweite Fortificationslinie vor. Der Kampf um diese war wüthend aber leichter. Der Mühlberg wurde erstürmt. Schon dringen die Truppen in die dritte Fortificationslinie und nehmen sie, wo die Sundewitt-Batterien sie unterstützen, leicht. Die Dänen müssen jetzt fürchten abgeschnitten und gefangen zu werden. Alles flüchtet der Insel Alsen zu. Die den Rückzug deckenden Truppen kämpfen schlecht, wodurch die Flucht wirr und sehr verderblich wird. Die dänischen Panzerschiffe suchen zwar die preußischen Verfolger zu flankiren; aber die Strandbatterien werfen ihnen einen solchen Kugelhagel auf den Leib, daß sie in eine Entfernung zurückgehen müssen, aus der sie den Ihrigen keinen Dienst mehr leisten können, und so gelingt es den Preußen, selbst den düppeler Brückenkopf an der alsener Meerenge zu nehmen und den größten Theil der dänischen Nachhut abzuschneiden und gefangen zu nehmen.

Um zwei Uhr Nachmittags war der Sieg vollständig errungen. Alle

Werke von Düppel befanden sich in preußischer Hand. Die letzte Schutzwehr Dänemarks war gefallen. Binnen vier Stunden hatten die Preußen 43 Fahnen und 118 Geschütze durch fortgesetzte Erstürmungen erobert. Es war wahrlich eine große That; nur Schade, daß ihr das geringe Ansehen Dänemarks einen Theil ihres Werthes raubte.

Wie dem auch, es war viel gewonnen! der Weg nach Kopenhagen stand offen, wenn man sich einen Weg über das Meer zu bahnen vermochte. Letzteres wurde in Kopenhagen für nicht, in Berlin aber für sehr möglich gehalten. Preußen besaß ein musterhaftes Pontonwesen und schon recht hübsche maritime Hilfsmittel. Das hatte ja auch Dänemark bereits am 17. März empfunden, als bei der Insel Rügen drei preußische Schiffe sieben dänischen vollkommenen Widerstand geleistet hatten.

11.

Diplomatisches Zwischenspiel.

Je übeler sich die Verhältnisse für Dänemark auf der Bühne des Krieges gestalteten, desto übler wurde die Stimmung der Cabinete, auf welche Dänemark bis jetzt mit thörichter Zuversicht gebaut hatte. Mit der Eroberung von Düppel war Dänemarks Kriegskraft gebrochen. Denn auch von jener Hälfte der Armee, welche sich nach Jütland hinaufgezogen hatte, war kein Umschwung der Dinge zu erwarten, da sie sich überall, bei Kolding, Gudsoe, Viuf, Veile und anderwärts aus dem Felde hatte schlagen lassen. Man konnte Dänemark nur noch für einen lächerlichen kleinen Gernegroß halten, den in Schutz zu nehmen sich kaum mit der Würde achtbarer Großstaaten vertrug. Das ungezogene kleine Volk verdiente eben eine Züchtigung, und wer mochte sich da bemühen, es zu hindern. England, das so viel von bewaffnetem Beistand gesprochen, erklärte jetzt, daß es sich höchstens herbeilassen könne, sich auf einer Conferenz der dänischen Sache, so weit diese noch nicht den Großmächten Preußen und Oesterreich gegenüber verwirkt sei, anzunehmen. Preußen hatte sich zu groß gezeigt, um dessen Freundschaft weg zu werfen, und Dänemark zu klein, um seine Freundschaft zu suchen.

Nach England richtete sich Schweden. Es hatte Beistand versprochen, aber es war ihm eben nicht Ernst damit, denn es riskirte, mehr zu verlieren

als ihm Dänemark ersetzen konnte. Napoleon behandelte die dänische Sache als einen Gegenstand, der der Billigkeit der Sieger anheim gestellt werden könne. Preußens bewunderungswürdige Leistung vor Düppel hatte ihm imponirt und er war aufrichtig Preußen hingegeben, wie mehrere seiner schriftlichen Aussprüche bezeugten, in denen er Preußen das ebenbürtige Brudervolk Frankreichs nennt und Frankreich in Preußens Kriegsglanze abspiegelt. Der sächsische Minister von Beust würde wohlgethan haben, diese Ansicht und Neigung Napoleons auf die Wage der Einsicht zu legen.

Inzwischen hatte England doch eine Conferenz zusammengebracht. Das war aber mehr aus Rivalität gegen Napoleon geschehen, der bisher alle Conferenzvorschläge Englauds, als mit der Sache nicht in würdigem Verhältniß stehend, abgewendet hatte. Jetzt war es der deutsche Bund (und im Hintergrunde Oesterreich) der das englische Conferenzproject zur Ausführung brachte.

Von Seite des deutschen Bundes, der hier zum letzten Male eine europäische Rolle spielte, wurde der sächsische Minister von Beust abgesendet. Er war der rechte Mann für Oesterreichs preußenfeindliche Tendenz. Indessen muß zugestanden werden, daß Beust in Bezug auf Schleswig-Holstein das forderte, was von Seite des deutschen Volks für Recht gehalten werden durfte. Leider aber wohnte seiner Forderung eine durchaus preußenfeindliche Gesinnung inne, und während er gern Schleswig-Holstein für Deutschland gerettet hätte, hätte er mit Vergnügen Preußen um die Früchte seiner Anstrengungen gebracht und es am liebsten aus Deutschland hinausgeworfen. Mindestens bot er alles auf den Herzog von Augustenburg zum Eigenthümer der von Preußen mit blutigen Mühen errungenen Früchte zu machen, und darum war er auch ganz der Mann Oesterreichs; aber Herr von Beust überschätzte sich und konnte gar nicht glauben, daß er für den preußischen Minister Bismark doch nur eine kleine Potenz war oder ein Mann, der da der Erste zu sein glaubt, wo Andere längst gewesen waren. So konnte er denn auch in der Conferenz durchaus mit seinen preußenfeindlichen Ideen nicht ankommen. Allenthalben trat ihm hohe Achtung vor Preußeu entgegen, und anstatt England, Frankreich und Rußland zum Einschreiten gegen das selbstmächtig vorschreitende Preußen zu bewegen, mußte er vernehmen, daß man einen Kampf gegen Preußen für einen Kampf gegen Deutschland halten müsse und ein solcher keinerlei Berechtigung habe auch nicht wohl riskirt werden könne. In Bezug auf Dänemark sagte man ihm deutlich genug, daß es der Theilnahme nicht werth sei und in Bezug auf ihn selbst gab man ihm auch nicht ganz undeutlich zu verstehen, daß er nicht wohl gethan habe, sich zum Träger der schon gekannten Intriguen Oesterreichs herzugeben,

und was schließlich den deutschen Bund betraf, so ließ man ihn merken, daß ihm Ehre genug geschehe, wenn er als geduldeter Gast behandelt werde. Von dem allen scheint Herr von Beust's Scharfsinn nichts gemerkt und verstanden zu haben, da sein Eifer ungeschwächt blieb und er den Muth behielt, seine in Sachsen berühmte, anderwärts belächelte Reise zum Kaiser Napoleon zu unternehmen.

Da mit einem Male ging eine Depesche Bismarks ein, groß und würdig des Heldenvolks, das er vertrat. Kurz und bündig war in derselben gesagt: Preußen werde mit seinem Bundesgenossen in seinen Eroberungen stehen bleiben, und erwarten, ob es Jemand aus derselben zu vertreiben den Muth habe. Das hieß soviel als Preußen im Bunde mit Oesterreich werde mit Dänemark allein verhandeln und fremde Einmischung nicht dulden.

Frankreich, England und Rußland schwiegen zu dieser Erklärung, d. h. sie erkannten die Berechtigung derselben an, und Herrn von Beust blieb nun nichts übrig als heimzukehren und zu erzählen, daß Preußen doch in größerer Achtung stehe als die kleinen deutschen Liliputstaaten im Bunde und Herr von Bismark als er selbst. Beruhigt indessen war er noch nicht, und außer seiner Reise sah man ihn in der Folge noch mehre überkühne Griffe thun.

Alles, was die londoner Conferenz bewirkt, waren eine kurze Waffenruhe und die Gewißheit, daß Preußen das londoner Protocoll von 1852, nach welchem Schleswig-Holstein mit Dänemark in Personalunion bleiben sollte, nicht anerkenne. Da aber Dänemark hartnäckig fortfuhr eben dieses Protocoll gegen seinen Feind geltend zu machen, so mußte begreiflicher Weisen der Krieg seinen Fortgang haben.

12.

Die Eroberung der Insel Alsen.

Die fruchtlose Conferenz zu London, welcher Minister Bismark mit seiner kernhaften Erklärung so freimüthig ihre Nutzlosigkeit bewies, hatte die Bewegung auf der Kriegsbühne nicht weiter aufhalten können, als durch den kurzen Waffenstillstand, den sie als einziges Resultat erwirkte. Das „Vorwärts“ Blüchers blieb immer die Losung Preußens. Kaum waren die

Fortifikation von Düppel erobert und die Dänen hier von dem Festlande vertrieben, als man sich fertig machte, auf dem nördlichen Schauplatze die Festung Fredericia und auf dem südlichen die Insel Alsen zu erobern.

Letzteres hatte das dänische Cabinet fürchten zu müssen durchaus nicht geglaubt. Hatte dieses Cabinet, welches aus der patriotischen Partei, den sogenannten Eider-Dänen bestand, deren Führer ein schwärmerischer Schriftsteller, Namens Orla Lehmann, war, bisher immer nach thörichten Voraussetzungen gehandelt, so mußte man staunend zu sehen, daß dieses Cabinet auch jetzt noch bei seiner beispiellosen Thorheit beharrte, wo furchtbare Thatsachen ihm die Wahrheit der Dinge zeigten. Jetzt versenkte sich dieses Cabinet in die Ueberzeugung, daß die Kriegsthätigkeit der feindlichen Verbündeten nothwendig an der Meeresküste enden müsse. Schleswig, Holstein und Jütland könne Preußen wohl in Besitz nehmen, aber weiter nichts, und mit dieser festländischen Errungenschaft habe es durchaus die Gewalt noch nicht erlangt, Dänemark, das auf seinen Inseln sehr sicher sitze, irgend ein Zugeständniß abzuzwingen. Daß der Feind doch auch über einige maritime Hilfsmittel verfüge, mochten die kopenhagener Politiker, in deren Gewalt sich der König Christian gänzlich befand, durchaus nicht zugeben, obschon zwei Seekämpfe (am 17. März und 9. Mai) bewiesen hatten, daß man die österreichischen und jungen preußischen Kriegsschiffe nicht durch Unterschätzung beleidigen dürfe.

Die Ernennung des Helden von Düppel, Prinzen Karl, zum Oberbefehlshaber an der Stelle des mehr als achtzigjährigen Feldmarschalls von Wrangel war eine Aenderung in den Verhältnissen, die eigentlich keine Bedeutung hatte, weil der alte einsichtsvolle und brave Wrangel in nichts dem Ermessen des jungen geistvollen Prinzen Fesseln angelegt hatte. Dennoch rief dieser Wechsel im Oberbefehl Besorgniß in Kopenhagen hervor. Man erschrak darüber, als ob nun erst Gefahr eintrete, und während man vorher gar nicht geglaubt, daß der Feind auf die Inseln überzugehen wagen werde, nahm man das nun für eine gewisse Sache an.

Plötzlich sah man Tausende von Händen am Gestade der Insel Alsen Schanzen aufwerfen, Durchschnitte anlegen, Verhaue, Batterien errichten 2c. Man fürchtete unzweifelhaft den Uebertritt der Preußen auf die Inseln, und weil man angefangen hatte diesen zu fürchten, so zögerte Prinz Karl nicht diesen auszuführen, ehe der Feind zu große Vorkehrungen gegen denselben getroffen habe.

Die Insel Alsen, vier Quadratmeilen umfassend, hat auf der westlichen Seite steile Ufer, Seeinschnitte und große Vertheidigungsvortheile andrer Art. Diese benutzten die Dänen mit großer Einsicht für Fortifizirungen.

Die Frage war nur ob sie die neuen Schanzen auch besser vertheidigen würden, als die alten vor Düppel.

Prinz Karl aber fragte nach dem allen nicht. Er wollte Alsen haben und mußte es haben. 160 Boote waren genügend mit einem Male eine Truppenmasse hinüber zu schaffen, unter deren Schutze dann eine Pontonbrücke angesetzt werden konnte, die bis in die Mitte der Meerenge (Alsensund) hereinreichte und also den Hauptübergangsweg um die Hälfte abkürzte. Auf zwei andern Stellen sollten die Truppen mit Booten übergesetzt werden.

Mit Tagesanbruch am 29. Juni wurde das Unternehmen angegriffen. Aeußerste Stille war streng anbefohlen. Leichte Seenebel verhüllten die Bewegung der Preußen. Am düppeler Gestade herrschte die Geschäftigkeit eines aufgestörten Ameisennestes. Am alsener Gestade lagen die dänischen Soldaten in göttlichem Schlafe. Sie vertrauten dem Schutze der Meerenge.

Indessen waren die dänischen Posten doch wachsam, und kaum hatten die preußischen Uebersetzboote die Mitte des Alsensundes erreicht, als die dänischen Allarmkanonen längs dem alsener Gestade ihren Weckruf ertönen ließen. Noch hatten die preußischen Truppen nicht gelandet, als das Feuer der dänischen Batterien anhob. Sofort aber begann auch das Feuer der preußischen Batterien auf der düppeler Seite zum Schutze der Uebergangstruppen. Die gezogenen preußischen Geschütze, mit einer geringen Elevation feuernd, spotteten der Entfernung, und die Zündnadelgewehre der überschiffenden Truppen verjagten die am Strande ausgestellten Posten.

Zu gleicher Zeit hatten die Preußen auf der alsener Küste zwei Landungspuncte gewonnen und durch ihr wüthendes Kleingewehrfeuer von jeder Anfechtung befreit, namentlich ging bei Arnkiels, wo die größten Schwierigkeiten erwartet worden waren, die Landung bequem von Statten. Hier häufte sich schnell eine sehr beträchtliche Truppenmasse. Sofort schritt diese zum Angriffe, überwältigte eine Strandbatterie nach der andern und machte bis zum Morgen das ganze alsener Seeufer so frei, daß der preußische Uebergang nun in vergrößertem Maße bewerkstelligt werden konnte. Zwar feuerten die Dänen aus den Batterien von Sonderburg mit großem Eifer, das Panzerschiff Rolf Krake machte sich alle Augenblicke sichtbar, allein die Batterien trafen nur das Wasser und Rolf Krake kam nicht heran.

Sobald eine beträchtliche preußische Truppenmasse sich gesammelt hatte, drang dieselbe ohne Rücksicht auf ihre Stärke oder Schwäche vor, das Landungsterrain frei zu machen. Artillerie war noch nicht vorhanden und das Zündnadelgewehr mußte sie ersetzen. Sobald die Landungspuncte gesichert waren, verstärkte sich der Nachzug außerordentlich schnell, und gegen sechs Uhr Morgens konnte sich schon Artillerie geltend machen. Nun be-

gannen die ersten geordneten größeren Angriffe. Die Schanzen und Batterien von Rönhoff wurden zunächst und bald darnach die Fortification von Kjäz, Baag und Moose, zuletzt die von Ulkebüll und Sundsmark erstürmt.

Die Operationsrapidität der Preußen ging über alle Begriffe der Dänen. Hörup-Kirch und Hörup-Haff waren durch Umgehung verloren, ehe man nur den Angriff dieser Puncte recht gemerkt hatte; schon vorher war auch Sonderburg in preußische Hand gefallen. Nirgends konnten die Dänen einen Posten behaupten, und bis gegen neun Uhr Morgens war die ganze dänische Heeresmasse bei Kekeius zusammengekeilt und ihre Rettung auf schleunige Ueberschiffung nach der Insel Fünen angewiesen. Man stürzte sich wie wahnsinnig in die Transportschiffe. An Ordnung war nicht zu denken. Viele Leute gingen bei der Einschiffung zu Grunde.

Solche Ueberstürzung war gar nicht nöthig, da die Preußen, mit Arrangements beschäftigt, von Verfolgung absahen. Allein der Schrecken stak in den dänischen Truppen, und in jedem Baumstumpfe, Baumpfahle oder Schatten glaubten sie einen Preußen zu erkennen. Um drei Uhr Nachmittags des 29. Juni war die Insel Alsen vollständig erobert. 26 Fahnen und 99 Geschütze befanden sich in der Hand der Sieger, zugleich aber auch — und das war von besonderer Wichtigkeit — eine große Menge von Strandschiffen, so daß mit Alsen zugleich die Mittel zum Uebergange nach der Insel Fünen gewonnen waren, und zu diesem ließ Prinz Karl zum Schrecken der regierenden Herren in Kopenhagen sogleich Anstalt treffen.

Gleicher Zeit hatten der preußische General v. d. Mülbe und der österreichische General von Gablenz die Belagerung der jütländischen Festung Fredericia in Angriff genommen. Prinz Karl hatte ihnen dazu das ihm nach der Eroberung von Düppel überflüssig gewordene Belagerungsgeschütz überlassen. Schon waren Vorbereitungen zur ersten Beschießung getroffen, als die auffällige Ruhe in der Festung verrieth, daß die Besatzung abgezogen sei. Erkundigungen bestätigten es. Man fürchtete eine List. Allein die Dänen waren ehrlich geflüchtet, nämlich ohne die Stadt zu unterminiren, die Brunnen zu vergiften, oder dergleichen. Ehrliche Feigheit hatte sie bewogen dem Feinde die Festung mit einer Armatur von fast 300 Geschützen zu überlassen. Ihre Absicht war, sich auf einem nördlichen Einschiffungspuncte nach der Insel Fünen zu retten, wohin nun bereits die andere Hälfte der dänischen Armee geflüchtet war.

Die Verbündeten rückten nun eilend nordwärts, überwältigten rasch die verschiedenen kleinern Festungen, zuletzt Frederikshavn, und waren am 20. Juli im Besitze des gesammten dänischen Festlandes, der frisischen Inseln, Alsens und einer dänischen Küstenflottille, die unter den frisischen Inseln

durch die Batterien abgeschnitten wurde. Es bedurfte nur noch einiger Wochen, um mit der Eroberung von Fünen und Seeland dem übermüthigen Inselkönigreiche ein Ende gemacht zu haben.

13.

Ende des schleswig-holstein'schen Kriegs.

So sehr auch die sogenannte Patriotenpartei das dänische Volk fanatisirt hatte, mußte nach solchen Erfahrungen nun doch die Einsicht zurückkehren, daß Trotz ohne Macht nur Wehe bereiten könne. Nie hatte man eine politische Partei so gefeiert, als die Orla Lehmanns, die patriotische, die mit frechem Uebermuthe den Thron und das Cabinet Jahre lang beherrscht und Deutschland gekränkt hatte. Jetzt stand der Staat am Rande des Verderbens und dahin hatte ihn diese Partei geführt. Man fühlte sich getäuscht, betrogen, und hatte man sie früher gefeiert, so machte man sich selbst nun wegen dieser Verblendung Vorwurf und fühlte sich von Zorn erfüllt.

So war die Lage der Dinge in Kopenhagen, die die patriotische Partei nun nöthigte von der Regierungsgewalt zurück zu treten. Der König, den jene Partei ebenso wie das ganze Land terrorisirt hatte, berief ein anderes Ministerium, und dieses, aus einsichtsvollen Männern bestehend, that sogleich dem Fortschreiten des Verderbens durch den Antrag eines Waffenstillstandes und des Friedens Einhalt. Am 20. Juli war der Waffenstillstand vereinbart und in den folgenden Tagen von Dänemark die feste Zusage gewonnen, daß es den Forderungen Deutschlands gerecht werde und auf Unterhandlungen wegen Abtretung Schleswigs, Holsteins, Lauenburgs und der frisischen Inseln eingehen werde.

So war das Wichtigste erreicht und die Finanzfrage wurde so billig gestellt, daß Dänemark darin der Friede durchaus nicht erschwert wurde. Aber freilich von altgewöhnten Ränken, Berufung auf fremde Mächte, den deutschen Bund, Conferenzen und dergleichen mußte Dänemark ganz absehen. Minister Bismarck sagte dem Cabinet von Kopenhagen zum großen Verdruß des sächsischen Ministers von Beust, daß es durchaus mit Niemand etwas zu schaffen habe als mit den Mächten, gegen die es Krieg geführt habe; man werde jede fremde Einmischung verwerfen, namentlich auch die der kleinen deutschen Staaten, und sofort den Krieg fortsetzen, wenn Dänemark nun nicht rasch offen und ehrlich das Friedenswerk fördere.

Wien wurde zum Conferenzplatze bestimmt und am 30. October war zwischen den Bevollmächtigten der drei Staaten Oesterreich, Preußen und Dänemark der Friede dergestalt abgeschlossen, daß „„Sr. Majestät der König von Dänemark allen seinen Rechten auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu Gunsten Ihrer Majestäten des Kaisers von Oesterreich und Königs von Preußen entsagte, und sich verpflichtete, die Dispositionen anzuerkennen, die diese Majestäten in Bezug auf diese Herzogthümer treffen würden.““

So war nun der Streit um Schleswig-Holstein beendet so weit er Dänemark betraf; allein nun erst sollte der Streit zwischen den deutschen Mächten beginnen.

14.

Streit wegen der Entscheidung über Schleswig-Holstein.

Als die Frage über Schleswig-Holstein zwischen Dänemark einerseits und Preußen und Oesterreich andrerseits entschieden war, mußte sie auch zwischen diesen beiden Großmächten und dem deutschen Bunde entschieden werden. Dem Beobachter kann es nicht entgehen, daß Oesterreich dabei die Rolle des gekränkten Freundes spielte, offen als Genosse an Preußens Seite stand und im Verborgenen durch den Bund feindselig agitirte. Der deutsche Bund und Herr von Beust waren eben nur Gegenstände österreichischen Mißbrauchs, sie waren Mittel der österreichischen Politik.

Als aber der deutsche Bund, der doch die Aufgabe hatte Einigung zu bewirken, sich für Oesterreich zum Mittel der Entzweiung unwürdig hergab, dachte er nicht daran, daß seine Rechte ganz unverbürgt waren und daß Herr von Bismark auf den Gedanken kommen müsse, eine so schwach berechtigte, überflüssige und doch gefährliche Potenz zu zerstören. Alles was der deutsche Bund wünschen und fordern konnte, nämlich daß Schleswig-Holstein sicher und fest zu Deutschland gelange, war erreicht. Ob das unter preußischem, augustenburgischem, oldenburgischem oder sonst einem dem deutschen Bunde angehörenden Namen geschah, konnte dem Bunde ganz gleich sein.

Oesterreich freilich hatte andere Interessen, ihm mußte die Verstärkung Preußens unlieb sein, wo es sich nicht selbst mit verstärken konnte. Dem

deutschen Bunde aber kam es nicht zu, sich zum Packträger dieser fremden Interessen herzugeben.

Nachdem der Friede mit Dänemark geschlossen war, blieb die Frage zu entscheiden, wer nächst dem deutschen Bunde Schleswig-Holstein besitzen solle. Bei dieser Frage aber sprach das preußische Interesse mächtig mit. Preußen mußte daran liegen, daß das mit so vielem Blut errungene Schleswig-Holstein ihm und Deutschland zum Nutzen gereiche. Sollte es das im größten Maße, so mußte es mit Preußen, sei es durch Vertrag, sei es durch Einverleibung, auf's Innigste verbunden werden. Einverleibung sicherte diese Verbindung natürlich am besten.

Indessen wollte Preußen sich auch durch einen Vertrag befriedigt finden, und hierin zeigte sich die Politik des Ministers von Bismark ebenso vernunftmäßig als edel deutsch und preußisch uneigennützig; denn was Preußen von Schleswig-Holstein gewinnen wollte, mußte viel mehr Deutschland als sonderlich Preußen zu Gute gereichen. Dabei hätte der deutsche Bund sich seiner hohen Aufgabe, Deutschland zu einigen und zu stärken, bewußt und vollkommen zufrieden sein müssen; doch konnte freilich Oesterreich damit nicht zufrieden sein, da es in Preußen seinen natürlichen Feind und in der Schwäche und Zersplitterung Deutschlands seinen besten Halt sah.

Da nun Preußen die Herzogthümer mit dem Rechte der durch den wiener Frieden erlangten provisorischen Souverainetät militärisch noch in Besitz hielt, so that natürlich Oesterreich, stets der eifrige Wächter Preußens, Gleiches; aber im Geheimen stachelte es, wie es schon früher gethan, die Stimmenführer des Bundestages an, die Anerkennung des Herzogs Friedrich von Augustenburg als souverainen Erben und Herrn von Schleswig-Holstein anzuerkennen, damit dadurch Preußen die Frucht seiner schweren Blutopfer entzogen werde. Allein Oesterreich erwog nicht, daß der Minister von Bismark ihm geistig weit überlegen war, und sowohl die Schwächen des Herrn von Mensdorff, der die Politik Oesterreichs leitete, als die des Herrn von Beust, der als tirallirender Pfiffkopf die Kastanien aus dem Feuer holen sollte, gründlich beurtheilte.

Bereits während des Kriegs hatten die vom deutschen Bunde in Holstein eingesetzten Commissare gegen das Interesse Preußens die Sache des Herzogs von Augustenburg in Blühte zu treiben gesucht, indem sie die Annahme der Bevölkerung, daß er ihr Landesherr sei oder werden müsse, durch Begünstigung ihrer Huldigungen bestärkt hatten. Jetzt arbeiteten diese Commissare in dieser Weise noch eifriger, und Oesterreich trat nun aus seinem Versteck so weit hervor, selbst den Antrag zu stellen, daß man die souveraine Gewalt, die es mit Preußen in Gemeinschaft übe, nun dem Herzog von

Augustenburg übertrage und ihn allerseits als den Besitzer des befreiten Schleswig=Holsteins anerkenne.

Nun sprach auch Preußen freier. Es hatte vorzugsweise mit Oesterreich als seinem wahren Gegner zu thun. Den Bund, der ja nur der Gliedermann Oesterreichs war, durfte es schon mehr übersehen, und die Galoppade des Herrn von Beust nach Paris für beiläufige Draperie halten. So erklärte nun der Minister von Bismark im Namen Preußens: Preußen sei es sehr gleichgiltig wer als Herr in Schleswig und Holstein sitze, wohl aber müsse es darauf dringen, daß die der Befreiung und dem Gewinne dieser Länder gebrachten Opfer, für Preußen im engern und Deutschland im weitern Verhältniß gebührende und entsprechende Entgeltung fänden. Preußen fechte also die Erbfolgeansprüche des Herzogs von Augustenburg und die des Großherzogs Peter von Oldenburg nicht an, wolle aber auch seine eigenen Erbansprüche nicht unbeachtet sehen. Welche zweite Person aber auch als Souverain in den Herzogthümern eingesetzt werde, fordern müsse es 1) daß Schleswig=Holstein sich durch ein ewiges Schutz= und Trutzbündniß mit Preußen vereinige, 2) die preußische Marine in Schleswig=Holstein aller Vortheile genieße, die sie als wichtiges Schutzmittel Deutschland von einem deutschen Staate, der selbst ihren Schutz genieße, vernünftiger Weise zu fordern berechtigt sei, 3) Schleswig=Holstein in Militärconvention mit Preußen trete, die Kosten für seinen Armeeantheil trage und den preußischen Truppenbewegungen innerhalb seiner Grenzen keine Hemmnisse bereite, 4) Schleswig=Holstein sich hinsichtlich erforderlicher Fortificationen der preußischen Militärdirection anschicke, 5) Holstein sein Bundescontingent der preußisch=schleswig=holsteinischen Armee nach Disposition der preußischen Direction stelle, 6) Rendsburg in eine Bundesfestung verwandelt werde, 7) auf den Fortificationsplätzen Preußen das volle Verfügungsrecht überlassen werde, 8) Preußen das Recht zugestanden werde einen Kanal in Holstein zu bauen, der die Ostsee mit der Nordsee verbinde und endlich 9) Schleswig=Holstein in den preußisch=deutschen Zollverein als Mitglied eintrete."

Man muß gestehen, daß alle diese Forderungen gerecht waren und nicht sowohl Preußens als Deutschlands Kräftigung bezweckten. Nur Neid und Bosheit konnten dies verleugnen. Von Oesterreich freilich durfte nicht erwartet werden, daß es Preußen so erhebliche Vortheile willig zugestehen werde, und Minister von Bismark war ohne Zweifel auf die Einwendungen gefaßt, die er durch eine Note vom 5. März 1865 von dieser Seite erhielt. In derselben erklärte Oesterreich, daß ein Herzog von Schleswig=Holstein, der solche Verpflichtungen gegen Preußen übernommen habe, der Würde ermangele, im Bundestage unter den souverainen Fürsten Deutschlands zu

sitzen. Oesterreich müsse sich für berufen halten, die Souverainetätsrechte und die ihn den andern Bundesfürsten gleichstellende Würde des künftigen Herzogs von Schleswig-Holstein zu schützen. Preußen bezwecke mit seinen Bedingungen Sondervortheile, die Schleswig-Holstein außer Stande setzen werden, Oesterreich und dem deutschen Bunde Gleiches zu leisten; und beide hätten ja doch das Recht aus Schleswig-Holstein einen ebenso großen Nutzen zu ziehen wie Preußen, da Preußen doch in keiner Weise vorberechtigt sei. Daß Rendsburg in eine deutsche Bundesfestung umgeschaffen werde, daß Preußen aus Kiel einen deutschen Hafenplatz mache, daß Preußen einen Kanal in Holstein baue, der die Nord- und Ostsee verbinde, daß auch Schleswig-Holstein in den preußischen Zollverein eintrete, dagegen wolle Oesterreich nichts haben; aber die anderen Bedingungen könne es nicht zugestehen, müsse vielmehr fordern, daß die Erbfrage zunächst entschieden und ein Herzog in dem Lande ohne beschränkende Bedingungen eingesetzt werde. Sei das geschehen, so sei die Zeit für Detailverhandlungen, wie sie Preußen jetzt schon verlange, gekommen, und es sei dann Sache des Herzogs zu genehmigen oder zu verwerfen nach seinem Ermessen. Oesterreich wünsche also vor allem den Fürstenstuhl des Landes besetzt zu sehen und Verhandlungen abzubrechen, zu denen man keine Berechtigung habe, und in denen doch schwerlich je eine Einigung zwischen Oesterreich und Preußen zu Stande kommen werde.

Man muß gestehen, daß Oesterreich sich jetzt in seiner Mißgunst wenigstens recht frei und ehrlich offen zeigte. Wäre es noch ein Geheimniß gewesen, so kannte doch nun Herr von Bismark seinen eigentlichen Gegner, wußte von wem alle feindseligen Pläne gegen Preußen ausgingen und gegen wen er sich zu wenden habe. Oesterreich war Preußens Bundesgenosse, um als Feind desto sicherer wirken zu können, und jetzt hielt Oesterreich es nicht ein Mal mehr für nothwendig, das zu bemänteln.

Kaum hatte Oesterreich jene Erklärung gegeben, durch welche Preußen um jede gute Frucht seiner schweren Opfer gebracht und die deutsche Kleinstaaterei, in der ja Oesterreich seine beste Stütze fand, vergrößert werden sollte, als es die Vertreter Sachsens, Baierns und Hessen-Darmstadts beim deutschen Bunde darauf dringen ließ, daß dem Herzog von Augustenburg das befreiete Schleswig-Holstein als dem rechtmäßigen Landesherrn übergeben und zur Berathung mitgetheilt werde, welche Vereinbarung zwischen den beiden Großmächten wegen des Herzogthums Lauenburg stattgefunden habe. Denn auch Lauenburg, auf welches der Herzog Friedrich kein Erbrecht beziehen konnte, hatte von Dänemark abgetreten werden müssen.

Dieser Antrag, welchen der sächsische Minister von Beust am 27. März

eingebracht, wurde von der Bundesversammlung, über deren Stimmenmehrheit Oesterreich durch die Kleinstaaten verfügte, angenommen, und es schien als sollte Oesterreichs Politik zum Siege gelangen. Wie am Bunde drängte es auch in den befreiten Herzogthümern zu der seinem Plane angemessenen Entscheidung hin, indem es die Anerkennung des Herzogs Friedrich von Seiten des Volks dadurch förderte, daß es die schwärmerischen Huldigungen desselben, nicht bloß zuließ, sondern eifrig begünstigte. Allenthalben wurde demnach Friedrich von Augustenburg zum Landesherrn ausgerufen. Man sendete Deputationen, bereitete ihm feierliche Empfänge und vieles dergleichen. Der Herzog Friedrich andrerseits erhielt dadurch eine gewisse Gewalt im Lande, zog schon eine Art Ministerium an seine Seite, erließ Verfügungen, Bestätigungen 2c.

Natürlich wurden dadurch die Pläne Preußens, welches in seiner Verwaltung der Herzogthümer auf eine enge Verbindung derselben mit sich hinwirkte, ganz erschwert. Die Verwaltung wurde von einem preußischen und einem österreichischen Civilcommissar ausgeübt. Der österreichische (von Halbhuber) wirkte in allem den Maßnahmen des preußischen (von Zedtlitz) entgegen. Mit ihm stand der Herzog Friedrich, der nun ganz offen von Oesterreich unterstützt wurde, in enger Verbindung, und die Bevölkerung, für jegliche Art von Widerstand immer leicht zu gewinnen, nahm an dem dem preußischen Wirken widerstrebenden Verhalten in ziemlich maßloser Weise theil.

Hieraus mußten natürlich mancherlei Conflicte entstehen. Der preußische Civilcommissar wurde nicht fertig Beschwerden an das Ministerium einzusenden und dieses, endlich der Chikane müde, trug kein Bedenken, die Hindernisse, welche dem freien Handeln seines Commissars entgegengestellt wurden, durch Anwendung von Gewalt zu beseitigen. So wurden einige Personen verhaftet oder ausgewiesen (May, Freese) und ein Theil der preußischen Flotte im Hafen von Kiel, woselbst der Herzog von Augustenburg residirte, stationirt.

Aber was nun auch Preußen that, seinem Plane zu folgen, überall wurde ihm feindselig begegnet und entgegen gewirkt und es mußte endlich zu der Ueberzeugung gelangen, daß um Freiheit des Handelns zu gewinnen, Oesterreich aus den Herzogthümern entfernt, oder wenigstens die Befugniß desselben in feste Schranken gebracht werden müsse. Der preußische Minister von Bismark bezweifelte sicherlich nicht, daß es schließlich doch wohl auf einen Krieg ankomme. Indessen sollte der Weg des Friedens nicht unversucht bleiben, und namentlich lag dies im Wunsche des Königs Wilhelm, der einer Verständigung mit Oesterreich nicht allen Glauben versagte und sie selbst zu bewirken suchte.

15.

Der Vertrag von Gastein.

Im August desselben Jahres besuchte König Wilhelm von Preußen das Bad Gastein. Ebendaselbst traf auch der Kaiser Franz Joseph von Oesterreich ein. Auch er wünschte die schleswig-holsteinische Frage baldigst und freundlicher gelöst zu sehen, als das von seinem Cabinete erwartet werden konnte. Der Meinungsaustausch beider Monarchen führte denn auch zu einer gewissen Verständigung, durch welche die provisorischen Verhältnisse in Schleswig-Holstein besser geordnet und die bisherigen Reibungen zwischen den drei Parteien beseitigt werden sollten. Nachdem dergestalt Mißstimmung und Mißverhältniß beseitigt sein würde, wolle man zu einer definitiven Lösung der Herzogthümerfrage schreiten.

Die Verständigung, zu welcher die beiden Monarchen, von persönlichem Wohlwollen geleitet, gelangten, ist unter dem Namen „Gasteiner Vertrag“ bekannt geworden. Derselbe wurde am 14. August 1865 abgeschlossen und am 20. August ratifizirt. Die in ihm enthaltenen Bestimmungen bestehen in Folgendem:

1. Beide Mächte, Preußen und Oesterreich, reserviren sich die gemeinschaftliche Souverainetät über die Herzogthümer Schleswig und Holstein, die Verwaltung von Holstein übernimmt aber provisorisch Oesterreich, die Verwaltung von Schleswig übernimmt Preußen.
2. Preußen und Oesterreich werden beantragen, daß eine deutsche Flotte hergestellt und Kiel zum Bundeshafen erklärt werde. Bis die betreffenden Beschlüsse des deutschen Bundes zur Ausführung gekommen, benutzt die Marine von Preußen und Oesterreich den kieler Hafen; Preußen führt aber in diesem Hafen das Commando, übt dort die Polizei und alle Territorialrechte aus, die ihm zur Sicherung dieses Hafens nothwendig überlassen werden müssen.
3. Oesterreich und Preußen werden beim deutschen Bunde beantragen, daß Rendsburg zur deutschen Bundesfestung erklärt werde. Bis die Eigenschaft Rendsburgs als Bundesfestung anerkannt ist, wird dieser Platz gemeinschaftlich von Preußen und Oesterreich besetzt.
4. So lange die Theilung der Verwaltung Schleswigs und Holsteins zwischen Preußen und Oesterreich dauert, behält Preußen zwei Etappenstraßen durch Holstein, die eine von Lübeck auf Kiel, die andere von Hamburg auf Rendsburg; besondere Conventionen bestimmen das Nähere.

5. Preußen verfügt auf seine Weise über einen Telegraphendraht und eine Postlinie nach Kiel und Rendsburg; für die Ausführung einer directen Eisenbahn von Lübeck über Kiel durch Holstein tritt Preußen ein, ohne deshalb Ansprüche auf Hoheitsrechte über die Bahnlinie zu erheben.
6. Schleswig-Holstein soll schließlich dem Zollverein beitreten. Oesterreich erklärt sich geneigt, auf Grund besonderer Verhandlungen diesen Beitritt auch schon während der Dauer des durch diesen Vertrag festgestellten Provisoriums zu begünstigen.
7. Die Ausführung des Nord-Ostsee-Kanals mit dem daraus natürlich erfließenden Rechte wird Preußen überlassen.
8. Betreffs der finanziellen Leistungen, welche durch den wiener Frieden vom 30. October 1864 festgestellt sind, bleibt alles beim Alten. Nur soll das Herzogthum Lauenburg keinen Beitrag zu den Kriegskosten liefern und die Beiträge Holsteins und Schleswigs sollen auf diese nach dem Maße der Bevölkerung vertheilt werden.
9. Das Herzogthum Lauenburg überläßt der Kaiser von Oesterreich mit vollen Rechten, wie sie im wiener Vertrage erworben, an den König von Preußen, welcher dafür zwei und eine halbe Million dänische Thaler in preußischem Silbergelde vier Wochen nach Ratification dieses Vertrags bezahlt.

Man erkennt wohl, daß bei aller wohlwollenden Gesinnung der beiden Monarchen gegen einander der gasteiner Vertrag das Resultat eines diplomatischen Kampfes war. Oesterreich hatte nur mit Mühe der Einsicht Folge gegeben, daß es selbst bei der schleswig-holsteinischen Frage auf einen directen Gewinn nicht speculiren könne, und daß das, was Preußen gewinne, nicht nur ein naturgemäßes Ergebniß der Verhältnisse sei, sondern auch Deutschland und durch dieses wieder Oesterreich zu Gute komme. Es hatte Preußen Vortheile gegönnt, aber nur kleine und mit Ueberwindung, mit zitternder Hand, mit angstvoller Sorge, selbst dabei zu verlieren, und sichtbar mit dem mißgünstigen Herzensdrang, doch diesen Gewinn lieber selbst an sich zu bringen — was aber freilich der Natur der Sache nach nicht ging. Der gasteiner Vertrag war das Resultat eines diplomatischen Kampfes. Er befriedigte gewisse Siegerrechte nur zum Theil, er brachte auch etwas Ordnung in die schleswig-holsteinischen Verwaltungsverhältnisse, bessere Sicherheit in die Functionsbefugnisse der beiderseitigen Regentschaften (Commissariate); aber es fehlte die Vollendung, die Vollkommenheit in der neuen Ordnung, es war etwas Halbes, das, um die nothwendige Vollendung zu erlangen, noch eines mächtigen Impulses, vielleicht eines Krieges bedurfte. Der aus dem gasteiner Vertrage hervorgegangene halbe, oder schiefseitige Zustand,

konnte auf die Dauer etwas Befriedigendes nicht schaffen. Waren durch ihn Uebelstände beseitigt, so mußten ihm Uebelstände in anderer Form neu entspringen. Oesterreichs Mißgunst hatte es nur so, und nicht anders zugelassen, und wer nur irgend eines klaren politischen Auges sich erfreute, konnte leicht voraussagen, daß Oesterreich einem Kriege die beste Unterlage gegeben, neue Reibungen geflissentlich begründet, sich selbst in große Gefahr versetzt und durch seine falsche Politik einer Nemesis bloß gegeben haben.

Oesterreich glaubte nun aber mit dem gasteiner Vertrage noch viel zu große Vortheile in die Hand des gehaßten Nebenbuhlers gegeben zu haben. Die Nachgiebigkeit des Kaisers wurde von dem stürmischen Cabinet nicht gebilligt. Was der Kaiser, wie man meinte, verloren, wollte das Cabinet zurück gewinnen und es trieb nun wieder seine packträgerischen Plänkler, nämlich einige kleine deutsche Staaten und selbst einen sonst so gehaßten politischen Verein, zum Vorkampfe heraus.

Da erhob sich ein wahres Zetergeschrei über die Unrechtmäßigkeit des gasteiner Vertrags. Man bestritt die Befugniß des Kaisers, Preußen die Besitznahme von Lauenburg zuzugestehen (als ob Sieg und Eroberung nicht ihr Recht hätten); der Nationalverein forderte wenig verblümt eine Art Volksgericht wegen des Schachers mit deutschen Ländern (als ob Lauenburg in Preußens Hand sein Deutschthum verloren haben würde); die kleinen Monarchen von Thüringen gingen an den deutschen Bund und forderten ein Austrägalgericht (als ob ihnen dabei etwas hätte genützt werden können), genug das preußenfeindliche Toben, das sogar das französische und englische Cabinet veranlaßte, der Sache seine Aufmerksamkeit zu widmen, erreichte eine Höhe, daß der König Wilhelm von Preußen, der immer noch gehofft hatte auf dem Wege des Friedens sein — doch nur der Sicherheit Deutschlands gewidmetes — Ziel zu erreichen, nun endlich die Ueberzeugung gewinnen mußte, daß es ohne einen Krieg nicht abgemacht sein werde. Oesterreich war eine sehr gefährliche Partei: was der Kaiser genehmigte, verwarf das Cabinet, und was das Cabinet genehmigte, war oft nur zum Schein genehmigt und wurde von demselben Cabinet gleich nach der Genehmigung wieder mittelbar bekämpft und zerstört. Mit einem solchen Gegner und seinen Verbündeten konnte man nur fertig werden, wenn man ihn — gänzlich beseitigte.

Preußen konnte nun zwar nicht ahnen, welche Verdrießlichkeiten ihm sein Gegner noch bereiten werde, allein es war auf alles gefaßt und ging mit der imponirendsten Festigkeit seinen Weg. Der gasteiner Vertrag war abgeschlossen und Preußen hielt sich nun zunächst an denselben. Der König selbst zahlte aus seinen Privatmitteln für Lauenburg die zwei und eine halbe

Million Thaler an Oesterreich, und das Cabinet dieses Staates mußte nun wenigstens in dieser Sache den Mund halten, als der Kaiser das Geld in der Tasche hatte.

Die aus dem gasteiner Vertrage hervorgehenden Arrangements wurden unverweilt getroffen. Die preußischen Truppen mußten Holstein verlassen und also den Oesterreichern Rang und Raum geben. Ein Theil derselben ging in das nunmehr Preußen einverleibte Herzogthum Lauenburg, der andere in das Herzogthum Schleswig, wo durch Einsetzung des Generals v. Manteuffel (als Militairgouverneurs) und des Herrn v. Zedlitz (Civilgouverneurs) eine feste Regierung eingesetzt und eine sichere Verwaltung hergestellt wurde.

Die Unhaltbarkeit des neuen Zustandes lag aber auf der Hand, und wohl Niemand so gut als Herr von Bismark wußte, daß es dabei nicht lange bleiben könne. Die Oesterreicher in Holstein hatten längst gefühlt, daß sie hierher nicht gehörten. Von einer Behauptung für die Dauer konnte gar nicht die Rede sein. Holstein würde für die Dauer die unangenehmste Last für Oesterreich geworden sein. Blieb es in Holstein, so geschah es eben nur, um die Beute des Krieges zu beherrschen, und sie dem gehaßten Bundesgenossen, dem sie freilich von der Natur der Verhältnisse zugewiesen war, nicht zukommen zu lassen.

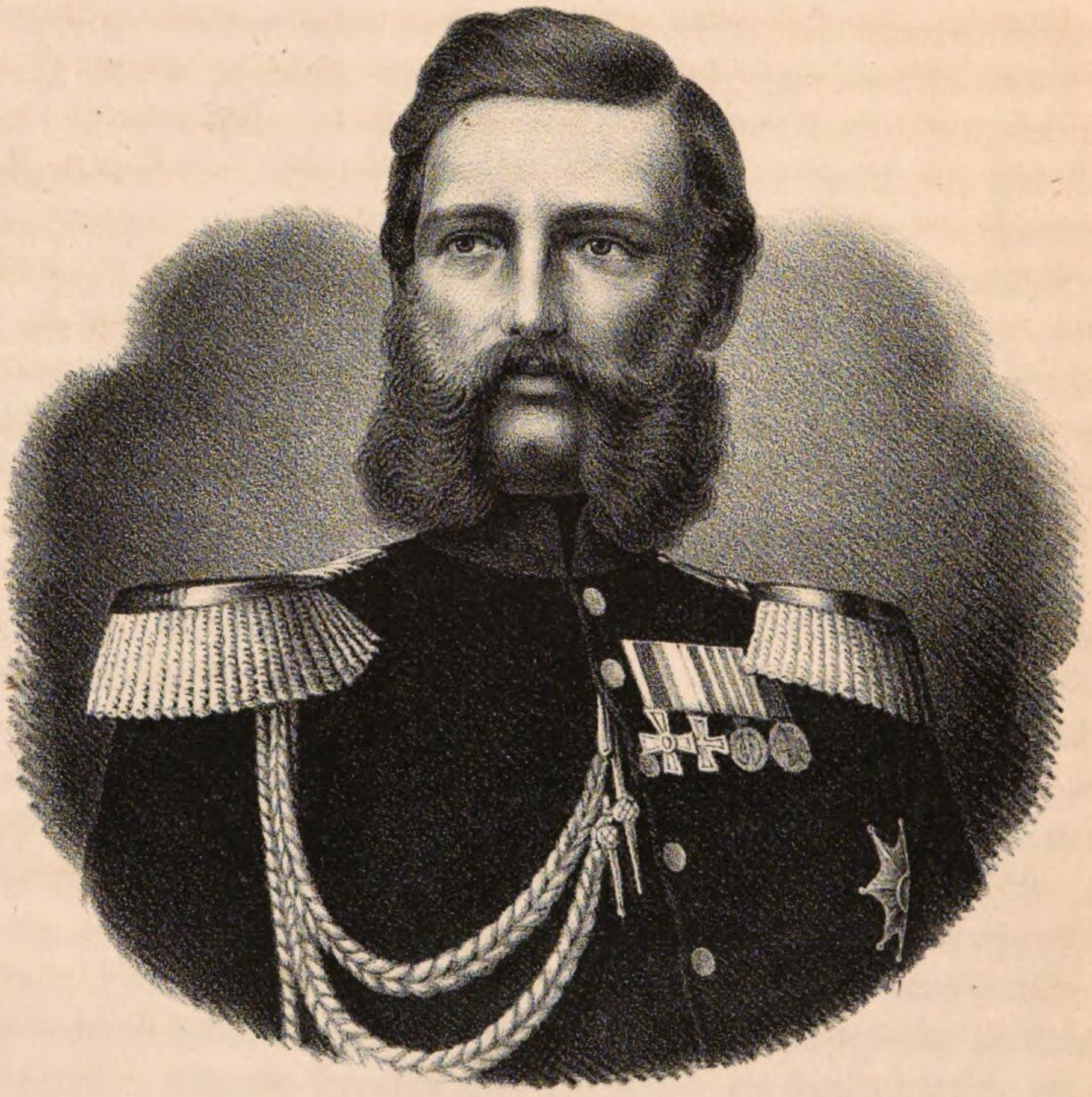
War nun Oesterreich seine Besetzung Holsteins unangenehm, so trachtete es natürlich darnach, diesem Zustande bald ein Ende zu machen und das Ziel zu erreichen, welches es sich in seiner politischen Phantasie vormalte. Und für diesen Zweck mußten aufs Neue die Hebel in Bewegung gebracht werden, die bereits bei der gemeinschaftlich österreichisch-preußischen Verwaltung der Herzogthümer ihre Rolle unter österreichischer Leitung gespielt hatten.

Hatte man in Schleswig die Gewalt verloren, so übte man sie doppelt so stark in Holstein. Mehr und mehr erhob man die Souverainetätsrechte des Herzogs von Augustenburg zu factischer Wahrheit. Man ließ das Volk ihm huldigen, ihn das Ansehen des Landesherrn gewinnen und als solchen Rechte ausüben, während man in Frankfurt am Main im Geheimen Umtriebe (Abgeordnetentag) unterstützte, die die Regirung des gasteiner Vertrags bezweckten. War dem Augustenburger erst in Holstein fester Boden gegeben, so, meinte man, könne Preußen nicht anstehen, ihm das von seinem Territorium so fern abgeschnittene Schleswig zu überlassen. Man speculirte klug, aber man operirte nicht richtig. So plump mußte man gegen Preußen nicht Politik treiben, als man es that.

Frankfurt war immer der beliebteste Heerd von Oesterreichs politischer Küche, auch hätte nie ein Herr willigere Köche haben können, als Oesterreich hier. Die Herren Chefminister von Sachsen, Baiern und Hessen-Darmstadt

wurden gar nicht müde mit österreich=freundlichen Anträgen; die Oesterreich freilich immer noch verläugnete, denn noch hatte der Zustand nicht geendet, bei dem es zu dem guten Spiel eine böse Miene machen mußte. Jetzt stellten jene Herren wieder den eilenden Antrag, eine holsteinische Ständeversammlung wegen formeller Anerkennung des Herzogs von Augustenburg von Seite des Volkes zu berufen, danach aber durch Holstein Schleswig in den deutschen Bund aufzunehmen und dessen ewige Vereinigung mit Holstein zu bewirken. Preußen verwarf natürlich sofort diesen Antrag und Oesterreich, in dem gasteiner Vertrage verfangen, mußte nun zur Strafe daran Theil nehmen; indessen war es ja längst vorher mit den Herren von Beust, von der Pfordten und v. Dalwigk verständigt. Preußen hatte ein Jahrhundert lang die Rivalitäten Oesterreichs ertragen; jetzt, wo dieselben so plump auftraten, und sich so unbemäntelt zeigten, daß auch auf eine Zerstörung Deutschlands nichts ankomme, mußte es dieser Marter wohl müde sein. Indessen rückte es nur schrittmäßig dem Bruche mit dem falschen Bundesgenossen entgegen.

Sobald Herr von Bismark wahrgenommen, daß das Erbrecht des Herzogs von Augustenburg der Hebel sein sollte, den preußischen Entwurf aus den Fugen zu setzen, hatte er sofort ein Mittel in Bewegung gebracht diese Agitation zu nichte zu machen, nämlich eine juristische Commission gebildet und dieser die Prüfung der augustenburg'schen Erbrechte übertragen. Freilich war es gar nicht nöthig diese Erbrechte zu prüfen, da die Eroberung sie vernichtet; allein Herr von Bismark wollte doch nun auch einmal Gleiches mit Gleichem vergelten und Mittel anwenden, wie sie Oesterreich so viele Jahre daher gegen Preußen angewendet gehabt. Genug die preußischen Kronjuristen erklärten, „daß jedes Besitzrecht in den Herzogthümern Schleswig=Holstein aus den Siegen von 1864 und dem daraus entstandenen wiener Frieden hervorgehe, daß der Herzog von Augustenburg zu Hause in Ruhe gesessen, während Preußen und Oesterreich die Herzogthümer mit Blut errungen und sich dadurch unumstößliche Rechte erworben haben, die der Herzog von Augustenburg im Entferntesten nicht besitze; daß der Herzog von Augustenburg aber auch sonst keinerlei wahre Erbrechte zu erweisen vermöge.“ Das hieß: das Erbrecht folgt aus dem Siege und Preußen wird nur dieses anerkennen, da man dem Augustenburger, Oesterreichs willenloses Werkzeug, hindert mit Preußen denjenigen engen Bund einzugehen, den es am 22. Februar 1865 in ausführlicher Stipulation bezeichnet hat. Wenn Preußen ein verhängnißvolles Uebel zu beseitigen ein Unrecht nicht vermeiden konnte, so mußte Oesterreich eingestehen, Preußen selbst dazu gezwungen zu haben.



KRONPRINZ FRIEDRICH WILHELM v. PREUSSEN.

16.

Entwickelung des Kriegs.

Die Conflicte in Schleswig-Holstein wurden immer schneidiger. Oesterreich war von dem Verhängniß beherrscht, und konnte die Zeit nicht erwarten, Preußen aus Schleswig politisirt und um die Frucht seiner Opfer gebracht zu sehen. Kaum hatten die preußischen Kronjuristen ihr Gutachten verkündigt, als man dem Herzog von Augustenburg in Kiel neue Huldigungen darbringen und die Journale und Vereine in Holstein die ärgsten Demonstrationen gegen die preußische Politik unternehmen ließ.

Nun aber wollte Herr von Bismark den Urheber dieser feindlichen Bewegung offen an das Licht stellen. Nur Oesterreich war derselbe. Aber auch die Welt mußte das wissen, damit, wenn Preußen zum Schwerte griff, ihm der Vorwurf der Ungerechtigkeit nicht gemacht wurde. So erließ nun der Minister von Bismark eine Beschwerde an das Cabinet von Wien über die Art der österreichischen Regierung in Holstein. Die österreichische Regierung in Holstein, erwies er, thue alles, was der preußischen Regierung in Schleswig Schwierigkeiten bereite, ihr eine unwillige Bevölkerung mache, im Allgemeinen die preußischen Interessen benachtheilige und es unmöglich mache, fernerhin in der Verwaltung der beiden Herzogthümer mit Oesterreich zusammen zu gehen. Preußen wünsche, daß die Verhältnisse sich nach allen Seiten, ganz besonders aber für Gesammtdeutschland befriedigend ordnen, könne aber nicht gestatten, daß man durch grobe Rücksichtslosigkeit seine Würde und Bestrebungen verletze.

Nun mußte natürlich das wiener Cabinet in seiner Erwiderung zeigen, ob der Unfug in Frankfurt und Holstein unter seinem Schutze stehe, in welchem Falle Oesterreich selbst Störer war. Hätte das wiener Cabinet mit der Erwiederung zurückhalten wollen, es würde nicht wohl möglich gewesen sein, da zu gleicher Zeit mit dem Erlaß dieser preußischen Note eine Versammlung der sämmtlichen schleswig-holsteinischen politischen Vereine, die jetzt nichts weiter als Werkzeuge Oesterreichs waren, zu Altona stattfand. Sie war das Maximum preußenfeindlicher Agitation und rief nun sofort eine neue und drohende Note des Ministers von Bismark hervor.

In dieser Note bezeichnet der Minister das Verhalten der österreichischen Regierung in Holstein als ein gegen Preußen aggressives. Dieselbe lasse nicht nur die Bevölkerung, Journalistik, Vereine ꝛc. mit revolutionairer Feindseligkeit gegen die preußischen Interessen vorgehen, sondern sie gehe selbst mit

vor, indem sie eine Ständeversammlung anzubahnen trachte, die noch gar keine Berechtigung habe, da es noch keinen eigentlichen Landesfürsten gebe, und die voraussichtlich doch nur zu unzukommlichen Zwecke gemißbraucht werde werden. In Frankfurt habe Oesterreich derartiges Gebahren verwiesen, hier aber thue Oesterreich es selbst. Wenn man in Wien dieses Treiben für gut halte, so könne man in Berlin zu einer gleichen Beurtheilung nicht gelangen und müsse an die möglichen Folgen der Meinungsverschiedenheit erinnern. Der gasteiner Vertrag habe zwar die Verwaltung der beiden Herzogthümer getheilt; aber keine der beiden Regierungen dadurch berechtigt durch feindselige Haltung der andern Beschwernisse zu bereiten. Das wiener Cabinet möge diese große Beschwerde erwägen, und das berliner Cabinet erwarte den Bescheid, aus dem es sehen werde, ob die feindliche Agitation in Frankfurt und Holstein in der Aegide Oesterreichs ihren Quell habe, in welchem Falle Preußen sich freilich das Recht zuerkennen müsse, von seiner Politik frei und ohne Rücksicht auf alte, dann leider gebrochene, Verträge Gebrauch zu machen.

Auf diese Note erfolgte nun von Wien eine Erwiderung, die vollständig das in Schutz nahm, worüber Preußen so große Ursache, sich zu beschweren hatte. Der Chefminister von Mensdorf erklärte, was in Holstein geschehen, sei eben unter dem Auge der österreichischen Regierung geschehen, und die österreichische Regierung könne nicht gestatten, daß Preußen ihm eine Controle auferlege. Diese Note athmete förmlichen Uebermuth und man sah ihr an, daß Oesterreich es so ungern gar nicht sehe, wenn es nun zum völligen Bruche komme.

Doch den Bruch wollte es wohl noch nicht; es wollte sich nur möglichst schwierig machen, um von Preußen ein Anerbieten zu erzwingen, das durch eine Forderung zu beantragen, es den Muth oder die Schaamlosigkeit noch nicht besaß. Preußen wollte und brauchte Schleswig-Holstein, und Oesterreich wünschte dagegen ein Aequivalent an Schlesien, wenn es das auch gerade nicht brauchte. Längst hätte Oesterreich an diese Glocke geschlagen, wenn es nicht den Grundsatz Preußens, das Land als das heiligste Kleinod zu bewahren, als Hinderniß gefürchtet hätte. Oesterreich hatte mit Land viel in der Welt geschachert, Preußen nie, und war ein erbitterter Feind solchen Treibens. Wenn nun aber Preußen durch die Plackereien in Holstein zu solchem Anerbieten nicht gebracht werden würde, nun, so wollte Oesterreich auch einen Krieg begrüßen.

Sein Heer war noch vollzählig. Es hatte sich gegen die Dänen gut gehalten. An die Franzosen und Sardinier wurde nicht mehr gedacht; und mit den Preußen, die seit fünfzig Jahren mit einem großen Kriege nichts

zu thun gehabt hatten, glaubte man eben so fertig zu werden wie mit den Dänen bei Gudsoe. Die Kriegsfertigkeit der Preußen, ihre virtuose Taktik, ihre Hinterladungs- und gezogenen Geschütze, ihre Zündnadelgewehre, alles das blieb außer Berechnung, man sah nicht die Mittel des Gegners, nur die eigenen, und schätzte die Schießbaumwolle und die Raketenbatterien unendlich hoch. Nüchterne Einsicht hatte in Oesterreich nie geherrscht, und wo sie war, durfte sie nicht sprechen. Calculirte man auch in Wien gerade nicht so frevelhaft verstandlos wie in Kopenhagen, so calculirte man doch dänisch genug, und zog nun den Knoten aufs Engste zusammen, an welchem die beiderseitigen Schwerter ihre Hiebe versuchen sollten.

17.

Weitere Entwickelung des Kriegs.

Die Erwiederung des Grafen von Mensdorf hatte den Minister von Bismark überzeugt, daß der Streit zwischen den Regierungen in Holstein und Schleswig, so wie der Dualitätskampf in Deutschland, von welchem jener Streit nur eben ein Ausfluß war, nie aufhören werde. Sollte aber Preußen zu Gedeihen, Deutschland zur Wiederherstellung gelangen, so mußte diesem furchtbaren Grundübel ein Ende gemacht werden. Schleswig-Holstein hörte nun also auf ein Zweck zu sein, es wurde Ursache und Mittel, es gab Gelegenheit einer Nothwendigkeit gerecht zu werden und konnte höchstens ein Weniges dazu beitragen.

Auf die Note Mensdorffs hatte von Bismark nicht geantwortet. Das deutete an, daß man in Preußen an Handeln denke. In der That, die Zeit dazu war gekommen. Mit der Gewissenhaftigkeit, die keinem großen Politiker fehlen darf, prüfte Minister Bismark die Situation in Deutschland. Hier mußten die nächsten Freunde und die nächsten Feinde sein. Aber es sah trostlos genug aus. Die Volksstämme waren von Oesterreichs Gehässigkeit vergiftet. Man haßte Preußen, weil ihm ein Gewinn zufallen sollte. Man konnte ihn nicht selbst haben, und darum gönnte man ihn auch Preußen nicht. Daß er in Preußens Hand Allen zu Gute komme, konnte der Unverstand nicht begreifen. Das Volk, welches behauptete durch das Jahr 1848 gewitzt worden zu sein, war bis zum Bedauern dumm, und dieselben Kehlen, die Jahrzehnte lang nach deutscher Einheit geschrie'n, schrieen jetzt

6*

nach dem Augustenburger und verlangten in das theuere Convivium entbehrlicher und überflüssiger Kronen eine neue.

Welche Gefühle mochten Bismark drücken, als er dieses Volk betrachtete, das in Unvernunft ihm fluchte; das sein eigenes Heil zurückwies und den Bringer desselben mit Wuth haßte; das vor dem Ziele, nach dem es ein halbes Jahrhundert mit Einsicht gerungen, wieder zurück weichen wollte; das so unvernünftig gegen sich selbst handelte; das in unbegreiflicher Versöhnlichkeit oder Verkehrtheit doch wieder zu Oesterreichs Banner schwur, welches ihm seit Jahrhunderten unermeßliches Wehe zugefügt, ihm die schönsten Länder veruntreut, das alte schöne Reich zertrümmert und es selbst in die Sclavenschmach bis über die Ohren hineingeführt hatte? Und dieses Volk sollte Bismark für ein politisch-reifes halten, für dieses Volk sollte Preußen neue Ströme Blutes darbringen? Wenn die Fürsten Preußen abhold und feindlich waren, wer möchte ihnen zürnen? Das Interesse ihrer Person wog eben mehr als das Interesse ihrer Völker; wenn aber die Völker selbst Wohl und Ehre zurückwiesen und Einigung, Sicherung und Wiederherstellung des deutschen Reichs zu verhindern suchten, so gehörte eben ein Bismark dazu, diesen Un- und Widersinn zu ertragen und zu vergeben. Sängerfeste, Turnerfeste, Schlachtfeiern, Denkmäler in allen Ecken sollten die politische Bildung des deutschen Volkes beweisen, und doch war in den Klein- und Mittelstaaten der deutsche Name nie mißachteter, als zur Zeit, da Preußen seinen größten und glänzendsten Waffengang für die Wiederherstellung des Deutschthums that? Man haßte Preußen, und dieser Leidenschaft wollte man alles opfern, ehe man geprüft, ob diese Leidenschaft berechtigt sei. Genug, mehr als je stand der Begriff Deutschthum entwerthet da durch wunderliche von den Regierungen ausgegangene Verblendung. Ruhm und Ehre sah der Sachse nur noch in Sachsen, der Greizer in Greiz, der Meininger in Meiningen, und wenn Preußen die Frage gethan hätte, auf welche Seite diese Völker im Kriegsfalle treten wollten, sie würden sich geneigter gezeigt haben mit Oesterreichs Panduren und Slowaken das Deutschthum zu zertrümmern, als mit Preußen es zu retten.

Unter solchen Umständen mußte der Minister Bismark über Deutschlands Grenzen hinausschauen. Frankreich erregte bedenkliche Fragen. Preußen mochte nicht, wie einst Oesterreich, den Frevel begehen, fremdländische Schaaren auf den Boden des Vaterlandes herein zu ziehen. Es mußte wünschen einen Bundesgenossen zu gewinnen, der Oesterreich angreife und schwäche, ohne den deutschen Boden zu betreten. Und dieser Bundesgenosse konnte nur Italien sein. Alle Verhältnisse sprachen für diesen Bundesgenossen, selbst die fortschrittliche Tendenz, mit der sich derselbe gewissermaßen genossen-

schaftlich an Preußens Seite gestellt hatte. Italiens Kirchenreform stellte es in die Reihe der protestantischen Staaten und in die Phalanx der Feinde Oesterreichs, dieses Beschützers des Obscurismus und Völkerjammers. Nie war eine Bundesgenossenschaft natürlicher als die preußisch-italienische, und wenn sie den deutschen Kleinstaatlern als Reichsverrath erschien, so dachten sie nicht daran, daß dieser Bund eben dazu dienen mußte, das Reich vor ihrem Verrathe zu schützen, den freilich viel weniger sie als Oesterreich zu verantworten hatte; denn das ganze Uebel der Entartung der deutschen Stämme ging von Wien aus.

In dem jungen Königreich Italien erblickte Preußen die Tendenzen seines eigenen Programms: Ringen nach Licht, nach religiöser Freiheit, nach Wiederherstellung der Nation, nach Zertrümmerung der tödtlichen Satzungen abgethaner Zeitalter, nach naturmäßiger Nationalgröße, politischer Sicherheit und Völkerglück. Die Zeit, wo die Kämpfe von tausend kleinen Despoten die Früchte des Bürgerfleißes zertraten oder verschlagen, die Nation vernichteten und die Menschheit verdarben, mußte endgiltig abgeschlossen werden. Italien hatte diese Wahrheit erkannt und sein Werk zum großen Theil schon vollbracht; Preußen hatte sich die gleiche Aufgabe gestellt und das Werk noch zu vollbringen. Beide folgten gleicher Einsicht, gleichem Gefühle; wie hätten zwei Regierungen von so verwandtem Charakter sich einander nicht nähern sollen, wenn das Bedürfniß eines Bundesgenossen sich geltend machte? Preußen, nach des philosophischen großen Friedrichs Prinzipe immer dem Zeitgebot und Nationalbedürfniß folgend, der todten Zersplitterung feind, der belebenden Vereinigung nachtrachtend, Unnatürliches bekämpfend, Natürliches fördernd, Preußen fand im jungen Königreiche Italien seine Grundsätze adoptirt, es erblickte in der Vereinigung jenes Lucca, Modena, Parma, Toscana, Neapel &c. zu einem großen naturmäßigen Italien seine eigene Aufgabe für Deutschland, und Preußen hatte daher nicht gezögert das junge Königreich Italien anzuerkennen und es als die Wiederherstellung einer in frevelhaften Jahrhunderten zertrümmerten göttlichen Schöpfung — denn eine Nation ist keine menschliche, sondern eine göttliche Schöpfung — zu begrüßen. Es war schnell mit dem neuerrichteten Königreiche (1860) in Beziehung getreten. Es hatte mit ihm einen Handelsvertrag abgeschlossen, es hatte die deutschen Kleinstaaten, die auf Oesterreichs Anstachelung Italien ihre Anerkennung versagten, durch merkantile Zwangsmittel genöthigt, Italien ebenfalls anzuerkennen (womit sie freilich ihre eigene Nichtberechtigung zugestanden), Preußen hatte endlich das Verlangen Italiens nach Venedig als ein eben so natürliches gebilligt, wie sein eigenes nach Sleswig-Holstein. Und jetzt, wo die Zeit für Preußen war, Schleswig-Holstein, und für Italien

Venetien zu erwerben, verbanden sich begreiflicher Weise beide zum Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind (Mitte April 1866).

Sobald Oesterreich die Annäherung zwischen Italien und Preußen wahrnahm, suchte es die deutschen Mittel- und Kleinstaaten, die ihm freilich natürlich verbündet waren, da sie sich durch Oesterreichs Streben nach Zersplitterung gesichert, durch Preußens Streben nach Vereinigung gefährdet sahen, für sich zu gewinnen. Sachsen, durch einen räthselhaften Drang immer zu dem alten Oesterreich und seinem Verhängniß hingezogen und trauriger Weise auch hier wieder von einem Manne geführt, der, wie weiland Minister Brühl, mit Leib und Seele von Oesterreich gekauft war, war ein zuverlässiger Freund. Baiern verdiente freilich weniger Vertrauen. Würtemberg aber, erfüllt von blindem Preußenhaß, versprach alles, was Oesterreich nur wünschen konnte. Nassau, Hessen, Hannover, Greiz, Meiningen, Frankfurt waren wohlbethörte liebe Freunde, Baden, geographisch abgeschnitten, mußte sich fügen, genug die große Hälfte Deutschlands stellte sich in den Bund mit Oesterreich; aber jenseit der Grenzen Deutschlands wurden Oesterreich keine Kampfgenossen sichtbar.

Frankreich auf ein ähnliches politisches, oder vielmehr nationales Programm gestellt wie Preußen, sprach seine Sympathie für Preußen offen aus; Rußland war nicht zu erschüttern in der alten historischen Bundestreue für Preußen und konnte desto weniger Oesterreich sich zuneigen, da es dessen Untreue und Undank 1854 bitter erfahren hatte. England endlich war durch Frankreich gebunden, was aber noch mehr zu bedeuten hatte: die Tochter der Königin von England war die Gattin des preußischen Thronfolgers, und zwischen den verschwägerten Regentenhäusern bestand ein schönes freundschaftliches Verhältniß, das Victoria nur höchst ungern hätte trüben lassen. So war denn Oesterreich auf sich allein und seine kleinen natürlichen Bundesgenossen in Deutschland angewiesen, hatte aber auch Niemand weiter gegen sich als das kaum halb so große Preußen, einige dem anhängende Kleinstaaten und im Süden Italien, das es stets, und besonders nach Radetzki's glänzenden Siegen, für einen sehr unbedeutendem Gegner gehalten hatte, wie denn allerdings Italien sich noch in einer gewissen Unfertigkeit befand.

Der Krieg war voraus zu sehen. Preußen war auf denselben gefaßt und Oesterreich wünschte ihn. Bereits beim Wechsel der Jahre 1865 und 1866 waren die Verhältnisse durch die Rivalitäten in Schleswig-Holstein aufs Höchste gespannt. Oesterreich, erbittert, bei seinem Dominiren in Deutschland fortwährend von Preußen auf seine Nichtbefugniß zurückgewiesen zu werden, erbittert, selbst durch den deutschen Bund gegen Preußens kühnen

Selbstwillen nichts mehr erreichen zu können, folgte dem Drange, diese gefährlichen Gegner zu beseitigen, und begann bereits nach Eintritt der milderen Witterung im Februar 1866 seine Rüstungen. Man completirte bei allen Waffen. Die Arsenale hallten wieder von geschäftlicher Thätigkeit, und im Februar bereits fanden Truppenbewegung in der Richtung der schlesisch-preußischen Grenze statt.

Zu gleicher Zeit auch marschirten zahlreiche Regimenter nach Venetien. Man sah, Oesterreich wußte sehr genau, welcher Art der bevorstehende Krieg sein werde. Zu gleicher Zeit erblickte man eine ungewöhnliche Militairbewegung in den Oesterreich anhängenden deutschen Mittel- und Kleinstaaten.

Preußen, immer wachsam, kannte den Umfang dieser Vorbereitungen, aus welchen auch der Ernst der österreichischen Absichten gefolgert werden konnte, aufs Genaueste. Da nun aber zwischen Fürsten und fürstlichen Cabineten die gute Form selbst dann nicht unbeachtet bleiben darf, wenn sie sich gegenseitig zu Grunde richten, so gab sich das preußische Cabinet zunächst den Schein, als ob es das, was in Oesterreich vorging, gar nicht bemerke, suchte nun aber Eröffnungen durch eine Maßregel in Schleswig-Holstein, die eigentlich auf den Krieg gar keinen Bezug hatte und das Verhältniß zwischen dem Könige von Preußen und Kaiser von Oesterreich als ein bundesgenossenschaftliches voraussetzte, hervorzurufen. Der König Wilhelm von Preußen erließ nämlich am 11. März für das in seiner Verwaltung befindliche Schleswig eine Warnung vor politischen Agitationen, durch welche seine und des Kaisers von Oesterreich vereinigte Souverainetät in den beiden Herzogthümern verletzt werde. In diesem Actenstück betrachtete Preußen die preußischen und österreichischen Souverainetätsrechte in Schleswig-Holstein als ein vereinigtes Ganzes, welches natürlich eben so in Schleswig gegen Oesterreich, als in Holstein gegen Preußen seine Respectirung fordern durfte. Da nun aber Oesterreich selbst gegen Preußen agitiren und fremde derartige Agitationen in Schutz nehmen wollte, so war ihm die preußische Verordnung höchst unbequem. Es behandelte sie als einen Eingriff in die Sondersouverainetät des Kaisers und Verletzung des gasteiner Vertrags; welcher allerdings eine getheilte souveraine Verwaltung der Herzogthümer bestimmte.

Oesterreich bemerkte nun auf jene königliche Verordnung, daß es ihm scheine, als wünsche Preußen von den Fesseln des gasteiner Vertrags befreit zu sein, um die „Freiheit seiner Politik“ wieder zu gewinnen, mit der es bereits gedroht habe — was denn Preußen unter dieser Freiheit seiner Politik verstehe? Nun erst kamen die Erörterungen wegen der Rüstungen Oesterreichs in Fluß und Preußens Absicht war erreicht. Preußen erklärte

in seiner Erwiederung das Unwesentliche mit leichten Worten, knüpfte nun aber daran die gewichtige Frage: „was denn Oesterreich mit seinen kriegerischen Rüstungen bezwecke?“

Oesterreich, darauf bedacht, in seinen kriegerischen Vorbereitungen einen möglichst großen Vorsprung vor Preußen, das mit Rüstungen noch gar nicht angefangen hatte, zu gewinnen, und sich kitzelnd in der Hoffnung, es wieder so durch Heimlichkeit zu täuschen und überlisten wie 1850, wo es (Preußen) nach der Jammerschlacht von Bronnzell und dem Jammerfrieden von Olmütz völlig betrogen dastand, ließ jene Frage des preußischen Cabinets zunächst offiziell unbeantwortet, erklärte aber seine Rüstungen auf anderem Wege mit der Erklärung, es herrsche in Böhmen Erbitterung gegen die jüdische Bevölkerung, die bereits zu Excessen geführt habe und Schlimmeres fürchten lasse, daher auch militairische Vorkehrungen erheische. Allein das war eine allzu österreichische Erklärung. Die böhmischen Judenkrawalle waren längst vorüber und hatten gar da nicht statt gefunden, wo die österreichische Armee sich concentrirte, auch waren dort derartige Ereignisse durchaus nicht zu fürchten. Preußen sollte also entweder gehöhnt oder dumm gemacht werden. Dazu hatte man aber am König Wilhelm und dem Minister Bismark wahrlich die rechten Leute nicht gefunden.

Preußen nahm nun die Kriegsabsicht Oesterreichs als ausgemacht an, ohne jedoch dies gegen Oesterreich zu bekunden, denn dazu wäre nach guter Form staatlichen Verkehrs Oesterreichs strikte Erklärung noch nöthig gewesen. Aber es that nun wieder einen Schritt vorwärts, indem es sich mit einer Depesche vom 24. März an die Mittel- und Kleinstaaten von Deutschland wendete. In dieser Depesche wurde ein Krieg zwischen Preußen und Oesterreich als möglich bezeichnet und gesagt: Oesterreich rüste und durch nichts könne das in Abrede gestellt werden. Da nun Oesterreich gegenwärtig keinen äußeren Feind habe, so müsse Preußen die Möglichkeit annehmen, daß Oesterreich gegen Preußen feindliche Absichten hege. Wenn nun dergestalt sich ein Krieg zwischen beiden Staaten als nicht unmöglich darstelle, so dränge sich preußischer Seits die Frage auf, in welche Beziehung sich die Staaten Deutschlands solchen Falles zu der einen oder anderen Partei setzen würden? Die Erörterung dieser Frage sei für Preußen von höchster Wichtigkeit. Nun lasse sich aber Meinungsverschiedenheit, ein Auseinandergehen der Staaten und nicht Sicherung, sondern Gefährdung der deutschen Interessen voraussehen, da der Bund auf keinen Fall im Stande sei, den Willen der Souveraine zu beherrschen und die deutschen Staaten für die deutsche Sache zusammen zu halten. Daraus aber gehe die völlige Unzulänglichkeit der deutschen Bundesverhältnisse hervor und Preußen werde darauf bedacht

sein müssen, im Falle solche Mißverhältnisse wirklich entstehen sollten, eine Umgestaltung des deutschen Bundes zu veranlassen.

Angesichts einer solchen Eröffnung mußte sich nicht bloß Oesterreich decouvriren, sondern es mußte nun auch schnell zu einer Entscheidung des Ob oder Nicht kommen.

Indessen war es von Preußen mit der Bundesreform doch ganz ernst gemeint und es brachte bereits am 9. April in Frankfurt einen darauf abzweckenden Antrag ein.

Allein Oesterreich sammt seinen kleinen deutschen Bundesgenossen glaubte, es sei von Seite Preußens nur auf eine Verwirrung der Situation abgesehen. Man nahm daher nur von der Hauptfrage der preußischen Depesche „zu welcher Partei sich die Staaten im Falle eines Kriegs halten werden?" Notiz, und da bot denn die Bundesverfassung in seinem § 11 ein ganz vorzügliches Ausweichungsmittel. Der § 11 der Bundesverfassung schrieb den deutschen Staaten vor, sich gegenseitig nie zu bekriegen, wenn sie aber Ursache hätten sich über einander zu beklagen, so sollten sie ihre Klage vor die Bundesversammlung bringen. Diese werde das Amt eines Schiedsrichters üben. Bleibe dies ohne Erfolg, so entscheide der Bundestag durch ein von ihm gebildetes Austrägalgericht, gegen welches keine Berufung statt finde. Da nun Oesterreich durch die Kleinstaaten, die in ihm ihren Schützer ehrten, stets die Stimmenmehrheit im Bunde hatte, so konnte Preußen voraussehen, welcher Art der Spruch des Bundesausträgalgerichts auf jeden Fall sein werde. Er konnte zu Schonung Oesterreichs ganz sicher nur Preußen als Friedensstörer verurtheilen, aber es wäre wohl Preußen zu viel zugemuthet gewesen, sich als ersten Befreier Deutschlands und als europäische Großmacht unter das Urtel von Zwergstaaten stellen zu sollen, deren es in seinem Gebiete ein Schock hätte aufnehmen können, ohne an seinem Machtverhältniß etwas Wesentliches zu verlieren.

Hatte nun Preußen bereits den Rechtsbestand des Bundes durch seinen Reformantrag vom 9. April negirt, so durften vernünftiger Weise doch Oesterreich und seine kleinen Schleppenträger nicht erwarten, daß Preußen sich auf dem Artikel 11. der Bundesacte, den das Volk etwas höhnisch durch die Definition „es wird fortgetrunken," gedeutet hat, einlassen werde. Ueberall entscheidet die Macht, und kein Actuar würde Respect genießen, wenn er nicht über einige Executivorgane mit Säbeln verfügen könnte. Es kam also nicht auf den Erlaß des Austrägalgerichtes an, sondern ob die Regentin Karoline von Reuß genügende Säbel habe.

Inzwischen hatte aber auch Preußen zu rüsten angefangen, und nicht heimlich wie Oesterreich, sondern mit ehrlichster Offenheit. Ein Decret vom

27. und ein zweites vom 29. März leiteten diesen Act ein. Das in den östlichen Landestheilen befindliche Heer sollte nach diesen Decreten auf den Kriegsfuß gestellt werden.

Ewig war Oesterreich nur groß in seinen Selbstbeschauungen. Sowie sein Blick in die Ferne fiel, wich ihm wie den Leuten des bösen Gewissens der gute Muth. So kam Graf Mensdorff nun am 31. März mit einer Note, in der er versicherte, daß alle auffälligen militairischen Arrangements in Oesterreich einzig nur durch die fatalen Judengeschichten veranlaßt worden seien, der Kaiser von Oesterreich aber im aller Entferntesten nicht daran denke, gegen Preußen, seinen lieben Bundesgenossen, etwas Feindseliges zu begehen.

Optische Täuschung! Man hielt Preußen wieder für dumm. Minister von Bismark ignorirte indessen den Täuschungsversuch und erklärte am 6. April mit gerechtem Stolz: „Der Wahrheit zur Ehre sei wohl von der Judengeschichte abzusehen und nur ins Auge zu fassen, wer zuerst gerüstet habe, ob Oesterreich oder Preußen. Sei sehr leicht nachzuweisen, daß die preußischen Rüstungen nur Folge der österreichischen gewesen seien, so bedürfe es keines Beweises, daß die kriegerischen Absichten auf Oesterreichs Seite liegen und die preußische Rüstung das Maaß von Devensivmaßregeln nicht überschritten habe.

Aber schon am folgenden Tage ging von Wien eine Note ein, die mit einem Male die ganze inhaltschwere Frage über den Haufen werfen wollte. Graf Mensdorf erklärte nämlich: Preußen spreche von österreichischen Rüstungen, aber Oesterreich habe ja überhaupt gar nicht gerüstet!! Es begreife gar nicht, was Preußen wolle — es sei ja in Oesterreich gar nichts vorgekommen, was für Kriegsvorbereitung gehalten werden könne. Der Ankauf von Pferden und die Einberufung einiger Reservisten seien ihrem Umfange nach wahrhaft friedlich harmlos. Dergestalt müsse geradezu gesagt werden: es habe in Oesterreich überhaupt eine Kriegsrüstung gar nicht stattgefunden, und da obenein der Kaiser erklärt habe, er hege durchaus keine feindselige Absicht gegen Preußen, so dürfe Preußen wenn es eine friedliche Lösung wünsche, durchaus nicht anstehen, seine Rüstungen einzustellen und rückgängig zu machen.

So wollte man Preußen abermals wie 1850 dumm machen, und daß man dabei den Namen des Kaisers mißbrauchte, darauf kam nach österreichischem Styl gar nicht viel an. Aber Preußen hatte nur selten ein Mal versäumt sein Interesse treu zu bewachen, und jetzt durfte man am wenigsten einen solchen Fall vermuthen. Viele preußische Offiziere befanden sich in Oesterreich und beobachteten, was da geschah. Man kannte ja den alten tückischen Feind, man wußte, daß man ihm gegenüber die List nicht aus der

Reihe der Sicherungsmittel streichen durfte. Und alle Beobachter, die man ausgestellt hatte, bestätigten, daß die Depesche des Grafen Mensdorf vom 7. April nichts weiter sei als eine Lüge.

Preußen war daher weit entfernt, abzurüsten, im Gegentheil, es eilte sich kriegsfertig zu machen, und erklärte in einer Note vom 15. April, die österreichischen Rüstungen haben zu ehrlich offen stattgefunden, als daß sie jetzt nach ihrer Vollendung abgeleugnet werden könnten. Wünsche nun aber Oesterreich, daß Preußen abrüste, so möge es ebenso mit dem Abrüsten vorangehen, wie es mit dem Rüsten vorangegangen sei.

Inzwischen hatte man in Wien vernommen, daß die Kriegsvorbereitungen Preußens einen sehr bedeutenden Umfang angenommen haben. Man konnte das nun freilich nicht begreifen, da seit den ersten desfallsigen Anordnungen Preußens kaum erst vier Wochen verflossen waren. Allein man hatte auch von der steten Kriegsfertigkeit Preußens gehört und war jetzt gerade nicht ungeneigt, zu glauben, daß Preußen etwas besser eingerichtet sei als Oesterreich. So galt es denn, etwas Zeit zu gewinnen, um Preußen in seinem Vorsprunge einzuholen. Das mußte wiederum durch eine Note geschehen, wie denn überhaupt österreichischer Seits die Diplomatie zum Perpendikel an der Kriegsuhr dienen sollte.

So ließ nun Graf Mensdorf am 18. April wieder eine Depesche vom Stapel seines Secretariats. Und in dieser gestand er auffälliger Weise die kaum erst abgeleugneten Kriegsrüstungen zu, versicherte aber, sie seien ja in der That nicht mehr gewesen als eine einfache „Truppendislocation.“ Ohne zugestehen zu müssen, daß Oesterreich mit den Rüstungen den Anfang gemacht habe, wolle es dennoch zum Beweise seiner freundlichen Gesinnung mit dem Abrüsten den Anfang machen; doch sei dies vor dem 25. April nicht möglich.

Oesterreich glaubte irrig, daß Preußen nun eine Woche lang mit seinen Rüstungen einhalten werde, beeilte desto mehr die seinigen und anstatt nun am 25. April mit der Abrüstung zu beginnen, erklärte es in einer Note vom 26. April: Oesterreich sei entschlossen, um den Wünschen Preußens nachzukommen, abzurüsten; jedoch in solcher Weise, daß die Regimenter, die jetzt an der schlesischen Grenze aufgestellt seien, nach Italien entfernt würden. Man verkenne die friedliche Gesinnung Preußens nicht, aber Italien zeige sich gefährlich, und dem gegenüber dürfe man das Schwert nicht aus der Hand legen, was Preußen ganz gewiß billig finden werde.

Zum dritten Male sollte Preußen dumm gemacht werden. An der Sachlage konnte es nichts ändern, ob Oesterreich seine Heere in Italien hatte; denn in drei Tagen konnten sie durch die Eisenbahnen nach Schlesien

gebracht sein. Die Herstellung und der Transport eines Heeres sind Dinge von sehr ungleichem Zeitwerthe.

Zudem mußte Preußen sich mit seinem Bundesgenossen (Italien) für Eins halten, denn es hatte mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen und war daher auch zum Schutze Italiens verpflichtet.

Da nun der Minister Bismark sah, daß es Oesterreich nur darauf ankomme, die Angelegenheit zu verzerren, um noch mehr Zeit für die Vorbereitungen zu gewinnen, so beschloß er der Sache ein rasches Ende zu geben. So eröffnete er nun in einer Depesche vom 30. April, daß es sich nicht darum handeln könne, wo Oesterreich seine Armee stehen habe, sondern ob es überhaupt eine den Frieden bedrohende Armee habe. Preußen müsse daher um jeden Zweifel und jede Weiterung zu entfernen fordern, daß Oesterreich seine Armee, gleich viel, wo sie stationirt sei, auf Friedensstärke reducire, und dann solle sofort auch preußischer Seits die Abrüstung erfolgen.

Während in solcher Weise die beiden großen Cabinete mit einander verkehrten, verkehrten dieselben anderseits, Oesterreich höchst intim mit den kleinen deutschen Staaten, Preußen aber mit dem deutschen Bunde als solchem.

Jetzt vor Eintritt eines voraussichtlich großen Nationalkriegs, mußte Preußen wünschen, von den deutschen Völkern verstanden zu werden, es wollte, daß man die ehrlich und treu gemeinten Tendenzen der hundertjährigen Politik Preußens kennen lerne und begreife; es wollte, daß das Gaukelspiel Oesterreichs, seine Verstandeshintergehungen aufhörten, daß man den wahren Freund kennen lerne, und darum, indem es jetzt auf eine von allen Einsichtsvollen längst für nöthig gehaltene Reform des Bundes hindrängte, eröffnete es sein Programm. Preußen forderte, daß der deutsche Bund ferner nicht wie bisher nur aus einer Versammlung der aristokratischen Spitzen der Nation bestehe, sondern das Element des Volksthums in sich trage, was nothwendig zu seiner Lebensthätigkeit gehöre, daß also ein Parlament ihm an der Seite stehe, dessen Beschlüsse den oft von äußern Einflüssen beherrschten Abstimmungen ein Gegengewicht biete; welches die gesetzgebende Gewalt des Bundes erweitere, die Executionskraft vergrößere, die Volksstämme enger verbinde, Deutschland beim Auslande Autorität verschaffe; daß der Bund ferner dem Lande genügenden Schutz zur See und bessern Schutz zu Lande verschaffe, die Wehrkraft vereinige und dem Einflusse der Regierungen entziehe, die Kosten durch genaue Vertheilung erträglicher mache, Handel und Industrie von inländischen Schranken befreie u. n. m.

Was Preußen in diesem Reformprogramme verzeichnete, war nur ein kleiner Theil dessen was es später dem norddeutschen Parlamente zur Ge-

nehmigung vorlegte. Doch konnten die Völker schon gewahren, daß Preußen eine Vereinigung derselben, einen Neubau des deutschen Reichs wolle. Waren nun die Vorschläge Preußens auch wohlgemeint und practisch, so mochte man das doch weder glauben, noch zugestehen! Oesterreich hatte sich ja seit vielen Jahrzehnten Mühe gegeben Argwohn gegen Preußen zu erregen und die Absichten desselben zu verdächtigen; das Ministerium Bismark, durch seinen Widerstand gegen die Stände verhaßt, genoß selbst in Preußen guten Vertrauens nicht; so fehlte eben der Boden, dessen die gute Saat bedurfte, es fehlte der Glaube. Man wußte, was Oesterreich wollte, konnte Deutschland kein Heil bringen, aber man glaubte nicht, daß Preußen Besseres zu bringen beabsichtige; man hatte gesehen, daß Deutschland seit Jahrhunderten von den Dynastien nur mißbraucht worden war, man glaubte dasselbe auch von Preußen fürchten zu müssen, und so konnte das Parlament vor dem Kriege nicht zu Stande kommen, viel weniger das Mittel werden, durch welches Preußen sich für den Krieg gegen Oesterreich stärken wollte.

Vor allem betrachteten die kleinen Dynastien die preußischen Reformvorschläge mit Ungunst. Daß sie ihnen schaden mußten, war kaum zu verkennen, und Niemand konnte erkennen, was noch hinter ihnen stecke; das Volk verkannte nicht, daß sie ihm nützlich seien, aber es fürchtete auch, daß minder Gutes dahinter stecke und — in's Herz konnte man ja dem Minister Bismark nicht schauen!

Der Bundesreformantrag war an den Bundestag selbst gebracht worden. Der Bundestag konnte ihn nicht zurückweisen und beschloß ihn zu berathen; allein Ernst konnte es ihm unmöglich damit sein, denn diese Bundesreform würde das Todesurtel des gegenwärtigen Bundes gewesen sein. Und hätte das der Bundestag nicht begriffen, Oesterreich würde es ihm gesagt haben.

Schwerlich hat der Minister Bismark durch seinen reformatorischen Antrag die deutschen Staaten sogleich an Preußen zu ziehen gehofft. Den Dynastien konnte der Antrag nicht angenehm, den von Oesterreich verdummten Völkern, die in demselben Jahre noch die traurige Schwäche besaßen, gegen den Antragsteller zu kämpfen, nicht begreiflich sein. Die Gebildeten, die natürlich Alles begriffen, zuckten mit der Achsel und meinten, ha, es ist ein persischer Knoten und wir müssen abwarten, ob Preußen das Schwert besitzt, ihn zu lösen. Darf man dieser Classe auch den Vorwurf zu großer Bedachtsamkeit machen, schließlich (im norddeutschen Parlamente) hat sie sich doch thätig und brav gezeigt.

Der bismark'sche Reformvorschlag war vom Bunde einer Prüfungscommission überwiesen worden. Natürlich sorgte Oesterreich dafür, daß die Prüfung äußerst langsam von Statten ging, und hätte der Krieg von

dieser Prüfung des Reformvorschlags abgehangen, er würde nie stattgefunden haben.

Aber die politischen Verhältnisse waren desto drängender. Auf beiden Seiten hatte die Kriegsfertigkeit bis Mitte Mai genügende Ausdehnung erlangt. Man hätte anfangen mögen, konnte aber für den Anfang die Erklärung nicht finden, die ihn der Welt gegenüber rechtfertigen muß. So griff man wieder zu der schleswig-holsteinischen Sache zurück. Oesterreich begann mit einer Note vom 26. April, in der es strikt forderte, daß Preußen den Herzog von Augustenburg als souverainen Landesherrn anerkenne.

So sollte wieder das alte Stroh gedroschen werden. Der Minister Bismark war gewiß des unnützen Spieles müde, doch erklärte er in einer Depesche vom 1. Mai abermals: Preußen sei nicht interessirt für die Landesherrlichkeit in Schleswig-Holstein, wohl aber für das Verhältniß, in welches diese Länder zum deutschen Staate gestellt werden sollten. Es halte unveränderlich fest an den Bedingungen, die es früher in seinem und Deutschlands Interesse aufgestellt habe. Es halte dafür, daß die durch den wiener Frieden und gasteiner Vertrag in den Herzogthümern erlangte Souverainetät kein Trugbild sei, daher keine dritte Partei sich in die Unterhandlungen des souverain verwaltenden Oesterreichs und des souverain verwaltenden Preußens einschieben dürfe. Was immer auch Schleswig-Holsteins Bestimmung, immer müsse sie das Ergebniß einer Uebereinkunft ausschließlich Oesterreichs und Preußens sein. Oesterreich habe Souverainetätsrechte in Holstein; wolle es diese an Preußen überlassen, so werde Preußen das geforderte Aequivalent gern in Erwägung ziehen. Die Reform des Bundes sei eine wichtige Sache im Interesse Deutschlands und die könne auch hier nicht unerwähnt bleiben, aber auf jeden Fall müsse Preußen wünschen, nun rasch in's Klare zu kommen und diese wichtigen Angelegenheiten nicht in eine vernebelte Ferne verschleppen zu lassen.

Das war ein festes und bestimmtes Wort. Oesterreich antwortete nicht, aber es rüstete mit Macht. Seine Bundesgenossen desgleichen. Den Muth, der Oesterreich auf dem Puncte der Entscheidung etwa fehlte, besaßen nun diese Kleinen, und mindestens ist stets von Seite Preußens behauptet worden, daß namentlich im letzten Stadium der Entwickelung Sachsen (von Beust) eifriger auf den Krieg hingewirkt habe als Oesterreich selbst, obschon doch die Früchte wohl nur Oesterreich zufallen konnten. Denn schmeichelte man sich auch vielleicht in Sachsen, die 1814 an Preußen verlorenen Länder wieder zu gewinnen, so konnte man doch der Geschichte so unkundig nicht sein, nicht zu wissen, daß Preußen einst um das minder wichtige Schlesien drei große Kriege geführt habe. Auch war zu erwägen, ob die Bevölkerung

jener 1814 verlorenen Länder einen solchen Rückanschluß an das Königreich Sachsen wünsche, und diese Frage verneinten alle Wahrnehmungen auf das Entschiedenste. Endlich mußte auch in Erwägung kommen, daß jede Besitzveränderung innerhalb der deutschen Grenzen für Deutschland geringe Bedeutung und wenig Interesse habe. Was konnte für das große Ganze darauf ankommen, ob der Antheil Sachsens an ihm etwas größer oder kleiner als der Baierns, Hannovers oder Würtembergs war? Diese Erwägungen beirrten den Minister von Beust, der jetzt mit jedem Tage entschiedener in die Rolle des leider schwer zu vergessenden Brühl eintrat, durchaus nicht.

Da das wiener Cabinet auf die preußische Note vom 1. Mai, die am 7. wiederholt wurde, nicht antwortete, so schien man die Verständigung in der schleswig-holsteinischen Sache, wie sie Preußen forderte, für unmöglich und weiterer Verhandlung unwerth zu halten, oder man wollte Preußen in Ungewißheit halten, um dadurch mehr Zeit zu gewinnen.

Denn obschon Preußen seine Rüstungen mehr als einen Monat später begann, so war es doch jetzt viel fertiger als Oesterreich, in dessen militairischen Arrangements sich noch nicht ein Mal ein fester Plan, im Gegentheil viel Unschlüssigkeit wahrnehmen ließ. Oft wurden Regimenter an denselben Ort zurück beordert, den sie kaum erst hatten verlassen müssen. Man translocirte oft ganz zwecklos und viele Ordres wurden wiederrufen, ehe sie noch völlig ausgeführt waren. Ueberhaupt dürfte die Militairgeschichte Oesterreichs von keiner Zeit so viele Contreordres zu verzeichnen haben, als von dieser.

Auch die Wiederholung der Note vom 1. Mai blieb so gut wie unbeachtet. Oesterreich wollte nicht mehr verhandeln, um nicht zu bald den Bruch erklären zu müssen. Und in dem Streite über die Abrüstung und den Vorwurf, zuerst gerüstet zu haben, welcher Streit einen separaten Notenwechsel einnahm, erklärte Oesterreich am 4. Mai geradezu, gar nicht mehr sprechen zu wollen. Es sei, sagte der Graf Mensdorf in seiner Note, ganz unnütz zu streiten, wer mit den Rüstungen den Anfang gemacht habe und wer zuerst abrüste. Wichtiger sei die Frage, ob Oesterreich im ganzen Umfange seiner Länder abrüsten könne, ohne den Schutz seiner selbst, wie den Deutschlands, den es ja immer vor allem im Auge gehabt habe, zu versäumen. Preußen gegenüber könne es getrost abrüsten; aber ganz anders verhalte es sich mit Italien, wo es weit mehr zu riskiren habe und wo es diplomatischen Zusagen weniger Vertrauen schenken dürfe. Oesterreichs italienische Besitzungen seien zum Schutze Deutschlands von größter Wichtigkeit. In Venetien vertheidige es deutsche Interessen, und dieser Pflicht dürfe es sich auf keinen Fall entziehen. Oesterreich habe hier wie immer

offen und ehrlich gesprochen, es wünsche aber, daß dies nun sein letztes Wort gewesen sein möge, denn es sei des vielen nutzlosen Sprechens sehr müde und glaube überhaupt, daß die Erledigung der schwebenden Frage Sache des deutschen Bundes sei.

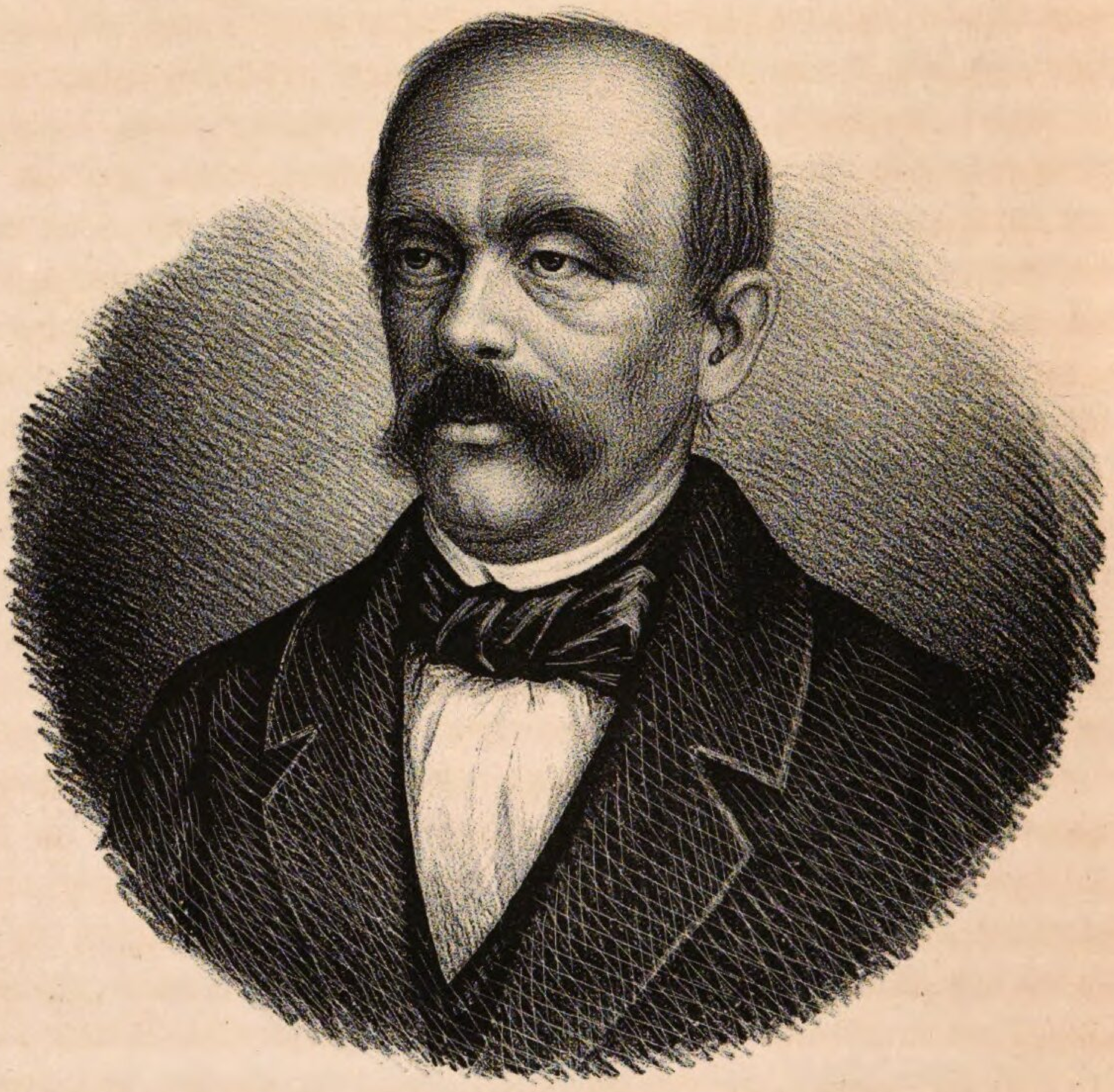
Die Berufung Oesterreichs auf den deutschen Bund, war sehr natürlich, da es sich in demselben durch die dienstfertigen Kleinstaaten die Stimmenmehrheit gesichert hatte. Allein diese Berufung konnte bei Preußen keine Anerkennung finden, da Oesterreich früher selbst die Berechtigung des Bundes in der schleswig-holsteinischen Sache zu verfügen negirt und abgewiesen, Preußen aber den Bund als ein zweckwidriges Institut bereits so gut wie verworfen hatte.

Indessen bewies die Berufung Oesterreichs auf den deutschen Bund doch, daß das Lager seiner Bundesgenossen geordnet war. Es wußte, wer zu ihm stand, es wußte wie die Abstimmung ausfallen werde; und wie übel auch der deutsche Bund bei der Nation angesehen war, so konnte durch denselben doch die öffentliche Meinung gewonnen werden.

18.

Der Streit vor dem deutschen Bunde.

Konnten sich die Mittel- und Kleinstaaten nur durch den deutschen Bund geltend machen, so konnte man auch eigentlich nur durch den deutschen Bund mit ihnen sprechen. Gleichwohl wendete sich der Minister Bismark direct an das dresdener Cabinet, als es ihm darauf ankam, eine Erklärung der sächsischen Kriegsrüstungen zu erlangen. Sachsen hatte mit einem Eifer gerüstet, der selbst den österreichischen überwog. Man hatte damit nicht so heimlich verfahren können, daß nicht im Lande selbst es Jedermann gewußt hätte, wenn man eben auch nicht wußte, welche Zwecke sich an diese Rüstungen knüpften und welcher Partei sie dienen sollten. Denn war Sachsen als Mitvollstrecker der vom Bunde gegen Dänemark verfügten Execution auch von Preußen einige Male unfreundlich berührt worden und hatte der Minister von Beust Preußen dafür seine ganze Ungunst bewiesen, so mochte man doch nicht gern glauben, daß Sachsen in einem deutschen Kriege an Oesterreichs Seite stehen wolle, das in einer durchaus noch nicht vergessenen Zeit ihm Unheil in Hülle und Fülle bereitet hatte.



GRAF BISMARCK.

Genug, verhältnißmäßig große Rüstungen hatten in Sachsen stattgefunden. Dennoch stellte sie der Minister von Beust in Abrede. Allein Preußen mochte sich von Sachsen nicht ebenso behandelt sehen wie von Oesterreich, dessen Spiel mit Wahrheit und Dichtung man länger kannte und gewöhnt war. Minister Bismark betrachtete also die sächsischen Rüstungen als eine unbestrittene Thatsache und enthielt sich nun nicht, Sachsen auf die Folgen aufmerksam zu machen, die die drohende Stellung, die es angenommen habe, nach sich ziehen müsse.

Diese Erklärung nahm der sächsische Minister von Beust für eine Bedrohung, und anstatt eine Erklärung seiner Bedrohung Preußens zu geben, klagte er Preußen beim Bunde wegen Bedrohung Sachsens an, fordernd, daß der Bund den Artikel 11 der Bundesacte gegen Preußen in Geltung setze und zunächst wenigstens Preußen veranlasse, von seinen kriegerischen Maßnahmen abzustehen. Herr von Beust wollte das Schwert behalten, Bismark sollte es niederlegen. Es war ein seltsames Schauspiel dieses Veranstalten, Anklagen, Verleugnen, Brüsten und Beugen, Drohen und Drehen, um einen Krieg herbeizuführen, den man nach bester Versicherung doch nicht wollte.

Obschon nun Preußen den Bund so gut wie nichtig erklärt hatte, so konnte doch im Wege des Friedens eine Neugestaltung des Bundes nur durch den Bund selbst erreicht werden, und darum befand sich der preußische Bundestagsgesandte auch noch auf seinem Posten. Er konnte sich daher auch der Aufgabe nicht entziehen, die Anklage des Herrn von Beust zu beachten.

„Wenn, erklärte er, ein Bundesmitglied den Landesfrieden breche, so möge der Bund immerhin der Pflicht folgen den Artikel 11 der Bundesacte in Vollzug zu setzen. Allein Preußen habe weder den Frieden gebrochen, noch gedenke es ihn zu brechen. Bedrohliche Rüstungen einerseits machen aber aus Pflicht des Selbstschutzes anderseits Rüstungen nöthig, und daraus könne sich nun freilich leicht ein Krieg entwickeln. Der Friedensbrecher werde aber immer der sein, der mit den Rüstungen begonnen und dadurch die Gegenrüstungen provocirt habe. Nun aber sei erwiesen, daß Sachsen mit den Rüstungen begonnen habe und darin sogar Oesterreich vorangegangen sei. Man habe daher die Absicht des Friedensbruches vielmehr auf Sachsens Seite zu suchen und den Artikel 11 der Bundesacte gegen dieses in Anspruch zu nehmen. Was Preußen betreffe, so könne es ihm wohl kaum einfallen, Sachsen angreifen zu wollen. Die preußische an Herrn von Beust erlassene Note habe nur den Zweck gehabt, ernste Verwickelungen abzuwenden, und spreche sie von militairischen Maßregeln, die aus Sachsens Rüstungen

hervorgehen müßten, so seien natürlich nur Vertheidigungsmaßregeln gemeint.

Es läßt sich kaum verkennen, daß der preußische Bundestagsgesandte von Savigny in seiner Vertheidigung den Sarkasten ein wenig gespielt habe.

Man mußte erwarten, daß der Bundestag nun die Verfügung abzurüsten sowohl gegen Preußen als Sachsen erlasse. Allein er nahm die sächsische Anklage als begründet und demzufolge auch den Antrag des Herrn von Beust an. So lag es im Sinne Oesterreichs und nur so hatte man es erwarten können. Preußen hatte nun die Bundesexecution zu fürchten. Wer sie vollziehen sollte war freilich eine bedenkliche Frage; Sachsen oder sonst ein Mittelstaat, sicher nicht! und Oesterreich, das ehedem von Preußen so viele Niederlagen erlitten, konnte der Autorität des Bundes einen sichern Schutz wahrlich nicht versprechen. So zeigte sich hier, was Preußen behauptet hatte, daß der deutsche Bund in der ihm eigenen Verfassung ein Unding sei. Das war er, indem er Macht ausüben sollte, ohne sie zu besitzen, und richten sollte, ohne frei zu sein.

Kaum war der sächsische Antrag angenommen, als Baiern das Bedenken erhob, man handle wohl nicht gerecht, wenn man Abrüstung nur gegen Preußen verfüge. Oesterreich, Sachsen und andere Staaten haben — gleichviel ob später oder eher — gleichfalls gerüstet, und wie stehe es nun, wenn man ihre Rüstungen fortbestehen lassen wolle, indem man die preußischen beseitigt zu sehen verlange. Man möge also von allen Staaten, welche sich in kriegerische Situation gegeben haben, gleicher Maßen und gleichzeitig eine Erklärung und Rechtfertigung ihrer militairischen Maßregeln, resp. Zurücknahme derselben fordern.

Dieser vernünftige Antrag wurde ebenso willig angenommen, wie wenige Tage vorher der sächsische, und Oesterreich und Preußen hatten sich nun drolliger Weise zu ihrer Rechtfertigung vor das Forum der kleinen Fürsten zu stellen. Oesterreich zuerst erklärte sich. Früher hatte es den deutschen Bund als eine Null bei Seite geschoben, jetzt berief er sich überall auf die Rechte des Bundes. „Preußen, sagte der österreichische Gesandte, habe die Bundesrechte in der schleswig-holsteinischen Sache stets zu verletzen gestrebt, Oesterreich dagegen habe sie geschützt, indem es den Annectionsbestrebungen Preußens entgegengewirkt habe. Es fordere auch jetzt, daß über Schleswig-Holstein durch den Bund entschieden und der Wille der Bevölkerung, der sich bisher entschieden für den Herzog Friedrich von Augustenburg ausgesprochen habe, beachtet werde."

So berief sich Oesterreich nun mit einem Male auf die Rechte des Bundes, die es früher stolz ignorirt hatte, und sprach dem Willen des

Volkes das größte Recht zu, dem es nirgends und zu keiner Zeit eine Berechtigung zugestanden hatte. Wie sollte nicht erkannt werden, daß Oesterreich eine Politik treibe, die der Ehrlichkeit und dem deutschen Sinne Hohn sprach? Es behandelte den Bund als eine Puppe, und war — wie nicht abzuleugnen — der Bund dessen würdig, so durfte Oesterreich sich nicht wundern und darüber klagen, wenn Preußen bald darnach diese unwürdige Potenz vernichtete.

In Betreff der Militairangelegenheiten erklärte Oesterreich wie früher in seinen Noten, Preußen gegenüber (nämlich an der preußischen Grenze) wolle es abrüsten, aber gegen Italien müsse es gerüstet bleiben. Daß dies ganz gleichbedeutend sei mit: „es wolle nicht abrüsten" gab es nicht zu und erklärte offen, daß es, um die Anerkennung des Herzogs von Augustenburg in Schleswig-Holstein durchzusetzen, bereits Anstalt getroffen habe, in dem von ihm verwalteten Holstein die Landstände einzuberufen.

Diese Erklärung sprach deutlich aus: Oesterreich wolle Preußens Unterdrückung, es wolle Krieg, und der preußische Bundestagsgesandte von Savigny nahm denn auch gar nicht Anstand zu zeigen, daß er in jener Erklärung die wahre Absicht Oesterreichs erkannt habe. Er selbst aber erklärte, die durch Oesterreichs Rüstungen hervorgerufene Mobilmachung in Preußen werde sofort rückgängig gemacht werden, wenn Oesterreich und seine Bundesgenossen ihre Armeen auf Friedensstärke reduciren würden. Preußen aber fordere von dem deutschen Bunde den Reichsfrieden, und besitze der Bund die Mittel, diesen zu erzwingen, nicht, so müsse man den Bund für zwecklos und unnütz halten und Preußen darnach seine Maßregeln richten.

Das war das Todesurtel, welches über den Bund gesprochen wurde. Nur die Umkehr zum Frieden von Seite Oesterreichs konnte ihn noch am Leben erhalten, der Ausbruch des Kriegs war die Vernichtung des Bundes, die derselbe schon längst verdient hatte.

19.

Die Aufhebung des deutschen Bundes.

Je weniger vorauszusehen war, welche Dimensionen der bevorstehende Krieg annehmen und ob er innerhalb der deutschen Grenzen bleiben werde,

desto mehr mußte den nachbarlichen Staaten daran liegen, ihn abzuwenden, sofern dies noch möglich wäre. Frankreich, England und Rußland richteten also gemeinsam das Ersuchen an Oesterreich, Preußen und Italien, ihre Streitfragen dem Urtheile einer Conferenz der Großmächte, zu denen nun auch Italien zu zählen sei, anzuvertrauen. Wie weit auch die Interessen der Parteien auseinandergehen, so sei es doch nicht unmöglich, sowohl über den Besitz von Schleswig-Holstein, als über die Reform des Bundes und schließlich über die nationalen Wünsche Italiens eine allerseits zufriedenstellende Lösung zu gewinnen.

Preußen, Italien und der deutsche Bund nahmen diesen Antrag sogleich an, und da Oesterreich den Beweis, daß es der Friedensstörer sei, nicht selbst liefern mochte, so erklärte es sich ebenfalls mit dem Conferenzprojecte einverstanden, notifizirte jedoch, daß es eine Voraussetzung zur Genehmigung anzuempfehlen habe. Oesterreich erwarte nämlich, daß die Conferenz von jeder Besitzstandsveränderung in Italien absehe und namentlich eine Abtretung Venetiens an Italien von dem Programm gänzlich gestrichen werde.

Darauf konnten sich die Großmächte natürlich nicht einlassen. Es handelte sich darum, Europa zu beruhigen und außer Gefahr zu stellen, Nationalberechtigungen anzuerkennen und der Zukunft die Bahn zu öffnen, die sie sich außerdem gewaltsam brechen würde; nicht aber Oesterreichs herrschsüchtigem Eigensinn zu fröhnen und dadurch die alte Verwirrung zu erhalten. Man sah, Oesterreich wollte durch einen Krieg zur Anerkennung der Rechte einer neuen Zeit gezwungen sein, und so überließ man es denn seinem Schicksale.

Es hatte nun aber desto weniger auch den Beistand jener Großmächte zu erwarten. Indessen tröstete es sich in der Ueberschätzung seiner Kräfte und in dem Bewußtsein, doch in Deutschland recht viele Bundesgenossen zu besitzen.

Preußen aber wurde natürlich desto kühner und drängte zu schnellster Entscheidung. Sofort ließ es eine Depesche an die auswärtigen Mächte abgehen, in der es den Stand der Verhältnisse mittheilte und die Schuld Oesterreichs nachwies. Zugleich reichte es einen Protest gegen die von Oesterreich beabsichtigte Einberufung der holsteinischen Stände als einen Act ein, zu welchem der Kaiser von Oesterreich als Mitsouverain einseitig keine Befugniß habe, und erließ an seinen Gouverneur in Schleswig den Befehl, gegen eine derartige in Holstein von Oesterreich veranstaltete Ständeversammlung sofort mit der bewaffneten Macht einzuschreiten.

Als nun der österreichische Gouverneur von Holstein, General von Gablenz am 5. Juni wirklich die Stände Holsteins nach Itzehoe einberief,

ließ der preußische General von Manteuffel unverzüglich einen Theil seiner Truppen von Schleswig aus nach Holstein rücken. Minister von Bismarck aber gab die Erklärung, daß, da der gasteiner Vertrag (Theilung der Verwaltung) zu Rivalitäten und Unzuträglichkeiten aller Art veranlasse, derselbe nicht gehalten werden könne und der status vor demselben wieder herzustellen sei, bei welchem Oesterreich und Preußen die Verwaltung gemeinschaftlich ausgeübt haben. Demgemäß lege Preußen jetzt Besatzung in holsteinische Städte und erkenne Oesterreich das Recht zu, eben so Besatzung in schleswig'sche Städte zu legen. Ferner mache Preußen den Vorschlag, die frühere gemeinschaftliche Regierung in den Herzogthümern wieder aufzurichten.

Das war nun eigentlich kein feindseliger, wenn immer auch ein etwas gewaltsamer Act. Allein Oesterreich meinte, die Verwickelungen scheinen nun zum Bruche reif, und anstatt noch weiter wegen Schleswig-Holstein zu verhandeln, zog es seine Truppen aus Holstein schleunigst zurück. Der Herzog von Augustenburg, der unter dem Schutze der Oesterreicher zu Kiel residirt hatte, verschwand natürlich sogleich aus dem Lande, Preußen aber traf schleunigst Einrichtung sich den Besitz Schleswig-Holsteins, nicht weniger in Deutschlands als in seinem eigenen Interesse zu erhalten.

Streng genommen, hatte der Friede hier geendet und der Krieg begonnen. Die Möglichkeit des Zusammengehens hatte aufgehört. Die Oesterreicher waren aus Holstein gewichen. An ihre Wiederbesetzung war nicht zu denken. Wollten sie Holstein wieder haben, mußten sie es erobern und dazu gehörten die Waffen: folglich war die Zeit der Waffen gekommen.

Der österreichische Gesandte machte nun vor dem Bundestage ein unendliches Geschrei über Preußens Bruch des gasteiner Vertrags, als ob dieser etwas Unerhörtes und ganz Unerwartetes sei. Der Kaiser hatte diesen Vertrag mit gänzlicher Ignorirung des deutschen Bundes abgeschlossen (wahrscheinlich weil er bei dem Empfang der zwei und einer halben Million dänischer Thaler Theilnehmer nicht haben mochte), jetzt aber geberdete sich der österreichische Gesandte, als ob durch diesen Bruch des gasteiner Vertrags dem deutschen Bunde ein Unrecht, eine gräßliche Verletzung widerfahren sei.

Es handelte sich aber dem Herrn Gesandten darum, von den Mitgliedern des deutschen Bundes noch einige für Oesterreich zu gewinnen, denn einige, wie namentlich Baiern, waren schwankend und in ihrer Haltung noch keinesweges so entschieden wie der Herr von Beust, der, selbst auf den Untergang Sachsens hin, es nie vergessen mochte, daß er in Wien auf Oesterreichs Wohl angestoßen hatte.

Der österreichische Gesandte veranlaßte nun am 11. Juni eine außerordentliche Bundesversammlung. Sie war die verhängnißvollste, die die

fünfzigjährige Geschichte des deutschen Bundes verzeichnet. Oesterreichs Gesandter tobte gegen Preußen wegen des Bruches der gasteiner Convention, er schrie Wehe darum, daß die Oesterreicher aus Holstein getrieben worden waren, er schrie Wehe, daß die Majestät des Bundes in solcher Verletzung Oesterreichs beleidigt werde, er wies nach, daß Deutschland nun keine andere Pflicht habe, als sich gegen den Frevler, den Reichsfeind, dieses verwegene, Recht und Vertrag verletzende Preußen zu erheben, er wies nach, daß vor allem der deutsche Bund verpflichtet sei, die ganze Bundesarmee mit Ausschluß des preußischen Contingents aufzurufen und gegen den Reichsfeind zu schicken. In vierzehn Tagen, führte er aus, könne die Bundesarmee beisammen sein, die Ersatzmannschaft werde man dann schon zusammen bringen, aber der Bundesfeldherr möge sofort ernannt und überhaupt über diese Execution gegen Preußen sofort Beschluß gefaßt werden.

Da fragte der Gesandte von Mecklenburg, warum denn ein so folgenschwerer Beschluß so außerordentlich schnell gefaßt werden solle, da es doch Brauch des Bundes sei, ruhig zu avanciren und jeder Angelegenheit, selbst der unwichtigsten, drei Sitzungen zu widmen. An diesem Einwurfe durfte der österreichische Gesandte merken, daß Oesterreich auf die complete Bundesarmee nicht rechnen dürfe; und daß, wenn irgend ein Bundesmitglied keine Lust hatte mitzugehen, der Bund keine Macht besitze, es zu zwingen, das wußte er doch wohl.

Doch wurde beschlossen (denn Oesterreich hatte ja viele liebe Sclaven beim Bunde) den Antrag nach zwei Tagen (14. Juni) zur Berathung und endgiltigen Beschlußfassung zu bringen. Nun aber trat der Gesandte Preußens, Herr von Savigny, auf und protestirte mit einer sehr kurzen und bündigen Erörterung gegen den österreichischen Antrag, einfach aus dem Grunde, weil, wenn Oesterreich Bundesmacht in Anspruch nehmen wolle, sein Antrag auch zur Competenz des Bundes stimmen müsse; dieser aber sei bundeswidrig.

Aber dieser Protest blieb natürlich ohne Wirkung. Der Bund war ein trübes Wasser, und dieses mußte sich ja freilich in den finstern Schatten der Hand Oesterreichs drängen. Immer mußte man gefaßt sein, die Majorität auf Oesterreichs Seite zu sehen, denn seine kleinen Schützlinge sprachen mit.

Fiel es nun auch dem Minister von Bismarck im Entferntesten nicht ein, um diese Majorität zu ringen, so wollte man doch die öffentliche Meinung nicht in Oesterreichs Sold gerathen lassen. Dem österreichischen Flamberg sollte also die Klinge weggebrochen werden und zwar dadurch, daß die Unwürde der Bundesversammlung, dadurch ihre Incompetenz auf-

gedeckt und die Nothwendigkeit ihrer Ersetzung durch ein besseres Institut dargelegt werde. Die Unnützlichkeit des Bundes war dem Volke längst klar; von Bismark hoffte, daß sein Antrag desto freudiger begrüßt werde. Er verdiente das; allein — der Minister war immer noch der Verkannte und die Zeit, daß er populär sei, war — noch nicht da.

Rasch zum Handeln, war Minister Bismark mit seinem Bundesreformvorschlage schon da, ehe noch die beschlußfassende Bundessitzung vom 14. Juni stattgefunden hatte. Dieser Bundesreformantrag war natürlich eine Granate gegen Oesterreich, aber die Granate war gut, denn sie sollte den Dualismus erschlagen, der bisher jede Möglichkeit deutscher Nationalentwickelung verhindert hatte. Gleich der erste Paragraph sagte: „Alle deutschen Fürsten sollen sich im deutschen Bunde vereinigen, nur die undeutschen nicht, nämlich der Kaiser von Oesterreich und der König der Niederlande.

Der Kaiser von Oesterreich hatte sich für das erste und wichtigste Glied des Bundes gehalten, und hier wurde er für unnütz und überflüssig erklärt. Das war stark, aber es war in der That so unberechtigt nicht. Erschrak man auch noch vor diesem kühnen Gedanken, man gewöhnte sich wohl an ihn, und daß ein König der Ungarn, Czechen, Dalmatier, Illyrier, Galizier, Slavonier, Croaten, Serbier 2c. in einen deutschen Fürstenverein nicht gehöre und Deutschland kein Heil bringen könne, drängte sich doch dem Verständniß sehr auf.

Indem nun Minister von Bismark in seinem Vorschlage Reformen empfahl, die doch unverkennbar auf die Kräftigung Deutschlands und die Rettung der Nationalität, auf die Vereinigung der Stämme, die Vereinigung ihrer Kräfte hinausgingen, freilich hier und da dem Würdenwahne der Kleinstaaterei etwas Gewalt anthaten, aber dafür den Glanz des Ganzen erhöheten, so mußte mindestens bei den Gebildeten dieser Antrag freundliche Aufnahme finden, wenn gleich einige Punkte, wie namentlich die Trennung Deutschlands in Nord- und Süddeutschland, noch unbegriffen blieben.

Allein der Gebildeten waren nicht viele, von den 90 Prozent der Thoren war kein Einfluß zu erwarten und, was das Schlimmste, vielleicht das einzige Schlimme war, Bismark war noch verkannt, er war noch klein, denn man wagte es noch, Parallelen zwischen ihm und Beust zu ziehen, die Zeit — wo er populär sein werde — war noch nicht da, diese bessere Zeit bedurfte noch des — Krieges.

Aber nicht bloß Bismark's Popularität, Deutschland selbst bedurfte des Krieges, d. h. der wahren Ueberzeugung, wo für Deutschland die Ehrlichkeit und Macht sitze; denn diese konnte nur erst durch den Krieg gebracht werden und darum war auch Preußens Antrag auf Einberufung eines Volkspar-

laments viel zu sehr verfrüht. Wo die Macht saß, wußte man ja wohl; aber nicht wo die Ehrlichkeit — man dachte nicht daran, daß die Ehrlichkeit von Oesterreich verhindert worden war, vorzutreten — und weil man sie eben in Preußen gar nicht suchen mochte, fand auch Bismarks Antrag auf ein deutsches Parlament eine ganz falsche Beurtheilung und keinen Erfolg.

Immerhin erreichte Minister Bismark seinen Zweck: er führte das Beabsichtigte in die Ideen ein, bahnte eine Versöhnung mit ihnen selbst an und — durchkreuzte Oesterreichs Plan, indem er die Bundesfürsten in Zweifel und Schwanken erhielt. Sahen sie auch, daß sie durch Bismarks Idee persönlich verlieren müßten, so wußten sie ja, daß Deutschlands unsinniges und unnatürliches Verhältniß nicht fortbestehen könne, und daß dieser Verlust über Kurz oder Lang doch kommen müsse. In dem Maße von Bismarks Vorschlägen ließ er sich ertragen; man wußte nicht, in welcher Weise er später stattfinden werde.

Nun kam die Bundessitzung des verhängnißvollen 14. Juni heran. Der österreichische Gesandte stellte aufs Neue seinen Antrag auf Mobilisirung der ganzen Bundesarmee gegen Preußen. Der preußische Gesandte protestirte gegen den Antrag Oesterreichs und die Befugniß des Bundes. Die Abstimmung wurde dennoch vollzogen und, siehe, der Bund beschloß den Krieg gegen Preußen mit neun gegen sechs Stimmen.

Aber die Abstimmung stand sehr auf der Spitze. Die Niedrigkeit Oesterreichs, Noblesse Preußens und ein kleiner Weltregierer (Schaumburg-Lippe) gaben den Ausschlag. Oesterreich nämlich gab für seinen eigenen Antrag seine Stimme mit ab, Preußen mochte in einer Sache, die es für unberechtigt hielt, durchaus nicht mitstimmen. Der Gesandte von Schaumburg-Lippe aber gab, wie gesagt, den Ausschlag. Zwar waren die zu der von ihm vertretenen Curie gehörenden, Lippe-Detmold, Waldeck und Reuß jüngere Linie für Preußen und gegen Oesterreich, ja die Regierung von Schaumburg-Lippe auf eigene ausdrückliche Erklärung selbst für Preußen; doch stimmte der gewaltige kleine Bundestagsgesandte für Oesterreich und damit war die Sache in Oesterreichs Augen entschieden.

Aber was konnte Preußen auch um eine Stimme zu thun sein? Wer für Preußen stimmte, ging mit Preußen, wer dagegen stimmte, mit Oesterreich; der desolate Bundestag konnte doch sicher diese Mächte nicht zusammen zwingen. Wäre die Abstimmung mit allen Zulassungen ausgeführt und der von Oesterreich gekaufte schaumburg-lippe'sche Gesandte auf den Willen seiner Regierung angewiesen worden, so würde Preußen mit acht gegen sieben gesiegt haben. Was konnte ihm aber an dieser Abstimmung liegen, es lag ihm vielmehr daran, daß der Bundestag aufs Neue in derselben seine Un-

mündigkeit zeige. Nachdem die verhängnißvolle Abstimmung vollbracht war, trat der österreichische Bundesgesandte triumphirend auf und verkündete das Resultat. Der preußische Bundestagsgesandte aber hatte danach noch einige Worte zu sprechen, die man als den Abschied Preußens von dem deutschen Bunde bezeichnen konnte. Herr von Savigny sagte: Preußen habe sich an diesem Acte nicht betheiligt, weil es ihn für widerrechtlich und bundeswidrig halten müsse. Der Bund habe gegen Bundesglieder nur das Recht der Execution, nicht aber der Aufbietung der Bundesarmee. Das aber nenne man Krieg und solchen solle eben der Bund verhindern. Oesterreichs souveraine Stellung in Schleswig-Holstein wie die Preußens stehe nicht unter Bundesautorität, denn sie sei nicht aus Bundesbeschluß hervorgegangen, und folglich habe der Bund in dieser Streitfrage keine Berechtigung. Und darum eben habe Preußen an der Behandlung dieser Frage vor dem Bunde gar nicht Theil genommen. Oesterreich rüste seit drei Monaten gegen Preußen. Das sei Selbsthilfe und diese im Bunde verpönt; jetzt aber habe der Bund sich selbst mit zu dieser Selbsthülfe hinziehen lassen. Er sei also seinem Gesetz und seiner Verfassung untreu, seinem Berufe entartet. Er habe jetzt einen bundeswidrigen Antrag aufgenommen und die Abstimmung zeige, daß Bundesglieder von Oesterreich mißbräuchlich gewonnen worden seien: der Bundestag habe daher auch als freier Vertreter Deutschlands seine Würde verloren, und so sehe sich Preußen nun zu der Erklärung gedrängt, daß es den Bund für aufgelöst, aufgehoben, nicht mehr bestehend ansehen und jeden Verkehr mit ihm abbrechen müsse. Preußen wünsche, daß Deutschland an einem neuen auf den preußischen Vorschlägen basirten Bunde eine bessere Vertretung gewinne und lade die einsichtvollen Fürsten zu diesem ein; dem alten aber überlasse es den Versuch, wie lange er ohne Preußen, und etwa mit Oesterreich, werde bestehen können. Preußens König halte indessen den Bund nicht anders für vorübergegangen als frühere Formen; wenn aber alle Formen nur vergängliche Erscheinungen seien, so sei er weit entfernt die Einheit der deutschen Nation diesen vergänglichen Erscheinungen beizuzählen, er halte die Einheit der deutschen Nation vielmehr für eine ewige Bestimmung, deren Störung zu beseitigen er als das Ziel der Politik seines hohen Hauses, als die Aufgabe Preußens erkenne.

Diese Erklärung hätte den deutschen Völkern die Augen öffnen müssen. Allein das Mißtrauen gegen Preußen, von dem man meinte, es trachte nur danach ein großes Preußen zu werden, aber nicht ein Deutschland neu zu erschaffen, war noch zu groß und wurde von ihren Regierungen mit allem Eifer der Selbsterhaltung genährt.

So war denn mit der Erklärung des preußischen Bundestagsgesandten,

der mit dem letzten Worte die hohe Versammlung verließ, das große Wagestück geschehen. Der deutsche Bund war factisch vernichtet. War seine Aufgabe, der er nur äußerlich und scheinbar genügt hatte, gewesen, Deutschland zu einen und zusammen zu halten, so war eben jetzt seine Aufgabe gänzlich unerfüllt, denn es war, da Preußen als die reichliche Hälfte zurückgetreten war, eben kein Deutschland mehr vorhanden oder ein zerspaltenes, welches mit dem Existenzgesetz des Bundes und dessen Zwecken im vollen Widerspruche stand.

Mit der Zerstörung des Bundes, den Oesterreich nun einmal zu seinem schützenden und stützenden Alliirten gemacht hatte, weil es ihn jetzt eben dazu brauchte, war nun aber auch der Krieg unvermeidlich geworden. Und Oesterreich glaubte, daß es den Untergang dessen gar zu sehr nicht zu beklagen brauche, da es ihn nun durch seine vermeintlich feine Politik zum allergrößten Theile zum Zwecke des Kriegs für sich gewonnen, der Bund ihm also das Höchsterwartete geleistet hatte.

Aber desto mehr war dadurch der Krieg unvermeidlich geworden, weil Preußen an die Zerstörung dieses alten Bundes die Errichtung eines neuen Bundes geknüpft hatte, aus welchem Oesterreich ausgeschlossen bleiben sollte. Wie wenig auch Oesterreich Deutschland je geleistet, wie schnöde es das Reich auch stets nur als ein Mittel für seine undeutschen Zwecke mißbraucht; immer aber hatte es auf seine Primairstellung in Deutschland das größte Gewicht gelegt, und selbst, nachdem Napoleon I. ihm gezeigt, daß seine deutsche Kaiserwürde jede Berechtigung verloren, selbst jetzt, nachdem es länger als 60 Jahre den Verlust dieser Würde getragen, war es noch ganz von dem Wahne dieser Würde erfüllt, wie die Aeußerungen seines Bundestagsgesandten in der Bundessitzung am 24. Mai zeigten.

Dieser Gesandte, gewiß wissend, daß es keinen deutschen Kaiser mehr gebe, sondern nur noch einen Verein von unter einander gleichen deutschen Fürsten, besaß den anachronistischen Muth, sich zur Motivirung der beschränkten Zugeständnisse an Preußen auf „Oesterreichs Würde und angestammte Stellung" zu berufen. Seine deutsche Würde hatte Oesterreich längst verloren und eine angestammte Voranstellung hatte es nie gehabt; denn bis auf Franz II. waren alle deutsche Kaiser nichts weiter als Wahlkaiser gewesen.

Aber vielleicht glaubte der Gesandte an den Preußen ein historisch ungebildetes und politisch unreifes Volk vor sich zu haben wie etwa an seinen Slavoniern. Immer war ja Oesterreich in seinem Wahne sehr groß, und sein Wahn hat es zum Sturz gebracht. Es glich dem Dichter, der im Himmel schwelgt und auf Erden umkommt. Wie viele Kriege hatte Oester-

reich unternommen: und welches war der Krieg, den es allein würdig zu einem Resultate gebracht hätte (mit Ausnahme des kleinen Kriegs gegen Sardinien, auf den es doch zum Schutz seiner Würde nicht wird hinweisen mögen)? Wie viele österreichische Entwürfe hat die Geschichte aufgezeichnet, und wie viele sind gelungen? Wie viele politische Berechnungen hat Oesterreich gemacht, und wo sind die, in denen es sich nicht verrechnet hat (mit Ausnahme der Heirathsspeculationen, die es allein groß gemacht haben)? Wahn, überall Wahn!

Nun stelle man ihm zur Betrachtung Preußen gegenüber!!! Nüchtern und tüchtig!

Auch auf der Stufe der Geschichte, die wir eben behandeln, finden wir Oesterreich wieder im angeborenen Wahne. Es trotzt auf längst verjährte historische Rechte, spricht von angestammter Würde und Stellung, nicht gedenken mögend seiner Schmach, von einem fremden Potentanten seiner Würde und Stellung unwürdig gehalten und bei Seite geworfen worden zu sein; es will und verlangt Krieg, nicht gedenken mögend seiner Schmach vom siebenjährigen Kriege, oder vielmehr seiner siebenjährigen Schmach; es will Preußen niedertreten, nicht gedenken mögend, daß es im Bunde mit halb Europa dieses Preußen niederzutreten nicht im Stande gewesen war; es hält sich jetzt ohne nennenswerthe Bundesgenossen stärker als dieses Preußen, ohne sich selbst und Preußen studirt, ohne Preußens Wehrwesen geprüft, ohne mit diesem das seine verglichen zu haben! Jeder Gebildete sah voraus, daß Oesterreich wieder werde für seinen Wahn büßen müssen; natürlich kennt Der den Wahn nicht, dem er eigen ist.

20.

Die Kriegserklärungen.

Welcher Partei der Vorwurf zu machen war, daß sie den Krieg wolle, war Niemandem unbekannt. Oesterreichs Noten waren nicht so fein gehalten, daß nicht auch der minder Gebildete das zwischen ihren Zeilen Befindliche hätte lesen können. Oesterreich hatte Ende Januar zu rüsten angefangen (Preußen erst im März); aber das wiener Cabinet durfte doch nicht glauben, daß andere Leute nicht auch Kalender besäßen.

Schließlich beherrschte es sich so wenig, daß der Kaiser dem preußischen

Gesandten in Wien seine Pässe unverlangt zuschickte, ehe noch die entscheidende Bundestagssitzung, in welcher der österreichische Bundestagsgesandte immer noch Oesterreichs Friedenswunsch betheuerte, stattgefunden hatte. Denn bereits am 13. Juni erhielt der preußische Gesandte in Wien seine Pässe und erst am 14. Juni fand jene denkwürdige Bundestagssitzung statt. In der Bundestagssitzung vom 1. Juni erklärte Oesterreich, daß es dem deutschen Bundestage die Entscheidung in der großen Streitsache überlasse, und ehe der Streit vor dem Bundestage beendet war und der Bundestag hatte entscheiden können (14. Juni), schickte es dem preußischen Gesandten seine Pässe, d. h. es erklärte Preußen den Krieg und entschied also selbst. Der Bund war also nur zum Vorwand benutzt worden. Als Oesterreich des Vorwandes nicht mehr zu bedürfen glaubte (als es nämlich mit seinen Rüstungen fertig zu sein glaubte), warf es ihn bei Seite.

Indessen durfte Oesterreich nicht glauben, daß seine Politik, seine Handlungsweise bei den Gebildeten Deutschlands und der fremden Staaten nicht nach wahrem Werthe gewürdigt werde. Verrieth es doch seine Liebhaberei für den Krebsgang, für die Herrlichkeit abgethaner Zeiten so sehr, daß es in seiner Erwiederung auf die Einladung zu der von England projectirten Staatenconferenz seine Verwunderung darüber aussprach, daß man nicht auch den Papst eingeladen habe, da doch die Interessen Sr. päpstlichen Heiligkeit gewahrt werden müßten. Welcher Vernünftige hätte den Papst noch schützen mögen, der der bewiesenste Anachronismus des 19. Jahrhunderts ist? So ist Oesterreich durch sein Rückwärtsdrängen nach einer todten Zeit selbst zum Anachronismus geworden und geht lieber mit dem sterbenden Papstthum unter, als daß es sich den Forderungen neuer Begriffe und Nothwendigkeiten, d. h. der Vernunft fügt.

Welcher Art aber auch die österreichische Politik war, ihr Zweck war einzig der Krieg, und welche Friedensliebe auch vom wiener Cabinet geheuchelt wurde, Preußens Chefminister konnte dadurch nicht getäuscht werden. In seiner Circulardepesche vom 4. Juni spricht er es unumwunden aus: Oesterreich will den Krieg. Sein Verfahren ist nichts Anderes als directe Provocation und der Wunsch einen Krieg, sei es auch mit Gewalt, herbeizuführen. Erkundigungen in Wien bestätigen das, und dem Kaiser nahestehende Rathgeber und Staatsmänner haben direct versichert, daß mit Oesterreich irgend eine friedliche Verständigung nicht zu erlangen sein werde, weil die kaiserlichen Minister um jeden Preis Krieg wollen, theils in der Hoffnung auf guten Erfolg im Felde, theils um über die Schwierigkeiten im inneren Staatswesen hinweg zu kommen — ja selbst mit der ausgesprochenen Absicht, „den österreichischen Finanzen durch preußische Contributionen oder einen ehren=

vollen Bankerott Hilfe zu verschaffen. Der Krieg ist ein abgemachter Beschluß in Wien; die einzige Frage ist nur noch zu lösen geblieben, welches der rechte Augenblick sei, ihn zu beginnen."

So wußte Preußen sehr genau, wie es mit Oesterreich stand, und wenn es nicht die Verhandlungen viel früher abbrach, sondern dem Notenwechsel immer noch Raum ließ, so geschah es der Etiquette zu Gefallen und um den Vorwurf abzuwenden, daß es den Krieg gewollt habe.

Indessen war Preußen die österreichische Kriegslust sehr erwünscht. Wollte es nach dem Ziele seiner politischen Mission einen großen und entscheidenden, vielleicht gar den letzten Schritt thun, so mußte und konnte das nur durch einen Krieg geschehen; denn wie günstig ihr Resultat auch sein mochte, friedliche Verhandlungen mit Oesterreich konnten immer nur zu halben Zuständen führen. Nie konnte Oesterreich von der deutschen Bühne abtreten, nie sein Ansehen in Deutschland aufgeben wollen; und doch mußte der Dualismus gebrochen werden, wenn von der besseren Wiederherstellung des deutschen Reiches die Rede sein sollte; Oesterreich mußte entweder ganz ausscheiden, oder doch nach Verhältniß seiner deutschen Länder auf die zweite Stufe herabtreten, es mußte dem Widersinne entsagen, eine Primairstellung in Deutschland wegen seines fremden Bodenbesitzes, wegen seines Dalmatien, Croatien, Galizien und anderer Obscuritäten zu fordern. Wie aber hätte Oesterreich sich dazu entschließen sollen? Und doch mußte es sein; aber nur ein Krieg konnte es bewirken.

Nachdem Preußen sich von dem festen Willen Oesterreichs überzeugt, mußte es auf die Klein- und Mittelstaaten blicken, ins Besondere die, welche wie Sachsen und Baiern zwischen ihm und Oesterreich, oder wie Hannover, Hessen und Nassau zwischen seinen Landestheilen lagen und doch nicht entschieden der preußischen Partei angehörten.

Obschon der Bund factisch durch Preußens Austritt vernichtet war, befanden sich doch alle übrigen deutschen Staaten gegenwärtig noch in ihm, ja der Bund betrachtete sich selbst noch für bestehend, in sofern als er Preußens Austritt nicht anerkannte. Hatte doch das Bundespräsidium feierlich gegen Preußens Austritt protestirt mit Berufung auf den Artikel 1 der Bundesacte und Artikel 5 der wiener Schlußacte. Nach Bestimmung dieser Paragraphen war der deutsche Bund ein unauflösbarer Verein, aus welchem kein Mitglied auszutreten das Recht hatte. Preußen trat doch aus; und Niemand konnte es hindern. Nie kam der Unsinn, auf Rechte zu pochen, ohne die Macht zu ihrem Schutze zu besitzen, schneidender ans Licht.

Während also Preußen ausgeschieden war und die Handlungen des Bundes als völlig nichtige ganz unbeachtet ließ, befanden sich die übrigen

deutschen Staaten noch in demselben vereinigt, obschon sie sich für die Partei, mit der sie es halten wollten, bereits, einige längst, entschieden hatten und natürlich dadurch zwei feindliche Lager entstanden waren.

Im preußischen Lager, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, vereinten sich Sachsen-Weimar, Sachsen-Koburg-Gotha, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Anhalt, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe, Waldeck, Reuß-Schleiz, Luxemburg und Limburg, Hamburg, Bremen und Lübeck.

In das österreichische Lager gehörten Sachsen, Baiern, Würtemberg, Hessen-Darmstadt, Hannover, Hessen-Kassel, Nassau, Sachsen-Meiningen, Reuß-Greiz, Frankfurt a. M.

Baden stand gewissermaßen zwischen diesen Lagern. Seine geographische Lage wies es ins österreichische Lager, während es geistig ganz Preußen angehörte, und namentlich machte die nahe Verwandtschaft der Fürstenhäuser es fast unmöglich, daß dieser Staat sich gegen Preußen wendete. In der That erklärte er sich nach dem Ausbruche des Kriegs auch entschieden für Preußen, und nur die Drohung Oesterreichs, daß sein Anschluß an den Feind seine Zerstückelung zur Folge haben werde, zwang ihn in den Bund mit Oesterreich.

Betrachtete Preußen die beiden Lager, so mußte es erkennen, daß es gegen Oesterreich in sehr großem Nachtheile war, denn die Staaten, welche zu Oesterreich standen, konnten 167,000 Mann mit 369 Geschützen ins Feld schicken, wozu von Baden noch 13,000 Mann zu rechnen waren.

Die Staaten, welche Preußen seine Bundesgenossen nennen durfte, konnten nur etwa 31,000 Mann mit 86 Geschützen stellen, wozu ebenso von Baden 13,000 Mann kamen, sobald es den Anschluß an Preußen bewerkstelligen wollte oder konnte. Die Bundesgenossen Oesterreichs waren daher um vier Fünftel stärker als die Preußens.

Dennoch trug Preußen kein Bedenken den Krieg anzunehmen. Es bauete auf seine eigene Kraft und konnte darauf bauen, denn seine Militaireinrichtungen überwogen viel größere Differenzen.

Dennoch konnte es ihm nicht gleichgiltig sein, auf welche Seite die anderen deutschen Staaten traten. Von vorzüglichem Interesse für Preußen, wie natürlich auch für Oesterreich, war Sachsen. Obschon bei weitem nicht der größte jener Staaten, war doch Sachsen für Preußen von größter strategischer Wichtigkeit. Wir wissen, welchen Werth schon Friedrich der Große auf dieses Land legte und mit welcher Anstrengung er es sich zu erhalten suchte. 280 Quadratmeilen umfassend, trennt es Preußen auf einer Strecke

von 30 Meilen von Oesterreich und zwar mit einer theilweisen Breite von 20 Meilen. In seiner ganzen Länge ist es auf seiner Oesterreich zugekehrten Hälfte von Gebirgen erfüllt, die für den Angreifer wie für den Vertheidiger von großer militairischer Bedeutung sind. Bei einer Bevölkerung von 2,300,000 Menschen und einer gut geschulten Armee von 24,000 Mann mit 60 Geschützen ist dieser Staat immer schon eine Macht. Der Reichthum seiner Flachländer macht ihn aber für die kriegführende Partei, die ihn inne hat, zu einer der reichsten Hilfsquellen.

Für Preußen aber hatte dieser Staat noch eine besondere Bedeutung durch die Bildung und Gesinnung der Bevölkerung. Standen die Sachsen den Preußen an erster nahe oder gleich, so ließ sich von letzterer williges Entgegenkommen erwarten. So mußte Preußen wohl etwas daran liegen, Sachsen auf seine Seite zu bringen oder mindestens neutral zu stellen.

Aber weder das Eine noch das Andere konnte erwartet werden, da Herr von Beust, von unvertilglichem Hasse gegen Preußen oder eigentlich gegen den Minister Bismark erfüllt war, mit Leib und Seele Osterreich angehörte und in der Gunst seines Königs so fest stand, daß durchaus das Erlöschen seines Einflusses nicht erwartet werden konnte.

Lange schon, in der schleswig-holsteinischen Sache, hatte sich Sachsen allen andern deutschen Staaten voran auf den österreichischen Standpunkt gestellt. Wie alle Kleinstaaten mit partikularistischer Tendenz politisirend, ehrte es in Oesterreich ebenso den Schutz des Partikularismus, als es in Preußen das Trachten nach eigner Stärkung und deutscher Vereinigung fürchtete. Soll Deutschland ein Staat werden, müssen freilich die Staaten verschwinden. Sollte man aber Jemand darum verdenken, daß ihm seine Existenz lieb ist? Haßte Sachsen ehedem Preußen als Nebenbuhler, so haßte es jetzt dasselbe als eine verwegene Macht, von der das Schlimmste zu fürchten war. Herrn von Beusts Meinung war, man müsse Preußen klein machen, oder wenigstens nicht größer werden lassen, und das war auch die Meinung Oesterreichs und der ihm verbündeten Kleinstaaten. Sollte es aber nicht größer werden, so durfte es auch Schleswig-Holstein nicht bekommen. Da es nun aber Schleswig-Holstein unverkennbar sich doch rücksichtslos nehmen wollte, so, meinte Herr von Beust, müsse man es daran hindern.

Dabei geschah freilich dem deutschen Interesse, nämlich der Einigung des Reichs, Eintrag; allein Herr von Beust meinte, das Volk sei ja gar zu klug nicht, und coquettire man etwas mit deutschen Floskeln und Scheinideen, so lasse es sich auch völlig dumm machen. Wie jeder große Minister hatte er viele willige Diener unter den Gebildeten, und die freistehenden Gebildeten, die nie seine Freunde waren, machten eine so kleine Zahl aus, daß er Rück-

sicht zu nehmen nicht für nöthig hielt. Genug, Herr von Beust arbeitete mit glühendem Eifer dafür, daß Schleswig-Holstein an den Herzog von Augustenburg käme. Die Organe der Regierung, die sächsische Presse und selbst die Kammern nahmen an dieser Politik ihres Ministers Theil und meinten, indem sie die Zersplitterung Deutschlands, das Unheil des Reichs noch um ein Zweiunddreißigstel vermehren wollten, gut deutsch zu sein.

Die Art und Weise, in welcher von Beust in Bezug auf Preußen Politik trieb, war eine unverkennbar gehässige, und es würde ihm durch hundert Beweise gezeigt werden können, daß an seiner Politik seine Persönlichkeit viel größeren Theil hatte als das Interesse des von ihm vertretenen Staates.

Bisweilen gab er sich wohl den Schein, als ob seine Politik eine freistehende sei, indem er auch gegen Oesterreich eine finstere Miene machte, wie z. B. in seiner Depesche vom 6. April, in der er verwundert fragt, wie denn Preußen dazu komme, Schleswig-Holstein als ein Oesterreich und Preußen gehöriges Land zu bezeichnen? Allein er wußte wohl, daß Oesterreich auf dieses unpassend gelegene Land durchaus keinen Anspruch mache, und sein Stachel war daher nur gegen Preußen gerichtet.

Der König Johann von Sachsen hatte schwerlich an Herrn von Beusts Sinnesrichtung Theil, allein er vertraute in ihm den erfahrenen Politiker, der er wegen der Länge seiner Praxis zu sein schien. Auch darf nicht geleugnet werden, daß er eine diplomatisch correcte Feder zu führen verstand, welche, wenn nicht die Wahrheit, doch einen reichen Schein für sich hatte und leicht auch das Urtheil des Unbefangenen einnehmen konnte.

Allein bei Herrn von Beusts Politik mußte weniger die Feder, als das Verhältniß der Potenzen (Sachsen, Bund, Preußen) erwogen werden. Der Advocat beweist, daß sich auch ein schwächliches Recht glänzend vertheidigen lasse, und man mag gern zugestehen, daß Herr von Beust ein ungeschickter Advocat nicht gewesen sei.

Allein er hatte zu wenig sich (nämlich Sachsen und den Bund) und noch viel weniger den Gegner (nämlich Preußen) studirt. Er hatte selbst nicht einmal Geschichte studirt, sonst würde er trotz seines persönlichen Interesses Bedenken getragen haben, die Rolle des Ministers Brühl nachzuspielen. Und dabei war Brühl noch bei weitem mehr zu entschuldigen. Ihm hatte noch keine Erfahrung Lehren gegeben, und das Machtverhältniß im siebenjährigen Kriege war für die Gegner des damals noch sehr kleinen Preußens in so hohem Maße günstig, daß selbst das gediegendste Urtheil die Rolle des Ministers Brühl, der noch dazu ein Königreich Polen an Sachsens Seite sah, für eine correcte halten mußte. Den Grafen Brühl durfte man

für einen tüchtigen Minister, den Herrn von Beust nur für einen guten Dictanten halten, und sein Verhängniß war es, daß er als solcher Herrn von Bismarck neben zu buhlen sich vermaß. Er verschuldete dadurch seinem Monarchen unendlich viel, und nur einer gnadenreichen Fügung verdankte Sachsen in der Folge seine weitere Existenz, die Herr von Beust zu leicht aufs Spiel gesetzt hatte. Er durfte sich nicht entschuldigen wollen, in seiner Ehrfurcht gegen den Bund nur Pflichttreue geübt zu haben; er hatte selbst in früheren Schriftstücken die ganze Erbärmlichkeit des deutschen Bundes anerkannt und die Nothwendigkeit seiner Umgestaltung aufgestochen; jetzt freilich, wo es darauf ankam, Preußen, oder vielmehr Herrn von Bismarck etwas Gift entgegen zu spritzen, stellt er den Bund außerordentlich hoch und heilig hin und sagt in seiner Depesche, die königlich preußische Regierung möge sich nur an den Bund wenden, dort werde Sachsen (Beust), treu den Bundesgesetzen, dafür stimmen, daß dem Angreifer entgegen getreten werde; die Frage aber, wie sich Sachsen verhalten wolle, wenn Preußen zum Kriege genöthigt werde, dürfe Sachsen so wenig als ein anderer Staat beantworten, weil dadurch den Rechten des Bundes, der das Verhalten der Staaten bestimme, vorgegriffen werde.

Wir haben hier bereits angedeutet, daß die preußische Regierung bei Sachsen angefragt hatte, wie es sich verhalten werde, wenn Preußen zu einem Kriege gegen Oesterreich genöthigt sein würde. Das hatte Preußen in einer an alle Klein- und Mittelstaaten gerichteten Depesche am 24. März und später am 27. April gethan. Bismarck kannte seine Feinde zu gut, allein die Anfrage war nothwendig.

Beust umging, wie wir gesehen, die Antwort; aber eben darin lag die Antwort sehr deutlich. Noch deutlicher aber wurde sie durch Sachsens militairische Rüstungen, die vor Preußen äußerst geheim gehalten werden sollten, und doch dem Herrn von Bismarck so gründlich bekannt waren, wie die öffentlichste Sache. Pferdeankäufe, Wegschaffung der Militairdepôts von den nördlichen Garnisonplätzen nach südlichen Städten, Einziehung der Reserven, alle derartige Vorkommnisse konnten so geheim nicht geschehen, daß nicht dem berliner Cabinet die vielseitigste Mittheilung zu Theil geworden wäre. Und allen diesen kriegerischen Vorbereitungen Sachsens, namentlich auch den Truppendislocirungen, sah man sofort an, daß Sachsen, treu seinem alten unglücklichen politischen Programm, zu Oesterreich stehen wolle.

Die oben angedeutete Antwort Beusts auf die Anfrage Preußens, wie Sachsen sich im Kriegsfalle verhalten werde, konnte in Berlin um so weniger befriedigen, als hier der Bund durchaus keine Geltung mehr hatte. Da meinte denn Preußen mit dem kleinen trotzigen Sachsen allzu viele Compli-

mente nicht machen zu dürfen, damit nicht am Ende gar die Delicatesse von den Klein- und Mittelstaaten für Furcht und Schwäche gehalten werde.

Da schrieb man dem Herrn von Beust: da Sachsen die Erklärung auf Preußens Seite zu stehen deutlich abweise, so müsse man annehmen, daß es an der Seite der Gegner Preußens stehen wolle. Man mache Sachsen auf die Folgen aufmerksam, die daraus entstehen könnten, und wolle hierdurch andeuten, daß es sich vor denen nur schützen werde, wenn es von seinen kriegerischen Rüstungen ablasse und seinen Militairstand gänzlich auf Friedensfuß setze.

Hierüber war Herr von Beust höchst aufgebracht. Er setzte sein vollstes Vertrauen dauernd in die Bundesversammlung, die doch Preußen erklärter Maßen gar nicht anerkennen mochte. So legte er am 5. Mai den preußisch-sächsischen Depeschenwechsel dem Bundestage vor mit der Forderung, von Preußen unter Executionsdrohung (nach Artikel 11 der Bundesacte) eine für Sachsen beruhigende Erklärung zu fordern.

In der That, wenn Bismark darauf denken mußte, Oesterreich aus dem Dualismus Deutschland zu treiben, so zwang ihm Herr von Beust durch Anmaßung und Schererei auch darauf zu denken, die Klein- und Mittelstaaten in ihren Rechten und Ansprüchen auf das bescheidenere Maß ihrer geringeren Macht zu reduciren. Was sollten ihre Rechte, die sie nicht schützen konnten? Nur schnöde Unruhe dadurch stiften? Das konnte dem deutschen Volke kein Heil bringen und war nur ein Beweis der schlechten Verfassung des deutschen Reichs.

Preußens Erklärung beim deutschen Bunde stellte nun zwar den beust'schen Antrag in das rechte Licht und zeigte, daß er die Wahrheit verkehre und Preußen eher von Oesterreich und Sachsen, die zuerst zu rüsten begonnen, Beruhigung zu fordern habe als umgekehrt. Doch wurde, wie wir wissen, der sächsische Antrag von der ganz von Oesterreich beherrschten Bundesversammlung angenommen, und Preußen dadurch gezeigt, daß es sich ganz in die Stellung einer einzeln stehenden Macht, oder einer europäischen Großmacht denken müsse, um mit dem Schwarme kleiner Feinde fertig zu werden.

Denn auch die anderen Klein- und Mittelstaaten, welche Preußen abhold waren, hatten nun, obschon der bekannte Bundesexecutionsbeschluß noch lange nicht gefaßt war, zu rüsten begonnen. Sie waren mehr oder weniger von Herrn von Beust verführt und entflammt, besonders Würtemberg, Hannover, Hessen und Nassau.

Baiern politisirte zweideutig. Es wußte, daß es mit Oesterreich viel weniger zu profitiren habe als mit Preußen. Es wußte, daß Bismarks

Reformentwurf auf eine naturgemäße Nebeneinanderstellung von Nord- und Süddeutschland und darauf gerichtet sei, Baiern an die Spitze von Süddeutschland zu stellen. Das war mehr, als Baiern je von Oesterreich geboten werden konnte. Zudem konnten Baierns Intentionen, so weit sie auf die Geschichte basirt waren, nicht feindlich sein. Preußen hatte Baiern stets hervorzuheben gestrebt und es in seinen ehrgeizigsten Entwürfen geschützt.

Mußte Baiern wohl auch begreifen, daß es nur zum Mittel gegen Oesterreich benutzt worden war, so hatte jener Umstand ihm doch eine Preußen zugeneigte Gesinnung hinterlassen, während das höchst hassenswerthe Andenken, welches Oesterreich sich in Baiern gesetzt, noch keineswegs aus dem Gedächtniß weggewischt war, am wenigsten aus dem eines so guten Historikers wie des Ministers von der Pfordten.

Daß Baiern sich nicht sogleich offen für Preußen erklären konnte, geht aus seiner Lage hervor, die es Oesterreich ganz schutzlos preisstellt. Es mochte auch noch in die Erfolge eines preußischen Krieges Zweifel setzen. Genug, es stellte sich unter den Bund, um sich bei gelegener Zeit nach Belieben entscheiden zu können. Ohne Frage politisirte Herr v. d. Pfordten feiner als Herr von Beust, dessen Ideen sich nur Würtemberg, Hannover, Hessen und Nassau mit vollem Vertrauen hingaben, weil sie ebenso wie Sachsen nur in dem Partikularismus ihr Bestehen und ihre Bedeutung sahen.

Eine preußische Note an das Cabinet von Würtemberg forderte ebenso wie die an das dresdener Cabinet früher gerichtete ungesäumte Einstellung der kriegerischen Rüstungen. Würtemberg antwortete in einer Weise, die die sehr gereizte und feindselige Gesinnung gegen Preußen gar nicht verbarg. Selbst die Stände, welche am 23. Mai zusammentraten, und das Volk theilte diese durch nichts gerechtfertigte Gesinnung.

Kurz darauf versammelten sich auch die Stände von Baiern, Sachsen und anderen Staaten. Die Regierungen wollten Krieg führen und brauchten Geld. Die Stände bewilligten es und die Völker mehr oder weniger sympathisirten mit ihren Regierungen, nicht aus vernünftigen Gründen, sondern weil sie von ihren Regierungen beeinflußt waren.

Natürlich schieden sich überall die Gebildeten mit einer besonderen Ansicht aus, und es ließ sich wahrnehmen, daß gerade diese wichtigste, wenn auch kleinste, Volksklasse die Ideen des Germanismus bewahrte und den partikularistischen Tendenzen ihrer Regierung feind war.

In Sachsen stellte sich sogar die regierende Verwaltungsbehörde der Stadt Leipzig, der Stadtrath, offen an die Spitze dieser Partei. Der Stadtrath von Leipzig erklärte der Regierung freimüthig, daß ein kriege-

risches Zusammengehen mit Oesterreich gegen Preußen derselbe ungeheure Fehler sein würde, den Sachsen ehedem so schwer habe büßen müssen. Die Regierung solle das Land vor einer abermaligen solchen Erfahrung bewahren und eine Neutralstellung wählen oder, wenn dies unmöglich sei, an die Seite Preußens treten, dem Volk und Verhältnisse weit mehr zugewendet seien als Oesterreich.

Diese zwar in bescheidener aber würdiger und klarer Form ausgedrückte Erklärung fand bei Herrn von Beust eine höchst ungünstige Aufnahme. Der Minister erwiederte dem Stadrath von Leipzig, er möge sich um Dinge kümmern die ihn angehen, nicht aber um Politik, die ausschließlich Sache der Regierung sei; ja er ließ zwischen den Zeilen fühlen, daß es gar nicht unrecht sein würde, den Stadtrath durch ein kleines Strafverfahren zur Bescheidenheit zu bringen. Eine spätere Zeit rechtfertigte die Einsicht des Stadtraths glänzend.

Während die Regierung dergestalt eigensinnig ihren antipreußischen Weg ging, bemächtigte sich das Volk mehr und mehr der von Bismark gegebenen Idee eines deutschen Parlaments. Selbst die Stände drängten auf die Instituirung eines solchen hin, und es zeigte sich, daß die partikularistische Verblendung das instinktive Gefühl für das größere Vaterland noch nicht ertödtet habe.

Es waren größten Theils auch nur Neid und Mißgunst, welche sich gegen Preußen aufbäumten. Man kannte Preußens deutsche Intentionen nicht, und die Verkennung des Ministers von Bismark steigerte das Vorurtheil, daß Preußen einseitig preußischen Interessen nachtrachte. Man glaubte, es wolle nichts, als aus sich ein großes Preußen machen. Erst nach dem Kriege trat dieses Vorurtheil vor Preußens Verhalten zurück, doch auch noch lange nicht ganz; vielfach wurde auch dann noch Preußens gute Absicht bestritten, „weil es Deutschland nicht sofort fertig gemacht und sich selbst darin aufgelöst hatte.“

Zu Anfang Juni hatten sich alle Verhältnisse so spannend gestaltet, daß an dem Ausbruche des Kriegs kaum noch gezweifelt werden konnte. Obschon der Bund erst am 14. Juni die Mobilisirung der Bundesarmee gegen Preußen beschloß, standen die Staaten und namentlich Sachsen doch schon vollständig gerüstet da. Ganz Deutschland glich einem großen Heerlager. Preußen hatte am Spätesten zu rüsten begonnen; allein seine Militaireinrichtungen machten es ihm auch möglich, in viel kürzerer Zeit fertig zu sein. Jetzt indessen zögerte es nicht länger, sich zum Kriege anzuschicken. Bataillone und Regimenter waren wie mit einem Zauberschlage complet und gerüstet, und Brigaden, Divisionen und Corps so schnell marschfertig wie

es sich Oesterreich, das noch immer an der böhmischen Grenze mit seinen Formirungen nicht fertig werden konnte, schwerlich vermuthet hatte.

Sachsen hatte seine Armee bei Meißen und Dresden zusammen gezogen. Sie bestand aus zwei Divisionen mit 4 Jägerbataillonen, 4 Regimentern Cavalerie, einem Artillerieregiment und einer reitenden Batterie mit 60 (50) gezogenen Geschützen. Pionniere, Pontonniere und Train in angemessener Stärke vervollständigten diese Armee, welche von dem Kronprinzen Albert von Sachsen, einem anerkannt sehr tüchtigen Generale, geführt wurde. Unter ihm befehligten an der Spitze der beiden Divisionen die Generale von Schimpff und von Stieglitz.

Man sah deutlich, zu welcher Partei Sachsen halten wollte. Die Magazine waren an die böhmische Grenze verlegt, die Armaturen aus den gegen Preußen hin gelegenen Garnisonstädten abgefahren worden, die Kaserne von Leipzig war bereits vor dem 14. Juni vollständig geräumt bis auf eine Quantität von Militairutensilien, die man in einem unterirdischen Raume des Schlosses von Leipzig vermauert hatte, aber später den Preußen verrathen und daher von denen als Beute abgeführt wurde. Alle Vorbereitungen zeigten, daß es darauf abgesehen war, die sächsische Armee nach Oesterreich abzuführen, um sie mit der dortigen zu vereinigen.

Preußen konnte damit ganz zufrieden sein, denn es mußte dadurch ein höchst wichtiges Terrain ohne Mühe gewinnen. Von Oesterreich aber hätte erwartet werden müssen, daß es Sachsen als Schutzmacht besetze und dieses wichtige Terrain nicht freiwillig opfern werde. Dazu indessen zeigte sich österreichischer Seits nirgends der Vorsatz, wie denn Oesterreich immer nur darauf dachte sich selbst zu schützen, nicht aber seine Mitgenossen, die es sich nach Umständen auch gefallen lassen mußten, um ihren Lohn betrogen zu werden (wie die Reichsstaaten nach dem siebenjährigen Kriege).

Immer behielt Preußen sein Auge scharf auf Sachsen gerichtet. Der kleine Staat konnte ihm nicht viel schaden, und hätte es seine die Eisenbahn und Elbe beherrschende Bergfeste Königstein bis an die Forsten mit Kanonen gefüllt. Sehr viel kam aber darauf an, wie es die Oesterreicher zu benutzen etwa gedachten.

Preußen ließ daher Sachsen keine Minute Zeit, von seiner Disponibilität gegenüber dem befreundeten Oesterreich Gebrauch zu machen. Kaum hatte die berühmte oder berüchtigte Bundestagssitzung vom 14. Juni stattgefunden, als Preußen, da es nun den Bund für nichtig erkannte und daher nur noch mit den einzelnen Staaten als selbstständigen Potenzen verkehren konnte, sich mit der Erklärung an das sächsische Cabinet wendete:

„Die durch die österreichischen Rüstungen gegen Preußen hervorgerufene

bundeswidrige Situation und die Stellung, welche König Johann von Sachsen mit anderen Bundesgliedern zu derselben genommen, haben in Verbindung mit den jüngsten Verhandlungen am Bundestage das seitherige Bundesverhältniß gelöst und den König von Preußen genöthigt, die zur Vertheidigung seiner Monarchie gegen den beabsichtigten Angriff geeigneten Mittel zur Abwehr zu ergreifen. Die königlich sächsische Regierung habe am 14. Juni dafür gestimmt, daß die Bundesversammlung die Mobilmachung der Bundesarmee mit Ausschluß der preußischen Contingente anordne. Die preußische Regierung könne darin nur eine Verletzung des Bundesverhältnisses, noch viel mehr aber nur einen directen Act der Feindseligkeit gegen sich selbst erkennen; und schon die geographische Lage des Königreichs Sachsen in Beziehung auf die ihm benachbarten preußischen Landestheile mache es ihr unmöglich, über die feindselige Stellung hinweg zu sehen, welche Sachsen ihr gegenüber eingenommen habe. Demgemäß werde nun die königliche sächsische Regierung ersucht zu erklären, ob Se. Majestät der König Johann von Sachsen mit Preußen ein Bündniß schließen wolle auf die Bedingungen hin, daß 1) die sächsische Armee auf ihren Stand vom 1. März (Friedensfuß) zurück versetzt werde, daß 2) Sachsen der Berufung des von Preußen projectirten deutschen Parlaments zustimme und die Wahlen dazu ausschreiben wolle, sobald Gleiches in Preußen geschehe. Gehe Sachsen auf diesen Vertrag ein, so werde Preußen ihm sein Territorum ebenso wie dem Könige von Sachsen seine Souverainetätsrechte, so weit dieselben mit dem Grundgesetze des neu zu gründenden Bundes übereinstimmen, garantiren. Wolle dagegen Sachsen den Abschluß eines solchen Bündnisses abweisen, so werde der König von Preußen zu seinem Bedauern in der Lage sein, die feindselige Stellung Sachsens gegen Preußen als erwiesen zu betrachten und das Land demgemäß als feindliches zu behandeln."

Dieses Ultimatum übergab der preußische Gesandte Graf von der Schulenburg-Priemen am Morgen des 15. Juni mit dem ausdrücklichen Verlangen, desselben Tages noch mit einer Erwiederung versehen zu werden. Eine unbefriedigende Erwiederung, erklärte er ganz entschieden, werde er für eine abschlägliche halten und solchen Falls gleichzeitig um seine Pässe zu bitten haben.

Herr von Beust, immer ein glatter und rascher Geschäftsmann, übergab noch desselben Tages seine Erwiederung. Er zeigte auch in dieser, wie sicher seiner Sache er sich fühle, und wie wenig er geneigt sei zu gedenken, daß er doch nur an der Spitze eines sehr kleinen Staates stand, der einen großen Krieg auszuhalten gar nicht im Stande war.

Allein der Herr Minister von Beust verließ sich auf die große Bundesgenossenschaft, die Sachsen schon zwei Mal so unglücklich gemacht hatte, und antwortete mit einer seltsamen Selbstüberhebung, die man fast für übermüthigen Sarkasmus hätte halten können.

Preußen, sagte seine Erwiederung, halte durch seinen Austritt und den Bundesexecutionsbeschluß den Bundestag für aufgelöst. Die sächsische Regierung könne diese Ansicht durchaus nicht theilen. Vielmehr behaupte die sächsische Regierung, daß nach Artikel 1. der Bundesacte der Bund unauflöslich sei, daher auch Preußen das Recht auszuscheiden gar nicht zuerkannt werden könne. Der Bund habe Mobilisirung der Bundesarmee beschlossen, und dazu habe er das verfassungsmäßige Recht. Der Beschluß sei durch Majorität gefaßt worden, und der Stimmeneinhelligkeit bedürfe es ja nicht, wie Preußen wisse. Wenn nun der Bund beschlossen habe die Bundesarmee aufzustellen, so sei ersichtlich, daß Sachsen seine Armee nicht nach Preußens Verlangen auf den Friedensfuß zurückversetzen könne. Er (Herr v. Beust) beklage daher auf die Forderung Preußens nicht eingehen zu können. Was nun die zweite preußische Forderung, in Betreff der Einberufung eines Parlamentes, betreffe, so sei die sächsische Regierung nicht abgeneigt, ein solches Parlament zu beschicken, werde jedoch einige Bedingungen zu stellen haben. Wollte die preußische Regierung diese Erklärung für eine Ablehnung des von ihr geforderten Bündnisses erachten, und Sachsen als einen Feind behandeln, so müsse sich Sachsen freilich auf die Grundgesetze des Bundes stützen, gegen seine Vergewaltigung laut und entschieden protestiren und Bundesschutz in Anspruch nehmen.

Beust hatte sich über Gebühr angestrengt. Ließ er das preußische Ultimatum unbeantwortet, oder sagte: Preußens Forderung kann sächsischer Seits nicht genehmigt werden, so war eben dasselbe geschehen. Daß Preußen sich durch solche Erwiederungen nicht werde zu weiteren Verhandlungen verführen lassen, durfte er unbeschworen glauben. Das ganze Actenstück war ein sehr verkehrtes. Preußen verwarf den Bund, der factisch vernichtet war, und von Beust stützte sich stets darauf. v. Beust wollte Preußen durch seinen Bundesschutz imponiren und wußte doch, wenn er auf der Kreuzschule in Dresden gewesen war, daß Preußen die lächerliche Reichsarmee besser kannte als er selbst.

Genug der Krieg war entschieden, und sofort erhielt Sachsen aus der Hand des preußischen Gesandten von der Schulenburg die Kriegserklärung, nach der man den sofortigen Einmarsch der preußischen Truppen in Sachsen erwarten mußte. Herr von Beust schickte sich sofort zu seiner Triumphflucht nach Oesterreich an. Schatz und Staatskassen befanden sich in seiner Be-

gleitung. Ehe noch Herr von Beust seine Erwiederung auf das preußische Ultimatum übergeben, und ehe daher die preußische Kriegserklärung erfolgt war, hatte er den Abzug der sächsischen Armee nach Böhmen angeordnet. Sein College, der Kriegsminister von Rabenhorst, bekannt als ein sehr großer Preußenhasser, hatte alle Vorbereitungen getroffen, und so zogen die Sachsen schon am Nachmittag des 15. Juni hinter Dresden. Nur einige Detachements waren an den Eisenbahnen und den Elbbrücken bei Meißen und Riesa stehen geblieben. Sie hatten den Auftrag den Preußen durch Zerstörung der löbauer und riesaer Eisenbahn und Sprengung jener Brücken den Einmarsch zu erschweren.

Kaum konnten diese Anstalten gerechtfertigt werden. Sollten sie dazu dienen, den Abzug der sächsischen Truppen zu sichern, so hätten die Truppen eben so gut drei Tage früher an die böhmische Grenze geschickt werden können. Die Demolirung aber des löbauer Bahnhofes und Bahngeleises war sehr zwecklos, da der ganze Schaden sofort wieder durch die von den nächsten preußischen Bahnen herangebrachten Materialien, beseitigt werden konnte, wie er denn auch bereits in der Nacht des 15. Juni beseitigt wurde.

Ebenso mußte Jeder, der das preußische Pontonwesen kennt, die Zerstörung der beiden schönen Brücken für unverständig halten. Zwei Joche der riesaer wurden abgebrannt und zwei Bogen der meißener durch Sprengung niedergeworfen; gleichwohl hatten die Preußen schon am folgenden Tage die Passage hergestellt.

An diesem 16. Juni verließ auch der König Johann in Begleitung des Kriegsministers von Rabenhorst das Land. Ihm folgte die Armee unter dem Befehle des Kronprinzen, und Sachsen war nun völlig der Gewalt Preußens überlassen.

Der Schritt des Königs wurde so verschieden beurtheilt als die Politik seines Cabinets. Die Mehrheit der Meinungen aber behauptete, daß von dem Bunde mit Oesterreich nicht viel Gutes zu hoffen und die Ankunft der Oesterreicher zum Schutze Sachsens viel gewisser hätte erwartet werden sollen, als der Auszug des Fürstenhauses und Heeres. Jede Meinung hatte ihre Beweise, und es konnte nicht wohl entschieden werden, welche die richtige war; das mußte sich erst durch die Zukunft herausstellen.

Genau ebenso wie gegen Sachsen verfuhr Preußen gegen Hannover und Kurhessen. Diese Länder hatten für Preußen eine nicht minder große militairische Wichtigkeit. Ein Blick auf die Karte weist diese leicht nach. Durch diese Länder war Preußen in zwei große Hälften zerrissen, deren Verbindung dann schwierig war, wenn Hannover und Hessen eine feindliche Stellung einnahmen.

Hannover hob ins Besondere auch die Verbindung mit Schleswig-Holstein auf. Preußen mußte daher die Regierungen dieser Länder in ein bundesmäßiges Verhältniß zu sich zwingen oder sie beseitigen. Man hätte meinen sollen, der König von Hannover und Kurfürst von Hessen würden das rechtzeitig begreifen.

Dem war nicht so. Am 15. Juni erging an sie ein eben solches Ultimatum wie an den König von Sachsen. Aber es wurde in Hannover und Kassel ebenso abgewiesen wie in Dresden, und die nächste Folge davon war die Besetzung Hessens und Hannovers durch preußische Truppen, die spätere Folge aber der Untergang dieser beiden Staaten, ebenso wie Nassau's, mit dem es ein gleiches Bewandtniß hatte.

So waren nun von Preußens Seite an Sachsen, Hannover und Kurhessen Kriegserklärungen in aller Form ergangen. Gegen Oesterreich erließ Preußen keine Kriegserklärung. Es hielt vielmehr den Antrag Oesterreichs beim Bunde, die Bundesarmee gegen Preußen zu mobilisiren, für eine Kriegserklärung Oesterreichs gegen Preußen, die am 16. Juni noch mehr Entschiedenheit dadurch erhielt, daß Oesterreich bei dem schon ganz aus den Fugen gegangenen Bunde den Antrag stellte, die bairische Armee sofort gegen die Preußen in Sachsen führen zu lassen.

Schon jetzt konnte Oesterreich sehen, wie es sich wieder ein Mal so gründlich verrechnet hatte wie ehedem mit der unvergeßlichen Reichsarmee. In den „bundestreuen" Staaten herrschte nämlich zu Folge des Schreckens über das Einrücken der Preußen in Sachsen, Hannover und Hessen eine grauenhafte militairische Verwirrung. Von einem Plane und einer einheitlichen Leitung war nirgends etwas zu entdecken, wohl aber reiche Confusion und Unbeweglichkeit. Wie wollte diese Reichsarmee vor den schnellen Preußen zurecht kommen?! Und wie sah der Bund jetzt aus? Er bot wirklich ein Jammerbild dar.

Gleich nach dem 14. Juni hatten mehre Staaten ihren Austritt erklärt mit dem Bemerken, daß nach Austritt Preußens, der durch nichts gehindert werden könne, der Bund für aufgelöst zu halten sei. Diesem Beispiele waren schnell Mecklenburg, Altenburg, beide Schwarzburg und Waldeck gefolgt.

Oldenburg, obschon es früher (im schleswig-holsteinischen Kriege) den preußischen Truppen den Durchzug hatte wehren wollen, stellte sein Interesse jetzt gänzlich auf preußische Seite und zeigte in all seinen Erlassen und Maßregeln ein tüchtiges einsichtsvolles und der großen deutschen Sache treu und wohlgesinntes Cabinet. Sein Beispiel machte bei mehren Kleinstaaten einen zur Umkehr der Politik hinarbeitenden Eindruck.

So zeigte sich auch Mecklenburg-Schwerin von der guten Absicht Preußens überzeugt und einer besseren Gestaltung Deutschlands aufrichtig geneigt.

So war die Bundesversammlung eigentlich nur noch halb vorhanden, und bei Oesterreichs Antrage vom 16., daß Baiern gegen Preußen nach Sachsen rücken solle, zeigte sich, daß Baiern dem zusammengeschrumpften Bunde eine sehr unzuverlässige Stütze gewähre.

Während Oesterreich von Preußen keine eigentliche Kriegserklärung erhielt, erhielt es eine solche doch am 20. Juni vom Königreich Italien durch den Kriegsminister de la Marmora von Cremona aus. Dieselbe zeichnete sich durch ritterthümlichen Anstrich in Sinn und Form aus. Sie erinnerte an die Fehdeankündigungen des Mittelalters. Sie sagte: Oesterreich könne es nicht unbekannt sein, daß das Königreich Italien die italienischen Verhältnisse noch nicht für geordnet halten könne. Da nun Oesterreich daran die Schuld trage, so müsse es leicht begreifen, daß es bei der gegenwärtigen politischen Verwickelung das Königreich Italien unter seinen Feinden erblicke. Italien gedenke nun binnen drei Tagen gegen Oesterreich den Krieg zu beginnen. Sei es Oesterreich lieber, ihn früher zu beginnen, so erbitte sich General de la Marmora die gebührende Meldung.

So war der Krieg allerseits erklärt. Wer an ihn nicht hatte glauben mögen, mußte nun anders belehrt sein und begreifen, daß die Bundesacte keineswegs geeignet war, Deutschland ein Friedensamulet abzugeben. Alle Völker Deutschlands, selbst die Preußen, sahen mit Bangen in die Zukunft. Handel und Gewerbe waren in völligen Stillstand versetzt. Die Brodlosigkeit der untern Klassen flößte Besorgnisse ein. Und was man jetzt erlitt, war vielleicht nicht das Schlimmste. Man weiß, wo der Krieg anfängt, aber nicht wo er endet; und eben das Ungewisse der Zukunft drückte die Herzen so schwer als die bürgerlichen Verhältnisse. In diesem allgemeinen Fürchten und Bangen befand sich nur Der wohl, der der Kraft und der guten Absicht Preußens volles Vertrauen zu widmen vermochte.

21.

Die Streitkräfte der kriegführenden Parteien.

Ehe wir die Ereignisse des Krieges schildern, scheint es angemessen, von dem Stande der Streitkräfte der kriegführenden Parteien eine genauere Einsicht zu nehmen. Oesterreich besaß auf einem Flächenraum von 11,762 Quadratmeilen eine Bevölkerung von über 35,000,000 Menschen, die sich nach einer Menge von verschiedenen Nationalitäten in eben so viele Völker trennten. Diese Völker, meist feindselig gegen und unter einander, finden ihre Zusammengehörigkeit nur in dem Bewußtsein, daß sie sämmtlich einem Herrn unterworfen sind, der ihnen aber sämmtlich (mit Ausnahme des deutschen Stammes) so fremd war, wie sie ihm.

Die Gebräuche und Lebensweisen dieser Völker sind sehr verschieden und dem angemessen muß sich die Staatsverwaltung in die verschiedensten Weisen fügen, um mit ihnen zu verkehren und — was der endliche Hauptzweck ist — die Steuern hereinzubringen. Bei einigen dieser Völker muß von Civilbeamteten fast ganz abgesehen und der Geistlichkeit die Handhabung der Gesetze überlassen werden.

Der Zusammenhalt dieser Völker hat der österreichischen Regierung nur durch Erhaltung derselben auf dem Standpuncte geistiger Unzurechnungsfähigkeit möglich geschienen, und während Oesterreich dafür eifrig gewirkt, hat es sich freilich bei den in der Bildung höher stehenden Völkern, namentlich den Ungarn, Haß und Vorwurf zugezogen.

Gewiß ist unter solchen Verhältnissen eine Staatsverwaltung sehr schwierig, um so mehr als die Geistlichkeit, die ja bei der dümmsten Menschheit immer stets das beste Ansehen hat, der Regierung einen Dualismus aufdringt, den die Regierung nicht besiegen kann und dem sie sich daher anschmiegen muß. Hieraus erklärt sich zum großen Theil der schlechte liederliche Stand des österreichischen Finanzwesens, der Oesterreich in allen seinen Kriegen ein arger Hemmschuh war.

Die Staatseinkünfte Oesterreichs belaufen sich auf 488,000,000 Gulden, während Preußens Einkünfte nur 144 Millionen Thaler betragen. Doch widmete Preußen den Verbesserungen in allen Zweigen seiner Staatsverwaltung und namentlich im Militairwesen die großartigsten Summen und häufte bei strenger Finanzordnung einen großen Schatz auf, während Oesterreich nichts verbesserte, keinen Schatz sammelte und alljährlich bei großer Finanz-

unordnung durch ein arges Deficit seine Schulden mehrte. Sie beliefen sich im Jahre 1865 auf die erschreckende Höhe von 3,300,000,000 Gulden.

Sicher hatten sich Oesterreichs Finanzverhältnisse seit dem schleswigschen Kriege um nichts gebessert, und Preußen durfte gewiß nicht fürchten, daß Oesterreich im gegenwärtigen Kriege durch gute Finanzmittel unterstützt werde.

Als Oesterreich den Krieg von 1866 unternahm, bestanden seine Militaireinrichtungen in Folgendem: Es besaß 80 Linieninfanterieregimenter, 1 Kaiserjägerregiment, 32 Feldjägerbataillone, 14 Grenzinfanterieregimenter, 1 Grenzinfanteriebataillon. Ferner an Cavalerie 12 Kürassierregimenter, 2 Dragonerregimenter, 14 Husarenregimenter und 13 Uhlanenregimenter; an Artillerie 12 Feld- und ein Küstenregiment; an technischen Truppen 2 Genieregimenter und 6 Pionnierbataillone; an Administrationstruppen 10 Sanitätscompagnien, 48 Transporteskadrons, 10 Fuhrwesenstandesdepôts und bedeutende Mannschaften in den Militairwerkstätten, Armeegestüten, Magazinen, Arsenalen und Cassenämtern. Ferner besaß Oesterreich 10 Gensdarmerieregimenter, welche jedoch vorzugsweise für Polizeifunctionen im Innern des Landes verwendet wurden, und dazu ein eigenes Militairpolizeiwachtcorps. Tyrol besaß seine eigene Landesvertheidigung, welche unter Umständen zum Theil auch im Felde verwendet werden konnte.

Die Infanterieregimenter zerfielen in 4 Feldbataillone und 1 Depôtkadre. Das vierte Bataillon bildete den Ersatz, die Depotkadre den Stamm eines fünften oder Reservebataillons, welches jedoch nur im Kriege gebildet werden sollte.

Das Bataillon zerfällt in 3 Divisionen, jede Division in 2 Compagnien, jede Compagnie in 2 Züge. Das Kaiserjägerregiment aber hat im Felde 6 Feldbataillone und 1 Depôtbataillon. Jedes Linieninfanteriebataillon zählt 1018 Streiter, jedes Jägerbataillon 1011.

Auf der Militairgrenze ist das Wehrwesen ein anderes. Die Pflichtigen classificiren sich zu drei Aufgeboten. Zu dem ersten gehören die regulairen Regimenter und das Grenzbataillon; das zweite Aufgebot, eine Art Landwehr, umfaßt 22,000, und das dritte Aufgebot, eine Art Landsturm, 28,000 Mann.

Diese Truppen werden ebenfalls in Regimenter getheilt und im Kriege werden noch besondere Depôtsbataillone und zwar für acht Regimenter eins gebildet. Zu 7 Regimentern gehört 1 Seressanerabtheilung von 3 Unteroffizieren und 30 Mann. Sie sind mit Flinte, Pistole und tscherkessischem Dolchmesser bewaffnet, versehen den Sicherheitsdienst und werden zu Patrouillen verwendet. Die Gesammtinfanterie bildet 307 Bataillone mit

310,000 Streitern. Davon jedoch gehen 91 Bataillone oder 100,000 Mann für den Garnisondienst ab.

Die Armatur besteht bei der Linieninfanterie aus der gezogenen Bayonnetmuskete, bei den Jägern aus einer kurzen Büchse und einem Seitengewehr. Die Schießgewehre sind mit Perkussion versehen. Der Taktik mangelt trotz der langen Dienstzeit des österreichischen Soldaten die Raschheit und Präcision, und Mangel an Verständniß macht sich beim Maneuveriren sehr sichtbar.

Die Cavalerie zerfällt in schwere und leichte. Zur schweren gehören nur die Kürassiere, die jedoch keine Kürasse tragen. Ihre Regimenter bestehen aus fünf Schwadronen, wovon im Kriege die fünfte Schwadron in der Garnison bleibt, um den Ersatz zu bilden. Eine Ausnahme davon macht nur das achte Kürassierregiment, welches Grund eines Privilegiums sechs Schwadronen hat. Die Regimenter der leichten Cavalerie, bestehend aus den Husaren, Dragonern und Uhlanen, halten durchgehend sechs Schwadronen, wovon aber auch eine in der Garnison zurückbleibt als Depôtschwadron. Da nun die Schwadron 149 Mann stark ist, so beträgt die Zahl der Streiter bei der Cavalerie 29,000.

Der Cavalerie Oesterreichs ist stets der Vorzug vor seiner Infanterie zuerkannt worden, wie denn die osteuropäischen Völker, Ungarn und Slavonier, zu allen Zeiten in dem Rufe echter Reitervölker gestanden haben. Die Pferdezucht und der Umgang mit den Pferden ist mit ihrer Lebensweise verwachsen. Das Pferd ist den Slaven etwas ähnliches wie den Deutschen der Spazierstock. Es giebt kaum eine Familie, die nicht ein oder mehre Pferde besäße, die ihnen, da sie jahrein jahraus weiden, nichts kosten und sich selbst mehren; und Kinder, die kaum das Laufen gelernt und noch keine andere Kleidung auf den Leib bekommen haben als ein Hemd, welches bis zum zehnten Jahre gebräuchlicher Weise die ganze Leibesbedeckung bleibt, tummeln sich schon zu Pferde in der wildesten Weise.

Es folgt freilich daraus nur, daß jene Völker feste und sichere Reiter sind. Indessen folgt daraus nicht nothwendig, daß sie auch ein gutes Militär abgeben. Dazu gehören geistige Eigenschaften; auch ist die Naturreiterei von der militairischen Schulreiterei sehr verschieden und jene dieser oft sehr hinderlich, indem der Naturreiter sich an die Regeln der Schulreiterei nur sehr schwer gewöhnt. Wie dem aber auch sei, Oesterreichs Cavalerie, namentlich auch die ungarische, hat stets einen guten Namen gehabt und diesen nicht selten, wie z. B. unter Nadasdy im siebenjährigen Kriege, bewährt.

Einen gleich großen Ruf hat die Artillerie sich nicht erworben, obschon sie unter der Leitung des alten und tüchtigen Artilleriedirectors von Augustin viel von sich sprechen machte. Von ihren 12 Regimentern wird jedem Armeecorps 1 zugetheilt, so daß 3 Regimenter für anderweite Verwendung z. B. zur Besetzung von Feldfortificationen, zur Begleitung von Detachements ꝛc. verwendet werden können. Jedes Regiment zerfällt in 4 vierpfündige Fußbatterien zu 8 Geschützen, 2 vierpfündige reitende Batterien zu 8 Geschützen, 2 achtpfündige Fußbatterien zu 8 Geschützen, 1 Raketenbatterie und 1 Reservebatterie. An das Regiment schließen sich ferner 4 Compagnien für den Dienst in Fortificationen und Festungen an. Außerdem gehören zu dem Regimente 2 Fußformationsbatterien zu 4 Geschützen, welche nach Umständen vereint werden. An jedes Regiment schließen sich noch 3 Hilfscompagnien an, welche viel mehr für den Festungs- als Felddienst berechnet sind und der Verwendbarkeit der Artillerie im Felde oft schaden, wie denn beim Kriegswesen eine zu stark belastete Organisation immer ebenso schadet, wie einer Maschine die Complication. Wer auf alles Einzelne umständlichst vorbereitet sein will, ist oft auf das Ganze am Schlechtesten vorbereitet. Am besten fährt diejenige Artillerie, bei welcher der Intelligenz des Mannes mit Vertrauen vieles Einzelne überwiesen bleiben kann.

Von den 9 den Corps zugetheilten Regimentern besitzt also jedes 10 Batterien mit 80 Geschützen. Eine Ausnahme davon macht nur das 5. Regiment, welches überdem noch 4 Gebirgsbatterien je zu 8 leichten Geschützen führt. Die ganze Geschützzahl dieses Regimentes beträgt daher 112 Kanonen. Wenn dieses Regiment aber lediglich für den Gebirgskrieg verwendet werden soll, so ist natürlich die Verwendbarkeit desselben wieder einer sehr unangenehmen Beschränkung unterworfen und bei der Verwendung im Felde werden ihm die Gebirgsbatterien mit den wenig weittragenden Geschützen eine Belästigung sein.

Diejenigen 3 Artillerieregimenter, welche den Corps nicht zugetheilt werden und die Nummern 6, 11 und 12 führen, bestehen aus 1 vierpfündigen Fußbatterie zu 4 Geschützen, 1 vierpfündigen reitenden Batterie zu 4 Geschützen, 4 vierpfündigen reitenden Batterien zu 8 Geschützen, 4 achtpfündigen Fußbatterien zu 8 Geschützen und schließen sich an dieselben 4 Festungscompagnien, 1 Parkcompagnie und 1 Depôtcompagnie an. Die vierpfündigen Fuß- und vierpfündigen reitenden Batterien werden im Felde vereinigt.

Man sieht, daß diese Artillerieregimenter für alle Fälle sein sollen und es leuchtet ein, daß sie gerade dadurch wieder für den Hauptzweck ungeschickt werden. Jedes derselben enthält in 9 Batterien 72 Geschütze.

Das Küstenartillerieregiment wird kaum von unserm Interesse berührt und konnte höchstens gegen den Feind in Italien zur Verwendung kommen. Es besteht aus 4 Bataillonen, wovon 2 fünf, und 2 sechs Compagnien mit vier Depôtcompagnien haben. Es gehören ferner dazu 2 Gebirgsbatterien zu je 8 dreipfündigen Geschützen.

Die gezogenen Geschütze sind nur zum kleinen Theile eingeführt, vorzugsweise bei den leichten Batterien; Hinterladung kam aber im Felde noch gar nicht, in den Festungen nur theilweis vor.

Die gesammte Heeresstärke betrug bei Eintritt des Kriegs nach Oberst von Rüstows sehr einsichtsvoller und vorsichtiger Berechnung und Schätzung an Infanterie, Cavalerie und Artillerie nicht mehr als 340,000 Mann mit 1000 Feld- und Gebirgsgeschützen. Die Million Streiter, „unter der man es heute, wie Rüstow sagt, nicht gern thut" ist nur ein Wahn der Unkundigen. Die Garnisontruppen können selten der Operationsarmee eine beträchtliche Verstärkung gewähren, da sie beim Ausbruch eines Kriegs immer eher auf ihr Minimum als ihr Maximum gestellt werden. In Oesterreich aber, welches mit seinen Militärplätzen nach allen Seiten hin sehr exponirt ist und dabei gegen seine eigenen sehr unzuverlässigen Völkern stets auf der Hut sein muß, tritt dieser Uebelstand doppelt stark auf. Dabei kann Oesterreich auf die Theilnahme seiner Völker fast gar nicht rechnen, weil sie ihm alle wenig geneigt sind. Ein Aufruf wie der Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk", würde in Oesterreich fast ein Unding sein und der Galizier würde sich vor einem solchen Aufrufe seines deutsch gebornen Kaisers, den er kaum kennt und noch weniger kennen mag, herumdrehen, die Achsel zucken und höhnisch lachen.

Das Heer Oesterreichs zerfällt, wie schon oben erwähnt, in 9 Armeecorps, von denen 2, 3 und mehre nach Erforderniß der Umstände wieder zu Operationsarmeen zusammen gesetzt werden. Jedes Armeecorps besteht aus 4 Infanteriebrigaden zu je 2 Regimentern, 1 leichte Cavaleriebrigade von 2 Regimentern oder 10 Schwadronen mit 1 vierpfündigen reitenden Batterie von 8 Geschützen. Einschließlich dieser Artillerie enthält die ganze Brigade 1500 berittene Streiter; zum Corps aber tritt nun noch eine Artilleriereserve von 2 Fuß-, 2 reitenden und 1 Raketenbatterie mit 40 Geschützen, so daß das Corps aus 28 Bataillonen, 10 Schwadronen, 10 Batterien mit 80 Geschützen (30,000 Mann) besteht.

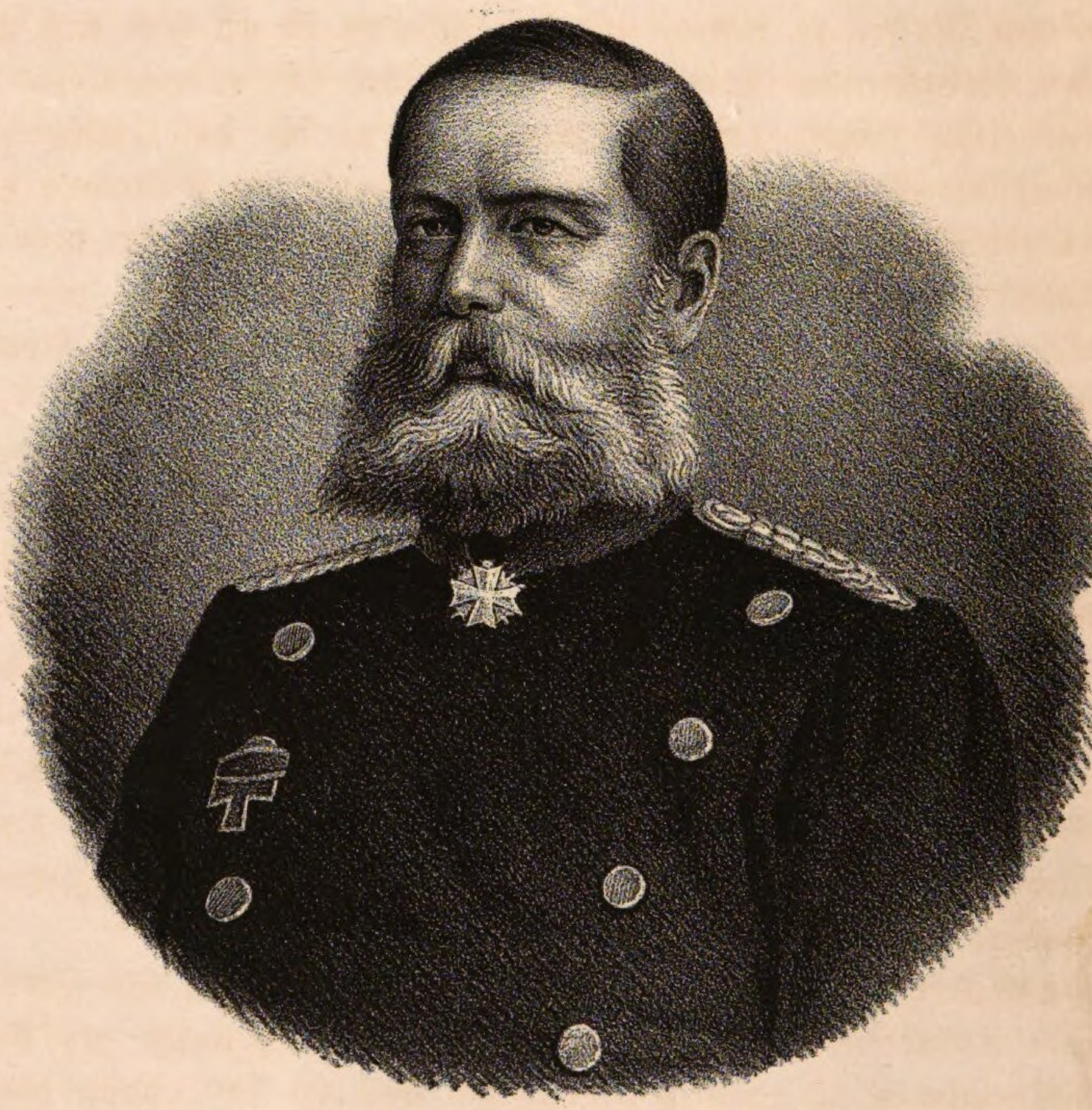
Treten mehre Corps zu einer Armee zusammen, so erhalten sie noch eine besondere Cavalerie-, Artillerie- und Geniereserve. Die Cavaleriearmeereserve soll aus 2 Brigaden oder 4 Regimentern mit 3 Batterien von 24 Geschützen, die Artilleriereserve aus 2 Batterien für jedes Corps bestehen.

Und an technischen Truppen erhält jede Armee eine sehr beträchtliche Reserve. Auf den ersten Blick erhellt, daß die Maschine dieses Heerwesens durch ängstliche Voraussetzung und daraus hervorgehende Complicirung, namentlich aber veränderliche Complicirung außerordentlich verunsichert ist. Dazu kommt ins Besondere, daß das Verwaltungswesen durch die Unbestimmtheit der Formation ungemein leidet und argen Mißbräuchen Thor und Thür öffnet, da die Controle bei der Verwirrung von Nationalitäten und Sprachen eine höchst unzuverlässige ist. Allenthalben muß der Dollmetscher eine Brücke bauen und hinter ihr verstecken sich Bestechung und Betrug.

Ein viel schlimmres Uebel indessen ist, daß die Regierung ihren fremdartigen Horden Vertrauen nicht schenken kann. Nur Verwirrung sichert sie. Die Ungarn dürfen nicht in Ungarn dienen, die Galizier müssen nach Italien, die Illyrier nach Galizien, die Slavonier nach Siebenbürgen, die Italiener nach Steiermark rc. verlegt werden. Die Ergänzungen, welche natürlich aus den Stammländern zu erfolgen hatten, erlitten dadurch die größten Schwierigkeiten. Die Mobilisirung in Oesterreich war das vollkommenste Bild der Verwirrung, sie zeigte überall Uebereilung und nirgends ein Fortkommen, die Marschrouten durchkreuzten sich hundertfältig, jeder Militairbezirk hätte für sich selbst die ausreichendsten Hilfsmittel gebraucht, während doch die Transport- und Verpflegungsanstalten wieder centralisirt waren und sich nach allen Seiten hin hätten zertheilen müssen, um allerseits die Militairbewegung in das nöthige Ebenmaß zu bringen. Hieraus konnten nur Verluste und Verzögerungen entstehen, die allenthalben die Mobilisirung aufhielten.

Betrachtet man nun das preußische Heer, so erkennt man vor allem eine große Einfachheit in der Gliederung. Diese ist der Ursprung der Beweglichkeit und der guten Verwendbarkeit der größern Massen. Preußen besaß bei einem nur halb so großen Flächenraum von 5094 Quadratmeilen ein ziemlich ebenso starkes stehendes Heer wie Oesterreich, bei einer nur halb so starken Staatseinnahme (144 Millionen Thaler) eine sehr kleine Staatsschuld (280 Millionen Thaler) und einen vollen Staatsschatz (50 Millionen Thaler), durch die strengste Amtsordnung gesicherte Finanzquellen und im Auslande einen großen Credit.

Als es den Krieg von 1866 unternahm, war das Heer nach dem Regierungsentwurfe von 1860 ziemlich fertig reorganisirt und bestand aus Folgendem. Zunächst an Infanterie besaß Preußen 4 Gardeinfanterieregimenter, 4 Gardegrenadierregimenter, 1 Gardefüsilierregiment, 1 Gardejäger- und 1 Gardeschützenbataillon, ferner 12 Grenadierlinien-, 8 Linienfüsilier-, 52 Linieninfanterieregimenter und 8 Jägerbataillone. Jäger und Schützen



GENERAL VOGEL v. FALCKENSTEIN.

waren besonders für den Kampf in aufgelöster Ordnung bestimmt. Ihre Aufgabe war Ortschaften zu besetzen, und aus gedeckten Stellungen sich der feindlichen Cavalerie gefährlich zu machen, namentlich aber feindliche Umgehungen zu hindern.

Zu diesem Zwecke waren sie hauptsächlich für das Außenterrain der geschlossenen Massen der Linie berechnet. Sie hatten den Schatten der geschlossenen Massen zu bilden, und der Schatten ist oft sehr wichtig, indem man den beobachtenden Feind täuscht. Nichts ist naturgemäßer als die Function dieser Jäger- und Schützenregimenter, die die Umsäumung und Begleitung des Heeres ausmachen und daher zu dessen Sicherung dienen. In der Schlachtordnung verwendet, sind ihr Hauptobject aber stets die feindlichen Batterien. Ihre weittragenden Büchsen sind dazu trefflich geeignet, wie ihr Haubayonnet zum Kampfe gegen feindliche Cavalerie in aufgelöster Ordnung.

Die Linieninfanterieregimenter bestehen aus 2 Musketier- und 1 Füsilierbataillon, welches Letztere bei der Aufstellung im ganzen Regimente entweder die dritte Colonne oder das dritte Glied bildet und bei Eröffnung des Kampfes zum Tirailliren ausschwärmt. Beim Kampfe in Linie verlängern die Füsiliere das Regiment nach links zwei Glieder hoch, oder bilden nach Umständen eine Reserve.

Zur Zeit des Kriegs bleibt für jedes Regiment ein Ersatzbataillon, für jedes Jägerbataillon eine Ersatzcompagnie in der Garnison. Jedes preußische Bataillon zählt 1003 Mann ohne die Offiziere (22). Das Regiment besteht daher aus etwas über 3000 Streitern.

Musketiere und Füsiliere sind mit Zündnadelgewehren und Stoßbayonnet versehen. Außerdem tragen sie durchgehend Seitengewehre als Nothwaffe. Das Seitengewehr ist zugleich Ehrenwaffe und die Entziehung des Seitengewehrs, wie sie unter Friedrich dem Großen einige Male vorgekommen, ist eine Massenstrafe.

Das ist die ganze Gliederung des Fußvolks. Sie könnte wohl kaum natürlicher und einfacher sein. Man weiß, was Preußen mit dieser Infanterie geleistet hat. Die ganze Infanterie zählt etatmäßig 253 Bataillone mit 260,000 Mann und 83½ Ersatzbataillon mit 85,000 Mann.

Zu diesem Fußvolk sind aber nun noch die Landwehrtruppen zu rechnen, deren Mobilisirung nur wenige Tage in Anspruch nimmt. Die Landwehr 1. Aufgebotes bildet 2 Garde-, 2 Grenadier- und 32 Provinzialregimenter, und 8 Bataillone. Die Regimenter sind streng ebenso geordnet wie bei der Linie und ebenfalls mit Zündnadelgewehren versehen. Sie enthalten 120,000 Streiter, sie vermehren also das preußische Fußvolk auf 380,000 Mann

(ohne den Ersatz). Endlich ist das Fußvolk noch einer regulairen Verstärkung durch die Landwehr 2. Aufgebotes fähig, die in 116 Bataillonen auch an 100,000 Mann sammelt, jedoch nur dann mobil gemacht wird, wenn der Feind in das Land eindringt.

Endlich kommt aber noch eine 3. Verstärkung dazu, nämlich die Kriegsreserve, welche aus allen Dienstpflichtigen bis zum 40. Lebensjahre besteht, welche in der Regel bis dahin zu keinem Dienste gezogen worden waren und daher erst der militairischen Ausbildung bedürfen. Die Kriegsreserve bildet bei großen Kriegen den Ersatz und ist von größter Wichtigkeit. Der Grundsatz „nicht völlig zum gewöhnlichen Dienste passende Leute, dienstfrei zu sprechen," hat in Preußen keine Geltung. Jeder nicht ganz Waffenunfähige bleibt dienstpflichtig. Wollte das nicht die Gerechtigkeit, so fordert es die Klugheit. Tausende, die in gewöhnlichen Zeiten durch tüchtigere Personen reichlich ersetzt sind, sind doch in der Zeit der Noth der Fahne sehr willkommen. Die allgemeine und dauernde Wehrpflicht macht das Volk zum Heere und das Heer zum Volke und setzt Preußen in den Stand eine Kriegskraft aufzubieten, die selbst den größten Staaten Europas nicht eigen ist. Preußens Cavalerie besteht aus 8 Garderegimentern (1 Garde du Corps, 1 Kürassier, 2 Dragoner, 1 Husaren, 3 Uhlanen) und in der Linie aus 8 Kürassier-, 8 Dragoner-, 12 Husaren- und 12 Uhlanenregimentern (zusammen also 38 Regimentern). Die Kürassiere sind ihrem Namen entsprechend mit Kürassen versehen und ihre Helme schützen den Nacken. Jedes Regiment hat 4 Schwadronen zu 150 Mann mit 5 Offizieren. Jedes Regiment erhält im Kriege 1 Ersatzschwadron, für Kürassiere und Uhlanen, 200, für Husaren und Dragoner 250 Mann stark. Die gesammte Cavalerie beträgt 30,000 Streiter.

Hierzu kommt aber noch die Landwehr 1. Aufgebotes mit 6 schweren und 6 leichten Regimentern, zusammen 7000 Pferde stark. Die Landwehrcavalerie 2. Aufgebotes wird nur im äußersten Falle aufgerufen und auch dann nur für den Garnisondienst verwendet. Sie beritten zu machen erfordert immer Opfer, die mit dem Resultate nicht in Einklang stehen. Die Artillerie dient bei der Landwehr als Cavalerie, weil die Mobilisirung einer Landwehrartillerie Schwierigkeiten bereiten und keinen entsprechenden Erfolg versprechen würde. Die Kunst des Artilleristen erfordert Routine. Diese wird bei dem Artilleristen nicht mehr gefunden, der sich Jahre lang fremden bürgerlichen Geschäften hingegeben hatte.

Das Heer des Staates ist eingetheilt in ein Corps der Garde und 8 regulaire Armeecorps, deren jedes von einem „commandirenden General" befehligt wird. Das Corps zerfällt in 2 Divisionen, jede von einem Gene-

ralllieutenant; die Division in 2 Brigaden, jede von einem Generalmajor; die Brigade in 2 Regimenter, jedes von einem Obersten; das Regiment in 3 Bataillone, jedes von einem Major oder Oberstlieutenant; das Bataillon in 4 Compagnien, jede von einem Hauptmann geführt.

Diese einfache Eintheilung ist auch der Cavalerie eigen dergestalt, daß die Division in 2 Cavaleriebrigaden und die Brigade in 2 Regimenter zerfällt.

Jede Division ist selbstständig zu agiren dadurch in den Stand gesetzt, daß ihr 1 Cavalerieregiment, 1 Füsilierregiment oder statt dessen ein Jägerbataillon und 1 Fußartillerieabtheilung mit 3 Batterien oder 24 Geschützen zugetheilt werden, welche letztere für das Corps sich durch die dem Corps zugetheilten Artilleriereserve verdoppelt, so daß das Corps aus über 25,000 Mann Infanterie, 3600 Mann Cavalerie und 96 Geschützen, das ganze Heer, wie es in minimo ins Feld geführt werden würde, aus 380,000 Mann Infanterie, 37,000 Mann Cavalerie und einer Artillerie von 864 Geschützen besteht.

Der mächtigen Verstärkung, der dieses Heer fähig ist, ist bereits Erwähnung gethan, und wir kennen sie annähernd, wenn wir der Mittheilung des Generalstabschefs von Moltke in dem norddeutschen Parlamente gebührenden Glauben schenken. Er sagte: „wir hatten nach Königgrätz 664,000 Mann unter den Waffen; aber alles kommt auf die bestmögliche Ausbildung des Soldaten an.

Dieses Letztere ist eine Potenz, die, nachdem wir den preußischen Heeresbestand aufgeführt haben, nicht unerwähnt bleiben darf. In keinem Staate Europas ist der Stand der Gemeinen so reich an gebildeten Männern. Und die Bildung ist nicht nur die Trägerin des Patriotismus und der Begeisterung für die Fahne und den Kriegszweck, sondern sie klärt auch den Soldaten über seine militairische Aufgabe auf und macht ihn derselben vollkommen gewachsen.

Nachdem wir die Streitkraft Oesterreichs und Preußens statistisch verglichen, muß auch der den beiden Parteien verbündeten Staaten Erwähnung gethan werden. Baiern bei 1390 Quadratmeilen Flächeninhalt, 4,700,000 Bewohnerzahl, fast ebensoviel Staatsschuld als Preußen und 47 Millionen Staatseinkünften, stellt in 16 Infanterieregimentern, 6 Jägerbataillonen 12 Cavalerieregimentern, 3 fahrenden und 1 reitenden Artillerieregimente und 1 Genieregimente 55,000 Mann Infanterie, 8000 Mann Reiterei und eine Artillerie von 144 Geschützen ins Feld.

Sachsen stellte nach dem Minimalsatz bei 272 Quadratmeilen Land, 2,300,000 Bewohnern 64 Million Thaler Staatsschuld und 14 Millionen

Thalern Staatseinkommen 20,000 Infanterie, 3200 Mann Cavalerie und eine Artillerie von 50 Geschützen (anderseits angegeben 60).

Hannover, größer aber schwächer bevölkert (698 Quadratmeilen, 1,900,000 Bewohner), stellte 18,000 Mann Infanterie und 3000 der andern beiden Waffen mit 50 Geschützen ins Feld. Die Staatsschuld betrug 48 Millionen, die Staatseinnahme 20½ Million Thaler.

Würtemberg stellte bei nur 355 Quadratmeilen, 1,700,000 Bewohnern, 75 Millionen Gulden Schulden und einer schwachen Finanzkraft von nur 15½ Million Gulden Jahreseinnahme, 25,000 Mann Infanterie, und 3000 Mann Cavalerie und Artillerie mit 52 Geschützen; Baden bei 278 Quadratmeilen Land, 1,400,000 Bewohnern, 108 Millionen Gulden Schuld und 17 Millionen Gulden Einkünften 11,000 Mann Infanterie und 1900 Mann Cavalerie und Artillerie mit 38 Geschützen; Großherzogthum Hessen bei 152 Quadratmeilen Land, 860,000 Bewohnern, 20 Millionen Gulden Schuld und 9½ Million Gulden Einkommen 9000 Mann Infanterie, 1500 Mann Cavalerie und Artillerie mit 38 Geschützen, wozu noch 366 Mann Infanterie für Hessen-Homburg traten; Kurhessen, 9000 Mann Infanterie, 1500 Mann Cavalerie und 19 Geschütze; Nassau bei 85 Quadratmeilen und 460,000 Einwohnern, 5711 Mann Infanterie und Artillerie mit 16 Geschützen; Sachsen-Meiningen stellte (46 Quadratmeilen, 172,000 Einwohner, 4,600,000 Gulden Schuld und 1,086,592 Gulden Einkommen), 1726 Mann Infanterie; Reuß-Greiz hielt mit Reuß-Schleiz, welches der preußischen Partei angehörte seine Truppen vereinigt und betrugen dieselben gesondert nur 260 Mann. Frankfurt endlich stellte bei 83,000 Einwohnern 1044 Mann.

Die Gesammtmacht dieser Bundesgenossen Oesterreichs betrug daher auf ihr Minimum gestellt 167,000 Mann mit 269 Geschützen, wie schon früher erwähnt.

Bei weitem schwächer war die deutsche Bundesgenossenschaft Preußens. Dazu zu zählen waren: Mecklenburg-Schwerin bei 244 Quadratmeilen mit 551,000 Einwohnern, 3,330,000 Thalern Schuld und 9 Millionen Thalern Staatseinkommen 4216 Mann Infanterie, 672 Mann Cavalerie und Artillerie mit 16 Geschützen; Mecklenburg-Strelitz bei 49½ Quadratmeilen Land, 99,000 Einwohnern, 1 Million Thalern Einkommen und 1,655,000 Thalern Schuld 1317 Mann Infanterie; Schleswig-Holstein und Lauenburg bei 340¾ Quadratmeilen Land, mit 1,005,000 Einwohnern, 11 Millionen Mark Einkünften keine eigene Streitmacht; Oldenburg bei 114¼ Quadratmeilen, 295,242 Einwohnern, 1,300,000 Thalern Einkünften und fast 4,000,000 Schuld 3051 Mann Infanterie, 509 Cavalerie und Artillerie mit 16 Geschützen; Sachsen-Weimar bei 65 Quadratmeilen Land, 273,000 Einwohnern,

1,654,000 Thalern Staatseinnahme und 4,200,000 Thalern Schuld 3685 Mann Infanterie; Braunschweig bei 67 Quadratmeilen, 282,000 Einwohnern, 1,825,000 Thalern Staatseinkommen und 11,000,000 Thalern Schuld 4000 Mann Infanterie, 600 Mann Cavalerie und Artillerie mit 16 Geschützen; Sachsen-Koburg-Gotha bei 36 Quadratmeilen und 160,000 Einwohnern, 1,500,000 Thalern Staatseinnahme und gegen 6,000,000 Thalern Schuld 2046 Mann Infanterie; Sachsen-Altenburg bei 24 Quadratmeilen Land, 137,000 Einwohnern, 802,000 Thalern Staatseinkommen und 1,047,000 Thalern Schuld 1800 Mann Infanterie; Reuß-Schleiz bei 15 Quadratmeilen Land, 83,000 Einwohnern, 273,850 Thalern Staatseinkommen und 385,000 Thalern Schuld 700 Mann Infanterie; Lippe-Detmold bei 20½ Quadratmeilen, 108,500 Einwohnern, 215,641 Thalern Staatseinkommen und 600,000 Thalern Schuld 840 Mann Infanterie; Schaumburg-Lippe bei 8 Quadratmeilen, 30,774 Einwohnern, 230,000 Thalern Staatseinkommen, 2,700,000 Thalern Schuld 385 Mann Infanterie; Waldeck bei 20½ Quadratmeilen, 58,000 Einwohnern, 530,000 Thalern Staatseinnahme und 1,520,000 Thalern Schuld 866 Mann Infanterie; Anhalt bei 43 Quadratmeilen Land, 181,824 Einwohnern, nahe an 400,000 Thalern Staatseinkommen und nur ebenso viel Schuld 2000 Mann Infanterie und Schützen; Schwarzburg-Sondershausen bei 15½ Quadratmeilen mit 64,900 Einwohnern, 611,354 Thalern Staatseinkommen und 1,524,263 Thalern Schuld 826 Mann Infanterie; Schwarzburg-Rudolstadt bei 17½ Quadratmeilen, 72,000 Einwohnern, 260,000 Gulden Staatseinnahme und nahe an 2,000,000 Gulden Schuld 989 Mann Infanterie; Liechtenstein bei 3 Quadratmeilen, 8000 Einwohnern, 42,000 österreichischen Gulden Staatseinnahmen 100 Mann Infanterie; Hamburg bei 6 Quadratmeilen Land, 233,099 Bewohnern, 11,000,000 Mark Courant Einnahme, 85,000,000 Mark Courant Schuld, aber sehr bedeutender Finanzkraft 2163 Mann (Infanterie, Pionniere, Jäger und Cavalerie); Bremen bei 4½ Quadratmeilen Land, 104,000 Einwohnern, 1,773,215 Thalern Einkommen, 12,000,000 Thaler Schuld 809 Mann Infanterie und endlich Lübeck bei 6 Quadratmeilen Land, 51,000 Einwohnern, 1,314,000 Mark Courant Staatseinnahme und 20,000,000 Mark Courant Schuld 679 Mann Infanterie haltend.

Wie schon erwähnt, vermehrten diese Bundesgenossen die preußische Heeresmacht um nur etwa 31,000 Mann, während Oesterreich durch seine Bundesgenossen um 167,000 Mann vermehrt wurde.

Allein ein wichtigerer Bundesgenosse Preußens stand außerhalb Deutschlands, und dieser war das Königreich Italien. Ganz Italien erreichte noch

nicht den Flächenraum des Königreichs Preußen, nämlich 4670 Quadratmeilen. Seine Bewohnerzahl betrug jedoch fast 22,000,000.

Obschon das Finanzwesen noch in sehr schlimmem Zustande sich befand, so hatte man sich doch durch Aufhebung einer sehr großen Menge von Klöstern die Mittel verschafft, das Heer auf einen Achtung gebietenden Stand zu bringen. Das war um so nöthiger, als die Stellung Oesterreichs in Venetien das junge Königreich fort und fort bedrohete und der selbstständige päpstliche Staat mitten im Lande einen Revolutionsheerd bildete, der das Königreich nöthigte, eine sehr große Polizei- und Militairmacht auf den Füßen zu erhalten.

Wenn nicht der nationale Drang, so mußten diese derangirenden Umstände Italien nöthigen sich wenigstens von einem der beiden Alpe, wenigstens von Oesterreich, zu befreien, da ihm dazu mehr als je jetzt eine gute Gelegenheit geboten war; und das erklärt zur Genüge die Freudigkeit, mit welcher Italien Preußen zum Abschlusse seines Aprilbündnisses entgegen kam.

Italien hatte sich ein Heer von 202,700 Mann Infanterie in 80 Regimentern, 12,600 Mann Cavalerie in 18 Regimentern, 1130 Mann Guiden für den Ordonnanzdienst, eine Artillerie von 480 Geschützen geschaffen, welches durch Train-, Genie-, Sanitäts- und Verwaltungstruppen auf eine Gesammtstärke von etwa 244,000 Mann gesteigert wurde. Es kamen zu dieser Militairmacht noch die Carabinieri, 20,000 Mann stark, welche aber wie die Nationalgarde (110,000 Mann) nur für den inneren Dienst verwendet werden. Dadurch indessen wird ein gleicher Theil des Heeres für das Feld disponibel gestellt.

Man hatte sich bei der italienischen Militairorganisirung vielfach das preußische Heerwesen zum Muster genommen und dadurch wenigstens bei der Infanterie eine gewisse Einfachheit erreicht. Dennoch litt das Institut noch sehr an den Gebrechen der Jugend. Es war noch nicht ausgebildet, hatte noch das rechte Verhältniß zwischen den Waffen nicht gefunden und litt an Unsicherheit in der Leitung und Verworrenheit in den Arrangements und der Verwaltung, wozu natürlich die politische Unfertigkeit des Landes unendlich vieles beitrug.

Hatte auch das ehemalige sardinische Heer die Bildung des italienischen erleichtert, so war es doch nicht geeignet gewesen, für ganz veränderte staatliche Verhältnisse so schnell etwas Vollkommnes erreichen zu lassen. Genug das italienische Heer, wie Achtung gebietend immer auch schon, konnte für sich selbst Oesterreich nimmer Furcht einflößen.

Preußen wußte auch sehr gut, daß Oesterreich gegen Italien große Kräfte aufzubieten nicht für nöthig halten werde. Immerhin war es gut,

daß ein Theil der österreichischen Streitkräfte dahin abgeleitet wurde; noch wichtiger aber war es, daß Oesterreich an mehren wunden Stellen zu gleich gefaßt und seine ohnehin so unsichere, auf wankenden Besitztiteln und Rechten beruhende Politik verwirrt wurde. Preußen setzte voraus, daß Oesterreich außer seiner Seemacht wenigstens den vierten Theil seiner Landmacht gegen Italien wenden werde. Das genügte ihm vollkommen. Es hatte sich für jeden, auch den ungünstigsten Fall gerüstet, und Vertrauen und Muth, womit es den Krieg begann, waren dafür ein großes Zeugniß.

22.

Die Besetzung Sachsens.

Die preußischen Armeen standen bereits am 14. Juni an den Grenzen derjenigen deutschen Staaten, von denen gefürchtet werden mußte, daß sie sich auch im Augenblicke der Entscheidung gegen Preußen erklären und zu Oesterreichs Fahne treten würden.

An Sachsens nördlicher Grenze, gestützt auf Torgau, hatte sich zwischen Eilenburg und Ortrand unter dem Befehle des commandirenden Generals Herwarth von Bittenfeld die dritte preußische Operationsarmee gesammelt. Sie bestand aus drei Infanteriedivisionen (14. 15. 16.) unter dem Generallieutenants Grafen von Münster-Steinhövel, Freiherr von Canstein und von Etzel. Zu ihr gehörten 4 Cavalerieregimenter, 2 Jägerbataillone und die erforderliche Feldartilleriereserve und Genieabtheilungen.

An der nordöstlichen Grenze Sachsens stand mit ihrem rechten Flügel, nur mit diesem gegen Sachsen, mit Centrum und linkem Flügel aber gegen Böhmen gewendet, eine andere, weit größere Armee des preußischen Heeres, die sogenannte Erste Operationsarmee, welche von dem Prinzen Friedrich Karl befehligt wurde.

Diese Armee hatte die Armee Herwarths von Bittenfeld gegen Baiern hin zur Flankendeckung, und beide Armeen waren bestimmt in Sachsen ihre Verbindung herzustellen.

Die Armee Prinz Friedrich Karls bestand aus 3 Armeecorps (2. 3. 4.) und einem eignen Cavaleriecorps von 2 Divisionen, jede zu 3 Cavaleriebrigaden. Das Commando der 3 Corps führten der Generallieutenant von

Schmidt, der Generallieutenant von Tümpling und Generallieutenant von Fransecki*). Das Cavaleriecorps wurde vom Prinzen Albrecht von Preußen geführt.

Das Commando der 6. Divisionen führten der Generalmajor von Werder, Generallieutenant Herwarth von Bittenfeld, Generallieutenant von Tümpling zugleich als Corpscommandeur, Generallieutenant von Manstein, Generallieutenant von Fransecki zugleich als Corpscommandeur und Generallieutenant von Horn. An der Spitze der Brigaden standen die Generalmajors von Januszowski, von Winterfeld, von Schlabrendorff, von Hannecken, von Schimmelmann, von Kamiensky, von Gersdorff, von Kotze (Oberst), von Groß-Schwarzhoff, von Gordon, von Bose und Oberst von Schmidt. — Die Cavaleriebrigaden führten die Generalmajors Prinz Albrecht von Preußen, von Rheinbaben, von Pfuel, Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, Graf v. d. Gröben, Baron von Goltz.

Der Leser hat ohne Frage viele Namen gefunden, die ihm schon durch die Kriege Friedrichs des Großen bekannt geworden sind. Es kostet keine Verstandesanstrengung in ihnen die Nachkommen jener Helden zu erkennen, welche unter des großen Friedrichs Führung Preußen auf der Bahn seiner deutschen Mission feststellten. Wie erfreuend, wie Vertrauen erweckend, dieses Heldengeschlecht noch an Preußens Throne und im Sinne der großen Väter für Deutschland streben zu sehen!! —

Jeder Division waren natürlich die vorschriftsmäßige Artillerie-, Genie-, Verwaltungs- und Sanitätsmannschaften zugetheilt. Die Generalstabsgeschäfte dieser Armee waren dem Generallieutenant von Voigts-Retz, dem Generalmajor von Stülpnagel, dem Artillerieinspector Generalmajor von Lengsfeld und dem Genieinspector Generalmajor Keiser übertragen.

Die Armee des Prinzen Friedrich Karl hatte die Bestimmung, sobald das preußische Ultimatum von der sächsischen Regierung nicht angenommen werden würde, sofort ihren rechten Flügel nach Sachsen hinein deployiren zu lassen, um die Verbindung mit dem linken Flügel der Armee des Generals Herwarth von Bittenfeld aufzunehmen und in dieser dann rasch gegen Böhmen zu avanciren.

Zur Reserve für beide Armeen, namentlich aber zur Besetzung Sachsens, das als ein feindliches Land nicht unversichert im Rücken gelassen werden durfte, war unter dem Commando des Generallieutenants v. d. Mülbe ein aus Landwehr gebildetes Reservecorps von 2 Infanteriedivisionen und 1 Cavaleriedivision aufgestellt. An der Spitze der beiden Infanteriedivisionen

*) Fransezki auszusprechen.

standen die Generallieutenants Rosenberg von Gruszinsky und von Bentheim. An der Spitze der Cavaleriedivision der Generalmajor Graf von Dohna.

Kaum hatte am Abend des 15. Juni General Herwarth von Bittenfeld die Meldung erhalten, daß der sächsische Staatsminister von Beust im Namen seines Königs das preußische Ultimatum abgewiesen, die sächsische Armee schon den Abzug nach Böhmen angetreten habe und Schatz und Magazine in Dresden geräumt seien, königliches Haus und Ministerium sich auch anschicken das Land zu verlassen, daß aber die von den Dresdnern sehnlichst erwartete österreichische Armee, als ein von Herrn von Beust hervorgezaubertes Wahnbild nicht angekommen sei, als er nach allen Seiten hin Ordre zum schleunigen Einrücken in Sachsen ertheilte. Die Hauptmassen gingen auf Wurzen, Dahlen, Riesa. Und während diese Armee sich nun links nach Dresden zu ausbreitete, dehnte sie ihren rechten Flügel nach Leipzig aus, um sogleich die ganze westliche Hälfte des Königreichs zu überspannen, während die östliche Hälfte zu besetzen der Armee des Prinzen Friedrich Karl zugetheilt war.

Der linke Flügel Herwarths von Bittenfeld stieß zuerst bei Riesa auf die Elbe und fand hier die Brücke ebenso niedergebrannt, wie bald darnach die bei Meißen gesprengt. Der greise preußische General mochte nicht die günstigste Meinung von der Einsicht des sächsischen Kriegsministers von Rabenhorst gewinnen, der diese Zerstörung angeordnet und dadurch völlig zwecklos der Bahndirection und dem Lande eine Kostenlast von 80,000 Thalern aufgebürdet hatte.

In der That waren doch die sächsische Armee und alles, was mit ihr abziehen wollte, nicht etwa zu überraschen gewesen. Man hatte gewußt, was man thun wollte und voraussehen müssen, was Preußen thun werde. Man hatte Zeit gehabt, zu weichen, wenn man weichen wollte; denn drei Wochen lang hatte der Kriegsminister von Rabenhorst die sächsischen Truppen auf kurzen Distancen hin- und herziehen lassen, nur um dem Vorgeben Beust's, das Land ehrenhaft vertheidigen und in der Vertheidigung die Ankunft der Oesterreicher erwarten zu wollen, den Schein der Wahrheit zu verleihen.

General von Bittenfeld hatte nicht sobald von dem Abbruch der riesaer Brücke erfahren, als er die zu seinem Corps gehörende Feldeisenbahncommission beorderte die Brücke herzustellen, und binnen zwei Stunden zogen die Truppen darüber hin. Der Marsch ging auf Dresden.

Nur wenige Stunden später als von Bittenfeld, hatte der Prinz Friedrich Karl Nachricht über das Verhalten der sächsischen Regierung erhalten. Ungesäumt erließ auch er Marschordre, und bereits in der Frühe des 16. Juni

überschritten die Truppen seines rechten Flügels die Grenze des Königreichs Sachsen zwischen Görlitz und Löbau. Diesen letztern Ort hatten die sächsischen Truppen bereits am 15. Juni verlassen, um sich auf Dresden zurückzuziehen. Bei ihrem Abzuge war von ihnen, natürlich auf Befehl des Kriegsministers von Rabenhorst, der löbauer Bahnhof demolirt, theilweis in Asche gelegt und die Bahn selbst durch Abreißung der Schienen auf einer beträchtlichen Strecke zerstört worden. Von hier hatte Herr von Beust den Feind gewiß zuletzt zu fürchten gehabt, und was daher die Einäscherung des löbauer Bahnhofs bedeuten sollte, war schwerlich mit Vernunftgründen aufzufinden.

Aber auch hier verursachte diese Zerstörung kaum eine Hemmung der Truppenbewegung, die ohnehin von der Eisenbahn kaum unterstützt werden konnte, da man sich's schwerlich einfallen lassen mochte, einzelne Abtheilungen in einem Lande zu exponiren, über dessen Wehrmaßregeln noch gar keine bestimmten Nachrichten vorlagen.

Die Feldeisenbahncommission hatte auch hier den Schaden in einigen Stunden wieder gut gemacht, während deren die preußischen Truppen längst weit über Löbau hinausgerückt waren und sich ungehindert gegen Dresden bewegten. Auf den Bahnhöfen von Löbau und Riesa fanden die Preußen alles ausgeräumt. Sie begriffen nicht, warum man mit so Geringem gegeizt hatte, da man ihnen doch das ganze Land so willig in die Hände gab. Indessen wurde der Bahnbetrieb durch berliner Locomotiven sofort hergestellt und nirgends erlitten die Truppenbewegungen durch diese Maßregeln Aufenthalt von Erheblichkeit.

Während so die Preußen rasch gegen Dresden vorrückten, standen die Bewohner Dresdens am böhmischen Bahnhofe und hofften, nach von Beust's Versicherung, daß die österreichische Armee zu ihrem Schutze ankommen müsse. So hatte man nach diesem treuen Bundesgenossen einst hinausgeblickt, als die sächsische Armee bei Pirna eingeschlossen gewesen, und obschon vor mehr als hundert Jahren schon so bitter belehrt, war man heute noch nicht klug geworden in der Beurtheilung dieses Oesterreichs.

Während Dresden so nach Böhmen hinüber blickte, rückten am 18. Juni Morgens die Preußen auf der andern Seite ein. Für alle, die es mit der deutschen Sache wirklich gut meinten, war es ein Augenblick der Freude. Die ersten einrückenden Truppen waren eine Abtheilung blauer Husaren. Anfangs scheu betrachtet, wurden sie schon nach wenigen Augenblicken nach ihrem freundlichen Benehmen beurtheilt und sogar mit Blumen beschenkt. Schwerlich mögen die, die diese Ovation dargebracht haben, die gewesen sein, die gleich zuvor vor der Proclamation ihres Königs geweint hatten

gleichwohl zeigte die Ovation, daß Preußen allzu verhaßt in Sachsen eben nicht war.

Bald nach jenen Husaren langten Uhlanen an, die sofort ein Palais für den Generalstab besetzten, und nun rückte eine ganze Division, geführt vom commandirenden General von Bittenfeld, ein. So war Dresden, der Juwel des Landes, ohne ein Schuß in preußischer Hand. General von Bittenfeld fand ein Volk, daß sich in alles fügen zu wollen schien, wie Einer, der sich verrathen fühlt. Der Rath der Stadt erklärte seine Dienstfertigkeit, und nirgends ließ sich eine Miene des Widerwillens blicken.

An den Straßenecken fanden die Preußen zwei Plakate von hervorragendem Interesse. Das eine enthielt eine Proclamation des Königs Johann von Sachsen, der sicher ebenso viel schmerzliche Theilnahme verdiente, als der eitle Minister Beust Verwünschungen, die ihm sicherlich auch, von sehr vielen Seiten reichlich zu Theil geworden sind. Die Proclamation des Königs sagte: „Er (der König) sei durch einen ungerechtfertigten Angriff gezwungen die Waffen zu ergreifen. Weil Sachsen treu zur Rechtssache eines deutschen Bundesstaates (Schleswig-Holsteins) gestanden, festgehalten am Bande, welches das große deutsche Vaterland umschlinge (dem deutschen Bunde), bundeswidrigen Forderungen sich nicht gefügt habe, werde es feindlich behandelt. Wie schmerzlich auch die Opfer, möge das Land doch mit ihm muthig zum Kampfe gehen. Sachsen sei schwach an Zahl, aber Gott sei stark in dem Schwachen, und die Hilfe des bundestreuen Deutschlands könne nicht ausbleiben. Obschon auch durch die Uebermacht augenblicklich von seinem Volke getrennt, werde er (der König) doch in der Mitte des Heeres bleiben, um sich dadurch seinem Volke immer nahe zu fühlen, zu dem er bald zurückkehren werde, wenn der Himmel seine Waffen segne. Er vertraue auf Sachsens Treue und Liebe."

Wie leicht hätte König Johann um Land und Volk kommen können, und wie möchte den Rathgebern verziehen werden, diesen edeln greisen Fürsten in solche Gefahr und schwere Gemüthsmarter geführt zu haben? Wenn ihre Eitelkeit ihnen das Ende ihrer Bahn unsichtbar machte, so hätte jene Verantwortlichkeit für den Schmerz eines wohlmeinenden und wirklich edeln Fürsten sie wenigstens an Vorsicht mahnen sollen.

Neben der königlichen Proclamation wurde die Proclamation einer neu eingesetzten Landescommission erblickt. Sie verkündete daß sie vom Könige anstatt der seitherigen Regierung eingesetzt sei und in Abwesenheit des Königs die Angelegenheiten des Landes leiten solle.

Neben diese Proclamationen ließ nun General Herwarth von Bittenfeld eine andere Proclamation setzen, die freilich bedeutende Widersprüche hervor-

rief. Diese lautete: „Sachsen! Ich rücke in Euer Land ein; doch nicht als Euer Feind, denn ich weiß, daß Eure Sympathien nicht mit den Bestrebungen Eurer Regierung zusammen fallen, sie ist es gewesen die nicht eher geruht hat, als bis aus dem Bündniß von Oesterreich und Preußen die Feindschaft beider entstanden ist; sie allein ist die Veranlassung, daß Euer schönes Land zunächst der Schauplatz des Kriegs werden wird. Aber meine Truppen werden Euch in demselben Maße als Freunde, gleichwie Einwohner unseres eignen Landes behandeln, als Ihr uns entgegenkommen und bereit sein werdet, die nicht zu vermeidenden Lasten des Krieges willig zu tragen. In Eurer Hand wird es liegen, die Leiden des Krieges zu mildern und die Bestrebungen zu vereiteln, die so gern ein Gefühl von Feindseligkeit den verwandten Volksstämmen einimpfen möchten."

Neben diese Proclamation stellte sich sofort eine zweite, welche die Sachsen über die deutsche Tendenz der preußischen Politik aufklären sollte. Diese sagte:

„Nachdem der deutsche Bund ein halbes Jahrhundert lang nicht die Einheit, sondern die Zerrissenheit Deutschlands dargestellt und sich dadurch des Vertrauens der deutschen Nation unwerth gemacht habe, habe er jüngst mißbraucht werden sollen, um Deutschland gegen ein Bundesglied (Preußen) aufzurufen, welches durch den Vorschlag einer Parlamentsberufung den ersten entscheidenden Schritt zur Befriedigung einer gerechten nationalen Forderung habe thun wollen, der Krieg Oesterreichs gegen Preußen finde in dem Bundesgesetz keinerlei Befugniß. Aber mit der Annahme des österreichischen Kriegsantrages am Bunde sei auch das Bundesverhältniß zerrissen, und nur die nationale Einheit des deutschen Volkes sei als gesunder Kern, befreit von der faulen Schale, der Rettung werth geblieben. Die Regierungen und Völker müssen das einsehen und dafür Empfindung gewinnen. Für Preußen aber stelle sich die Aufgabe voran, seine bedrohte Unabhängigkeit zu schirmen. Preußen sei dafür mit seiner vollen Kraft aufgetreten, aber seine Mühen sollen nicht bloß ihm selbst, sondern Deutschland gelten. Preußen habe ein besseres die Nationalforderungen befriedigendes Bundesverhältniß angeboten; aber es sei abgelehnt worden. Der Krieg entbrenne, für Preußen zum Schutze deutscher Interessen. Aber Preußen dürfte weder Feinde noch zweifelhafte Freunde neben sich dulden. Darum sei es in Sachsen eingerückt. Es komme aber nicht als Feind des Volks, mit dessen Vertretern es bald in einer Nationalversammlung die künftigen Geschicke des deutschen Vaterlandes zu berathen wünsche. Das deutsche Volk solle auf dieses Ziel hinblicken, Preußen vertrauend entgegen kommen, um eine friedliche Entwickelung des deutschen Gesammtvaterlandes fördern und sichern zu helfen."

Die beust'sche Politik war bereits soweit mißbilligt worden, daß die deutsche Tendenz in dieser preußischen Proclamation Befriedigung hervorrief. Freilich herrschte noch großes Mißtrauen gegen die derzeitige preußische Regierung; indessen fand man sich doch schon einigermaßen gewonnen, und die Gebildeten, die den Gang der preußischen Politik überschauten, förderten die Aufklärung, so daß eigentlich nur die unteren Schichten der Bevölkerung auf den Vorstellungen ihrer politischen Unbildung und partikularistischen Vorurtheile sitzen blieben. Diese incurabeln Classen sind natürkich auch heute noch krank.

Als diese fanatischen Preußenfeinde beim Einrücken der Preußen ihre Erwartung getäuscht sahen, warf ihr Wahn sich auf das Ausland. „Napoleon" meinten sie, könne Sachsen nicht fallen lassen, denn daß es einst so gut zu Frankreich gestanden, dürfe ihm nicht vergessen sein. Doch mußten sie auch hierin sogleich ihren Irrthum erkennen, als sie beim Einzuge der Preußen die Gesandten von England, Rußland und Frankreich ihre Flaggen aufziehen sahen. Man sah dergestalt die unberechtigten Gäste von dem Auslande, auf das man so sicher gebaut, freundlich begrüßt und nun — wußte man freilich nicht, woran man war.

Indessen wurde von preußischer Seite alles gethan irrige Befürchtungen und Begriffe zu beschwichtigen, und das humane Auftreten zeigte, daß Preußen Volk und Regierung ebenso wie deutsche Brudervölker von fremden Völkern unterscheide, und auch weit entfernt sei den Krieg in den rohen Manieren anderer Staaten und früherer Jahrhunderte zu führen. Das bürgerliche Eigenthum wurde überall geachtet, die Ordnung des Gewerbslebens, wo sie auch durch den Wechsel der Verhältnisse und namentlich durch den Abzug der sächsischen Garnisonen gestört war, aufs Neue geschirmt und gesichert, indem man die verlassnen Posten besetzte, hier und da provisorische Aemter einrichtete, die ungestört gebliebenen Aemter (hauptsächlich bei der Justiz) unbehelligt ihre Functionen fort und fort ausüben ließ. Bei der Bequartierung der Ortschaften wurde mit möglichster Rücksicht verfahren und dabei nicht auf den Geldbeutel des Bürgers, sondern der Staatskasse Bezug genommen, die sich freilich in diesem Puncte mit den Gemeindeverwaltungsbehörden selbst zu vereinbaren hatte.

Wenn den Soldaten aber eine bessere Verpflegung gewährt werden mußte, als dies sonst der Fall ist, so war das eine natürliche Folge des Kriegs, worüber kein Verständiger sich wunderte oder beklagte. Nirgends aber machte die preußische Regierung von Gewaltmaßregeln Gebrauch, wozu sie doch nach Kriegsregel in einem feindlichen eroberten Lande das volle Recht hatte. Wenn daher in österreichischen und süddeutschen Blättern geschrieben

wurde, daß die Preußen die sächsischen Lande durch förmliche Raubzüge ausbeuteten und die bürgerlichen Bewohner unter ihre Fahne zwängen, so waren das Verleumdungen und Lügen, die sich nur zu bald an das Licht stellen mußten und kaum bei den Völkern, die dadurch gegen Preußen bearbeitet werden sollten, Glauben fanden und den beabsichtigten Erfolg haben konnten, da von allen Seiten die sächsische Journalistik zu bekennen sich bewogen fand, daß der preußischen Verwaltung untadelhafte Humanität nachgerühmt werden müsse und der preußische Soldat und sächsische Bürger sich schnell in einen fast brüderlichen Verkehr zurecht gefunden haben. So war es in der That auch, und unfehlbar ging daraus der günstigste Umschwung in der Gesinnung der Sachsen hervor.

Wie nun die erste Armee, die des Prinzen Friedrich Karl, rechts ihren Flügel in das Innere Sachsens ausdehnte, die Städte Löbau, Bautzen, Bischofswerda, Stolpen und Radeberg überspannte und durch ihre Flankentruppen bereits am 18. Juni bei Dresden die Verbindung mit der Elbarmee des Generals Herwarth von Bittenfeld gewonnen, so dehnte die Elbarmee ihren rechten Flügel gegen die reußische und baierische Grenze hinaus und ihre äußersten Flügeltruppen erreichten bereits am 19. Juni Leipzig.

Bereits am Tage zuvor war eine Patrouille von Wurzen her in die Stadt gekommen, ohne Zweifel nur um Erkundigung einzuziehen, ob sich in Leipzig noch eine sächsische Garnison befinde. Eine solche war längst nicht mehr vorhanden und der ganze Widerstand, den die Patrouille fand, ging von einigen vorwitzigen Individuen des Pöbels aus, die in Ermangelung besserer Waffen von Steinen Gebrauch machten. Dieser Umstand bewirkte, daß am folgenden Tage die erste größere preußische Truppe, ein Commando von 40 Dragonern unter dem Hauptmann von Kneesebeck, in vollkommen kriegerischer Haltung, mit blankem Säbel, einrückte. Hauptmann v. Kneesebeck übernahm das Stadtcommando und nahm die wichtigsten Verkehrsmittel, Post, Telegraphenbureau und Eisenbahnen in seine Gewalt.

Bereits in der Dunkelheit des Morgens hatte ein Convoi die Stadt unter starker Bedeckung passirt, um gegen Mittag mit den weiter gegen Altenburg hin vorzuschiebenden Truppen abzugehen.

Zwei Stunden nach Ankunft jenes Dragonercommandos langte ein Musketierbataillon des 4. Garderegiments unter dem Oberstlieutenant von der Osten an, um die Stadt zu besetzen. Keinerlei Widerspruch konnte stattfinden, und dem Stadtrath mußte es lieb sein, die zuletzt allein der Communalgarde anvertraut gewesene Stadt, deren unterste Classen großen Theils brodlos und von mißliebigen Einflüssen bewegt waren, besser gesichert zu sehen.

Das Communalgardecommando stellte sich dem preußischen Commando mit achtbarer Rücksicht zur Verfügung und mit eben so achtbarem Vertrauen ließ das preußische Commando die Communalgarde ungestört bei ihren Functionen. Man hatte gefürchtet, daß es sofort ihre Auflösung verfügen werde, und konnte sich darin, daß dies nicht geschah, von der Humanität des Feindes überzeugen, mit dem man jetzt zu thun hatte. Schon damals hörte man die Meinung offen aussprechen, daß wohl kaum von den Oesterreichern, selbst wenn sie als Freunde kämen, solche Humanität beobachtet werden würde, wie hier von den feindlichen Preußen.

Es war gerade ein Markttag, an welchem die preußischen Truppen in Leipzig einrückten, und das Dragonerdetachement hielt unmittelbar vor den Ständen der Blumenverläuferinnen. Wenn nun die preußischen Soldaten bei so passender Gelegenheit vielfach aus diesem Füllhorn der Flora geschmückt wurden, so zeugte das freilich noch nicht, daß die sächsische Gesinnung in eine preußische umgeschlagen sei. Es zeugte eben nur dafür, daß sich in Leipzig viele geborene Preußen befanden, die das alte Vaterland gern für das neuere in Tausch genommen hätten. Es war also keine Demonstration der Sachsen gegen ihre eigene Regierung, ebenso wenig ein Zeugniß für die Stimmung des Landes, die begreiflicher Weise entfernter von der preußischen Grenze, wo man ein anderes Weltall als das sächsische gar nicht kennen gelernt hatte und wo man sich eben glücklich fühlte, weil man andere Verhältnisse nicht kannte, eine andere war. Doch war das Verhalten der Preußen der Anerkennung werth, und das Beispiel in Dresden und Leipzig mußte bald auch weiter wirken. Es dauerte auch gar nicht lange, daß die Zeitungen der strengsächsischen Ortschaften des Gebirges schrieben: Die Bevölkerung habe nun die Preußen erst kennen gelernt, und sie freue sich eben Preußen, und nicht Oesterreicher oder Baiern zum Besuch erhalten zu haben.

Bei solcher Gesinnung der Bewohnerschaft stieß Preußen bei der Besetzung Sachsens auf keinerlei nennenswerthe Schwierigkeiten und das wiederum förderte den Gang des Feldzugs. Man konnte trauen, viele Städte unbesetzt lassen, die Truppen ohne Besorgniß und Sicherheitsmaßregeln dislociren und das Operationsheer rasch vorwärts rücken lassen, wenn auch das Reservecorps des Generals von der Mülbe zur Besetzung des Landes noch nicht völlig fertig war; ja man konnte dieses Corps für den Krieg verwenden, ohne von demselben beträchtliche Truppenmassen zurück zu lassen, wenn man nur versichert sein konnte, daß Baiern der rechten Flanke oder dem Rücken keine böse Diversion machen werde.

Die Truppen der preußischen Elbarmee deployirten mit ungemeiner

Schnelligkeit. Das Besetzen der Bahnen für preußischen Zweck leistete natürlich dabei Vorzügliches. Die Städte Chemnitz, Glauchau, Crimitschau, Werdau, Plauen bis hinab nach Hof, waren kaum ein wenig später besetzt als Leipzig. Betrachtet man die Stellung der Elbarmee, von Dresden aus westnördlich nach Leipzig und von da unter einem weniger als rechten Winkel nach Hof (baierisch) hinab, so zeigt sich, daß die Furcht Preußens vor Baiern und dessen Nachbarstaaten nicht eben groß sein konnte. Der rechte von Leipzig bis Hof stehende Flügel war, zumal Altenburg ihm eben nicht zur Stütze gereichen konnte, sehr exponirt.

Aber Preußen wußte ja zu gut, wie wenig von einer Reichsarmee, wie wenig selbst von der bairischen Armee, auf die Oesterreich so große Stücke hielt und durch deren Treulosigkeit oder Langsamkeit es später die fürchterlichen Niederlagen entschuldigen wollte, zu fürchten war. Die von später datirende Anekdote, nach welcher ein baierischer Hauptmann, der mit vier Compagnien Hof besetzt hielt, zu seinen Leuten gesagt haben soll: „schnell Kinder, die Preußen kommen, stürzt Euch in die Eisenbahnwagen; und wenn Ihr nicht hurtig macht, so steig ich ein und fahre allein davon!“ diese Anekdote, was man auch sonst von einer solchen halte, charakterisirt wenigstens diesen Gegner Preußens.

Zeigte Baiern sich aber damals wirklich sehr scheu vor Preußen, schreibe man es immer dem guten Gefühle zu, Preußen Raum zu lassen, weil es wirklich das Gute Deutschlands wollte. Baiern in deutschbrüderlicher Bundesgenossenschaft mit Preußen wird schwerlich vor Frankreich oder sonst einem fremden Feinde solche Scheu zeigen.

Auch möchte Baierns Zurückhalten vor Preußen kaum Scheu zu nennen sein. Man dürfte edlere, besser gesagt, vernünftigere Motive darunter finden. Wenn Preußen bei der Rettung Deutschlands Sondervortheile für sich fand, welche Vernunft möchte darum feilschen? Selbst in den kleinsten bürgerlichen Verhältnissen erkennt man an, daß dem Verdienste sein Lohn gebühre und ein großer Meliorateur Leipzigs (Dr. j. Heine) sagte öffentlich: „Wenn ich für die Allgemeinheit viel thue, will ich mit gutem Rechte, dabei doch auch etwas für mich haben.“ Baiern mißgönnte einsichtsvoll Preußen den Gewinn nicht, den es dabei finden mußte, wenn es für die deutsche Nation in den Kampf trat, und wenn andere Stämme ihm dieses natürlichen Gewinnes halber Groll entgegen trugen, so mögen sie dafür den Vorwurf der Unvernunft hinnehmen! —

Am Tage nach dem Einrücken der Preußen in Leipzig, also am 20. Juni, war das ganze Königreich Sachsen besetzt und vollständig in der Gewalt Preußens. Man erstaunte über diese seltsame Schnelligkeit der preußischen

Operationen. Die „Wiener Presse" schrieb: „Wir vertrauen der imposanten Ruhe, mit welcher unsere Nordarmee dem Kampfspiele entgegengeht, ganz im Gegensatz zu den Preußen, deren Affensprünge, deren quecksilberne Bewegungen, nur all zu deutlich für Plan- und Ziellosigkeit Zeugniß ablegen."

Allein die quecksilberne Schnelligkeit der Preußen beruhete auf vorgenommener Einsicht in die Verhältnisse, einer guten Ordnung in den Arrangements und in der patriotischen Energie. Das waren gute Fundamente, von denen freilich das gute Oesterreich, das alles dessen entbehrte, sich nichts träumen ließ und schließlich seine große Täuschung über die albernen Affensprünge der Preußen sehr theuer bezahlen mußte.

Sobald Sachsen vollständig besetzt war, übernahm der königlich preuß. Landrath von Wurmb, einer um den Staat verdienstvollen alten Familie angehörend, die Functionen der seitherigen königlich sächsischen Regierung. Kluger Weise ließ er allen Behörden, von denen er überzeugt war, daß sie dem preußischen Regieme keine Beschwerde verursachen und keine Verrätherei unterstützen werden, in ihren Functionen. Allenthalben, bis auf sehr wenige Ausnahmen, kamen ihm auch diese Behörden mit vollem Vertrauen und brüderlicher Freundlichkeit entgegen und wirkten dadurch auf die Gesinnung Preußens gegen Sachsen wiederum sehr wohlthätig ein; denn es ist gewiß, daß Herr von Wurmb Berichte nach Berlin abgehen ließ, die Sachsen einer milden und rücksichtsvollen Behandlung empfahlen.

Bis auf die Bergfeste Königstein war Sachsen nun ganz in preußischer Hand. Der Königstein konnte kein Bedenken erregen. Die wenigen hundert Mann Besatzung, auf dem Berggipfel festgebannt, konnten der preußischen Operationsarmee keinerlei Diversion machen. Man ließ sie eben sitzen nach Gefallen die Eisenbahn und Elbe bewachen und sich des Bewußtseins erfreuen, daß der Königstein noch nie erstürmt worden sei. Aber man hatte ihn auch noch nie für strategisch wichtig genug gehalten, eine Belagerung an ihm zu wenden.

Die Elbarmee hielt sich indessen in Sachsen nicht auf. Nachdem alle militairischen Objecte genügend gesichert, die Verwaltung befestigt und die Etapen gehörig hergestellt waren, wozu es nach preußischer Manier nur zweier Tage bedurfte, rückte die Elbarmee in gleichem Schritte mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl rasch gegen Böhmen an, während von Berlin und Magdeburg her die Reservearmee des Generals von der Mülbe nachrückte und die Stellung des Generals von Bittenfeld einnahm.

Der Bundestag hatte am 16. Juni auf Oesterreichs Antrag beschlossen, Preußen in Sachsen anzugreifen. Man sah keine Bundesarmee, und Preußen

hielt es auch gar nicht für nöthig sich nach einer solchen umzusehen. Oesterreich und Herr von Beust sahen freilich mit allen Perspectiven nach derselben hinaus, allein — entweder taugten die Perspective nichts oder die Bundesarmee.

23.

Die Besetzung Hannovers.

Es ist zu natürlich, daß der Kleine immer den Großen mit Neid betrachtet, weil Größe allen ein Object des Wunsches ist. Wie hätte nicht Hannover, keiner Vergrößerung fähig, Neid gegen Preußen in dem Herzen tragen sollen. Die tieferen Schichten des Volkes wußten kaum davon etwas. Es war umgekehrt wie in Sachsen, wo der Pöbel das Wort im Munde führt „Preußen hat Sachsen bemaust.“ Daß der König von Sachsen aus Napoleon's Hand den vierten Theil Preußens (Herzogthum Warschau) lange zuvor freudig angenommen hatte, als Preußen durch Beschluß des wiener Congresses einen beträchtlichen Theil Sachsens erhielt und natürlich ebenfalls recht freudig annahm, durfte man ihm, dem historisch ungebildetsten Theil der Bevölkerung, natürlich nicht entgegen halten, weil der unverständig Böse, ebenso wie der boshaft Unverständige die Sonne leugnet, wenn er schon den Sonnenstich hat. In Hannover war die untere Classe des Volkes Preußen geneigt, während am Hofe und beim Adel Preußen gehaßt war. Man wußte, daß Hannover als geographischer Pflock die Organisation der preußischen Staatsmaschine störte, und daß von Preußen bei irgend einer zukünftigen Gelegenheit etwas zu fürchten sein werde. Man ahnte das zukünftige Schicksal und fürchtete es. Man fürchtete es von Seite des Adels, weil der Adel in Hannover freier waltete als in Preußen, wo das Volk mit allen Ständen gleichmäßig unter ein und dasselbe Gesetz gestellt war. Noch mehr hatte der König zu verlieren.

Als nun von Benningsen bei der Adelskammer den Antrag stellte, Hannover solle in dem Kriege Preußens gegen Oesterreich sich neutral halten, stimmten König und Ritter dagegen, weil der preußische Reformentwurf forderte, die deutschen Staaten sollten sich um der deutschen Nationaleinheit willen diejenige Beschränkung ihrer Souverainetät gefallen lassen, die eben der deutschen Einheit nach Einsicht des Parlamentes werde zum Opfer gebracht werden müssen. Ein kleines Recht fahren zu lassen, dünkte den König

und Adel fürchterlich, sie stimmten also lieber für einen Anschluß an Oesterreich und riskirten alles. Nun stimmte man in Frankfurt für und mit Oesterreich nach Herzenslust und zeigte Preußen einen wahren Grimm, als ob es davor ungemein erschrecken müsse.

Da überreichte am 15. Juni der preußische Gesandte Prinz von Ysenburg das preußische Ultimatum. Der Prinz, kurz und bestimmt, erklärte, daß er selbigen Tages noch die Resolution erwarten müsse, und werde die hannöversche Regierung, wenn man sie nach ihrer Haltung vom Bundestage beurtheile, darum gar nicht verlegen sein. Komme die geehrte Regierung seinem Verlangen nicht nach, so werde er zu seinem Bedauern in Hannover seine Geschäfte für beendet halten müssen. Er machte aber noch sehr darauf aufmerksam, daß Preußen mitten innerhalb seines Territoriums ein feindliches Hannover nicht hinter sich lassen könne, und daß es also selbst bei der freundschaftlichsten Gesinnung gezwungen sein werde, auf seine Sicherheit zu denken, wenn die Regierung von Hannover eine Gefahr drohende Haltung annehmen wollte. In der That gab es etwas Natürlicheres nicht als diese Erklärung; und doch wurde sie von der Regierung nicht begriffen.

Da stürzte sich der treffliche Herr von Benningsen noch ein Mal in die Verhältnisse. Was ihm bei der obscuren Adelskammer nicht gelungen war, wollte er nun in der Volkskammer (der sogenannten zweiten Kammer) erreichen. Hier stellte er den Antrag, den König zu bewegen, daß er seine beustisch oder österreichisch gesinnten Minister entlassen und durch ein anderes Ministerium die von Preußen geforderte Neutralität zusage. Allein es war zu spät! Die Adresse konnte so schnell nicht vor den König gebracht werden, als die hannöversche Resolution von Preußen gefordert wurde.

Die Frist war kurz, die Frist verlief, und die preußische Kriegserklärung erfolgte mit der Präcision, die Preußen in allen seinen amtlichen Schritten eigen ist. Doch hoffte Herr von Benningsen noch das Schlimmste abzuwenden und wendete sich nun an das Bürgercollegium, damit dieses durch eine rasche Deputation einwirke. Preußen hätte auch eine nachträgliche freundliche Entschließung noch genehmigt, dafür bürgte die humane Gesinnung der preußischen Regierung, und auf diese rechnete Herr von Benningsen.

Als der Abend kam und damit die Bedenkzeit abgelaufen, also der Krieg eigentlich schon eingetreten war, verbreiteten sich begreiflicher Weise die beunruhigendsten Gerüchte. Da sollte schon die preußische Armee in Hannover stehen; wenn man einen Wagen rasseln hörte, meinte man preußische Trommeln zu vernehmen, und die Schalmeien der Hirten hielt man für feindliche Signalhörner. Da die nach Norden dirigirten hannöverschen Truppen plötzlich bei nächtlicher Weile zurückkamen und südwärts durch

Hannover eilten, verbreitete sich das Gerücht, daß bereits ein unglückliches Gefecht stattgefunden habe. Benningsen durfte von diesen Gerüchten eine Förderung seines Vorhabens hoffen, und wirklich faßten die Bürgercollegien sofort den Entschluß durch eine Deputation dem Könige eine andere Politik abzuringen. Vor allem schien es nöthig den König zu bewegen, in Hannover zu verbleiben und hier für seine Maßnahme selbst einzustehen.

So begab sich des Nachts halb zwei Uhr eine Deputation von 21 Mitgliedern zu Wagen nach dem Lustschlosse Herrenhausen. König, Königin und Kronprinz waren noch wach und weilten bei einander. Die Deputation trat vor und bat nun den König Georg die Lage des Landes zu bedenken, auf jeden Fall in dem Streite Preußens gegen Oesterreich Neutralität zu bewahren, und darauf hin mit gutem Vertrauen in dem Lande zu bleiben, wodurch unzweifelhaft der Friede gesichert werde.

Allein der König antwortete der Deputation:

„Er habe es stets mit dem Bunde gehalten, und werde es auch ferner mit ihm halten (drolliger Weise gab es eigentlich einen Bund gar nicht mehr). Der Bund werde einschreiten mit seiner Bundesarmee (wenn es aber keinen Bund gab, gab es doch viel weniger eine Bundesarmee). Er hoffe von der Bundesarmee das Beste. Von Preußen aber könne er nichts hoffen. Preußen wolle Deutschland reformiren. Um eine kraftvolle Einheit herzustellen, solle jeder Fürst von seiner Souverainetät etwas hergeben. Was die Monarchen hergeben, wolle Preußen als Primairstaat nehmen. Er sehe nicht ein, wozu? Er seinerseits gebe nichts her. Er wolle Souverain in Hannover bleiben und er sei überzeugt, daß seine souverainen Rechte von seinen Hannoveranern mit Gut und Blut beschützt werden. Freilich sei Preußens Macht, höchst unangenehmer Weise, sehr groß, und er werde wohl sein Königreich mit seinen Truppen allein nicht vertheidigen können. Allein wenn er sich mit dem Heere auf Baiern und mit den Baiern auf Oesterreich zurückziehe, so könne dann alles Verlorene recht gut wieder zurück erobert werden. Das sei sein Plan, und nach diesem habe er bereits Ordre ertheilt, daß sein Heer sich im Süden Hannovers concentrire. Das Heer sei ihm treu wie die ganze Bevölkerung, und er sei überzeugt, daß seine Krone nicht besser gesichert sei, als wenn er mit dem Heere das Land verlasse und siegend zurückkehre. Aber sein treues Volk solle nicht glauben, daß er ihm je untreu werden oder sich in seinem Plane irren könne. Zum Unterpfande lasse er die Königin und die Prinzessinnen zurück. Also, mit dem Bunde und mit Oesterreich gegen Preußen, sei seine Loosung, die Souverainetät von Hannover bleibe unabänderlich sein Ziel, so sei sein Plan, so habe er's beschlossen, und anders werde er es durchaus nicht thun."

Nun hatte freilich die Bürgerdeputation einen genügenden Bescheid. Es war ein Verhängniß; aber selbst die Klügsten konnten es nicht abändern, weil einmal alles in monarchischen Staaten von dem Fürsten abhängt; für Preußen und Deutschland war der Trotz Georgs von Hannover ein wahres Glück, und vielleicht war derselbe sein bestes Verdienst um Deutschland.

Nachdem die Deputation abgegangen war, schickte sich der König zur Abreise an. Er schien jetzt erst die Gefahr zu erkennen, und nach allem, was man sah, waren die Maßregeln, die man wegen der unvermeidlichen Invasion der Preußen ergreifen mußte, ganz vernachlässigt worden. Jetzt erst begann man Magazine und Waffendepôts zu räumen. Man hatte kein Fuhrwerk in Bereitschaft gestellt. Es mußte von den Oekonomen requirirt werden, und „selbst Droschkenpferde mußten Kanonen ziehen.“ An die Einsetzung einer Landesverwaltungsbehörde wurde gar nicht gedacht. Ueberstürzung brachte alles in Verwirrung. Vergaß doch der General von Tschirschnitz bei seiner Abfahrt mit dem Könige sogar seinen Säbel! Glaubte man so viel Wunderbares, so glaubte er auch vielleicht Preußen ohne Waffen zu schlagen.

Die natürliche Folge ihres Verhaltens schien von der Regierung jetzt, viel zu spät, erst begriffen zu sein. Es war kein Plan für das weitere Verhalten entworfen, und die Verwirrung erreichte daher den höchsten Grad. Man hätte das Einrücken der Preußen voraus wissen können, and doch war man jetzt durch dasselbe völlig überrascht. In der gänzlichen Rathlosigkeit überließ man die Räumung der wichtigsten Objecte, der Magazine und Archive, den unberufensten Händen, und trunkene Leute trugen Schriften und andere Dinge dahin, wohin sie nicht gehörten.

Nur mit einem Objecte war man vorsichtig gewesen, nämlich mit den königlichen Geldern, die, wie versichert wurde, eine Summe von 11 Millionen Thalern ausmachten. Sie waren bereits auf den Weg nach England gebracht, und auch ein großer Theil der Staatsgelder war vorsichtig der Hand der einrückenden Preußen entzogen worden.

Eine Proclamation, die an geistigem Werthe der Proclamation des Königs von Sachsen weit nachstand, verkündete am 17. Juni, als die Preußen bereits eingerückt waren, den Abgang des Königs Georg zu seinem Heere.

„Ich selbst verlasse Euch, sagte die Proclamation, aber ich lasse Euch meine Königin und meine Prinzessinnen zurück.“

Damit konnte leider den Hannoveranern nicht viel gedient sein.

Zur Besetzung Hannovers hatte Preußen ein Armeecorps unter dem Namen der „Mainarmee“ aufgestellt. Dieses Corps bestand aus drei Divi-

sionen (der 13. und 2 combinirten). An der Spitze des Corps befand sich als commandirender General der General der Infanterie Vogel von Falkenstein, ein umsichtiger, rascher und muthiger Führer. Die erste Infanteriedivision commandirte der Generallieutenant von Göben. Unter ihm befehligten die Generalmajors von Kummer und Freiherr von Wrangel. Die zweite Division war detachirt und wird später zur Erwähnung kommen. Die dritte Division wurde vom Generallieutenant von Manteuffel geführt und unter ihm befehligten die beiden Brigaden die Generalmajors von Flies und von Below. Die Artillerie des ganzen Corps bestand aus 16 Batterien und bei der Infanterie befanden sich die Truppen von Koburg-Gotha und Lippe, zusammen drei Bataillone.

Als die Kriegserklärung übergeben wurde (15. Juni), befanden sich die Divisionen Göben und Manteuffel noch nicht beisammen die Division des Generals von Manteuffel hatte zerstreut in Schleswig und Holstein gestanden; allein ihre Concentrirung kostete wenig Zeit und Mühe. Beide Divisionen, die des Generals von Göben und die erst zu formirende des Generals von Manteuffel, standen auf entgegengesetzten Seiten Hannovers, die erstere bei Minden an der Weser, also ganz im Süden, die andere über Hamburg, also ganz im Norden Hannovers. Die Division bei Minden, bei welcher sich der commandirende General Vogel von Falkenstein selbst befand, war von Hannover nur durch das bückeburg'sche Gebiet und eine hessische Enclave getrennt und konnte in der Hauptstadt des feindlichen Königreichs mit zwei mäßigen Märschen sein.

Kaum hatte der General durch den Prinzen von Ysenburg die Abweisung des preußischen Ultimatums erfahren, als er Marschordre ertheilte und rasch, aber mit derjenigen Vorsicht, die der Marsch in einem feindlichen Lande, über dessen Vertheidigungsanstalten keine sicheren Nachrichten vorliegen, erfordert, vorrücken ließ. Ein Husaren- und ein Kürassierregiment deckten die Kolonne, deren ganze Stärke etwa 12,000 Mann betrug. Am 17. Juni trafen die Truppen vor Hannover ein. Schon die Avantgarde wurde von den Hannoveranern freundlich begrüßt, und die ganze Haltung der Bewohnerschaft zeigte, daß das Volk mit seiner Regierung nicht eines Sinnes war. Offen hatte man nach dem Weggange des Königs ausgesprochen, daß ein Monarch, der sein Land im Stiche lasse, seines Landes unwerth sei. Die Stimmung war ohne Frage den Preußen günstig, und General Vogel von Falkenstein fand bei seinem Einzuge am Nachmittage nichts, was ihn daran erinnerte, daß er hier die Hauptstadt eines feindliche Staates betrete.

Bald nach seinem Einrücken ließ er eine Proclamation veröffentlichen,

welche mit kurzen Worten sagte, „das Verhalten der königlichen Regierung von Hannover habe es Preußen zur unerläßlichen Pflicht gemacht, sich dieses Staates zu versichern. Die Verwaltung des Staates solle den seitherigen Beamten, von denen er erwartete, daß sie sich in die veränderten Verhältnisse zu finden wissen werden, anvertraut bleiben. Was indessen hinsichtlich der Erhaltung seiner Truppen die Kriegsregel mit sich bringe, könne er den Bewohnern des Landes nicht erlassen, wenngleich sie wohl am wenigsten die Lage verschuldet haben, in welche Hannover zum Bedauern Preußens gekommen sei.“

So entgegenkommend sich auch überall die Bewohner zeigten, thaten es doch die Behörden keineswegs. Bei ihnen spielte die Gesinnung der Regierung ihre Rolle, und General von Falkenstein erkannte bald, daß es hier einen starken Trotz zu brechen gelte. Ueberall stieß er auf Protest, zuerst bei dem Stadtcommandanten Generallieutenant Weste, der zwar seine amtliche Gewalt übergab, aber erklärte, daß er die Maßregeln Preußens für bundeswidrig halte und eben nur der Gewalt nachgebe. Allein der Krieg war nunmehr eingetreten, die Zeit mit Worten zu kämpfen war vorüber, und so ließ man sich preußischer Seits durch Proteste durchaus nicht beirren.

Fast eben so schnell wie an den commandirenden General Vogel von Falkenstein war auch an den Generallieutenant von Manteuffel die Nachricht von der Abweisung des preußischen Ultimatums gelangt. Die Hälfte der Truppenmasse, die bisher Schleswig und Holstein besetzt gehalten hatte, stand bereits am 15. Juni an der Elbe bei Altona gesammelt und die andere Hälfte war nur um einen Tagesmarsch zurück. Das preußische Kriegsministerium zog ohne Bedenken bis auf sehr wenige kleine Garnisonen alles aus Schleswig und Holstein heraus. Was war auch zu fürchten? Dänemark war auf mehr als einige Jahre durch seine Niederlagen zur Ruhe verwiesen, und die Gesinnung der Schleswig-Holsteiner, wie sehr auch durch Oesterreich preußenfeindlich bearbeitet, verdiente Vertrauen.

In der Mittagsstunde ging die betreffende Nachricht ein, und sofort gab der Generallieutenant von Manteuffel Befehl zum Uebersetzen der Truppen. Die Fahrzeuge standen in Bereitschaft, theils preußische Kanonenboote, theils Privatdampfer und Fähren. Man durfte den Act nicht mit schwacher Kraft angreifen, wenn man ihn schnell beenden wollte, denn an der Stelle, wo der Uebergang geschah, hat die Elbe eine Breite von anderthalb Meilen. Aber die Anordnungen waren zweckmäßig. Zwölf Einschiffungspuncte erleichterten die Aufnahme der Truppen, und die Verkoppelung der Transport- mit den Dampfschiffen schien einexercirt. Mit zwei Ueberfahrten stand die ganze erste Hälfte der Division, 6000 Mann In-

fanterie, ein Cavalerieregiment und eine Artillerieabtheilung auf hannöverschen Boden, wo sofort der Abmarsch auf Harburg erfolgte. Am andern Tage wurde die andere Hälfte der Division übergesetzt, und so standen am 16. Juni 15,000 Preußen im Norden des Königreichs Hannover, während den Süden eine ziemlich eben so starke Truppenmasse besetzt hielt.

Nach seinem Einmarsche veröffentlichte Generallieutenant von Manteuffel eine Proclamation, in der er eine genügende Erklärung gab. Seit Wochen, sagt die Proclamation, habe der König von Preußen sich bemüht mit dem König von Hannover eine Verständigung zu erreichen, die dem Lande die Last des Krieges ersparen gesollt. Allein von Seite der hannöverschen Regierung sei jedes Entgegenkommen zurückgewiesen worden. Preußen könne aber bei dem bedeutsamen Kampfe gegen Oesterreich einen Feind im Rücken nicht lassen, ohne sich ernste Gefahr zu bereiten. Es besetzte daher Hannover. Aber er wisse die brave Bevölkerung von der feindseligen Regierung zu unterscheiden und werde jene eben so schonen, als er diese nicht schonen dürfe."

Wie wenig Verständniß man auch in diesem nördlichen Winkel Hannovers für solche Auseinandersetzungen haben mochte, so fügte man sich doch gern in das, was geschah, weil man den Grund nicht einsah, aus dem man sich dem hätte widersetzen sollen. Der einzige Wunsch, den man zu hegen schien, war der, daß die Gäste bald wieder abfahren möchten, und dieser Wunsch ging schnell genug in Erfüllung: der Generallieutenant von Manteuffel eilte, sich mit dem commandirenden General von Falkenstein zu vereinigen, um die hannöversche Armee aufzusuchen und zu entwaffnen, ehe sie Gelegenheit fände, sich mit einem größeren Feinde zu vereinigen. Am 18. Juni begrüßten sich von Falkenstein und von Manteuffel in Hannover, und begannen ihre Operationen gegen die hannöver'sche Armee.

24.

Eroberung der Strandfestungen Stade, Bremerhaven und Emden.

So viel sich auch Preußen in den letzten Jahren gemühet hatte, durch den Bund eine Flotte für die norddeutschen Gewässer zu schaffen, so waren

alle seine Bemühungen durch die Eifersucht Hannovers zu nichte gemacht worden. Dergestalt sah sich Preußen endlich gezwungen, eine Flotte für eigene Rechnung herzustellen, und es war nun eine eigenthümliche Fügung, daß Hannover den ersten ernsten Schlag durch Preußens junge Seemacht erhielt.

Derselbe Theil der preußischen Flotte, welcher zum Ueberbringen der Division Manteuffel auf hannöver'sches Gebiet Hilfe geleistet, machte sich sofort fertig, einen zweiten nicht minder wichtigen Dienst zu leisten. Es mußte, alle Fälle voraussehend, der preußischen Regierung daran liegen, die Mündung der Elbe in ihrer Gewalt zu haben. Dieses Zweckes halber mußte auf jeden Fall die hannöver'sche Strandfestung Stade genommen werden. Es scheint, daß man über alle Verhältnisse der Festung, deren Besatzung etwa 500 Mann betrug, aufs Genaueste unterrichtet war, denn wäre dies nicht gewesen, so würde man sicher für den Angriff eine größere Macht aufgewendet haben, als aufgewendet worden ist. Der Flotte war der erste Schlag überwiesen, denn zunächst mußte die Strandbatterie unschädlich gemacht werden. Es waren beisammen das Panzerschiff Arminius, Aviso Loreley und die Kanonenboote Cyclop, Tiger, Blitz, Basilisk und Wolf.

Stade ist eine Stadt von 10,000 Einwohnern, in den Jahren 1755 und 1816 stark befestigt, zwar eine halbe Stunde von der Elbe entfernt, aber durch Uferbatterien von der Stromseite geschützt und in den Stand gesetzt, den Strom weit hin zu beherrschen.

Wie viel oder wenig Stade auch zu bedeuten haben mochte, es sollte erobert werden, um so mehr als sich das Gerücht verbreitet hatte, daß es auf Anlaß Oesterreichs im Hinblick auf Holstein zu einem Waffenplatze erster Classe erhoben werden solle. Wenn aber auf derartige Sagen wenig Werth zu legen war, so war es doch gegen die Regeln der Kriegführung, eine Festung im Rücken zu lassen, die ohne großen Zeitaufwand genommen werden konnte. Genug, General von Manteuffel beschloß Stade wegzunehmen.

Am Abend des 16. Juni gingen das Panzerschiff Arminius und das Kanonenboot Cyclop, eine Anzahl von Transportfahrzeugen im Schlepptau, nach Stade ab, und obschon das Kanonenboot auflief und nicht sogleich flott gemacht werden konnte, langte doch das andere mit allen Booten glücklich an, überfiel mitten in der Nacht die achtschlündige Strandbatterie von Brunshausen, setzte sie durch Vernagelung außer Gefecht, hob das Zollamt von Brunshausen auf, führte das Schiff des Zollamtes ab und überließ es nun dem unterdessen wieder flott gewordenen Kanonenboote die entferntere Strandbatterie von Grauenort zu demoliren. Dergestalt war Stade im

Verlaufe von kaum zwei Stunden seiner Strandwerke beraubt. Dieser kühne Ueberfall, ausgeführt nur von Seeleuten und geleitet vom Capitain Werner und Capitainlieutenant Ulfers war die erste That dieses Kriegs. Seltsam genug, daß Preußen die Reihe seiner glänzenden Kriegsthaten mit seiner Marine begann, die doch, einem kaum geborenen Kinde gleichend, die schwächste seiner Waffen war. Seltsam auch, daß Hannover gerade von der preußischen Marine seinen ersten Schlag erlitt, gegen die es so eifrig intriquirt hatte.

Uebrigens zeigte sich bei diesem ersten kriegerischen Acte die ganze Untüchtigkeit der Kleinstaaten. Nicht nur war die Strandbatterie von Grauenort in ganz unfertigem Zustande, sondern der von Brunshausen fehlten der Wachtposten und eine genügende Besatzung. Die wenigen Leute, welche sich in der Batterie befanden, konnten durchaus keinen Widerstand leisten. Alles was zu thun ihnen übrig blieb, war, daß sie nach Stade flüchteten und an die Commandantur Rapport über das Geschehene erstatteten.

Allein Stade war eine halbe Stunde entfernt und bis zum Eintreffen der Hilfe mußte daher, selbst wenn eine Mannschaft schon bereit gestanden hätte, wenigstens eine Stunde verstreichen. Nun säumte allerdings der Commandant nicht, eilend eine Compagnie zum Schutze der Strandbatterie und des Zollamtes abgehen zu lassen; allein die Kanonen waren längst vernagelt, die Batterie demolirt, Amtscassen und Zollkutter abgeführt und nichts war mehr zu schützen oder zu retten. Die preußischen Fahrzeuge zogen mit der ganzen Sicherheit des Bewußtseins ab, daß ihnen eine hannöversche Granate aus den demolirten Batterien nicht zu nahe komme.

Diese Beseitigung der Strandwehr machte es möglich nun Stade selbst anzugreifen, und das geschah in der folgenden Nacht von nur einem preußischen Bataillone mit Unterstützung der Mannschaft zweier Kanonenboote. Diese Boote, begleitet von einem Transportdampfer, führten das Bataillon, welches von dem Oberstlieutenant von Kranach befehligt wurde, vor Mitternacht nach Brunshausen ab, wo es um ein Uhr anlangte und sofort ausgeschifft wurde.

Erstaunlich war die Sorglosigkeit der Commandantur von Stade. Nicht nur war auch das Geringste noch nicht geschehen, die Strandbatterien wieder in Stand zu bringen; nicht einmal eine Besatzung, nicht einmal einen Wachtposten fand man in der Batterie oder sonst wo am Strande. Die Lehre von voriger Nacht war ganz unbenutzt gelassen worden, und der Verlust der Zollkasse und des Zollkutters hatte nicht einmal veranlaßt, dem Zollamte eine Schutzwache zu geben.

Das erleichterte natürlich das Vorhaben der Preußen. Kaum gesammelt, formirte der Oberstlieutenant von Kranach zwei Angriffscolonnen. Die

Matrosen hatten die Stelle der Pionniere zu vertreten, und 15 derselben wurden an die Spitze jeder Colonne gestellt. Sie waren mit Brechstangen versehen, denn man hoffte durch Aufsprengen der Stadtthore und kühnes Eindringen die Festung zu gewinnen.

Nun rückten beide Colonnen, eine hinter der andern, rasch, aber so geräuschlos als möglich vorwärts. Es durfte weder gesungen noch geraucht werden. Der Cyclop folgte zur Deckung auf dem Schwingeflusse, so weit es ohne Gefahr, sich fest zu fahren, ging.

Als der Weg sich theilte, trennten sich beide Colonnen, um zu gleicher Zeit den Angriff auf zwei Festungsthore zu unternehmen. Mißlang er hier, so mußte er dort gelingen.

In der Festung war alles ruhig. Man schien keine Ahnung von der drohenden Gefahr zu haben und hielt wahrscheinlich die Demolirung der Strandbatterien von voriger Nacht für einen berliner Witz.

So gelangte man unbemerkt bis auf Flintenschußweite an den Platz und einer Vedette, die wahrscheinlich auf dem Pferde geschlafen hatte, fast auf den Leib. Dieser Posten jagte nun mit Alarmgeschrei nach der Stadt, aber mit Marschmarsch heftete sich die Colonne, die mit ihm zusammengetroffen war, an die Hufen seines Pferdes, und wäre fast mit ihm zu gleich in das Thor eingedrungen.

Während nun in der Festung der Generalmarsch zu toben begann, tobten nicht minder die preußischen Matrosen an den Thoren mit ihren Brechstangen, und ehe noch von der Besatzung sich so viel gesammelt hatte, daß eine Vertheidigung der Thore möglich war, waren dieselben schon geöffnet. Nun drangen die preußischen Colonnen, zuerst die vom Oberstlieutenant von Kranach geführte, ein und wählten die Richtungen, in denen sie innerhalb der Stadt ihre Vereinigung erlangen mußten.

Inzwischen hatte sich von der Besatzung schon eine kleine Abtheilung gesammelt, sie trat mit anerkennenswerthem Muthe den Preußen ganz nahe am Markte entgegen, ein Theil offen in der Straße, der andere Theil gedeckt in den schnell aufgebrochnen Häusern. Dieser kleine Trupp hatte die Absicht die Preußen zu flankiren. Inzwischen war die zweite preußische Colonne auf den Markt gelangt und hinderte das weitere Sammeln der Besatzung, indem sie ihre Kugeln allseits durch die Straßen schickte.

Während dessen war es zwischen der Colonne des Oberstlieutenants von Kranach und den zuerst gesammelten hannöverschen Truppen doch zu einem ernsten Kampfe gekommen. Das preußische Zündnadelschnellfeuer war vielleicht weniger schrecklich als es schrecklich schien, weil die Menge der Schüsse diejenigen, die die Thätigkeit des Zündnadelgewehrs nicht kannten,

glauben machte, daß das Feuer nicht von einem Bataillon, sondern von mehren Regimentern ausgehe.

Der hannöver'sche Commandant selbst schien gänzlich getäuscht zu sein. Da der Feind in der Stadt selbst war, konnte von einer regelmäßigen Vertheidigung gar nicht mehr die Rede sein. Die Preußen durch einen Straßenkampf hinauszuwerfen, war sehr zweifelhaft, da man sie in entschiedenster Ueberlegenheit vor sich zu haben glauben mußte, und mindestens würde es einen Kampf auf Leben und Tod ohne verbürgtes Ende erfordert haben. Er bot daher ohne Bedenken die Capitulation an, die vom Oberstlieutenant von Kranach natürlich ebenso ohne Bedenken genehmigt wurde. Die Besatzung erhielt freien Abzug mit Ehren, aber ohne Schußwaffen, und die Festung mit vollständiger Armatur mußte in den Händen der Sieger gelassen werden.

Die Armatur betrug 8 gezogene Zwölfpfünder, 7 ebensolche Vierundzwanzigpfünder, 8 Haubitzen, 6 Mörser, und das Arsenal enthielt 14,000 neue gezogene Infanteriegewehre, Lafetten, Seitengewehre, eiserne Kanonen, viele Voll- und Hohlkugeln, 2000 Centner Pulver, 1,000,000 Patronen, Cavaleriegeräthe, 11,600 wollene Decken ꝛc. Nicht weniger wohlgefüllt war das Magazin.

Die Eroberung von Stade war für Preußen von viel größerer Wichtigkeit, als man voraus annahm. Die Flotte wurde dadurch in den Elbgewässern frei und der Norden Hannovers ein gesichertes Terrain für große Militairarrangements, die dann nothwendig wurden, wenn der Krieg im Süden einen ungünstigen Verlauf nahm, oder gar Dänemark die Gelegenheit benutzte, um Schleswig-Holstein zurück zu erobern.

Der Fall von Stade ermuthigte sofort auch die Weserfortifikationen in Angriff zu nehmen, welche aus mehren starken Batterien und einem Fort bestanden. Das Panzerschiff Arminius und zwei Kanonenboote gingen trotz der stürmischen Witterung schleunig dahin ab und erreichten die Höhe von Bremerhaven am 19. Juni im Nachtdunkel. Man mußte auch hier sich durch Ueberfall in Besitz der Objecte setzen, weil eine Beschießung unvermeidlich die Stadt beschädigt haben würde.

Kaum hatte der Marinecapitän Werner den Angriff arrangirt, als die Meldung einging, daß die hannöverische Besatzung nach dem Fall von Stade kein Bedenken getragen habe, die Weserfortificationen schleunig zu verlassen und südwärts auf die hannöver'sche Armee abzumarschiren.

Dergestalt wurden die Weserfortificationen ohne einen Schuß in Besitz genommen und 41 Geschütze mit bedeutendem Kriegsmaterial fielen in die Hand der Angreifer. Durch die Herrschaft auf Weser und Elbe gewannen

die Preußen die vollste Gewalt im Norden von Hannover und man begriff entweder die Feigheit der hannöver'schen Truppen oder die Einsicht des hannöver'schen Kriegsministeriums nicht, sofern dieses eine ernste Vertheidigung jener wichtigen Objecte für überflüssig gehalten hatte. Wie lange waren schwache Werke oft von geringer Besatzung gegen große Uebermacht vertheidigt worden! Man glaubte an Erfolge, wie sie die preußischen Waffen errangen, durchaus nicht, wußte auch, daß Preußen gerade im Westen Deutschlands die geringsten Machtmittel habe; und opferte doch jene Objecte mit einer Bereitwilligkeit, die gar nicht liebenswürdiger hätte gefunden werden können.

Damit war indessen die Aufgabe der preußischen Marine noch nicht erschöpft. Jenseit der Weser befindet sich oldenburgisches Gebiet. Das Großherzogthum Oldenburg dehnt sich längs der Weser als ein Oval von dem Westphälischen bis zur Nordsee hinab, jenseit desselben aber zieht sich noch ein großer Streifen Hannovers von Süden nach Norden.

Wenn Preußen nun auch Oldenburg, dessen Politik stets eine einsichtsvolle und treue gewesen war, vollkommen trauen durfte, so durfte doch auch dieser abgelegene Winkel Hannovers nicht ungesichert im Rücken des kriegerisch operirenden preußischen Heeres bleiben. Dieser entfernte Zipfel Hannovers, jenes Ostfriesland, welches ehedem Preußen gehört hatte und vorher lange Zeit Preußen durch die Rivalität Oesterreichs streitig gemacht worden war, wird von der Ems durchströmt, und die Fortificationswerke der Emsmündung sind die beherrschenden Positionen dieser hannöver'schen Provinz. Aber diese Fortificationen, deren Hauptpuncte vor Emden liegen, waren darum wichtig, weil sie sich im Rücken des Jahdebusens, des einzigen preußischen Kriegshafens und Stationsplatzes der preußischen Flotte, befanden.

Wie wichtig oder unwichtig aber auch dieses maritime Object war, beschlossen war, es nicht in feindlicher Hand zu lassen, desto weniger, da die Befestigungen von Emden als der Schluß der Küstenfortificationskette von Hannover betrachtet werden mußte, und also das Eroberungswerk nicht vollendet gewesen sein würde, wenn die Werke der Ems nicht genommen wurden.

Die Wichtigkeit der Werke von Bremerhaven nöthigte, vor allem ein Avis nach Altona abzufertigen und einige Fahrzeuge und Mannschaften, die die Weserwerke besetzen konnten, nachkommen zu lassen. Nachdem dergestalt diese Werke genügend gesichert waren, dampften der Aviso Loreley mit 120 Pferdekraft und armirt mit 2 gezogenen Zwölfpfündern und das Kanonenboot Tiger von 60 Pferdekraft mit 2 gezogenen Vierundzwanzigpfündern nach der Ems ab. In der That gehörte eine echt preußische Kühnheit dazu

mit 4 Kanonen und einer geringen Matrosenzahl, ganz ohne Landtruppen gegen vielleicht beträchtliche Strandwerke anzurücken.

Am 21. Juni gingen beide Fahrzeuge mit einigen Hilfsbooten ab, zogen auf der mitten im Emsbusen liegenden Insel Borkum Erkundigungen ein, versicherten sich in Eile dieser Insel, und gingen dann schräg über dem Busen in die sogenannte Knock, wo sich eine Batterie von 6 schweren Geschützen befand. Auch hier kennzeichnete die unbegreiflichste Sorglosigkeit das kleinstaatliche Kriegswesen. Die Batterie war unbesetzt und unbewacht. Es kostete daher den Angreifern gar keine Mühe, sie unschädlich zu machen.

Die Boote gingen nun gegen Emden hinauf. Das Ziel, zwei Meilen entfernt, wurde trotz des unsichern Fahrwassers ohne Unfall sehr rasch erreicht. Die Werke von Emden waren besetzt und vertheidigungsfertig. Indessen trug der Commandant Oberstlieutenant von Freitag Bedenken, einen Kampf anzunehmen, der nach dem Falle der Werke von Stade und Bremerhaven ganz nutz- und erfolglos gewesen sein würde. Was sollte auch Emden durch seine Vertheidigung noch zu gewinnen haben, wenn das ganze übrige Königreich Hannover bis auf einen kleinen südlichen Winkel schon verloren war? Zudem standen dem Oberstlieutenant von Freitag Fahrzeuge gar nicht zu Gebote.

Dergestalt capitulirte derselbe auf gleiche Bedingungen wie der Commandant von Stade und übergab Emden mit Armatur, (23 Geschützen) Arsenal und Magazin. In Folge davon fiel sogleich auch die Strandbatterie von Petkum mit 8 Geschützen. Alles Regierungseigenthum wurde in Beschlag genommen. Der überraschenden Schnelligkeit der Preußen wurde selbst das Privatschiff der hannöver'schen Königin zur Beute, welches hoch oben auf der Ems bei Leer lag. Wo irgend man Besatzungen fand, wurden sie aufgehoben, entwaffnet und der gemeine Mann in seine Heimath geschickt, dem Offizier dagegen das Ehrenwort abgenommen, eine gewisse Zeit keinen Waffendienst gegen Preußen zu leisten.

Nachdem dergestalt das ganze Küsten- und untere Emsgebiet der Vertheidigung beraubt worden, kehrten die beiden Schiffe nach der See zurück und nahmen noch von der als Badeort berühmten Insel Norderney Besitz, auf welcher sich nicht unbeträchtliches Regierungseigenthum befand.

In kaum anderthalb Wochen waren diese Unternehmungen der jungen preußischen Marine beendet. Sie verschafften Preußen eine freie Bewegung in den nördlichen Gewässern und konnten daher leicht die größte kriegerische Wichtigkeit gewinnen. Sie waren aber auch sofern von Wichtigkeit, als sie Hannover in seiner nördlichen Hälfte gänzlich seiner Wehrkraft beraubten und bei einem etwaigen Rückzuge der geschlagenen hannöver'schen Armee nach diesem Gebietstheile dieser keinen Anhalt ließen.

25.

Der Untergang der hannöver'schen Armee.

Unbekümmert um das, was die Flotte that, jedoch mit Zurücklassung der Mannschaften, die die von der Flotte eroberten oder zu erobernden Objecte besetzen mußten, rückte der Generallieutenant von Manteuffel mit seiner Division nach Süden. Die vielfache Beschädigung der von Harburg über Lüneburg, Uelzen und Celle führenden Eisenbahn wurde schnell beseitigt und die Translocation ging so rasch von statten, daß die ersten Truppen der Division bereits am 19. Juni in Hannover anlangten.

Unterdessen hatte sich die hannöver'sche Armee in größter Unordnung bei Göttingen, also im südlichsten Winkel des Landes gesammelt. Bei ihr befanden sich der Kronprinz und König. Beide befanden sich stets zu Pferde, was immerhin für einen Ausdruck ritterlichen Gefühls namentlich beim Könige gelten mußte, welcher bekanntlich vollkommen blind ist, und dessen Pferd daher von einem Adjutanten geführt werden mußte. Der eigentliche Befehlshaber der hannöver'schen Armee, deren Stärke 19,000 Mann mit 56 Geschützen betrug, war der General Arentschild.

Der Plan des hannöver'schen Kriegsministeriums glich ganz dem sächsischen Plane. Man wollte die Armee aus dem Lande führen und mit den Freunden, (hier mit den Baiern) vereinigt zurückkehren, um die Eroberer wieder hinaus zu werfen. In Sachsen mochte ein solcher Plan noch vernünftige Gründe und genügende Rechtfertigung haben, auf keinen Fall aber in Hannover, wo Preußen mit einer großen Macht nicht auftreten konnte, und das hannöver'sche Gebiet von dessen eignen Truppen im schrittweisen Zurückgehen so lange hätte vertheidigt werden können, bis es zu der gehofften schnellen Entscheidung auf dem böhmischen Kriegstheater gekommen war.

Da man nun um jeden Preis Baiern erreichen und sich mit dessen Armee vereinigen wollte, so wurde die hannöver'sche Armee auf Heiligenstadt dirigirt, welches im südöstlichen Winkel der nordöstlichen Hälfte Preußens auf einem von einer Masse von Kleinstaaten umgebenen Gebiete liegt. Statt des sicheren, aber weitern Wegs durch Hessen, wollte man den directen durch Koburg-Gotha führenden Weg nach Baiern nehmen, und man hatte sich bereits mit dem Generalissimus der Reichsarmee, dem Prinzen Karl von Baiern dahin geeinigt, daß die baierische Armee, um diesen Durchbruch zu erleichtern, der hannöver'schen bis ins Koburg-Gothaische Gebiet entgegenrücken sollte.

Aber General Vogel von Falkenstein hatte ein Wort dabei mit zu sprechen. Seine zweite Division befand sich im Kurfürstenthum Hessen, also in der Flanke der hannöver'schen Marschkolonne. An ihrer Spitze stand der Generalmajor von Beyer, ein nicht minder entschlossener als gelehrter Führer, der in dem Mischmasch von kleinen deutschen Unglücksstaaten, alle die der hannöver'schen Armee für ihr Entschlüpfen sich darbietenden Vortheile zu vereiteln verstand. Ueberhaupt führten die Mainarmee ausgezeichnete Generale. So z. B. war General von Göben ein Führer, von dem man nicht sagen durfte, er habe im Frieden den Krieg verlernt. Ein geborner Hannoveraner, trat er, noch ein Jüngling, in das preußische Heer (1824), mehr wohl um dessen Taktik und Einrichtung zu studiren, als um sich eine Carriere zu bereiten. Denn schon nach wenigen Jahren ging er nach Spanien, wo die Revolution mit vollen Flügeln schlug. Hier trat er unter Cabreras Fahne, gleichsehr um seinem Thätigkeitsdrange zu genügen, als um den Gebirgskrieg in der Praxis zu studiren. Der kleine Krieg ist der beste Lehrmeister des großen. Er lehrt Kühnheit, schnelles Orientiren und Ergreifen der sich darbietenden Vortheile. Davon gab General von Göben, — denn längst war er wieder nach Preußen zurückgekehrt — vor Düppel einen Beweis, wo er die Dänen aus ihrer Hauptposition (Schanze Nr. 4) in einer Weise warf, als ob er eben mit dem Feinde nur spiele. An seinen schnellen Sieg konnten und mußten sich nun ebenso schnell alle weiteren Erfolge reihen.

Unter dem Generalmajor von Beyer wurden die drei Brigaden von den Generalmajoren von Glümer, von Schachtmeyer und von Schwerin befehligt. General von Beyer stand mit dem commandirenden General von Falkenstein in engster Verbindung, und obschon getrennt, waren ihre Bewegungen doch aufs Genaueste berechnet.

Indessen hing doch, obschon man wußte, daß die Hannoveraner Hessen und den thüringer Wald nicht durchbrechen konnten und also die gerade Straße über Langensalza einhalten mußten, noch alles von Recognoscirungen und Voraussetzungen ab.

Inzwischen hatte die hannöver'sche Armee Heiligenstadt am 21. Juni erreicht. General von Arentschild proclamirte, er werde, der Humanität des Jahrhunderts entsprechend, das bürgerliche Eigenthum nicht verletzen, dagegen das Regierungseigenthum nicht schonen, und mache es der Bewohnerschaft zur Pflicht, für die Verpflegung seiner Truppen zu sorgen. Dabei versagte sich Herr von Arentschild die Freude nicht, die Politik Preußens, als eine höchst arrogante, zu geißeln; auch zögerte er, des glücklichsten Erfolgs gewiß, gar nicht mit der Beschlagnahme der königlich preußischen Amtskassen.

Bei der Schwäche pflegt auch die Verblendung nicht zu fehlen, und

gewiß hat der Herr General von Arentschild daran gar nicht gedacht, daß ganz Hannover schon in preußischer Hand war, und daß auch seine Armee binnen wenigen Tagen ihre Rolle ausgespielt haben könne.

Während nun der General von Beyer der Weisung folgte, den Hannoveranern die Werra zu sperren und ihnen den Abzug nach Baiern zu verlegen, concentrirte General von Falkenstein seine Truppen, um dem weichenden Feinde nachzugehen, der indessen vor denen durch seinen Vorsprung, ziemlich sicher war. Doch wurde ihm südwärts vom General von Beyer wenig Hoffnung auf ein Durchkommen gelassen, es wäre denn gewesen, daß er sich den Durchgang erzwungen hätte.

General von Beyer hatte auf hessischem Gebiete die Werraübergänge sehr stark besetzt. Hier würden die Hannoveraner auf die Hauptmassen seiner Division gestoßen sein. Oestlich Gothas sperrte die Festung Erfurt das Terrain. Es blieb dergestalt nur der Raum zwischen Gotha und Eisenach für den Durchgang. Auch diesen zu sperren, war bereits am 20. Juni der Oberst von Fabeck, der die beiden koburg-gothaischen Bataillone commandirte, verstärkt durch 3 Landwehrbataillone, 1 Schwadron und Batterie der Festung Erfurt, beordert worden, bei Eisenach Stellung zu nehmen.

Sobald das hannöver'sche Obercommando davon Nachricht erhalten, veränderte es seinen Marschplan dahin, daß bei Gotha der Durchgang stattfinden sollte. Sofort ging Oberst von Fabeck nach Gotha zurück, und da gleichzeitig 2 Bataillone des 4. Garderegiments angelangt waren, so wurde diesen nun der Posten bei Eisenach gegeben. Doch war diese Truppenchaine viel zu schwach, einer Armee von fast 20,000 Mann Widerstand zu leisten; darum hatte der commandirende General von Falkenstein 1 Regiment und eine halbe Batterie der manteuffel'schen Division auf der Eisenbahn über Magdeburg und Worbis zur Verstärkung abgeschickt.

Aber auch jetzt noch stand der preußischer Seits vorhandene Kraftaufwand weit unter dem Verhältniß. Es konnte daher die Aufgabe des Cordons durchaus nicht sein, die hannöver'sche Armee zu überwältigen, sondern nur sie aufzuhalten, bis der General Vogel von Falkenstein mit dem Gros seines Corps angelangt sein würde.

So mußte denn den Hannoveranern alles darauf ankommen, ihren Durchbruch früher auszuführen. Verheimlichten und beeilten sie ihre Märsche, so konnten sie höchstens mit einigen Bataillonen zusammen treffen, die doch von einer ganzen gut organisirten Armee bald über den Haufen geworfen sein mußten.

Allein das Obercommando litt an der Vertrauenslosigkeit, die dem

Militairwesen kleinerer Staaten eigen zu sein pflegt. Man wollte sich nicht selbst retten, sondern durch Bundesgenossen retten lassen, und hatte zu diesem Zwecke den Archivrath Onno Klopp nach Bamberg zu dem Prinzen Karl von Baiern, Oberbefehlshaber des baierischen Heeres und der deutschen Bundesarmee, mit dem Verlangen geschickt, ein angemessenes baierisches Corps schleunigst den Hannoveranern zu Hilfe zu senden.

Ungeachtet früherer Zusage, sprach der baierische Prinz seine Verwunderung aus, daß die gesammte hannöver'sche Armee, sich für zu schwach halte den preußischen Cordon zu durchbrechen. Doch, wenn er die Detachirung einer Hilfsarmee verweigerte, so war es ein genügender Grund, daß er sich dadurch in den noch unfertigen Arrangements sehr derangirt haben würde. Jenes Einwands ungeachtet setzte das hannöver'sche Obercommando die Unterhandlungen fort und hielt seine Hoffnung auf die endliche Ankunft der Baiern fest.

Während dessen rückten die Hannoveraner, langsam genug, vom 22. bis 24. Juni von Heiligenstadt über Mühlhausen und Groß-Gottern nach Langensalza. Ueberall hielten sie sich mit Zerstörung der Telegraphen und Bahnen auf, um die Nachkunft der preußischen Hauptmacht unter dem General Vogel von Falkenstein zu hindern. Ihr Suchen nach preußischen Amtskassen zeigte zur Genüge ihre feindliche Gesinnung, die insofern etwas räthselhaft war, als der König Georg den Schein, mit dem berliner Cabinet ein friedliches Abkommen treffen zu wollen, angenommen hatte. Seinerseits bezweckten die gepflogenen Unterhandlungen nichts weiter als Zeitgewinn, und das sah man deutlich genug aus dem Verhalten der hannöver'schen Truppen.

Aber eben daß man die Zeit in der Erwartung der baierischen Truppen versäumte, wurde den Hannoveranern verderblich. Am 24. Juni, als das falkenstein'sche Corps noch drei Tagemärsche entfernt stand, war die hannöver'sche Armee in und bei Langensalza vollständig gesammelt. Sie bestand aus 16,000 Mann Infanterie, 24 Schwadronen Reiterei und 56 Geschützen. Sie wurde von einem ungeheuren Nachzuge von Packfuhrwerk belästigt und in ihren Bewegungen gehemmt. Selbst Train- und Pontonzüge waren über Gebühr stark; dabei befanden sich die Marställe des Königs und Kronprinzen und ein ungeheurer Troß von Dienern und Weibern, weil Viele das Vaterland sobald nicht wieder zu betreten fürchteten.

Während der Truppenbewegungen waren ohne Unterbrechung Unterhandlungen gepflogen worden.

Nachdem dem Könige Georg von Hannover am 20. bereits gemeldet worden, daß ihm der Weg so verlegt sei, daß er sicher einen Ausgang

nicht finde, und nachdem ihm nochmals mit mildesten Bedingungen ein Antrag zur Neutralität vergebens gemacht worden war, wurde nunmehr Waffenstreckung gefordert. Bei der sehr milden Gesinnung des Königs Wilhelm von Preußen wäre immer noch ein für Hannover günstiges und ehrenvolles Uebereinkommen möglich gewesen.

Allein der österreichische Gesandte Graf Ingelheim erdrückte jeden versöhnlichen Gedanken des hannöver'schen Königs mit den den österreichischen Cabinetszungen so geläufigen Zusicherungen und Versprechungen. Der Schutz des Kaisers, den der Herr Gesandte mit größtem Nachdruck versprach, erschien — obschon er ein so völlig nichtiges Ding war — dem kleinen Könige so groß, daß ihn andere Rathschläge, die ihm namentlich auch vom Kronprinzen zu Theil wurden, nur erzürnen konnten. Wenn er sich doch auf die preußischen Anträge einließ, so geschah es nur, um für die erwartete Ankunft der Baiern Zeit zu gewinnen, und so hatte auch die nochmalige Absendung eines Offiziers an den Herzog Ernst von Koburg-Gotha, der die Rolle eines Vermittlers übernommen hatte, in Wahrheit keinen andern Zweck, als die Stärke und Stellung der zwischen Gotha und Eisenach befindlichen preußischen Truppen zu erkunden.

Am 24. Juni standen die Verhandlungen wieder so, daß Preußen dem Könige von Hannover Land und Souverainetät gegen bloße Neutralstellung in diesem Kriege zugestehen wollte. Mit Recht aber verlangte Preußen für die Zusicherung des Königs Georg, dessen Zuverlässigkeit nunmehr freilich sehr zweifelhaft schien, bestimmte Garantie.

Auch hierbei spann man hannöver'scher Seits die Unterhandlung möglichst weit aus, und als der preußische Generaladjutant von Alvensleben und Herzog Ernst von Gotha das Ziel erreicht zu haben glaubten, erklärte König Georg, seine Neutralität unter — keinerlei Garantie stellen lassen zu können.

Gleicher Zeit rückten hannöver'sche Truppen nach Mechterstädt und Sattelstädt vor. Das Gros folgte, und alle Anstalten wurden getroffen, den Durchgang zu erzwingen. Sofort indessen versetzte General von Beyer das Terrain mit Truppen, und die vordringenden Hannoveraner wurden von dem preußischen Feuer zurückgewiesen.

Und doch gewährte man dem König Georg noch 24 Stunden Bedenkzeit und einen Waffenstillstand. Allein derselbe kam immer wieder darauf zurück, freien Abzug ohne Verbindlichkeit für sich und seine Armee zu fordern, und als ihm endlich begreiflich geworden, daß eine solche Forderung auf keinen Fall von Preußen zugestanden werden könne, so wollte er zwar die Verpflichtung ein Jahr lang gegen Preußen nicht zu kämpfen genehmigen,

aber die Freiheit behalten, am Kampfe gegen Italien Theil zu nehmen. Es ist sehr begreiflich, daß Preußen zwischen sich und seinem Bundesgenossen einen Unterschied nicht machte und diese Forderung entschieden abwies.

Nun aber war auch das berliner Cabinet der hannöver'schen Unterhandelei herzlich müde. Es sah, daß König Georg, nur der plumpen List des österreichischen Gesandten diente, und man beschloß umsomehr die schnellste Entscheidung zu fordern, als durch die Nähe des Generals Vogel von Falkenstein die nöthige Kraft zum Schlagen gewonnen war und die Operation in Böhmen es wünschenswerth machte, den Kampf im westlichen Deutschland zu beenden oder wenigstens zu vereinfachen.

Da nun am 26. Juni die vollste Gewißheit erlangt war, daß mit dem König Georg zum Ziele nicht zu gelangen sei, zugleich fälschlich die Nachricht einlief, daß die Baiern nahen, so wurde beschlossen, schleunig zum Angriffe zu schreiten. Das hätte am 28. Juni geschehen müssen, weil die Truppen des Commandirenden Generals von Falkenstein noch größten Theils auf dem Marsche sich befanden, auch vor dem Kampfe wenigstens einer kurzen Ruhe bedurften. Leider entspann sich der Kampf schon am 27., als die preußischer Seits vorhandenen Streitkräfte noch ungenügend waren. Die Folge davon war begreiflicher Weise die viel größere Hartnäckigkeit des Kampfes und das weit umfänglichere Blutopfer. Daß die Hannoveraner sich ihren Feinden gewachsen fühlten und der Wahn ihren Durchgang zu erkämpfen ihre Ausdauer erhöhete, war für beide Theile verhängnißvoll.

Mit den über Magdeburg auf die gotha-eisenacher Vertheidigungslinie gesendeten Truppen der Division Manteuffel war als Commandeur der Cavaleriegeneral von Flies eingetroffen und hatte bei Waltershausen am 25. Juni Stellung genommen, rückte alsbald aber bis Warza und Henningsleben vor, wo er Fühlung mit dem Feinde fand. Zugleich hatte General von Göben ihm zur Seite von Waltershausen bis Eisenach Stellung genommen, während General von Beyer die Werraübergänge und Werrabahn, der Oberst von Fabeck aber Gotha besetzt hielten.

General von Flies verfügte über etwa 7000 Mann Infanterie und 240 Mann Cavalerie mit 16 Geschützen. Die Unterstützung des Generals von Göben und Obersten von Fabeck machten dieses Corps stark genug, sich mit dem Feinde zu messen, und vom Commandirenden General von Falkenstein ging denn auch die Ordre ein nunmehr die hannöver'sche Armee anzugreifen und sie ihm entgegen zu werfen. Zum Unglück fand das falsche Gerücht, daß die baierische Armee eben in Begriff sei, den thüringer Wald zu überschreiten, Glauben und veranlaßte den General von Göben, nach Gerstungen zurückzugehen und südwärts Stellung zu nehmen, so daß General

von Flies dessen Unterstützung verlor und nur eben die paar gothaischen Bataillone des Obersten von Fabeck zur Hand behielt. Von Seiten der Generale von Falkenstein und Manteuffel, die noch ziemlich entfernt standen, durfte er durchaus Beistand nicht erwarten.

Nach sechs Uhr Morgens am 27. Juni rückten die preußischen Truppen westwärts zu, um die Chaine zu verengen. Sie berührten bei Wiegleben und Aschera die hannöver'schen Vorposten. Nachdem die Bataillone von Gotha sich angeschlossen, rückte General Flies Morgens acht Uhr gegen Langensalza an.

Die Hannoveraner hatten vor Langensalza eine höchst vorzügliche Stellung genommen. Ihr Hauptpunct war Merxleben mit seinem beherrschenden Kirchberge. Bei Gräfen-Tonna, Eckardtsleben und Henningsleben stand ihre Avantgarde. Die Unstrut gewährte dem Gros Deckung, allein die Unstrut ist hier sehr unbedeutend und wird auf vielen Puncten leicht überschritten.

Nach neun Uhr Morgens trafen die armirenden preußischen Truppen auf die Vortruppen der Hannoveraner. Einige Kanonenschüsse genügten, diesen Posten zum Weichen zu bringen. Sie zogen sich natürlich auf die Hauptstellung Langensalza-Merxleben zurück. Das Hauptlager der Hannoveraner stand sofort unter dem Gewehr und formirte seine Schlachtordnung auf dem von Langensalza nach Sondershausen sich hinziehenden Gebirgsrücken.

Indessen hatte sich der Kampf mit den weichenden Vorposten fortgesponnen, und kämpfend kamen die Preußen unter muthigem Vorantritt der gothaischen Bataillone bei Langensalza über die Unstrut. Hier begann der ernste Widerstand der Hannoveraner. Sie durften um keinen Preis ihre Stellung hier aufgeben. Konnten sie durchzubrechen jetzt am Allerwenigsten hoffen, so durften sie sich ebenso wenig zurück werfen lassen, da sie doch nur auf die Divisionen der Generale von Falkenstein und von Manteuffel gerathen sein würden. Ihre Aufgabe war daher, in der fast unbesieglichen Stellung auszuharren und die Ankunft der Baiern, auf die noch immer fest gerechnet wurde, zu erwarten.

Im ersten Ansturm war es den Gothaern gelungen in die Stadt Langensalza einzudringen und sie vollständig in ihre Hand zu bringen. Kaum war dieses Object genügend gedeckt, als sie die Hannoveraner auch aus ihrer Stellung vom Hügelhange hinter Langensalza (Judenhügel) warfen, dessen Höhe nun mit preußischen Geschützen besetzt wurde.

Die Nachtheile, welche die Hannoveraner in und bei Langensalza erlitten, gereichten ihnen aber nun zum größten Vortheile, indem sie auf dem Höhen-

rücken, der die Dörfer Kirschheilingen, Sandhausen, Klettstädt und Merxleben bekleidet, in vollständig beherrschender Stellung eine enggeschlossene Schlachtordnung bildeten. Die hannöver'sche Armee besaß in ihrer Cavalerie und Artillerie ihre Stärke, und hier hatte die Artillerie ein unübertreffliches Operationsfeld, ebenso die Cavalerie eine höchst vorzügliche Stellung. Nicht nur hatte die Artillerie vollständige Deckung, sondern sie beherrschte auch die wenigen Positionen, von denen die preußische Artillerie Gebrauch machen konnte, vollständig. Ihre Geschütze waren Haubitzen und gezogene Kanonen, der Zahl nach (56), der Artillerie des preußischen Corps um mehr als zweidrittel überlegen. Die Cavalerie (preußischer Seits nur 240 Mann) hatte die Stärke von sechs Regimentern und den Ruf (besonders wegen ihrer vorzüglichen Pferde) der größten Tüchtigkeit.

Die Preußen begannen den Kampf unter den ungünstigsten Terrainverhältnissen. Sie hatten keinen Raum sich gehörig zu entwickeln, und wollten sie dieses schlechte Verhältniß beseitigen, so mußten sie um jeden Preis den merxlebner Kirchberg nehmen.

Auf diesen wurde nun auch die Hauptoperation gerichtet. Allein dieser Berg war nicht nur schwer zu ersteigen, nicht nur durch die Unstrut und Salza gedeckt, sondern auch so stark mit einer trefflich bedienten Artillerie besetzt, daß die geschlossenen preußischen Massen ohne ungeheuern Verlust nicht nahen konnten. General Flies, nicht einmal halb so stark als der Feind, mußte aber nach Möglichkeit starke Verluste vermeiden und seine Truppen so viel als thunlich gedeckt halten.

Der Infanteriekampf tobte zwischen Judenhügel, Langensalza und Merxleben sehr heftig. Die Bataillone drängten sich hin und zurück, die preußischen immer auf sich selbst angewiesen, die hannöver'schen auf trefflichem Operationsfelde trefflich von ihrem Gros und ihrer Artillerie und Cavalerie unterstützt.

Als nach dreimaligem Zurückdrängen, die hannöver'sche Infanterie abermals gegen Langensalza avancirte, glaubte das hannöver'sche Dragonerregiment Kronprinz die Entscheidung geben zu können, und suchte die Flanke der diesseitigen Schlachtordnung zu fassen, wurde aber durch ein vernichtendes Feuer der gothaischen Bataillone, welche Quarré formirten mit furchtbaren Verlusten zurückgewiesen.

Während dieses Kampfes war der Herzog von Koburg-Gotha auf dem Schlachtfelde angelangt und ließ seine Truppen durch einen Adjutanten grüßen. Es wurde ihm mit einem Hurrah gedankt. Seine Anwesenheit war sicher nicht ohne Einfluß auf die Haltung seiner Truppen, die der Bewunderung völlig werth war.

Während, wie beschrieben, der Kampf am sogenannten Schwefelbade tobte, machten preußische Bataillone immer neue Versuche gegen den Kirchberg von Merxleben. Allein es fehlte an Cavalerie sie zu unterstützen und zu decken, während sie bei jedem Avanciren von der feindlichen Reiterei angegriffen wurden und Quarré formiren mußten. Die tiefen Massen dieser Quarré's waren aber stets das beliebteste Ziel der auf den Höhen befindlichen hannöver'schen Batterien.

Von deren Ueberlegenheit litten auch die preußischen Geschütze, die nirgends zu passender Stellung gelangen konnten, ungemein. Mehre wurden demontirt, und das Schicksal der andern war wenigstens, daß sie ihrer Infanterie keinen Dienst leisten konnten.

Alles war gegen die Preußen, die Uebermacht, weit mehr aber noch das Terrain. Das Bewußtsein des Vortheils machte die Hannoveraner ebenso hartnäckig als die Preußen ihr Ehrgefühl, mit dem sich der Gedanke an Fliehen oder Weichen nicht vertrug. Daher wurde der ungleiche Kampf immer erneuert, obschon dadurch doch die territorialen Uebelstände, die preußischer Seits das gegenseitige Unterstützen der Truppenkörper und ihre Combinirung unmöglich machten, nicht überwunden werden konnten. Immer und überall konnten nur einzelne Abtheilungen vorgehen, die stets Objecte der feindlichen Cavalerie und Artillerie wurden und in der Nothhilfe der Quarréformation ihre Sicherheit suchen mußten.

Als nach fünfstündigem Kampfe die Hannoveraner ihrer Ueberlegenheit sich völlig bewußt wurden, trat der Gedanke nahe, die Preußen auf die Seite zu drängen, Unstrut und Salza rasch zu überschreiten und dergestalt den beabsichtigten Durchbruch nach Baiern zu bewerkstelligen. General von Arentschild ließ nun sofort die Truppenkörper, die auf den Anhöhen standen und am Kampfe noch nicht Theil genommen hatten, gegen die Flußübergänge vorgehen.

Das nöthigte den General von Flies seine Truppen zur Concentrirung und Vertheidigung dieser Objecte zurückgehen zu lassen. Dabei hatten die preußischen Truppen an mehren Stellen das hannöver'sche Geschützfeuer zu passiren, welches ihnen bedeutende Verluste beibrachte. Ein heftiger Kampf mit der hannöver'schen Cavalerie entwickelte sich an der merxlebner und langensalzaer Brücke. Die Hannoveraner wurden zurückgeworfen. Hier war das Terrain den Preußen günstig. Darnach setzten diese den Rückzug nach der Nesse fort, um ihre alte Stellung zwischen Eisenach und Gotha wieder einzunehmen.

Sobald das Corps des Generals von Flies die Hügel von Henningsleben erreicht hatte, war der hannöver'sche Plan durchstrichen. Trotz der

großen Ueberlegenheit, konnte die hannöver'sche Armee auf diesem Terrain nicht hoffen die preußische Linie zu durchbrechen. Noch wurden einige Angriffe von der hannöver'schen Cavalerie gemacht, dieselbe aber stets von den Quarré's mit argen Verlusten zurückgeworfen. Das Zündnadelgewehr entwickelte bei diesem Kampfe seinen schrecklichen Glanz.

Dergestalt ließen die Hannoveraner schnell von der Verfolgung ab, und die Preußen nahmen wieder bei Warza ihre Stellung, die den Hannoveranern jede Hoffnung auf Durchkommen entzog.

Der Verlust war ein furchtbarer. Nach der ersten Ueberzählung wurde er für die Hannoveraner auf mehr als 2000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, für die viel schwächeren Preußen auf über 1000 Mann angegeben. Da das Schlachtfeld einen sehr geringen Umfang hatte, so lagen Leichen und Verwundete haufenweise beisammen. König und Kronprinz sollen von Entsetzen ergriffen gewesen sein, und leider hatten die Hannoveraner nichts davon als den Ruhm, sich tapfer bewiesen zu haben, denn im Entferntesten war an ihr Durchkommen nach Baiern nicht zu denken, und da nun die Division der Generale von Falkenstein und Manteuffel herangelangt, auch Verstärkungen bei Gotha (Brigade von Kummer) eingetroffen waren, so hätten sie von einer Erneuerung des Kampfes nur ihre Vernichtung erwarten können.

In dieser Lage sah der König Georg sich gezwungen, Capitulation anzutragen, und sich neuen und freilich viel härteren preußischen Forderungen zu fügen. Zwischen ihm und dem preußischen Cabinet fungirten als Mittelspersonen der Generalmajor von Flies und der Herzog Ernst von Koburg-Gotha.

Der General Vogel von Falkenstein der von nichts wußte, hatte für den 29. Juni einen neuen und großen Angriff geordnet, in welchem er und General von Manteuffel die feindliche Armee zur Waffenstreckung zwingen wollten, die Generale von Beyer, Flies und Kummer aber durch Besetzung der Flußübergänge und Defilées ihr Entweichen hindern sollten.

Schon beschäftigt mit den dazu nöthigen Arrangements, erhielt der Commandirende General vom General von Flies die Nachricht, daß der König Georg zu capituliren begehre. General von Falkenstein genehmigte natürlich den Antrag und setzte die Capitulationsbedingungen fest. Nach denselben hatte die hannöver'sche Armee bis Morgens sechs Uhr des andern Tags ihre Waffen abzuliefern; doch behielten die Offiziere ihre Degen und bis auf Weiteres ihren Sold und Charakter. Die gemeinen Mannschaften dagegen wurden in die Heimath entlassen.

Das Schicksal des Königs Georg aber, der natürlich noch weniger als

seine Offiziere als Gefangener behandelt werden konnte, blieb dem Ermessen des Königs Wilhelm von Preußen anheimgestellt. Die Verfügung König Wilhelms ließ auch gar nicht auf sich warten. Nach derselben wurde es dem Könige Georg überlassen, mit beliebigem Gefolge seinen Aufenthalt nach Gefallen zu wählen; jedoch nicht im Königreich Hannover; es wurde ihm sein Privatvermögen gelassen; in Betreff seiner Armee aber trafen die Bestimmungen des Königs ziemlich mit denen des Commandirenden Generals von Falkenstein überein. Am 29. Juni Morgens existirte die hannöver'sche Armee nicht mehr und Preußen war vollständig im Besitze Hannovers.

Im Hinblick auf den Krieg mit Süddeutschland war das von unendlicher Wichtigkeit. Die preußische Operationslinie rückte nun dicht an die süddeutschen Staaten heran, und die Westarmee konnte sich frei gegen diese bewegen.

Was man auch über die Wegnahme Hannovers sagte, für Preußen war sie ein Gebot der größten Nothwendigkeit, da Hannover sich in die Reihe der Feinde gestellt hatte. Ein ungefährliches Hannover würde Preußen ebenso gut haben fortbestehen lassen wie Braunschweig, Oldenburg, Mecklenburg ꝛc. Hannover wurde daher nicht ein Opfer der Habgier Preußens, wie so oft von feindlichem Unverstande gesagt worden ist, sondern der unnatürlichen Politik seines Cabinets, oder, um noch mehr auf den Grund einzugehen, der Verführung Oesterreichs, der sich König Georg mit der ganzen Hartnäckigkeit, die ihm von seinem Vater übererbt war, hingegeben hatte.

Der blinde Fürst ist oft bedauert worden. Was ist ihm mehr verloren gegangen als die Herrschaft? Ist diese ein so großes Gut? Wenn Millionen ohne zu herrschen glücklich sind, ist dann ein Fürst, durch tausend Glücksgüter noch vor Millionen bevorzugt, wegen eines solchen Verlustes so sehr zu beklagen? und darf er selbst diesen in der That wichtigen Verlust beklagen, wenn das Gedeihen einer großen Nation ihn erfordert?

Ehe König Georg von seinem Heere schied, theilte er sich demselben noch durch eine Proclamation mit. Diese lautete:

„Ihr, mein tapferes Kriegsheer, habt mit einer in der Geschichte beispiellosen Begeisterung und mit einer noch nie dagewesenen Willigkeit Euch auf meinen Ruf und freiwillig in den südlichen Provinzen meines Königreichs, ja, selbst als ich bereits von meinem theuren Sohne, dem Kronprinzen begleitet, an der Spitze von Euch nach dem südlichen Deutschland zog, noch auf dem Marsche um Eure Fahne versammelt, um die heiligsten Rechte meiner Krone und die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit unseres

theueren Vaterlandes zu bewahren; und heute habt Ihr in mir und meines theueren Sohnes und Thronfolgers Gegenwart, mit dem Heldenmuthe Eurer Väter kämpfend, unter dem gnädigen Beistande des Allmächtigen für unsere gemeinsame geheiligte Sache, an dem Schlachttage von Langensalza, einen glänzenden Sieg erfochten.

Die Namen der todesmuthig gefallenen Opfer werden in unserer Geschichte mit unauslöschlichen Zügen prangen, und unser göttlicher Heiland wird ihnen dort oben den himmlischen Lohn verleihen. Erheben wir vereinigt die Hände zu dem dreieinigen Gott, ihn für unseren Sieg zu loben und zu preisen und empfanget, Ihr treuen Krieger alle, den nie erlöschenden Dank Eueres Königs, der mit seinem ganzen Hause und Euch den Herrn um Jesu Christi willen anfleht, unserer Sache, welche die seinige, weil sie die Sache der Gerechtigkeit, seinen Segen zu verleihen.

Georg V. Rex."

Diese Proclamation war, wie leicht zu erkennen, unmittelbar nach der Schlacht geschrieben und datirt auch vom 27. Juni. Vielleicht sollte sie den Mannschaften ein Andenken an ihre in der That rühmenswerthe Leistung sein. Als Scheidegruß paßte sie bei den gänzlich veränderten Verhältnissen natürlich nicht. Wenn nun aber König Georg den Seinen statt des Scheidegrußes und Dankes eine glänzende Erinnerung an ihren Sieg hinterließ, so erkannte man darin eben nur, daß er auch jetzt seine Sache noch nicht verloren gab.

26.

Die Besetzung des Kurfürstenthums Hessen.

Das Kurfürstenthum Hessen gehörte ebenfalls zu den Staaten, die den Zusammenhang der preußischen Länder störten und sich durch eine feindliche Stellung Preußen in hohem Maße gefährlich machen konnten. War Hannover in Preußens Hand, so war durch Hessen zwar das preußische Territorium nicht zerrissen, auch die Verbindung nicht aufgehoben, doch aber sehr erschwert, indem sie nur noch durch den hollinger Wald und über die Weser stattfinden konnte.

Aber auch strategisch war Kurhessen sehr drohend, indem es weit hineinragend in das preußische Gebiet, nach der einen Seite Preußens sehr wichtige thüringische Provinzen, nach der andern aber die westphälischen und

Rheinprovinzen bedrohete. Ob Kurhessen sich wirklich als Kriegsrüstungsplatz große Geltung geben konnte, hing ganz von den Umständen ab. — Aber wenn es selbst auch nur den Zusammenhang der in den getrennten preußischen Provinzen befindlichen Kriegspotenzen zerriß, war es schon gefährlich genug, und Preußen mußte bei den eben beginnenden Kriege auf Beseitigung dieses Uebelstandes denken.

Wie Preußen anderwärts auf dem Wege gütlichen Verständnisses und mit Schonung fremder, wenn auch wegzuwünschender Rechte das Nothwendige zu erreichen suchte, so auch im Kurfürstenthum Hessen. Dieser Staat durfte auf keinen Fall dem Feinde angehören.

Seit geraumer Zeit hatten freundschaftliche Beziehungen zwischen dem kurfürstlich hessischen und königlich preußischen Hofe gemangelt und in der kurfürstlichen Familie selbst herrschte Unfriede in Folge der störrischen und absonderlichen, auf fremde Interessen wenig achtenden Sinnesweise des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der sich nur darin zu gefallen schien, Wünsche und Forderungen, gleichviel ob gerechte oder ungerechte, gleichviel auch von wem sie ausgingen, zu versagen. Es gewährte ihm Freude, sich im Vollgenusse fürstlicher Rechte zeigen zu können, und mit dieser Leidenschaft war er seinem Volke gegenüber mehr ein Zuchtmeister als ein Regent, seiner Familie gegenüber mehr ein Herrscher als ein Vater, und dem Kreise der Fürsten gegenüber ein eigensinniger und unverträglicher Mann.

Vielfach hatte Preußen zu vermitteln gesucht, namentlich zwischen dem Kurfürsten und seinem Volke, dessen Wehe und Klage fort und fort über die engen Grenzen des Landes herausdrangen. Allein das preußische Haus hatte selten etwas für Andere, und ebenso wenig für sich erreicht. In Betreff staatlicher Arrangements war es deshalb oft genug zu Verdruß gekommen, und fast immer hatte Preußen erfahren müssen, daß der mißliebige Trotz des Kurfürsten sich hauptsächlich auf den Beifall des Hauses Habsburg stützte, das ja immer das besonders gern förderte, was den Wünschen Preußens entgegen war.

Unter diesen Umständen konnte Preußen nicht erwarten sich mit dem Kurfürsten zu verständigen. Schon vor dem Bundestage hatte es davon Kundgebungen erhalten, und der preußische Gesandte zu Kassel bestätigte, daß der Kurfürst von preußenfeindlichem Sinn incurabel besessen sei.

Es mochte dies im preußischen Cabinet desto mehr Mißstimmung erwecken, als Kurhessen in früheren politischen Conflicten stets zu Preußen gehalten, ja selbst sich um dasselbe, wie namentlich im siebenjährigen Kriege, verdient gemacht hatte. Und diese Mißstimmung mußte sich freilich zugleich

auch gegen Oesterreich wenden, dessen Machination es gelungen war, die Zahl der preußischen Bundesgenossen zu schmälern.

Auch Hannover hatte ja früher treu zu Preußen gestanden. Betrachtete das berliner Cabinet diese Dinge, so mußte es in der That die Nothwendigkeit erkennen, nun das Uebel an der Wurzel anzugreifen und den österreichischen Einfluß einzudämmen, wenn es selbst nicht aus den Schranken gedrängt werden wollte.

Da nun in Hessen sicher auf Widerspruch zu rechnen war, hatte Preußen bereits in den westphälischen Provinzen vor der viel erwähnten Bundestagssitzung am 14. Juni eine größere Truppenmenge unter dem Commando des Generalmajors von Beyer zusammengezogen, um sich sofort nach der Entscheidung dieses unter Umständen sehr wichtigen Staates zu vergewissern.

An die kurhessische Regierung wurde das preußische Ultimatum zuletzt, nämlich erst am 15. Juni Abends durch den preußischen bevollmächtigten Minister General von Röder gestellt. Es lautete ebenso, wie die an Hannover und Sachsen gestellten Ultimata. Der Kurfürst solle sich von dem preußisch-österreichischen Streite fern halten, seine Truppen auf Friedensfuße und in ihren Garnisonen lassen, nicht aber zu der nur für Oesterreich mobilisirten Armee des ehemaligen Bundes stellen, und dafür werde Preußen ihm nicht nur den ungeschmälerten Besitz seines Staates, sondern auch seine Souverainetät, so weit diese dem Grundgesetze eines neuen deutschen Bundes entspreche, verbürgen.

Wie man vorausgesehen, war es ganz vergebens, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm für diese Anträge zu gewinnen. Auch vom Sohne des Kurfürsten, dem Prinzen Friedrich, der dem preußischen Königshause verschwägert war, ließ sich kein Einfluß erwarten, da der Kurfürst den Grundsatz unwandelbar fest hielt, alles zu beherrschen und sich von Niemand beherrschen zu lassen, d. h. seinem Kopfe zu folgen. Nur durch Ueberlistung wäre vielleicht etwas zu erreichen gewesen, daher wurde auch von vielen Seiten die Versönung zwischen dem Prinzen Friedrich und seinem Vater, der zur Folge der Prinz zum Oberbefehlshaber der hessischen Truppen ernannt wurde, aus der Absicht einer Ueberlistung erklärt, und diese Meinung gewann den Schein der Wahrheit dadurch, daß dem Prinzen schon nach wenigen Stunden der Oberbefehl wieder entzogen und an seine Stelle der dem Kurfürsten ganz ergebene General von Schenk gesetzt wurde.

Heftige Scenen zwischen Vater und Sohn hatten diesen Act begleitet, in welchem auch die Kurfürstin, diesmal mit ihrem Gemahl vollkommen conform — denn sie war eine schwärmerische Verehrerin Oesterreichs und hatte sich in diesem mit großen Gütern angekauft — ihren Einfluß ausübte.

Die Worte des preußischen Gesandten, der alles aufbot, den Kurfürsten zu einem anderen Entschlusse zu bringen, machten durchaus keinen Eindruck. Der Kurfürst blieb bei der Behauptung, Preußen könne ihm weder drohen, noch ihm etwas zum Lohn bieten; denn Preußen habe nicht mehr Macht als er selber, da er als deutsches Bundesmitglied dem Könige Wilhelm von Preußen vollkommen gleich sei. Was Preußens Macht betreffe, so sei die Macht Oesterreichs noch ein Mal so groß, und er halte sich darum an Oesterreichs Seite für gesicherter als an Preußens Seite.

Der preußische Gesandte sah, daß seine Geschäfte nun schnell erledigt sein werden und der Kurfürst selbst, noch besonders durch unangenehme Familienscenen, die allerdings nicht selten waren, mißgestimmt, wünschte, daß über diese Materie durchaus nichts mehr verhandelt werde.

So erfolgte nun natürlich die Kriegserklärung, die den Kurfürsten ganz gleichgiltig ließ, von der er aber meinte, sie sei gar nicht zu begreifen. Preußen habe kein Recht einem deutschen Bundesstaate den Krieg zu erklären, denn es sei selbst nur ein Bundesstaat und stehe unter dem Bundesgesetze, welches den Krieg der Bundesstaaten unter einander verbiete. Der Kurfürst, der so oft selbst einseitige Gewalt ausgeübt hatte, hatte hier, wo es sich um einen Zweiten handelte, ganz vergessen, daß die Macht Rechte gewährt und daß eine europäische Großmacht nur solange die Collegenschaft deutscher Kleinmächte ertragen wird, als es ihrem weit über die Kleinmächte hinausragenden Interesse zusagt.

Genug der Kurfürst brach fest und rasch die Verhandlungen ab und verließ die Hauptstadt Kassel, um auf seinem Lustschlosse Wilhelmshöhe zu erwarten, was man ihm zu thun wohl wagen werde.

Sein nächstes Bemühen war dabei jetzt, den Staatsschatz in seine Hand zu bekommen. Allein dem waren die Landstände auf das Entschiedenste entgegen, und der Schatz, angeblich über 17,000,000 Gulden, blieb in der Hand Derer, die für ihn dem Volke verantwortlich waren.

Das Volk befand sich im entschiedensten Widerspruche mit dem Kurfürsten. Ein echter deutscher Volksstamm, hatten die Hessen die feurigste Empfindung für das große Nationalinteresse. Man hatte ihnen das Kleinstaatswesen bitter genug gemacht, sie hatten die österreichischen Systeme unangenehm genug kennen gelernt, sie hatten auch an Preußen einen guten Fürsprecher und den Schützer einer vernünftigen Freiheit und Ordnung erkannt, genug, sie verlangten in einem Kriege zwischen Preußen und Oesterreich, entweder neutral zu bleiben oder auf Preußens Seite zu stehen. Daher wurden die Entschließungen des Kurfürsten mit gespanntestem Interesse beobachtet, und als diese sich ganz gegen den Volkssinn gekehrt zeigten,

als man den preußischen Gesandten abreisen sah, als man vernahm, daß die hessischen Truppen Ordre erhalten haben, schleunig nach Süden abzurücken und sich zum Bundesheere zu stellen, war der Unwillen so groß, daß es wohl zu revolutionairen Auftritten hätte kommen können, wenn die Aufmerksamkeit nicht nach zu vielen Seiten hin gerichtet gewesen wäre.

Vor allem wünschte man, daß die Preußen, deren Einmarsch stündlich erwartet wurde, die hessischen Truppen abschneiden und im Lande zu bleiben nöthigen möchten. Man nahm dabei an, daß diese Truppen selbst von ihrer Neigung mehr nach dieser als nach jener Seite gezogen und dazu beitragen würden — vielleicht nach Wunsch des Prinzen — den Kurfürsten in seinen Entwürfen und Erwartungen zu täuschen.

Kaum war die Kriegserklärung ergangen, als die hessische Armee eiligst sich nach Süden davon zu machen beordert wurde. Man war auf eine solche Translocation ebenso schlecht vorbereitet wie in Hannover. Geschütze, Bespannung, Feldgeräthe, Train, Marketenderwesen, nichts war in Ordnung, die Sammelplätze nicht mit Umsicht bestimmt, die Abfahrten auf der hersfelder Eisenbahn nicht gehörig eingetheilt, ja das Contingent selbst war noch nicht fertig, denn man hatte die Ordres zum Eintreffen der Reservisten und beurlaubten Soldaten viel zu spät ausgeschickt, die Offiziere hatten ihre Privatangelegenheiten noch nicht geordnet, oder unrichtig geordnet, denn von vielen Seiten war der Abmarsch nicht nach Süden, sondern nach Norden erwartet worden; genug der Wirrwarr war arg und wurde noch sehr durch die Bürgerschaft vergrößert, die wie eine wogende Masse nach jedem Orte hinströmte, wo sich irgend etwas Ungewöhnliches zutrug und eine Aufklärung über das politische Räthsel von Kurhessen vermuthet wurde. Dabei spielten die falschen Nachrichten von dem Verhalten der Preußen eine neckische Rolle. Hier behauptete man, sie würden alsbald vor der Stadt stehen, dort, sie hätten bereits die hersfelder Bahn besetzt und die hessische Armee führe ihnen geradezu in die Arme.

In der That, die Situation hatte Leben und Farbe, und es hätte kaum etwas Aergeres vorkommen können. Die Verwirrung der Franzosen an der Berezina war groß und schrecklich; die Verwirrung in Kassel war groß und drollig. Indessen war an den Gerüchten von der Bedrohung durch die Preußen doch etwas Wahres, so daß die Aufstellung von zwei hessischen Bataillonen zum Schutze des kasseler Bahnhofes einer kleinen Rechtfertigung genoß.

Nachts zwei Uhr am 16. Juni waren nämlich wirklich die Preußen in das Kurfürstenthum eingerückt, aber freilich nicht bei Kassel, sondern südlich von Marburg, also 16 Meilen entfernt. Die beiden Bataillone,

welche, mit scharfen Patronen versehen, am Bahnhof von Kassel die Abfahrt der Armee schützen sollten, hatten daher den Trost, gewiß mit den Preußen nicht ins Handgemenge zu kommen, es wäre denn gewesen, daß sie ihnen bei Fulda oder Hersfeld in den Weg getreten wären. Dies beabsichtigte in der That auch der General von Beyer, doch genügte dazu die Zeit nicht.

Wie oben bereits erwähnt, besaß Hessen eine nicht zu verachtende Armee von 4 Infanterieregimentern, 2 Bataillonen und 8 Compagnien Jägern und Schützen, 2 Cavalerieregimentern, 2 Gardecavalerieschwadronen, 1 Artillerieregiment mit 19 Geschützen und 1 Pioniercompagnie. Ihre Stärke belief sich auf 12,000 Mann, die durch das sogenannte zweite Aufgebot leicht auf 15,000 Mann gebracht werden konnte.

General von Beyer konnte nicht wissen, ob diese Armee auf ihre höchste Stärke gebracht sei, und wenn er nun mit seiner weit geringeren Mannschaft die größten Anstrengungen machte, dieser Armee in den Weg zu treten und sie von der Bundesarmee abzuschneiden, die er ohnehin auch noch in seinem Rücken zu fürchten hatte, so verdiente schon der Muth dieser Absicht große Bewunderung.

Daß diese Absicht aber nun am 16. Juni nicht mehr ausgeführt werden konnte, das leuchtet Jedem ein, der nur oberflächlich die Dimensionen auf der Landkarte untersucht, dabei etwa auch die Territorialverhältnisse des südlichen Hessens sich vergegenwärtigt.

Während nun die Preußen unter dem General von Beyer rasch auf Gießen anrückten und die Hessen mit doppelten Locomotiven in sehr unfertigem Zustande von Kassel südwärts flüchtend abfuhren, spielte in Kassel die bürgerliche Unzufriedenheit ihre Rolle. Die öffentlichen Häuser waren wie nie gefüllt. Jeder Holzhacker politisirte. Am meisten wurde das Thema von den Kosten des kurfürstlichen Hofes verhandelt.

„Ein großer Staat“, sagte man, „sei billig; wenn ein deutscher Kaiser 10,000,000 bekomme, so drücke das bei Weitem noch nicht so, als wenn der Kurfürst von den 5,000,000 Staatseinkünften 362,000 Thaler (inclusive der Apanagen von 56,900 Thalern) für sich wegnehme. Das betrage auf den Tag 1000 Thaler. Bei dem Präsidenten von Nordamerika betrage der ganze Jahresgehalt nur 36,000 Thaler und er repräsentire einen Staat von 31,000,000 Menschen. Die monarchische Institution sei freilich in Europa das Prinzip aller staatlicher Ordnung und dürfe daher auch nicht verworfen werden; aber in dem Grundgesetze der Welt stehe nichts davon, daß eine Nation mehr als einen Monarchen brauche. Ein Schock Monarchen sei theurer als Einer. England, Frankreich und Rußland kämen mit einem viel besser aus und gälten etwas; Deutschland gelte mit seinem halben Schocke

nichts und komme unter den Abgaben um. Es sei ja ganz gut, wenn die Deutschen die gefährliche Liebhaberei für viele Herren aufgäben, und es sich gefallen ließen, daß ihnen der König von Preußen das alte Vaterland ein Mal recht richtig zusammenschmiede und den Logispreis darin ermäßige. Von Oesterreich sei nichts zu erwarten; denn das liebe einmal viele Schleppenträger und frage den Kuckuk danach, was das Volk unter diesen leide. Auch direct könne Oesterreich nichts Gutes bringen, denn seine eigenen Völker warteten lange vergebens darauf, und die deutschen Länder würden doch wohl die letzten sein.“

Derartige Politik machte sich auch in den kleinsten Schenkwirthschaften breit und hielt die Menschen in ungewöhnlicher Aufregung. Wenige Stimmen für Oesterreich, fast alle für Preußen nahm man wahr, und der Aerger gegen den Kurfürsten machte sich mit gesteigerter Dreistigkeit laut.

Doch hofften immer noch Viele, daß er sich zu einer Verständigung mit dem berliner Cabinete verstehen werde. Die Hoffnung auf den Prinzen Friedrich war natürlich aufgegeben, da dieser sich auf sein Schloß Rumpenheim gleich nach Rückgabe des Oberbefehls zurückgezogen hatte. Man behauptet, er sei vom Kurfürsten dahin verwiesen worden.

Während dessen rückte General von Beyer rasch gegen Kassel vorwärts. Seine Division betrug etwa 17,000 Mann. Eine beträchtliche Cavalerieabtheilung detachirte er nach Fulda, ließ dort die noch nicht geräumten Magazine aufheben und die Eisenbahn unterbrechen, um etwa noch zurückgebliebene Theile der hessischen Armee abzuschneiden. Allein die Hessen hatten glücklich Hanau erreicht, wo sie sich mit ihren Brüdern aus dem Großherzogthum Hessen und einigen badischen Truppen vereinigten, um da in die eben in der Mobilisirung begriffene Reichsarmee eingereiht zu werden.

Rasch setzte General von Beyer seinen Zug fort, wobei er nicht versäumte, eine Proclamation über das Land auszubreiten, die sich durch Deutschsinnigkeit auszeichnete und den Völkern den Sinn der preußischen Politik in anschaulichster Weise offenbarte. Diese berühmte Proclamation, die auch außerhalb Hessens dem preußischen Unternehmen Sympathien erwarb, lautete:

„Hessische Brüder! Auf Befehl meines Königs und Herrn bin ich mit einem preußischen Corps heute in Eure Lande eingerückt, nachdem Eure Regierung in beklagenswerther Verblendung es verschmähet hat, im friedlichen Bunde mit Preußen für unser gemeinsames deutsches Vaterland eine Organisation zu schaffen, welche den gerechten Forderungen des deutschen Volkes entspricht. Kaum hat ein anderer Volksstamm so schwer unter der Zerfahrenheit unserer deutschen Zustände zu leiden gehabt, wie Ihr! Wir



GENERAL HERWARTH v. BITTENFELD.

Druck v. A. Kürth, in Leipzig.

wissen, daß Ihr Euch nach glücklichen Tagen sehnt, und kommen zu Euch, nicht als Feinde und Eroberer, sondern um Euch die deutsche Bruderhand zu reichen. Nehmt sie an und folgt nicht länger der Stimme Derer, die Euch mit uns verfeinden möchten, weil sie kein Herz für Euer Wohl und Deutschlands Ehre haben. Nur Den, der zwischen Euch und uns sich stellt, betrachten wir als unsern Feind. Ich würde jeden Versuch des Widerstandes mit dem Schwerte in der Hand brechen, aber auch jeden Tropfen so vergossenen Blutes schwer beklagen. Ich fordere alle Behörden auf, auf ihrem Posten zu bleiben und ihre Geschäfte wie bisher fortzuführen. Den friedlichen Bürgern verspreche ich Schutz in ihrem Eigenthume. Der Verkehr wird im Lande frei bleiben, so weit dies ohne Beeinträchtigung der militairischen Interessen möglich ist. Dagegen erwarte ich überall bereitwilliges Entgegenkommen zu finden, wo ich im Interesse meiner Truppen und zur Erfüllung der mir gestellten Aufgabe die Hilfe des Landes in Anspruch nehmen muß. Hessische Brüder! Preußens Volk, geschaart um Preußens König, setzt seine höchsten Güter ein für deutsches Recht und Deutschlands Macht! Auf, zeigt auch Ihr, daß echtes deutsches Blut in Euern Adern rollt!"

War die Stimmung in Hessen schon sehr günstig für Preußen, so mußte sie durch eine solche Anrede wohl auf das Entschiedenste gewonnen werden. Was nun aber den Kurfürsten betraf, sein Volk sah es mit der vollkommensten Theilnahmlosigkeit an und freute sich in dem Feinde den Retter vom lästigsten Joche empfangen zu haben.

Unbekümmert um die Bewegungen der preußischen Truppen blieb der Kurfürst trotzig auf seinem Schlosse Wilhelmshöhe. Er wollte sehen, was man ihm zu thun wagen werde, da der König Wilhelm von Preußen doch auch nur ein deutscher Bundesfürst und nach seiner Meinung nicht ein Haar mehr war, als er.

Gegen Mittag des 19. Juni rückten die ersten preußischen Truppen (250 Mann) in Kassel ein und 5000 Mann folgten gegen Abend. An ihrer Spitze befand sich der General von Beyer. Die übrigen Truppen seiner Division hatten bereits in anderen Städten Quartier genommen oder bewegten sich theils noch dahin.

Am 20. Juni war das Land vollständig besetzt, und am 22. machte der preußische Gesandte von Röder dem Kurfürsten nochmals friedliche Vorschläge im Namen des berliner Cabinets. Langmuth genug! doch waren die Forderungen um etwas gesteigert. Preußen forderte wie vorher Enthaltung von jeder Betheiligung am Kriege und Annahme der von Preußen vorgeschlagenen Bundesreform, dann aber auch die Wiederherstellung der kurhessischen Staatsverfassung vom Jahre 1831.

In diesem Jahre hatten sich die Hessen eine Verfassung erworben, die in jeder Weise ihren Wünschen entsprach und sie in eine vor anderen deutschen Stämmen beneidete Lage gebracht hatte.

Diese Verfassung war von dem Kurfürsten vernichtet und an ihrer Statt ein persönliches Willkürregiment eingeführt worden, unter welchem das Volk an Freiheit, Wohlstand und Ehrgefühl unendlich litt, und welches einen fortgesetzten Kampf mit dem Kurfürsten hervorrief.

Die Klagen der Hessen fanden Theilnahme bei dem preußischen Cabinet, und wiederholt bot dieses sein Ansehen auf, um dem armen Volke zu helfen, während ebenso geschwind aber auch Oesterreich bei der Hand war, um die Omnipotenz des Kurfürsten zu beschirmen. Das Volk konnte dergestalt Preußen nur Dank zujauchzen, wenn es jetzt Forderungen aufstellte, die vollständig in seinem heißesten langjährigen Wunsche begründet waren; ja General von Beyer machte als Militairgouverneur des Landes, noch ehe von dem Kurfürsten eine Entscheidung erlangt war, von seiner Macht dafür Gebrauch, daß er die das Volk am Schwersten drückenden und am Meisten beklagten Maßregeln und Uebelstände ohne Umstände aufhob. In diesem Systeme fuhr denn auch der ihn bald ersetzende General von Werder, dem als Civilgouverneur der Präsident von Möller assistirte, fort. Mit banger Erwartung harrten die Kasseler der Nachricht, welche Aufnahme der letzte preußische Antrag bei ihrem Kurfürsten gefunden habe. Sie wußten wohl, daß der alte fürstliche Herr im Trotze ein unübertroffener Meister war; allein wenn sie sich dachten, daß derselbe von seinen Fenstern aus die preußischen Truppen sehe, die sein Lustschloß Wilhelmshöhe besetzt hielten, daß er doch seine völlige Gefangenschaft begreifen und einsehen müsse, daß der König von Preußen bei einem Kriege, in dem es sich um Sein und Nichtsein Preußens handele, sehr wenig Umstände mit ihm machen werde; wenn sie sich eben das dachten, so meinten sie, doch glauben zu müssen, daß der Kurfürst ein Ohr für die Stimme der Vernunft gewinnen werde.

Die guten Hessen täuschten sich auch in diesem kleinen Zugeständniß an die Einsicht ihres Fürsten. Derselbe wies den Antrag des preußischen Gesandten in einer Weise zurück, als ob er auf seinen deutschen Bundesrechten als ein unverletzlicher Gott throne. Ja die Forderung wegen Verbesserung der Lage des Volks versetzte ihn sogar in völligen Zorn.

Aber der preußische Gesandte mochte das unerquickliche Schauspiel nicht weiter ausdehnen, als eben seine Instruction es forderte. So erklärte er nun auf das Entschiedenste, man werde dem Kurfürsten zwar seine Meinung lassen müssen, seine Person indessen habe sich der Gewalt der von ihm selbst herbeigezogenen Umstände zu unterwerfen. König Wilhelm von Preußen sei

nicht gewillt, ein feindliches Hessen und einen feindlichen Fürsten sich zur Seite stehen zu lassen. Seine Hoheit der Kurfürst werde daher seiner Unschädlichkeit halber vorläufig und bis auf Weiteres ein Gefangener Preußens sein und unter preußischer Eskorte sich eine Reise nach Stettin oder Königsberg — welcher Ort ihm nun am besten gefalle — gefallen lassen. Es sei ihm gestattet, sich von einer Anzahl Diener begleiten zu lassen, und sei selbstverständlich, daß ihm auch unter solchen Umständen jede Berücksichtigung werde, die einer fürstlichen Person gebühre.

Der Kurfürst war im höchsten Maße von dieser Eröffnung betroffen. Wie sehr er auch sein Aeußeres beherrschte, er konnte den Schrecken dieser Ueberraschung nicht verbergen. Es war ihm unbegreiflich, wie man so etwas gegen ihn wagen könne; doch als er sich auf dem Nachtlager die Möglichkeit eines solchen Ereignisses begreiflich gemacht, sendete er morgens fünf Uhr am 23. Juni an dem preußischen Gesandten die Eröffnung, er wolle nunmehr die preußischen Anträge nicht strikt abweisen, und hoffe, daß man zu einem Verständniß gelangen werde.

Hierauf erwiederte der Gesandte, es sei nunmehr die äußerste Schranke seiner Instruction erreicht, und ihm nichts mehr übrig als von ihm die unverzögerte Abreise nach Stettin zu fordern.

Der Ernst dieser Forderung trat ihm in den nicht von ihm verfügten Reisevorbereitungen zu Gesicht, und so gab er nun der Nothwendigkeit nach und verließ mit Zurücklassung einer Proclamation sein Land.

Auch in dieser Proklamation bekundet er die Starrheit seiner Begriffe. Es heißt in derselben: „Zugleich richte ich, indem ich jetzt das Land meiner Väter zu verlassen genöthigt werde, an alle in den dermalen occupirten Landestheilen bestellten Beamteten und Diener die Aufforderung, die ihren bisherigen Amtsverhältnissen entsprechenden Functionen, auf Grund ihres bestehenden Diensteides und vorbehaltlich der mir zu bewahrenden Unterthanentreue fortzuführen, als wodurch unter allen Umständen dem wahren Landesrechte am besten entsprochen und gleichzeitig allen etwaigen Gewissensbedrängnissen vorgebeugt wird.“

Am 24. Juni Nachmittags traf der Kurfürst in Stettin ein, wo ihm und seiner sehr zahlreichen Dienerschaft ein Theil des alten Schlosses, welches ehedem die pommer'schen Herzöge bewohnt hatten, angewiesen wurde. Ein doppelter Posten vor seinem Zimmer diente zu seiner Bewachung, wenngleich ihm der äußere Schein eines Ehrenposten gegeben wurde. Der Kurfürst erfuhr eben jede Rücksicht, die man fürstlichen Gefangenen widmet. Es genügte, Hessen von seinem Willen und Einfluß befreit und Preußen ungefährlich oder eigentlich nützlich gemacht zu haben. Denn natürlich nahm

Preußen nun auf das Vollkommenste von diesem Staate Besitz, erleichterte sich dadurch die Heeresverpflegung und rückte seine Operationslinie bis in das Maingebiet vor.

Während nun der Civilgouverneur von Möller es sich angelegen sein ließ, die Bewohner Hessens der peinlichen Fesseln zu entledigen, die ihnen der harte Sinn ihres Kurfürsten auferlegt hatte, traf der General der Infanterie von Werder als Militairgouverneur Anstalt, die preußische Wehrkraft in Hessen aufs Beste einzurichten. Namentlich trug er auch Sorge, die kurhessischen Truppen der feindlichen Fahne zu entziehen. Ein Theil derselben war abgeschnitten und aufgelöst worden, aber der bei weitem größte Theil der Armee war dem Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt, der als Schwager des Kaisers Alexander von Rußland den russischen Generalsrang und im österreichischen Feldzug von 1859 den Rang eines Feldmarschalllieutenants erworben hatte, jetzt aber zum Befehlshaber des achten deutschen Bundesarmeecorps erhoben worden war, zugeführt worden.

An diese Truppen richtete der Gouverneur von Werder die Aufforderung in ihr Vaterland zurückzukehren, da nunmehr die Giltigkeit des Befehles ihres Landesherrn erloschen sei und ihr freiwilliges Verharren beim Feinde sie zu Parteigängern stempeln würde. Den Soldaten versprach er Entlassung in ihre Heimath, den Offizieren Belassung in ihrem Sold und militairischen Charakter.

Allein die Veröffentlichung dürfte nur wenigen hessischen Soldaten zu Gesicht gekommen, und da sie des freien Willens beraubt waren, noch wenigere zurückgekehrt sein.

27.

Die rumänische Diversion.

Ueberblickt man nun das große Kriegsgebiet, wie es Preußen sich geordnet, so nimmt man in weiter Entfernung einen Posten wahr, der, wie man ihn auch beurtheile, zu dem großen Arrangement gehört, so sehr trägt er wenigstens den Schein. Nachdem Preußen sich den ganzen Norden Deutschlands frei gemacht, stand der Feind, nämlich Oesterreich und die Südstaaten, vollkommen zwischen zwei feindlichen Lagern, nämlich zwischen dem preußischen Norddeutschland und Italien. Fronte und Rücken waren ihm bedroht, aber auch in der Flanke nahm man eine drohende Potenz wahr.

Wenn nicht politischer Scharfsinn, so hatte sie ein Zufall geschaffen, der kaum auf Glauben Anspruch machen kann. Zufälle sind in der Politik, in der fortwährend Tausende von Köpfen arbeiten, selten, am seltensten wunderbare.

Die Donaufürstenthümer Moldau und Wallachei (zu denen unter diesen Namen auch Serbien zu zählen sein würde) waren seit lange ein Zankapfel zwischen Rußland und der Türkei gewesen, welcher sie nach Art tributairer Staaten angehörten. Sie waren das hauptsächliche Object des russisch-türkischen Kriegs von 1854.

Auch Oesterreich hatte stets nach diesen Staaten Verlangen getragen, allein nur in schüchterner Weise danach gegriffen. Gegen Rußland fühlte es sich zu schwach, und die Türkei hatte sich ihm stets, zuletzt unter Joseph II. so überlegen gezeigt, daß es um so weniger mit ihr Händel anknüpfen mochte, als dabei Rußland doch niemals gleichgiltiger Zuschauer bleiben konnte.

Nachdem Frankreich 1855 unter dem mächtigen Beistande von England, Sardinien und der Türkei endlich nach einer jahreslangen Belagerung die russische Küstenfestung Sebastopol erobert und bewiesen hatte, daß es mit Rußland allein niemals fertig werde, war der Kaiser Alexander von Rußland so human gewesen, um seiner großen Reformations- oder Organisationsprojecte willen Frankreich den Triumph und den Frieden zuzugestehen.

Die Donaufürstenthümer, nach denen Rußland wegen ihrer griechisch-katholischen Bevölkerung, besonders aber auch wegen ihrer wichtigen Donauhandelsstraße verlangt hatte, waren natürlich Gegenstände der sorgfältigsten Betrachtung. Die Gelegenheit, sie Rußland zu entziehen, war günstig, Rußland williger, als es später vielleicht von ihm erwartet werden konnte, und so erreichte es Napoleon leicht, sie unter die Garantie der Großmächte zu bringen, als tributaire Staaten der Türkei zu erhalten, und ihre Vereinigung, in welcher sie sich leicht zu einer Macht gegen Rußland entwickeln konnten, zu bewirken.

Beide Staaten umfassen 2270 Quadratmeilen mit 4,500,000 Bewohnern von größten Theils sehr geringer Bildung. In ihrer Vereinigung erhielten beide Staaten den Namen Rumänien. Nachdem sie als solches aus dem Friedensschluß vom 30. März 1856 und dem Beschluß der pariser Conferenz vom 19. August 1858 hervorgegangen, wählten beide Staaten im Januar 1859 den eingebornen Fürsten Kuza (Cousa) zu ihrem gemeinschaftlichen Landesherrn (Hospodar), und in der verfassunggebenden Versammlung von Fokschan wurde am 9. November die ewige Vereinigung der

beiden Staaten beschlossen. Welche Arrangements aber immer auch getroffen werden mochten, Rumänien (Romanien nach eigener Benennung) behielt immer den Charakter als Gegenstand des Verlangens für die großen Nachbarstaaten, und zwar um so mehr, als bei der gänzlichen Organisationslosigkeit des Staates unmöglich eine Dynastie gesunde Wurzel schlagen konnte. Noch selten hatte hier ein Hospodar glücklich das Ende seiner Tage erreicht, und Fürst Kuza war nicht der Mann, eine Ausnahme von dieser Regel zu machen. Das Schicksal seiner Vorgänger vor Augen, kümmerte ihn die Beglückung des Staates viel weniger als die seiner eigenen Person. Seine Selbstbereicherung brachte den Staat in völligen Finanzruin, und versetzte den Kuza schließlich in die Nothwendigkeit seiner Würde zu entsagen und flüchtend das Land zu verlassen.

Eine Conferenz in Paris hatte nun die Aufgabe, die rumänischen Verhältnisse neu zu ordnen und, nachdem viele Einflüsse sich offen und heimlich geltend gemacht, wurde der Prinz Graf Philipp von Flandern zum Fürsten des vereinigten Rumäniens erwählt.

Allein die Pforte hatte stets gegen die Vereinigung der beiden Staaten protestirt, und sie that es auch jetzt. Die pariser Conferenz ging auf ihren Protest ein und bestimmte, daß beide Staaten sich wieder trennen sollten.

Dagegen aber sprach aufs Entschiedenste die Bevölkerung der beiden Fürstenthümer; andererseits aber wies der Graf von Flandern, man weiß nicht auf welchen Einfluß, die Wahl von sich.

So standen die Sachen im Frühjahre des Jahres 1866, als eben der Zwiespalt zwischen Preußen und Oesterreich so weit gediehen war, daß der Krieg als etwas Unausbleibliches vorausgesehen werden mußte. Ein Beschluß der pariser Conferenz hatte verfügt, daß jedes der beiden Fürstenthümer einen eingebornen Fürsten wähle. Allein dagegen erhob sich die Volksvertretung: im April wurde eine neue Wahl veranstaltet und dieselbe fiel auf einen preußischen Prinzen, nämlich den Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, einen Agnaten des preußischen Thrones.

Niemand hatte an diesen Prinzen gedacht, der als Rittmeister im preußischen Heere fungirte. Vielleicht kannten ihn in der Moldau und Walachei selbst kaum einige Menschen, und doch war seine Wahl fast einstimmig. Im russischen und französischen Cabinete rief sie wohl sicher keine Ueberraschung hervor, denn in beiden erregte sie ebenso großes Wohlgefallen als im österreichischen (das jetzt unglücklicher Weise von ganz andern Dingen in Anspruch genommen war) Mißfallen. Die Pforte mußte gute Miene zu dem unangenehmen Spiele machen und Karl von Hohenzollern bestieg den Thron des vereinigten Rumäniens.

Der Schöpfer aber dieser politischen Combination, der durch diesen Fürsten von Rumänien dem Feinde Preußens einen sehr respectabeln Posten in die Flanke gestellt und durch ihn vielleicht ein künftiges Aequivalent für die Treue Rußlands in Verwahrung genommen hatte, den Schöpfer, sage ich, dieser politischen Combination verbarg der Schleier des Geheimnisses, und man mußte sich begnügen, den wunderwürdigen Scharfsinn eines Unbekannten zu bewundern!

Rumänien unter dem neuen Fürsten gehörte zweifelsohne in die Situation, die die Schöpfung des preußischen Cabinets war; niemand konnte das bestreiten wollen; und es war eine Maßregel für die Verhältnisse des Augenblicks, oder vielmehr für die gegenwärtige bedeutsame Epoche. Das politische Programm Preußens hält streng die Grenze der Nationalität ein, und darin liegt Preußens erhabenste Weisheit. Als Friedrich dem Großen ein Inselland in den amerikanischen Gewässern vom französischen Ministerium angeboten wurde, ließ er erwiedern: „wenn das französische Ministerium einen Abentheurer brauche, so möge es sich anders Jemanden dazu erwählen." Preußen wird sich durch seine streng nationale Politik stets veranlaßt fühlen, die Erwerbung von fremden (nicht deutschen) Ländern zu verschmähen. Es mag Oesterreich mit seinem Weltherrschaftsgelüst nicht nachahmen, denn der Weisheit genügt es, ein trauriges Beispiel zu sehen, um sich nicht selbst zu einem solchen herzugeben.

Wenn nun aber ganz gegen Preußens politische Intentionen ein Angehöriger des preußischen Fürstenhauses den Thron Rumäniens bestieg, so war das ein Ereigniß von außergewöhnlicher Art und Bedeutung. Gewiß soll es einst mehr dem Gefallen Rußlands als Preußens dienen! Für Preußen wäre es aber vielleicht in diesem Kriege in directer Weise bedeutsam geworden, wenn derselbe länger gedauert hätte. Das rumänische Arrangement war daher das Werk größter politischer Vorsicht, und da es jetzt nicht zur Geltung zu kommen brauchte, bleibt es doch, als ein wohlbewahrtes Pfand, für künftige Dankgefühle verwendbar.

28.

Die Proclamationen.

Wenn der Geist die Mutter der Thaten ist, so sind die Proclamationen die Vorzeichen derselben; denn nie wird die Heuchelei des Ausdrucks so

vollkommen in ihrer Kunst, daß nicht in dem Wortglanze des Schwächlings die Schwäche, in den Floskeln des bösen Gewissens, das böse Gewissen und in der erkünstelten Treuherzigkeit des Verräthers die Falschheit sich mehr oder weniger verrathen sollten.

In den Proclamationen spiegelt sich daher immer der Charakter des Mannes ab, dessen Thaten sie verkünden, und sie sagen uns mehr oder weniger deutlich, welcher Art diese Thaten sein werden. Es ist daher von besonderem Interesse, die Proclamationen neben einanderstehend zu betrachten, mit welchen der Krieg von 1866 begonnen wurde.

Betrachten wir die Proclamation des Kaisers von Oesterreich, so findet man, daß sie sich alle Mühe giebt, gerade das als ein Verdienst des Hauses Habsburg erscheinen zu lassen, was ihm mit Recht zum Vorwurf zu machen ist. Nirgends vermag der Proclamator zu verstecken, daß er sich der Wahrheit des Verhältnisses wohl bewußt ist, aber er rechnet auf kindlichen Glauben und fühlt sich unsicher in der schwankenden Hoffnung, ihn zu finden: daher die vielen Worte, daher die Unbestimmtheit und der Mangel an Selbstbefriedigung in dem sichtbar bezweifelten Bemühen, den Leser zu befriedigen. Die Proclamation des Kaisers Franz Joseph, die als eine Cabinetsarbeit wenigstens zum erfreulichen Zeugnisse des verbesserten österreichischen Kanzleistyls dienen kann, sprach sich unter der Ueberschrift „An meine Völker“ also aus:

„Mitten in dem Werke des Friedens, daß er (der Kaiser) unternommen, um die Grundlagen zu einer Verfassungsreform zu legen, welche die Einheit und Machtstellung des Gesammtreichs befestige, den einzelnen Völkern aber ihre freie innere Entwickelung sichere, habe seine Regentenpflicht ihm geboten, sein ganzes Heer unter die Waffen zu rufen.“

„An den Grenzen des Reiches, im Süden und Norden, stehen die Armeen zweier verbündeten Feinde in der Absicht, Oesterreich in seinem europäischen Machtbestande zu erschüttern.“

„Allein, die eine der beiden feindlichen Mächte bedürfe keines Vorwandes; lüstern auf den Raub von Theilen seines Reiches, sei der günstige Zeitpunct für sie der Anlaß zum Kriege.“

„Verbündet mit den preußischen Truppen, die Oesterreich als Feinde nunmehr entgegenstehen, sei vor zwei Jahren ein Theil seines treuen und tapferen Heeres an die Gestade der Nordsee gezogen.“

„Der Kaiser sei diese Waffengenossenschaft mit Preußen eingegangen, um vertragsmäßige Rechte zu wahren, einen bedrohten deutschen Volksstamm zu schützen, das Unheil eines unvermeidlichen Kriegs auf seine engsten Grenzen einzuschränken, und in der innigen Verbündung der zwei mitteleuropäischen

Großmächte, denen vorzugsweise die Aufgabe der Erhaltung des europäischen Friedens zu Theil geworden, zum Wohle seines Reichs, Deutschlands und Europa's eine solche dauernde Friedensgarantie zu gewinnen."

„Eroberungen habe der Kaiser nicht gesucht; uneigennützig beim Abschlusse des Bündnisses mit Preußen, habe er auch im wiener Friedensvertrage keine Vortheile für sich angestrebt. Oesterreich trage keine Schuld an der trüben Reihe unseliger Verwickelungen, welche bei gleicher uneigennütziger Absicht Preußens nie hätten entstehen können, bei gleicher bundestreuer Gesinnung augenblicklich zu begleichen gewesen sein würden."

„Sie seien zur Verwirklichung selbstsüchtiger Zwecke hervorgerufen, und deshalb für Oesterreichs Regierung auf friedlichem Wege unlösbar."

„So steigere sich immer mehr der Ernst der Lage."

„Selbst dann aber noch, als offenkundig in den beiden feindlichen Staaten kriegerische Vorbereitungen getroffen worden seien und ein Einverständniß, dem nur die Absicht eines gemeinsamen feindlichen Angriffs auf des Kaisers Reich habe zu Grunde liegen können, immer klarer zu Tage getreten sei, habe der Kaiser im Bewußtsein seiner Regentenpflicht, bereit zu jedem mit der Ehre und Wohlfahrt seiner Völker vereinbarem Zugeständnisse, im tiefsten Frieden verharrt."

„Als der Kaiser jedoch wahrgenommen, daß ein weiteres Zögern die wirksame Abwehr feindlicher Angriffe und dadurch die Sicherheit der Monarchie gefährde, habe er sich zu den schweren Opfern entschließen müssen, die mit Kriegsrüstungen unzertrennlich verbunden seien."

„Preußen verlange die volle vorausgehende Abrüstung nicht nur gegen sich, sondern auch gegen die an der Grenze seines (des Kaisers) Reiches in Italien stehende feindliche Macht, für deren Friedensliebe keine Bürgschaft geboten werde und geboten werden könne."

„Alle Verhandlungen mit Preußen in der Herzogthümerfrage haben immer mehr Belege zu der Thatsache geliefert, daß eine Lösung dieser Frage, wie sie der Würde Oesterreichs, dem Rechte und den Interessen Deutschlands und der Herzogthümer entspricht, durch ein Einverständniß mit Preußen bei seiner offen zu Tage liegenden Gewalts- und Eroberungspolitik nicht zu erzielen sei."

„Die Verhandlungen seien abgebrochen, die ganze Angelegenheit den Entschließungen des Bundes anheimgestellt und zugleich die legalen Vertreter Holsteins einberufen worden."

„Die drohenden Kriegsaussichten haben die drei Mächte Frankreich, England und Rußland veranlaßt, auch an Oesterreich die Einladung zur Theilnahme an gemeinsamen Berathungen ergehen zu lassen, deren Zweck die

Erhaltung des Friedens habe sein sollen. Des Kaisers Regierung, seiner Absicht entsprechend, wenn immer möglich den Frieden für seine Völker zu erhalten, habe die Theilnahme nicht abgelehnt, wohl aber an die Zusage die bestimmte Voraussetzung geknüpft, daß das öffentliche europäische Recht und die bestehenden Verträge den Ausgangspunct dieser Vermittelungsversuche zu bilden haben und die theilnehmenden Mächte keine Sonderinteressen zum Nachtheile des europäischen Gleichgewichts und der Rechte Oesterreichs verfolgen."

„Wenn schon der Versuch von Friedensberathungen an diesen natürlichen Voraussetzungen gescheitert sei, so liege darin der Beweis, daß die Berathungen selbst nie zur Erhaltung und Festigung des Friedens hätten führen können."

„Die neuesten Ereignisse beweisen es unwiderleglich, daß Preußen nur offne Gewalt an die Stelle des Rechtes setze."

„In dem Rechte und der Ehre Oesterreichs, in dem Rechte und der Ehre der gesammten deutschen Nation habe Preußen nicht länger eine Schranke für seinen verhängnißvoll gesteigerten Ehrgeiz erblickt. Preußische Truppen seien in Holstein eingerückt, die von dem kaiserlichen Statthalter einberufene Ständeversammlung sei gewaltsam gesprengt, die Regierungsgewalt in Holstein, welche der wiener Friedensvertrag gemeinschaftlich auf Oesterreich und Preußen übertragen habe, ausschließlich für Preußen in Anspruch genommen und die österreichische Besatzung genöthigt worden, zehnfacher Uebermacht zu weichen."

„Als der deutsche Bund, vertragswidrige Eigenmacht hierin erkennend, auf Antrag Oesterreichs die Mobilmachung der Bundestruppen beschlossen, da habe Preußen, das sich so gern als Träger deutscher Interessen rühmen lasse, den eingeschlagenen verderblichen Weg vollendet. Das Nationalband der Deutschen zerreißend, habe es seinen Austritt aus dem Bunde erklärt und von den deutschen Regierungen die Annahme eines sogenannten Reformplanes verlangt, welcher die Theilung Deutschlands verwirklichen solle, und sei dann mit militairischer Gewalt gegen die bundesgetreuen Souveraine vorgeschritten."

„So sei der unheilvollste, ein Krieg Deutscher gegen Deutsche unvermeidlich geworden!"

„Zur Verantwortung all des Unglücks, das er über Einzelne, Familien, Gegenden und Länder bringen werde, rufe der Kaiser diejenigen, die ihn herbeigeführt, vor den Richterstuhl der Geschichte und des ewigen allmächtigen Gottes."

„Der Kaiser schreite zum Kampfe mit dem Vertrauen, das die gerechte Sache gebe, im Gefühle der Macht, die in einem großen Reiche liege, wo Fürst und Volk nur von einem Gedanken, dem guten Rechte Oesterreichs,

durchdrungen seien, mit frischem vollem Muthe beim Anblicke seines tapfern kampfgerüsteten Heeres, das den Wall bilde, an welchem die Kraft der Feinde Oesterreichs sich brechen werde, im Hinblick auf seine treuen Völker, die einig, entschlossen, opferwillig zu ihm emporschauen."

„Die reine Flamme patriotischer Begeisterung lodere gleichmäßig in dem weiten Gebiete seines Reiches empor; freudig eilen die einberufenen Krieger in die Reihen des Heeres; Freiwillige drängen sich zum Kriegsdienste; die ganze waffenfähige Bevölkerung einiger zu meist bedroheten Länder rüste sich zum Kampfe, und die edelste Opferwilligkeit eile zur Linderung des Unglückes und zur Unterstützung der Bedürfnisse des Heeres herbei."

„Nur ein Gefühl durchdringe die Bewohner der Königreiche und Länder des Kaisers: das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Gefühl der Macht in ihrer Einigkeit, das Gefühl des Unmuthes über eine so unerhörte Rechtsverletzung."

„Doppelt schmerze es den Kaiser, daß das Werk der Verständigung über die innere Verfassungsfrage noch nicht so weit gediehen sei, um in diesem ernsten, zugleich aber erhebenden Augenblicke die Vertreter aller seiner Völker um seinen Thron versammeln zu können."

„Dieser Stütze entbehrend für jetzt, sei ihm jedoch seine Regentenpflicht um so klarer, sein Beschluß um so fester, dieselbe seinem Reiche für alle Zukunft zu sichern."

„Oesterreich werde in diesem Kampfe nicht allein stehen."

„Deutschlands Fürsten und Völker kennen die Gefahr, die ihrer Freiheit und Unabhängigkeit von einer Macht drohe, deren Handlungsweise durch selbstsüchtige Pläne einer rücksichtslosen Vergrößerungssucht allein geleitet werde. Sie wissen, welchen Hort für diese ihre höchsten Güter, welche Stütze für die Macht und Integrität des gesammten deutschen Vaterlandes sie an Oesterreich finden."

„Wie Oesterreich für die heiligsten Güter, welche Völker zu vertheidigen haben, in Waffen stehen, so stehen auch Oesterreichs deutsche Bundesländer in Waffen."

„Man habe die Waffen Oesterreich in die Hand gezwungen. Wohlan! jetzt, wo Oesterreich sie ergriffen habe, dürfe es dieselben früher nicht niederlegen, als bis ihm so wie den verbündeten deutschen Staaten die freie innere Entwickelung und die Machtstellung in Europa gesichert sei."

„Auf Oesterreichs und seiner Bundesgenossen Einigkeit und Kraft ruhen aber nicht allein Vertrauen und Hoffnung; der Kaiser setze sie zugleich noch auf einen Höheren, den allmächtigen gerechten Gott, dem sein Haus von

dessen Ursprung an gedient habe, und der Die nicht verlasse, die in Gerechtigkeit auf ihn vertrauen."

„Zu diesem wolle der Kaiser um Beistand und Sieg flehen, und fordere seine Völker auf, es mit ihm zu thun."

Das war die Proclamation des Kaisers Franz Joseph. Sie war datirt Wien den 17. Juni 1866. Wir halten dieses Schriftstück nicht für einen Erguß der Erkenntniß und des Gefühls des Kaisers, sondern für ein folgerichtiges Product der österreichischen Politik aus der Hand des wiener Cabinets. Prüft man Punct für Punct, so muß selbst der schwächste Verstand erkennen, daß durchgehend die Widerlegung sofort zwischen den Zeilen sprechend hervortritt. Sophistik, Verkehrung der Wahrheit, fremde Anschuldigung zur Bedeckung eigner Schuld, wortdreiste, aber geistesschüchterne Verbergung des eignen bessern Wissen, stete mühevolle Schirmung dessen, was das eigne Rechtsgefühl nicht billigen mag: so trägt diese Proclamation alle Stempel, die das österreichische Cabinet sich jemals durch die Hand seiner gefeierten Jesuiten aufgedrückt hat. So viel sie von Deutschland spricht, ist sie kein Ausdruck deutschen Geistes, der sich nur in dreister offner Ehrlichkeit kundgiebt.

Zuerst ist es nicht wahr, daß Preußen Oesterreichs Machtbestand zu erschüttern suchte, denn es verlangte nur nach Schleswig-Holstein und zwar um der für das deutsche Vaterland nur zu nothwendigen norddeutschen Marine willen, und verlangte auch nicht den Landesbesitz, sondern den Bund Schleswig-Holsteins für die betreffenden weniger preußischen als deutschen Zwecke (Kanal, Kiel als Bundeskriegshafen, Militairconvention 2c.). Wenn Preußen in der Folge in den Besitz Schleswig-Holsteins gelangt ist, so hat eben nur Oesterreich ihm dieses unverlangte Besitzthum zugeführt durch seine mißgünstige Politik — denn jeder Wirkung muß eine natürliche Reaction folgen.

Die Proclamation beschuldigt Italien, Oesterreich berauben zu wollen, doch wollte Italien nur zurück haben, was ihm die Raubpolitik vergangner Zeiten und durch sie Oesterreich geraubt hatte.

Die Proclamation legt einen Werth darauf, daß Oesterreich vertrauensvoll mit Preußen in den Krieg gegen Dänemark gegangen sei; und doch geschah dies nur mißtrauensvoll zur Bewachung der preußischen Schritte.

Die Proclamation sagt, Oesterreich habe keine Eroberungen gesucht (weil das Object nicht passend lag) · und sei völlig uneigennützig gewesen; — doch hatte es für Lauenburg sich zwei und eine halbe Million Thaler zahlen lassen.

Die Proclamation sagt: als längst Preußen und Italien kriegerische Vorbereitungen getroffen haben, habe der Kaiser noch, zu jedem Ausgleich

bereit, im tiefsten Frieden verharrt; — und doch war es weltkundig, daß Oesterreich längst vor seinen Feinden zu rüsten begonnen hatte.

Die Forderung Preußens auf Abrüstung Oesterreichs habe Oesterreich wegen seiner Ehre und Sicherheit nicht bewilligen können; — Wie viel Ehre und Sicherheit mußte Oesterreich später aufgeben!! und fürchtete Oesterreich betrogen und überfallen zu werden? Dann mußte es einen sehr übeln Begriff von den Rechtsgrundsätzen der civilisirten Staaten haben. Allein es glaubte den Krieg nöthig zu haben und nur darin lag die Wahrheit!

Die Proclamation sagt weiter: Oesterreich habe die Herzogthümerfrage im Interesse Deutschlands zu lösen gesucht. Allein durch Vermehrung der Fürsten und Vasallen konnte nicht den Interessen Deutschlands, sondern nur denen Oesterreichs gedient sein.

Ferner sagt die Proclamation, die drei Mächte Frankreich, England und Rußland haben durch eine Conferenz den Frieden vermitteln und die Rechtsverhältnisse der Staaten ordnen wollen. Alle Staaten erklärten sich bereit, ihre Verhältnisse einer Prüfung zu unterwerfen, nur Oesterreich machte die Vorbedingung, daß seine Staatsverhältnisse keiner Beurtheilung unterworfen würden; Beweises genug, daß es sich in seinem Rechte sehr unsicher fühlte. Dabei macht die Proclamation den Trugschluß: „wenn schon die Friedensberathungen an diesen natürlichen (!!) Vorbedingungen gescheitert seien, so liege darin der Beweis, daß die Berathungen selbst nie zur Erhaltung und Festigung des Friedens hätten dienen können.

Die Proclamation beweist, daß Preußen Gewalt statt Recht zu üben trachte, daraus, daß es die vom österreichischen Statthalter berufene holsteinische Ständeversammlung verhindert habe; — doch ist es so offenkundig, daß diese Ständeversammlung, so wie die große Volksversammlung in Altona von Oesterreich für die gehässigsten Zwecke, für eine völlige Revolution gegen Preußen veranstaltet war.

Die Proclamation spricht vom deutschen Bunde als einer heiligen Autorität, — obschon Oesterreich ihn nach Gefallen zum elendesten Werkzeuge herabgewürdigt und im wiener Frieden wie in der ganzen früheren schleswig-holsteinischen Angelegenheit gänzlich ignorirt hatte; — Sie nennt ihn das Nationalband der Deutschen; — obschon er der Nationalspalt und das Nationalleiden der Deutschen, ihre freudig vertriebene (1848) und zum Jammer durch Oesterreich wieder aufgedrungene Krankheit war.

Die Proclamation beklagt einen Krieg Deutscher gegen Deutsche als den unheilvollsten; — und hatte ihn doch selbst veranstaltet, führte ihn auch viel weniger mit Deutschen als mit Croaten und andern obscuren Gestalten aus.

Die Proclamation ruft den Richterstuhl der Geschichte heran; — und doch ist es der Richter der Geschichte, der über dem römisch deutschen Kaiserhause Habsburg längst den Stab gebrochen und den jungen Sproß der deutschen Eiche, das streng deutsche, nicht in Weltherrschaftsverkehrtheiten verirrte Preußen, gesegnet hat zum Heil — so darf man hoffen — der fast schon verlornen Nation!!! — — —

Schließlich scheint sich der Proclamator noch — ob mit Wissen oder Unwissen? — selbst zu belügen, denn er sagt, nur Ein Gedanke durchdringe in Oesterreich Fürsten und Völker, die so opferwillig als einig seien; nur das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit durchdringe sie. Es bedarf keines Wortes die Unwahrheit nachzuweisen, und der Kampf Ungarns für seine Absonderung ist neuerdings eine ungeheure Widerlegung der kaiserlichen Proclamation.

Die Proclamation sagt ferner: nur Ein Gefühl durchdringe Oesterreichs Völker, das Gefühl des Unmuthes über die unerhörte Rechtsverletzung Preußens. Schwerlich mochten Oesterreichs Illyrier, Dalmatier, Croatier, Galizier, Slavonier 2c. sich je um Schleswig-Holstein gekümmert haben, auch schwerlich je um den deutschen Bund, mit dem sie durchaus nichts zu schaffen hatten und nichts zu schaffen haben wollten und sollten. Deutschland mochte mit den Croaten nie Gemeinschaft machen, und Oesterreich vor allem mußte wissen, daß die ehemaligen Kaiser ausdrücklich hatten beschwören müssen: nie **fremde** Völker auf Deutschlands Boden zu führen, welchen Eid freilich Oesterreich mit dem Gleichmuth eines jesuitischen Gewissens stets gebrochen hat.

Wenn nun die kaiserliche Proclamation jene Croaten und Szekler zu Richtern der Rechtsverletzung Preußens erhebt, so bietet es Deutschland die Brüderschaft mit jenen Mißnationen eines entarteten Slaventhums an, die Deutschland gewiß einstimmig mit Entrüstung von sich weist. Oesterreich war daher so wenig mit Deutschlands Gefühlen bekannt und ein so verkehrt denkender und handelnder Vormund, daß Deutschland sich mit Recht freut, von einer solchen Vormundschaft befreit zu sein. Wie kleinlicher Neid in dem unfertigen Deutschland Preußen auch grolle — Preußen verdanken wir diese Befreiung; das gesteht die Ehrlichkeit.

Schließlich kommt dann die Proclamation auch auf das Grundübel Oesterreichs, die Unzufriedenheit seiner Völker. Da heißt es: „Doppelt schmerzt es mich, daß das Werk der Verständigung über die innere Verfassungsfrage noch nicht gediehen ist.“ „Aber,“ sagt die Proclamation weiter, „der Kaiser sei sich dafür seiner Regentenpflicht ganz bewußt.“ So, war diese gefährlichste Wunde leicht überpflastert. Wir erkennen hier nur

die alte österreichische Methode, die freilich gebildeten Urtheilen ebenso wenig Ehrfurcht einflößen als den österreichischen Völkern Befriedigung geben kann.

Noch weiter zu Ende vergleicht die Proclamation Oesterreich mit Preußen und sagt: Deutschlands Fürsten und Völkern drohe von Preußen nur Gefahr, Oesterreich sei aber stets ihr Hort gewesen. Freilich war es nur zu bekannt, daß Oesterreich stets die Zersplitterung Deutschlands schützte, um sich ein machtloses Collegium von glänzenden Vasallen zu sichern. Aber die daraus entspringende Schwäche und Schmach der Nation und des Gesammtreiches und der damit verbundene Untergang Deutschlands war natürlich auch Oesterreichs Werk!!! — — —

Natürlich ruft auch die Falschheit Gott an, und so thut es zum Schluß auch die Proclamation; — allein Gott pflegt sich nicht mißbrauchen zu lassen und versagt der Falschheit seinen Arm; darum auch hat er Oesterreich, wie wir bald sehen werden, nicht unterstützt! —

Wir stellen nun der kaiserlichen Proclamation die des Königs Wilhelm von Preußen, datirt vom 18. Juni, gegenüber. Sie bedarf keiner Erklärung. Kurz und klar verkündigt sich in ihr ein fleckenloses Recht, welches nicht mit Sophismen, Floskeln und sonstigem Schein ummäntelt zu werden braucht. Es spricht aus ihr die Geradheit und Derbheit, wie sie der lauteren Ehrlichkeit und dem Vollbewußtsein der Kraft würdig ist, und wie sie dann den deutschen Herzen, das Trug und Schein haßt, nur wohlthun kann. Sie lautet:

„An mein Volk!"

In dem Augenblicke, wo Preußens Heer zu einem entscheidenden Kampfe auszieht, drängt es mich, zu meinem Volke, zu den Söhnen und Enkeln der tapfern Väter zu reden, zu dem vor einem halben Jahrhundert mein in Gott ruhender Vater unvergessene Worte sprach."

„Das Vaterland ist in Gefahr!"

„Oesterreich und ein großer Theil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen."

„Nur wenige Jahre sind es her, seit ich aus freiem Entschlusse und ohne früherer Unbill zu gedenken, dem Kaiser von Oesterreich die Bruderhand reichte, als es galt, ein deutsches Land von fremder Herrschaft zu befreien. Aus dem gemeinschaftlich vergossenen Blute, hoffte ich, würde eine Waffenbrüderschaft erblühen, die zu fester, auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhender Bundesgenossenschaft und mit ihr zu all dem gemeinsamen Wirken führen würde, aus welchem Deutschlands innere Wohlfahrt und äußere Bedeutung als Frucht hervorgehen sollte. Aber meine Hoffnung ist getäuscht worden. Oesterreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten

einst Deutschland beherrschten; in dem jüngern, aber kräftig sich entwickelnden Preußen will es keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen — so meint es — muß in allen seinen Bestrebungen bekämpft werden, weil, was Preußen frommt, Oesterreich schade. Die alte unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert: Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr, gegen Preußen werden deutsche Bundesfürsten nicht bloß aufgerufen, sondern zum Bundesbruch verleitet. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfgeschrei ist: „Erniedrigung Preußens!"

„Aber in meinem Volke lebt der Geist von 1813. Wer wird uns einen Fuß breit preußischen Bodens rauben, wenn wir ernstlich entschlossen sind, die Errungenschaft unserer Väter zu wahren, wenn König und Volk, durch die Gefahren des Vaterlandes fester als je geeint, an die Ehre desselben Gut und Blut zu setzen, für ihre höchste und heiligste Aufgabe halten! In sorglicher Voraussicht dessen, was nun eingetreten ist, habe ich seit Jahren es für die erste Pflicht meines königlichen Amtes erkennen müssen, Preußens streitbares Volk für eine starke Machtentwickelung vorzubereiten. Befriedigt und zuversichtlich wird mit mir jeder Preuße auf die Waffenmacht blicken, die unsere Grenzen deckt. Mit seinem Könige an der Spitze wird sich Preußens Volk ein wahres Volk in Waffen fühlen! Unsere Gegner täuschen sich, wenn sie wähnen, Preußen sei durch innere Streitigkeiten gelähmt. Den Feinden gegenüber ist es einig und stark; den Feinden gegenüber gleicht sich aus, was sich entgegenstand, um demnächst in Glück und Unglück vereint zu bleiben."

„Ich habe alles gethan, um Preußen die Lasten und Opfer eines Kriegs zu ersparen, daß weiß mein Volk, daß weiß Gott, der die Herzen prüft. Bis zum letzten Augenblicke habe ich in Gemeinschaft mit Frankreich, England und Rußland die Wege für eine gütliche Ausgleichung gesucht und offen gehalten. Oesterreich hat nicht gewollt, und andere deutsche Staaten haben sich offen auf seine Seite gestellt. So sei es denn! Nicht mein ist die Schuld, wenn mein Volk schweren Kampf kämpfen und vielleicht harte Bedrängniß wird erdulden müssen. Aber es ist uns keine Wahl mehr geblieben! Wir müssen fechten um unsere Existenz, wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen gegen diejenigen, die das Preußen des großen Kurfürsten, des großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, von der Stufe herabstoßen wollen, auf die seiner Fürsten Geist und Kraft, seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben."

„Flehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Geschicke der Völker, den Lenker der Schlachten an, daß er unsere Waffen segne!“

„Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt, und welches jetzt durch diejenigen zerrissen ist, die das Recht und die Macht des nationalen Geistes fürchten, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuern.“

„Gott mit uns!“

„Wilhelm.“

Hier bedarf es wahrlich keines Commentars. Trugschlüsse, Sophismen, bemäntelnde Floskeln sind in keinem Satze zu finden. Die Natürlichkeit, Offenheit, Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks bekunden die Wahrheit der Sache und die Ehrlichkeit, und wenn alle Jesuiten Wiens daher kämen, sie würden nichts in dieser ritterlich schönen Proclamation finden, was einen Anstrich ihrer Schule hätte.

In Einem aber tritt diese königliche Proclamation jener kaiserlichen besonders strahlend voran, und das ist der Ausspruch: „mit seinem König an der Spitze wird sich Preußens Volk ein wahres Volk in Waffen fühlen.“ Zu allen Zeiten haben Preußens Fürsten die Schicksale ihrer Völker und Heere treu getheilt. Wenn die Preußen zu großen Kämpfen gingen, führte sie stets ihr König, und wir wissen, daß Friedrich der Große es nicht unter seiner Würde oder Kraft hielt, im Feldlager auf einer Schütte Stroh zu schlafen. Es war ein Ausfluß des Rechtsgefühls, ein Grundsatz der Fürsten Preußens, Pflichten, die sie Andern auferlegten, selbst zu erfüllen! So entwickelte sich der Heldengeist des Heeres, weil der Fürst stets seiner Helden erster Held war, und wäre dies nicht der Fall gewesen, Preußen würde das nimmer geworden sein, was es geworden ist!

Wie anders sah man es in Oesterreich, und wer gedächte nicht jenes Leopold, der, nachdem ihm der König Johann Sobieski von Polen Wien und das Reich von den Türken befreit und gerettet hatte, an eine Versammlung seiner fürstlichen Feldherrn die Frage richtete, wie er denn wohl den König von Polen zu begrüßen habe, da derselbe doch nur ein Wahlkönig und einem geringen Geschlechte entsprossen sei. So meinte er, berückt von dem Zauberwahne seiner römisch-deutschen Kaiserwürde, der König von Polen, wenn er ihn gerettet habe, könne doch eben nur eine Pflicht erfüllt haben, da doch eigentlich alle Fürsten vor dem römisch-deutschen Kaiser nur Vasallen seien. Aber der Dünkel ist verhängnißvoll! Ihm folgt als Nemesis die Verweichlichung und nur zu leicht wächst einer Dynastie ein Sardanapal zu!

Treu seiner Proclamation und treu den Sitten seiner Väter, stand der hochbejahrte König Wilhelm im heißesten Kampfe, wie nun bald erzählt werden wird, an der Spitze seines Heeres, und die kühnsten Rollen spielten die ersten Prinzen seines Hauses; — vergebens dagegen schauten sich in den Stunden des schwersten Verhängnisses die Oesterreicher nach ihrem Kaiser um; er weilte zu Wien; und von den Erzherzögen hörten sie kaum einen Namen nennen! —

Die Proclamationen der österreichischen und preußischen Feldherren, welche natürlich nicht an die Völker, sondern an die Armeen gerichtet waren, athmeten natürlich den Geist der Proclamationen ihrer Monarchen. Auf österreichischer Seite trat besonders die des Feldzeugmeisters von Benedek, des Oberbefehlshabers der gegen Preußen gestellten österreichischen Nordarmee hervor. Die erste von ihm erschienene Proclamation mißfiel durch widerwärtige Großsprecherei, nach welcher das österreichische Heer nach wenigen Wochen in Berlin einrücken und dort sich gütlich thun sollte, selbst in Oesterreich so sehr, daß sie für falsch und von unberufener Hand veröffentlicht erklärt wurde. Es erschien nun eine zweite Proclamation, deren Wortlaut folgender war:

„Sr. Majestät der Kaiser verkündet mit dem Manifeste vom heutigen Tage seinen treuen Völkern, daß alle Anstrengungen den Frieden zu erhalten, vergeblich waren; daß er gezwungen ist, für die Ehre, für die Machtstellung und Unabhängigkeit Oesterreichs und seiner edeln Bundesgenossen zum Schwerte zu greifen."

„Die Ungewißheit, die auf uns gelastet, ist somit gehoben, unsere Soldatenherzen dürfen höher schlagen, zu den Waffen ruft unser allergnädigster Kriegsherr und mit Gottvertrauen gehen wir nunmehr einem gerechten und heiligen Kriege entgegen."

„Wohlan denn, Soldaten! unsere erhabenste Aufgabe beginnt!"

„Mit freudiger Hingebung und Schnelligkeit habt Ihr Euch — von nah und fern — der Deutsche wie der Ungar, der Slave wie der Italiener — unter des Kaisers Fahnen geschaart; sie sind nun aufs Neue entfaltet zum Kampfe für sein gutes Recht, für Oesterreichs heiligste Interessen, für unseres Vaterlandes höchste Güter: — und Ihr werdet diese Fahne unter allen Umständen hoch und ruhmvoll halten, Ihr werdet mit Gottes Hilfe sie zum Siege tragen! Zu den Waffen also! — Wie Ihr mit mir daran seid, Soldaten! was ich für Euch fühle, was ich von Euch fordere und erwarte, das wißt Ihr, setze Jeder nun seine besten Kräfte ein, damit wir das höchste Vertrauen unseres schwergeprüften vielgeliebten Kaisers und Herrn mit jubelndem Todesmuthe rechtfertigen, damit ich Euch bald zurufen

könne: „Ihr habt Euch wacker gehalten, wie es Oesterreichs Söhnen ziemt — das Vaterland ist stolz auf Euch — der Kaiser ist mit Euch zufrieden.““

Es läßt sich eine gewisse Befangenheit in dieser in der That vollkommen nichtssagenden Proclamation nicht verkennen, und man hat vermuthet, daß die Zurechtweisung wegen Benedeckes erster großsprecherischen Proclamation, die vielleicht dem Character des Mannes mehr entsprochen hat, einen ungünstigen Einfluß bei der Abfassung dieser zweiten geübt habe. Mindestens ist diese förmlich todt und trotz der kräftigen Anrufe eindruckslos.

Ein ganz anderer Geist bekundet sich in der Proclamation des Kronprinzen von Preußen, die er beim Ueberschreiten der böhmischen Grenze als Armeebefehl erließ. Sie lautet:

„Soldaten der zweiten Armee! Ihr habt die Worte unseres Königs und Kriegsherrn vernommen! Die Bemühungen Sr. Majestät, dem Lande den Frieden zu erhalten, waren vergeblich. Mit schwerem Herzen, aber stark im Vertrauen auf die Hingebung und Tapferkeit seiner Armee, ist der König entschlossen zu kämpfen für die Ehre und Unabhängigkeit Preußens wie für die machtvolle Neugestaltung Deutschlands. — Durch die Gnade und das Vertrauen meines königlichen Vaters an Eure Spitze gestellt, bin ich stolz darauf, als der erste Diener unseres Königs mit Euch Gut und Blut einzusetzen für die heiligsten Güter unseres Vaterlandes.“

„Soldaten! zum ersten Male seit über 50 Jahren steht unserem Heere ein ebenbürtiger Feind gegenüber. Vertraut auf Eure Kraft, auf unsere bewährten vorzüglichen Waffen und denkt, daß es gilt, denselben Feind zu besiegen, den einst unser größter König mit einem kleinen Heere schlug. Und nun vorwärts mit der alten preußischen Loosung: Mit Gott für König und Vaterland!“

Und dieser kurzen, durch ihren freien und natürlichen Ausdruck so kräftigen Proclamation stellt sich gleichartig die des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, des Befehlshabers der ersten Armee, an die Seite. Sie ist der Ausdruck seines persönlichen Charakters, und durch nichts so als durch diese Proclamation hätte er sich als einen geborenen Krieger kennzeichnen können. Sie lautet:

„Soldaten! das treulose und bundesbrüchige Oesterreich hat ohne Kriegserklärung schon seit einiger Zeit die preußischen Grenzen in Oberschlesien nicht respectirt. Ich hätte also ebenfalls ohne Kriegserklärung die böhmische Grenze überschreiten dürfen. Ich habe es nicht gethan. Heute habe ich eine betreffende Kundgebung übergeben lassen und heute betreten wir das feindliche Gebiet, um unser eigenes Land zu schonen. Unser Anfang sei mit Gott! Auf ihn laßt uns unsere Sache stellen, der die Herzen der Menschen lenkt,

der die Schicksale der Völker und den Ausgang der Schlachten entscheidet. Wie in der heiligen Schrift geschrieben steht: „laßt Eure Herzen zu Gott schlagen und Eure Fäuste auf den Feind!" In diesem Kriege handelt es sich, Ihr wißt es, um Preußens heiligste Güter und um das Fortbestehen unseres theuren Preußens. Der Feind will es ausgesprochener Maßen zerstückeln und erniedrigen. Die Ströme von Blut, welche Eure und meine Väter unter Friedrich dem Großen und in den Befreiungskriegen und wir jüngst bei Düppel und auf Alsen dahin gegeben haben, sollten sie umsonst vergossen sein? Nimmermehr! Wir wollen Preußen erhalten wie es ist und durch Siege kräftiger und mächtiger machen. Wir werden uns unserer Väter würdig zeigen. Wir bauen auf den Gott unserer Väter, der in uns mächtig seine und Preußens Waffen segnen wolle! Und nun vorwärts mit unserem alten Schlachtrufe: Mit Gott für König und Vaterland! Es lebe der König!"

Es war ein anderer Geist in den preußischen als österreichischen Proclamationen, und dreist darf behauptet werden, daß ein ganz gleiches Verhältniß zwischen den beiden Armeen zu finden war, die eine frei, muthig und voller Theilnahme an dem Zwecke des Krieges, die andere stumpf und gezwungen.

29.

Das Terrain des Krieges.

Es mag angemessen scheinen der Schilderung der hochwichtigen Thatsachen des Jahres 1866 eine Betrachtung der politischen Situation Europas voranzuschicken; allein da auf diesem Gebiete sich viele Facta dem Auge des Beobachters entziehen und entziehen sollen, andere nur aus Folgerungen zweifelhaft kennen gelernt werden können, so treten wir sogleich auf die Bahn der kriegerischen Ereignisse, denen wir nun ohne erhebliche Unterbrechung werden folgen können.

Um für diese einen annähernd richtigen Maßstab zu gewinnen, ist es nöthig, das Terrain kennen zu lernen, über welches der stürmisch schnelle Krieg sich in seiner wunderbaren Weise hinwälzte. Dasselbe umfaßte das ganze Deutschland, die nicht zum ehemaligen deutschen Bunde gehörigen Länder Preußens und Oesterreichs, natürlich auch den Marinebereich dieser beiden Staaten, Schleswig, welches jetzt noch nicht zu Deutschland gerechnet

werden konnte, und Italien, ohne Rom, welches, das Herz des nach Leben ringenden italienischen Körpers, noch immer durch die französische Occupation neutralisirt war. In diesem Terrain sonderten sich drei Kriegsschauplätze, nämlich der, auf welchem Preußen mit den süddeutschen Fürsten, als den Bundesgenossen Oesterreichs zu schaffen hatte, der, auf welchem Preußen mit Oesterreich selbst kämpfte, also Schlesien, Böhmen und Sachsen, und der, auf welchem Oesterreich mit Italien focht (Venetien, Lombardei und Tyrol).

Der erste und zweite Kriegsschauplatz hätten ohne Mühe verbunden werden können, nämlich der westdeutsche und böhmische. Für Oesterreich wäre das von erheblichsten Vortheilen gewesen, und da Preußen in dem westlichen Theile seines Gebietes sehr wenige Truppen gelassen hatte, so war durchaus kein Hinderniß vorhanden, daß die Truppen der süddeutschen Staaten sich ostwärts zogen und auf baierischem Boden nach rechts deployirend Fühlung mit der österreichischen Nordarmee nahmen, welche allerdings mehr westlich, also hauptsächlich längs der sächsischen Grenze aufzustellen gewesen sein würde. Die Reichsarmee würde eine Stütze der österreichischen und die österreichische eine Stütze der Reichsarmee geworden sein, beide zusammen aber würden eine große Ueberlegenheit gegen die preußische Armee gehabt haben. Allein Oesterreich täuschte sich wie immer in diesen Bundesgenossen. War es selbst noch nicht fertig zum Kriege, so waren es diese noch viel weniger. In Preußen aber täuschte es sich noch vielmehr, denn daß Preußen sofort nach der Bundestagssitzung vom 14. Juni zum Schwerte greifen werde, das hatte es sich nicht gedacht.

Dadurch gingen natürlich alle Vortheile, die bei langsamerer Entwickelung gewonnen werden konnten, verloren. Sehnend hoffte Oesterreich sich wenigstens noch durch die Baiern verstärkt zu sehen, aber auch das konnte nicht in Erfüllung gehen, da die süddeutschen Staaten nach dem Falle von Hannover und Hessen sofort hart engagirt wurden.

Das Königreich Böhmen gewährte den Oesterreichern ein Terrain, wie es in der Welt kaum vortheilhafter gefunden werden könnte; freilich kommt viel darauf an, daß derjenige, der zuerst die Vortheile in der Hand hat, sie auch behauptet, denn hat er sie dem Gegner überlassen, dann freilich wird ihm auch das Terrain desto verderblicher. Der ganze Norden Böhmens und Mährens ist bis Galizien hin mit hohen Gebirgen (Erzgebirge, Riesengebirge, Sudeten) besetzt, deren Pässe, wenn sie vertheidigt werden, nur schwer zu forciren sind.

Fast allenthalben findet sich Gelegenheit für feste, oft fast unangreifbare Stellungen, und Daun hatte im siebenjährigen Kriege gezeigt, wie man das Land für solche zur Defensive richtig zu benutzen habe. Mehr und

minder bedeutende Flüsse durchbrechen die Gebirge, so namentlich die Eger, Beraunka, Moldau, Elbe, Sazawa, Iser u. a. Und diese Flüsse geben für die Offensive eben so treffliche Operationslinien, als für die Defensive Rücken- und Flankendeckungen.

Zahlreiche Festungen (Olmütz, Josephstadt, Königgrätz, Prag, Theresienstadt) gewähren wichtige Stützpuncte und Depôtplätze, und mehre Eisenbahnen (die wien-olmützer, olmütz-prager, prag-dresdener) gewähren das trefflichste Mittel für Zuführung von Verstärkungen, Nahrungsmitteln und für die schnelle Dislocation und Förderung der Armee sowohl im Retiriren, als im Avanciren. Alle diese Vortheile waren zunächst in der Hand der Oesterreicher, und wollten die Preußen dieselben benutzen, so mußten sie dieselben erst durch Siege erringen.

Sollte nun aber das österreichische Heer offensiv verfahren und auf die Flachländer Schlesiens, Sachsens und der Mark vorgehen, so war Böhmen ihnen eine vortreffliche Basis und Deckung. Nirgends können Magazine gesicherter sein als in diesem von Gebirgen umgebenen und von Gebirgszügen und Flüssen kreuzweise durchschnittenem Lande; freilich dürfen sie beim Vorrücken des Heeres einer angemessenen Vertheidigung nicht entbehren. Vier wichtige Eisenbahnlinien machen sich weithin für die nördlichen Gegenden Deutschlands verfügbar, und mehre von Ost nach West, also quer durchschneidende Bahnen, unter denen die dresden-breslauer in erster Reihe steht, geben den Transporten die Möglichkeit vielseitiger schneller Dislocation.

Die Kriegsverhältnisse waren daher ganz andere als zu Friedrichs des Großen Zeiten, wo man durch Zerstörung einiger Magazine, dem ganzen Operationssysteme des Feindes eine Wendung geben und ihm den besten Plan durchstreichen konnte. Die Eisenbahnen machen es unnöthig nahe im Rücken Magazinplätze zu haben. Was könnte es viel schaden, wenn den vordringenden Oesterreichern bei Zittau ein Magazin vernichtet würde, wenn sie bei Pilsen oder Brünn ein zweites haben, und wozu sollten sie in gefährlicher Nähe Magazine einrichten, da die größere Entfernung sicherer Plätze eine fast unmerkliche Verzögerung verursacht und der Verpflegung keinen Eintrag thut?

Aber bei allen diesen großen Vortheilen bleibt die Voraussetzung immer bestehen, daß man die Vortheile zu behaupten wissen müsse, denn in die Hand des Feindes übergegangen, werden sie umgekehrt desto verderblicher sein. Die Vortheile der Offensive sind daher gegenwärtig viel größer als in früherer Zeit. Es schien daher natürlich, daß die Oesterreicher, welche zuerst den wichtigsten Theil des Operationsfeldes besetzten, die Offensive ergreifen und sich die ohne Verdienst weggenommenen Vortheile ersprießlich

machen würden. Damit stimmte denn auch die erste Proclamation des Feldzeugmeisters von Benedeck überein, nach welcher die Oesterreicher nach 14 Tagen Herren von Berlin sein und die Croaten ihrer Rache ein Fest bereiten sollten.

Nicht minder im Besitze der Vortheile waren die Oesterreicher auch auf dem italienischen Kriegsschauplatze. Derselbe umfaßt das Gebiet von den Gebirgen von Tyrol bis zum Po und vom Gardasee und Mincio bis zum adriatischen Meere. Auf der dem Feinde zugekehrten Seite liegt das berühmte Viereck der vier Festungen Mantua, Verona, Peschiera und Legniago. Dieses Festungsviereck hatte den Ruf gewonnen, daß es die Passage einer feindlichen Armee unmöglich mache.

Es ist deshalb dem Kaiser sehr verdacht worden, daß er 1859, bis auf dieses Festungsviereck zurückgedrängt, den Frieden abschloß, anstatt die Franzosen nun erst seine Kraft fühlen zu lassen.

Es ist mit Recht behauptet worden, daß es für die Vertheidigung kein besseres Terrain giebt, und der Krieg, den wir jetzt schildern, hat selbst davon einen Beweis gegeben. Hier war den Oesterreichern alles zu Gunsten, selbst die reiche Erfahrung, die sie gemacht hatten. Denn hier hatten sie sich seit 1796 in zehn Feldzügen bewegt und bei Hunderten von Unternehmungen das Terrain in allen seinen Verhältnissen gründlich kennen gelernt.

Im Osten ist das Terrain vom adriatischen Meere begrenzt. Die Küstenausdehnung von Triest bis zur Pomündung ist nicht so groß, daß nicht die österreichische durchaus nicht unbedeutende, und der jungen italienischen entschieden überlegene Flotte vollen Schutz gewährt hätte.

Vom Süden her ist das Terrain durch den Po, einen bedeutenden Strom, begrenzt und das weite Küstengebiet zwischen Ravenna, Ferrara, Commachio und Pomündung ist dergestalt versumpft, daß sich eine Armee nur unter großen Schwierigkeiten bewegen kann. Der Poübergang auf diesem Gebiete ist schwierig und würde mindestens den Beistand einer Flotte erfordern, wie denn eine Armee zwischen Ravenna und Adria kaum zu operiren im Stande ist, wenn nicht eine Flotte sie begleitet.

Der Länge nach, also von West nach Ost ist das ganze Gebiet von der Etsch (Adige) durchschnitten. Die Etsch ist nicht bloß als Wasserstraße für Transporte, sondern auch als Deckung von großer militairischer Bedeutung. Die Aufstellung einer Armee auf der Linie Mantua Adria genießt zugleich die Deckung des Pos und der Etsch. Geht hier eine Armee gegen die Küste zurück, so werden ihr von jenen Stömen die Flanken so gedeckt, daß die Gefahren des Flankenmarsches sich sehr mindern. Die Etsch verbindet Verona und Legnago. Wichtig schon dadurch, macht sie die östliche Be-

grenzung des berühmten Festungsvierecks von Verona, Legnago, Mantua und Peschiera aus. Im Westen wird das innere Gebiet jener Festungen ebenso vom Mincio begrenzt, welcher die Festungen Mantua und Peschiera verbindet, von Mantua südöstlich gewendet in den Po geht, nördlich aber seine Linie durch den Gardasee weit hin in die Alpen von Tyrol ausdehnt. Vier wohl erhaltene Heerstraßen erleichtern die Truppendislocationen innerhalb des Festungsvierecks und eine Eisenbahn durchschneidet dasselbe in seinem nördlichen Theile, nämlich die von Venedig über Padua, Vicenza, Verona nach Mailand führende, auf welche die aus dem Innern Oesterreichs kommende trienter Bahn unter rechten Winkeln stößt. Zwei Parallelbahnen treffen auf Triest und Venedig.

Das ganze Kriegstheater Venetiens ist im Norden durch die Alpen begrenzt, die ihre mächtigen Bergketten meist parallel nach Süden strecken. Dieser Umstand erleichtert die Verbindung mit dem Gebirgslande, welches den Depôtplätzen die größte Sicherheit gewährt. Der Flächenraum Venetiens beträgt 434 Quadratmeilen.

Zahlreiche Ströme, alle aus den Alpen kommend und in das adriatische Meer fallend, durchschneiden auch in seiner östlichen Hälfte das Gebiet, und zwar in fast gleichen Entfernungen und gleicher Richtung. Einer zurückweichenden Armee gewähren diese Ströme von Strecke zu Strecke ein neues Vertheidigungsmittel; die Armee kann sich stufenweise setzen und behält auf der einen Flanke an den Alpen, in denen jedes Detachement dreifache Kraft zur Deckung entwickeln kann, eine Stütze, während die andere Flanke durch das adriatische Meer und seine weit in das Küstengebiet hineinreichenden Sumpfländer gedeckt ist. Zahllose Durchschnitte erhöhen die Defensivkraft, und kaum könnte ein Land der Defensive vortheilhafter sein als Venetien.

Doch hatte sich Oesterreich in früheren Zeiten nirgends schlechter vertheidigt als hier. Allein es hatte aus seinen früheren Fehlern Lehren gezogen, und nach dem zu urtheilen, was es in dem kurzen Kampfe von 1866 gethan, hätte man andere und bessere Operationen erwarten dürfen, am aller wenigsten aber das, was es freiwillig gethan, die Aufgabe dieses Venetiens, welches als das herrlichste Defensivterrain, gelehnt an die Alpenländer, eine wahre Brustwehr des Kaiserstaates war.

Seit von Paris her die Idee sich kund gegeben, daß es um des Friedens willen nothwendig sei und der Vernunft entspreche, wenn die durch Sprache, Sitte 2c. gekennzeichneten Nationen sich einen und staatlich sondern, hatte Oesterreich stets darauf hingewiesen, daß ihm Venetien seiner Vertheidigungskraft halber von größter Wichtigkeit, ja daß Venetien vom Süden her der wahre Schutz Deutschlands sei, und man erkannte darin, daß Oesterreich

den militairischen Werth Venetiens genau kannte. Und wie hätte das nicht sein sollen, da es auf diesem Gebiete schon so oft gefochten hatte?

Das richtige Urtheil über den militairischen Werth dieses Landes hatte Oesterreich auch in seinen verschiedenen Fortificationen kund gegeben. Die Paßbefestigungen von Pastrengo, Ceradino, Franzenfeste in den Alpen und mehre südliche Fortificationen am Po, z. B. Borgoforte zeigen, daß Oesterreich sich des militairischen Werthes dieses Landes ganz bewußt war, welches noch besonders vor anderen Ländern dadurch ausgezeichnet war, daß es nur zwei Angriffsseiten hatte, nämlich im Süden über den Po und im Westen durch das viel erwähnte Festungsviereck.

Wie erschwert aber der Angriff auf diesen beiden Seiten war, haben wir bereits gesagt; vom Norden her konnte dagegen Oesterreich der Feind niemals kommen und von Osten anzugreifen, wo weite Sumpfgebiete und eine schützende Flotte sich geltend machten, würde ihn nicht leicht je ein Feind unternommen haben. Mindestens hätte hier der einzige Angriffspunct nur Venedig sein können, und das besaß in seinen eigenen Fortificationen eine gute Vertheidigungskraft.

Ganz unterschieden von diesem italienischen, war der westdeutsche Kriegsschauplatz. Nachdem Preußen Kurhessen und Hannover weggenommen und die anderen norddeutschen Staaten in einen Bund mit sich gezogen, hatte es seine Operationslinie an den Main vorwärts gerückt. Hier begegnete Preußen nicht einem, sondern vielen Feinden, deren kriegerischer Ernst sehr verschieden war. Die Mainlinie giebt in ihrem oft nord- und südwärts gerichteten Laufe dem Terrain beider Parteien tiefe Ausschnitte, die die siegende Partei jedenfalls dazu nöthigen, vorwärts zu schreiten, um für die Heereslinie ein Terrain zu gewinnen, welches deren Verbindung nicht stört. Die Länder diesseits und jenseits des Mains, der sich bis nahe an das westliche Ende Sachsens hinaufzieht, liegen offen da. Sie haben keine territoriale Vertheidigungskraft, außer derjenigen, die ihnen einige Gebirgszüge, als namentlich der Taunus, Odenwald, Spessart, Thüringer Wald, Fichtelgebirge u. a. verleihen. Doch sind alle diese Gebirge leicht und in allen Richtungen zu passiren.

Der nördliche Theil dieses großen Kriegsfeldes, der nun in Preußens Hand war, wird von vielen Flüssen und drei mächtigen Strömen, nämlich der Elbe, Weser und dem Rhein in nordwestlicher Richtung durchzogen, während der südliche Theil (Baden, Großherzogthum Hessen, Würtemberg, Baiern) nur von der Donau durchschnitten wird, die aber so weit südlich liegt, daß alles verloren sein müßte, wenn von ihr als einem Vertheidigungsmittel Gebrauch gemacht werden sollte. Zahlreiche kleinere Gewässer, die

sich in drei verschiedenen Richtungen in den Rhein, Main und die Donau ergießen geben diesem Kriegsfelde keine sonderliche Bedeutung, eben so wenig als die Festungen Landau, Rastatt, Germersheim, Ulm und Ingolstadt.

Bedeutsam durch ihre Festungen ist die Rheinlinie. Auf ihr findet man Mainz, Koblenz, Köln, Wesel und Saarlouis. Aber diese Festungen sind gegen einen von Westen kommenden Feind berechnet und könnten in einem Kriege Preußens gegen die süddeutschen Staaten wohl kaum zur Bedeutung kommen.

Wichtiger dagegen waren auf der nördlichen Hälfte dieses Kriegsfeldes die Festungen Erfurt, Minden, Magdeburg, Torgau und Wittenberg für den Fall, daß Preußen zurückgeschlagen wurde.

Vergleicht man die nördliche und südliche Hälfte dieses großen Kriegsschauplatzes, so findet man zwischen denselben eine bedeutende Aehnlichkeit, wenn auch die südliche etwas gebirgiger erscheint. Selbst in den Eisenbahnen beider wird eine gewisse Uebereinstimmung gefunden; nur daß die Hauptschienenwege im Süden südwärts, dagegen im Norden westwärts gehen.

Indessen hatte dieser Kriegsschauplatz, welcher den großen Mitteltheil Deutschlands begreift, zunächst eine untergeordnete Bedeutung, weil Oesterreich immer als Hauptactor zu betrachten war, sich aber nicht annehmen ließ, daß es Gelegenheit gewinnen werde, hier zu operiren.

Dieser Fall konnte dann nur erst eintreten, wenn von ihm die ganze östliche Seite Preußens erobert gewesen wäre, was zwar Herr von Benedeck, nach seiner ersten Proclamation zu urtheilen, sich zur nächsten und ersten Aufgabe gemacht hatte, aber von ihm nicht ausgeführt werden konnte.

30.

Die Schlacht von Custoza.

Italien suchte den Ernst seiner Bundesgenossenschaft durch Eile zu beweisen. Schon am 24. Juni führte es eine Hauptwaffenthat, wenn freilich auch nicht mit Glück, aus.

Der König Victor Emanuel von Italien hörte im Kriegsrath verschiedene Meinungen wegen des Angriffsplans. Alle stimmten nur darin überein, daß allerdings der Feldzug sehr erleichtert werde, wenn man das Festungsviereck umgehe, und mit voller Kraft auf Venedig operire. Oesterreich

könne, hieß es, dieses Hauptobject, zu dessen Schutze jene Festungen erbaut seien, nicht preisgeben. Die österreichische Armee werde sich also zwischen dem Festungsviereck und Venedig im Felde stellen müssen. Werde sie dann, wie man mit italienisch feuriger Phantasie sicher voraussetzte, geschlagen, werden Vincenza, Padua und die anderen unwehrhaften Städte genommen, so sei man eben im Besitze des Landes und könne sich mit Hilfe der Flotte bald auch Venedigs bemächtigen. Sei man so weit, so werde sich mit Oesterreich schon verhandeln lassen. Diesem Plane angemessen würde das ganze italienische Heer haben über Po und Etsch auf dem Küstengebiete gegen Padua gehen müssen.

Allein dem stellte sich das Bedenken entgegen, die Oesterreicher würden dann, wenn nicht mit ihrer ganzen Macht, doch mit einem Theile derselben aus dem Festungsviereck über den Mincio in die Lombardei eindringen, wo ihr nicht minder werthvolle, und doch vielweniger geschätzte Objecte als Venedig preisgegeben sein würden. Dringe Oesterreich ernst gegen Mailand und Turin oder gar gegen die südlichen Hauptstädte vor, so sei auf alle Fälle das italienische Heer genöthigt, sich zurück zu wenden und der Krieg sei auf einen Schauplatz versetzt, der für den Angreifer höchst vortheilhaft sei. Wenn dies aber verhindert werden solle, so müsse den Oesterreichern der Uebergang über den Mincio abgeschnitten werden. Man müsse sie aus dem Festungsviereck herausdrängen in der Richtung auf Venedig, ihnen von Westen und Süden begegnen, um sie zu hindern, den Krieg auf italienischen Boden zu spielen nnd ihnen auf venetianischem Gebiete von zwei Seiten begegnen. Dergestalt müsse eine Armee über den unteren Po hinter dem Festungsvierecke in das Venetianische, eine zweite und stärkere Armee aber über den Mincio gerade durch das Festungsviereck gehen und alles hinausdrängen, was es finde. Hinter dem Festungsviereck auf venetianischer Seite müssen beide Armeen sich in Verbindung setzen und nun die hierher zurückgedrängte österreichische Armee angreifen. Damit nun aber Oesterreich nicht etwa von Tyrol aus eine Macht auf die Lombardei werfe, müsse auch diese Oeffnung verstopft werden und dazu der General Garibaldi erwählt werden, dessen Freischaaren dazu am Geeignetsten seien.

Diese letztere Meinung erlangte im Kriegsrathe die Oberhand, und es wurde nun eine Armee unter Cialdini an den unteren Po, das Freicorps unter Garibaldi gegen Tyrol geschickt und die Hauptarmee unter dem Befehle Victor Emanuels an den Mincio zwischen Mantua und Peschiera geführt.

Diese Hauptarmee bestand aus zwölf Divisionen in drei Armeecorps, welche letzteren von den Generalen Durando, Cucchiari und Della Rocca

commandirt wurden. Unter den Divisionsgeneralen befand sich auch der Kronprinz von Italien, Namens Humbert. Er führte die vierte Division des dritten Armeecorps.

Jedes Corps hatte die Stärke von über 45,000 Mann und die Stärke dieses ganzen Hauptheeres, mit einer besonderen Reservecavaleriedivision und der jedem Corps zugetheilten Reserveartillerie wurde auf annähernd 150,000 Mann berechnet. Es befanden sich bei dieser Armee 228 Geschütze. Diese Berechnung gehörte freilich nur dem Papiere und der Militairkanzlei an.

Es wurde nun bestimmt, daß das erste und dritte Corps nebst der Cavaleriereserve zuerst den Mincio überschreiten und dann das Corps des Königs auf anderen Wegen folgen solle, nachdem es einen Theil seiner Truppen zur Beobachtung der Festungen Mantua und Peschiera detachirt habe. Man hoffte von den Festungen überhaupt wenig fürchten zu müssen und das österreichische Heer nicht hinter dem Mincio, sondern hinter der Etsch, also hinter dem Festungsviereck zu treffen, wo man sich der rechtzeitigen Ankunft der cialdinischen Armee aus Süden versichert hielt.

Während dessen hatte der Erzherzog Albrecht sein Heer bei Verona gesammelt. Er benutzte mit großer Einsicht alle Lehren, die sich aus den Feldzügen des Generals Radezki schöpfen ließen, während die Italiener alle Fehler wiederholten, die Radezki so empfindlich gestraft hatte. Vor allem war die Dreitheilung ihres Heeres ein großer Fehler, der umso nachtheiliger werden mußte, je concentrirter der Erzherzog Albrecht seine Kräfte hielt.

Albrechts Heer bestand aus drei Armeecorps und einer Infanteriereserve in der Stärke einer Division. Unter ihm befehligten der Fürst von Liechtenstein, der Feldmarschalllieutenant von Maroicic, der Feldmarschalllieutenant von Hartung, Generalmajor v. Rodich und General v. Rupprecht.

Mehre Detachements schwächten dieses Heer, so daß zur Verwendung für die bevorstehende Schlacht nicht viel über 80,000 Mann blieben. Bei dieser bei Weitem geringeren Truppenzahl mußte den Oesterreichern daran liegen, daß es innerhalb des Festungsvierecks zur Schlacht komme, weil sie hier auf die Unterstützung einer der vier Festungen rechnen konnten.

Der Erzherzog Albrecht hatte mehre Truppenmassen zur Beobachtung des feindlichen Heeres ausgestellt, und wurde durch deren Befehlhaber, so wie auch durch Kundschafter, welche sich auf lombardischen Boden befanden, aufs Beste über die Bewegungen des italienischen Heeres unterrichtet. Sobald er wußte, daß die Italiener sich in Bewegung gesetzt und am 23. Juni den Mincio bei Monzambano, Borghetto und noch südlicher überschritten hatten, um mit einem Flankenmarsche längs der Straße von Villafranca gegen die Etsch, hinter welcher sie erst den Oesterreichern zu begegnen hofften,

vorzugehen, ließ er sofort sein Corps über Castelnovo, Giorgio, Sona und Sommacampagna gegen den Feind dergestalt vorrücken, daß er in der Flanke desselben Stellung gewann. Ein Reservecavaleriecorps stellte er zwischen Villafranca und Verona, während zugleich die Besatzung von Peschiera Ordre erhielt, sich für einen starken Ausfall in Bereitschaft zu setzen.

Während der Nacht des 24. Juni waren österreichischer Seits alle Truppen in Bewegung und, am Morgen befanden sie sich in der Stellung, welche die Städte Castelnovo, Giorgio und Sommacampagna bezeichnen. Den rechten Flügel bildete die Infanteriedivision des Generals Rupprecht, an sie schloß sich das siebente, an dieses das neunte Armeecorps und an dieses, den linken Flügel bildend, die Cavaleriereserve an.

Dieses ganze Heer enthielt nicht viel über 70,000 wirkliche Streiter. Die Fronte war nach Süden und also gegen die Flanke der italienischen Marschcolonne gerichtet, welche jetzt westwärts mit Mißachtung der wichtigsten Vorsichtsmaßregeln gegen Villafranca hin vordrang. Die Spitze bildete die Division des Kronprinzen Humbert, ihr folgte die Division unter dem General Bixio, die Division Cugia und Govone neben einander mit geringer Distance, dann die Division Brignone, dann mit weiter Distance hinter einander die Divisionen Sirtori, Cerale und Pianelli, welche letztere als Reserve auf dem rechten Mincioufer zurückgehalten wurde.

Das zweite Armeecorps, bei welchem sich der König befand, hatte während der Schlacht vor Roverbella in weiter Entfernung Stellung. Alles was etwa in der Eigenschaft wirklicher Streiter zum Kampfe gestellt werden konnte, war auf Seite der Italiener annähernd 100,000 Mann mit über 170 Geschützen. Die Ueberlegenheit der Italiener betrug daher ungefähr ein Fünftheil und würde noch größer gewesen sein, wenn einige unnütze Detachirungen unterblieben wären.

Sobald der Erzherzog Albrecht Nachricht erhalten, daß die italienischen Truppen im vollen Marsche seien und dabei wenig ihre Verbindung bewahren, ließ er seine Truppen auf der ganzen Linie rasch vorrücken, um den Feind noch in der ungeschickten Stellung seines Flankenmarsches zu treffen und einen Aufmarsch desselben zu einer correcten Schlachtordnung zu verhindern.

Der erste Kampf entspann sich an der Spitze des italienischen Heeres, also zwischen der Division des Kronprinzen Humbert und der österreichischen Reservecavalerie. Es kam sogleich zu einer sehr heftigen Action, bei welcher die Italiener stürmischen Eifer zeigten.

Allein sie hatten keine Stellung, da die Umsicht der Oberleitung sie ihnen zu geben oder schon auf dem Marsche zu sichern nicht vermocht hatte.

Indessen eilte die Division Bixio rasch der des Kronprinzen zu Hilfe, so daß diese sich nun wenigstens zu behaupten im Stande war.

Inzwischen aber war das neunte österreichische Armeecorps eilig von Sommacampagna auf der Straße von Custoza vorgerückt und engagirte nun die achte und neunte italienische Division in sehr heftiger Weise, so daß diese Divisionen auf einem für sie sehr ungünstigen Terrain große Mühe hatten, den Kampf auszuhalten. Hier trafen im Laufe des Vormittags der König Victor Emanuel und der Kriegsminister de la Marmora ein. Allein ihre Anordnungen gereichten dem Gange des Kampfes ihrer Seits nicht zum Nutzen.

Während dessen hatte sich auch auf dem linken italienischen Flügel, von welchem die Entscheidung ausging, der Kampf entwickelt, so daß in den ersten Stunden nur die dritte und fünfte Division, welche die linke Hälfte des Centrums ausmachten, noch verschont blieben.

Es war sieben Uhr morgens, als die zuletzt über den Mincio gegangene Division des Generals Cerale an der von Castelnova nach Valeggio führenden Straße mit der österreichischen Reserveinfanteriedivision zusammentraf und nach einem heißen Kampfe auf Oliosi zurückgeworfen wurde. Hier aber setzten sich die Italiener in einer günstigen zur Rechten durch den Tionefluß gedeckten Stellung; der General sendete mehre Ordonnanzen an den General Pianelli, der noch jenseit des Mincio stand, mit der Bitte, ihm rasch zu Hilfe zu eilen. Pianelli führte aber nun nicht seine Division, sondern nur eine Brigade derselben bei Monzambano über den Mincio und gegen Oliosi.

Während dessen aber hatte der Erzherzog Albrecht einen Theil seines siebenten Armeecorps von Giorgio aus gegen Oliosi dirigirt, um auf den linken italienischen Flügel, von dem er wußte, daß er am schwächsten und schlechtesten unterstützt war, die Entscheidung zu geben. Gleichzeitig auch ließ er einen Theil des fünften Armeecorps gegen die fünfte italienische Division auf der Straße von Rocca di Palazzuola anrücken, um diese sowohl als die fünfte italienische Division zu hindern, den linken Flügel ihres Heeres bei Oliosi zu unterstützen.

Als die österreichischen Linien sich vor Oliosi entwickelt hatten, trat ihre Artillerie mit ihrer vollen Ueberlegenheit ein. Die mit Umsicht gewählten Positionen der Batterien hatten den größten Einfluß. Oliosi wurde in Brand geschossen, mehre italienische Batterien wurden völlig dementirt, die gleichzeitigen gut ausgeführten Infanterieangriffe brachten sehr bald auch die italienische Infanterie, die meist nach Schützenweise hinter Deckung kämpfte, in ein Schwanken, welches durch die österreichische Cavalerie, so schwach

sie hier auch auftrat, minütlich vermehrt wurde. Jetzt bedrohete auch ein Ausfall der Besatzung von Peschiera die Italiener. Vergebens sah sich Cerale nach Hilfe der Division Sirtori, der ebenfalls die Aufforderung zum Beistand zugefertigt war, um. Diese Division war nur bedroht von dem fünften österreichischen Armeecorps, aber nicht wirklich engagirt. Allein sie zog es vor, in Ruhe zu harren.

Aber auch Pianelli ließ sich noch nicht blicken. Nun widerfuhr dem General Cerale, der in der That als ein wahrer Held gefochten hatte, das Unglück verwundet zu werden. Das hätte sehr verderblich werden können, wenn von seiner Seite mit der ihm eigenen Umsicht nicht bereits der Rückzug auf Monte Vento angeordnet gewesen wäre.

Vor Monte Vento liegt ein Gebirgszug (der dem Orte den Namen gegeben), welcher seinen Truppen eine sehr günstige Defensivstellung gewähren konnte. Sehr viel kam aber darauf an, daß die Truppen diesen Ort in guter Ordnung erreichten. Das gelang nicht. Die Oesterreicher drangen mit zu großem Ungestüm nach. Sirtori unterstützte schlecht, Pianelli mit seiner Brigade war noch nicht zu sehen, Cerale war verwundet, der Befehlshaber des Armeecorps Durando, der für ihn sogleich den Befehl übernahm, wurde ebenfalls verwundet. In großer Verwirrung kam also die Division auf dem Monte Vento an.

Sie suchte sich dennoch zu setzen. Allein die österreichische Reservedivision und die Brigade des Generals von Piret drängten mit Ungestüm nach, warfen die Italiener von dem Gebirge hinunter und trieben sie auf der Straße von Valeggio vor sich her.

Allein jetzt durften sie die Verfolgung nicht weiter fortsetzen, denn Pianelli stand nun mit seiner Brigade in ihrer rechten Flanke, während sie bereits die Höhe der Division Sirtori, die zur Linken stand, überschritten hatten. Allein sie wendeten sich nun gegen die Brigade Pianelli, die dicht am Mincio so gut wie abgeschnitten war. Es kostete nicht viel, diese in hohem Maße gefährdete Brigade, die ohnehin noch den Ausfall der Besatzung von Peschiera aushalten mußte, zum Weichen zu bringen. Natürlich schlug auch sie ihren Rückzug auf Valeggio ein. So war der linke Flügel des italienischen Heeres vollkommen geschlagen. Es war jetzt drei Uhr Nachmittags.

Nun drangen die Oesterreicher auch auf die Division Sirtori (fünfte) ein, faßten sie in der linken Flanke und machten es ihr, da sie durchaus nicht unterstützt wurde, unmöglich das Feld zu behaupten. Auch diese zog sich rasch auf Valeggio zurück anstatt eine Flankenstellung zu nehmen, wodurch sie immer noch dem Gros des Heeres einen großen Dienst hätte leisten

können. Es ist das um so weniger zu verzeihen, als die Höhen von Seraglio nicht nur eine treffliche Stellung gewährten, sondern auch der Tionefluß, der hier beinahe einen Kreis schließt, die vollkommenste Deckung gewährte. So hatten nun die dritte, neunte und achte italienische Division die ganze Wucht des österreichischen Angriffs auszuhalten. Gegen diese Divisionen war der Feldmarschallieutenant Hartung vorgedrungen. Der Kampf war wüthend. Das Gebirge von Casa del Sole gab beiden Theilen einen guten Anhalt.

Da nun die Division des Kronprinzen Humbert die schlimme Lage dieser Division sah, wendete sie sich sogleich zur Linken, um sie zu unterstützen. Allein die österreichische Reservecavalerie, welche von Calori aus operirte, wurde trefflich commandirt. Sie bestrafte jedes Bemühen der Division Humbert, die Divisionen Cugia, Gavone und Brignone zu unterstützen, mit einer sofortigen Attaque.

Diese Angriffe waren oft von erschütternder Wucht und die Flügeldivision war immer wieder gezwungen zur Quarréformation ihre Zuflucht zu nehmen, da der Kriegsminister von Marmora, der mit dem Könige hinter der neunten Division den Kampf beobachtete, nicht daran dachte, daß durch Flankenstellung von einigen Regimentern ein sehr guter Schutz gegen feindliche Cavalerie gewonnen werde. Daun hatte im siebenjährigen Kriege mehr als ein Mal diese Formation angewendet und nie ohne guten Erfolg. Friedrich der Große, der nichts Gutes sah, ohne es sofort für sich zu verwerthen, hat seinen Gegner mit dieser Formation oft nachgeahmt. Nur dann ist die Flankenstellung nicht anwendbar, wenn man kraftvoll offensiv zu operiren hat.

Während nun auch hier der Kampf ungünstiger für die Italiener sich gestaltete, das Drängen des österreichischen neunten und siebenten Armeecorps immer heftiger wurde, der nun vacant gewordene rechte österreichische Flügel links auf die linke Flanke der verkürzten italienischen Schlachtordnung einschwenkte, und dergestalt eine sehr ernste Gefahr sich entwickelte, stellte sich der Kriegsminister la Marmora an die Spitze der Division Brignone, um mit ihr die Anhöhen vor Mazzole zu nehmen; allein eine Brigade des österreichischen siebenten Armeecorps machte ihr dieses Object streitig. Eine Stunde lang währte der Kampf in höchst wüthender Weise, und wieder entschied die österreichische Artillerie. Die Höhen wurden von den Oesterreichern genommen und die italienische Division auf Revenda zurückgeworfen. In ihr commandirte der zweite Sohn des Königs Victor Emanuel, nämlich Prinz Amadeus. Er führte eine Brigade, hinter dieser wurde er verwundet. Da durch das Weichen der dritten Division die Schlachtordnung die Deckung

durch den Tione verlor, so mußten nun Reservetruppen eingeschoben werden. — Noch immer hofften la Marmora und der König der Schlacht eine andere Wendung zu geben. Schon war der linke Flügel ganz über den Haufen geworfen; doch wurde der Kampf zwischen Revenda, Custoza und Ganfardine mit Hartnäckigkeit fortgesetzt. Die Deckung, welche die Berge gewährten, bereitete immer neue brauchbare Stellungen, und man verließ sich auf die Deckung welche der Tione verlieh, und auf die Truppen, welche nach Valeggio zurückgewichen waren und, wenn auch außer Gefecht setzt, doch vom Feinde noch nicht unbeachtet bleiben durften.

Allein inzwischen waren auf österreichischer Seite drei neue Brigaden auf dieses Feld geworfen worden und vom rechten, nunmehr müssigen Flügel wurde alles Ueberflüssige auf diesen Punct dirigirt. Die Wucht warf sich von österreichischer Seite hauptsächlich auf das Centrum der noch vorhandenen italienischen Schlachtordnung. Die Division Cugia wurde von den Höhen von Custoza herunter getrieben, die Division Humbert mußte sich heranziehen, um nicht abgeschnitten zu werden, und der Kriegsminister Marmora bewog nun den König sich eilend auf das linke Mincioufer zu begeben, weil er den Verlust der Schlacht für sehr wahrscheinlich hielt. Er selbst eilte nach dem entfernten Goito, um Reserven nach zu fördern.

Das hätte er nicht thun sollen und war vielmehr die Sache eines Ordonnanzoffiziers. Dadurch, daß er und der König das Schlachtfeld verließen, gerieth die Oberleitung in Verwirrung, die Energie ließ schnell nach und um sechs Uhr war auch hier die Armee in einem vollständigen Rückzuge, der fast einer Flucht glich.

Ein großer Theil des zweiten Armeecorps war gänzlich unverwendet weit rückwärts stehen geblieben. Hatte dies den Verlust der Schlacht zum Theil mit herbeigeführt, so gaben doch jene unverwendet gewesenen Truppen der flüchtigen Armee etwas Halt, so daß der Rückzug allmälig etwas bessere Ordnung gewinnen konnte. Auf vier verschiedenen Wegen wurde er vollzogen und der Uebergang fast zugleich bei Goito, Pozzolo, Valeggio und Monzambano bewerkstelligt.

Bis Abend neun Uhr hatte die Schlacht gewährt. Beim Sonnenaufgang des folgenden Tages war kein Italiener mehr links des Mincio zu finden.

Italien hatte an Todten 720, an Verwundeten 3112 und an Gefangenen 4315 zusammen also 8147 Mann verloren. So groß dieser Verlust, scheint diese von italienischer Seite gegebene Mittheilung doch noch der Wahrheit nicht zu entsprechen.

Die Oesterreicher hatten 960 Todte und 3690 Verwundete und etwa

1000 Gefangene also zusammen 5500 Mann verloren, dafür aber die Schlacht vollständig gewonnen, und die Ausbeute dieses Sieges würde sicher groß gewesen sein, wenn man es für gut gehalten hätte, denselben weiter zu verfolgen. Allein Erzherzog Albrecht mußte sich an dem Siege genügen lassen und durfte die Grenzen Venetiens nicht überschreiten, um den Feind aufzusuchen.

Dieser concentrirte sich nun am Oglio, wo er erst volle Einsicht von seinem Verluste und von der Unmöglichkeit, ohne eine förmliche Reorganisation den Feldzug fortzusetzen, gewann.

Auch Cialdini, der bereits im Begriffe gewesen war, den Po zu überschreiten, war nach dem Geschehenen sofort zum Rückzug geschritten. Ein Telegramm des Kriegsministers hatte ihn beordert nur noch auf Sicherung von Florenz, der neuen italienischen Residenz zu denken. Demgemäß zog er sich auf Modena zurück, wo sich sein Hauptquartier schon am 25. Juni, also am Tage nach der Schlacht befand.

In der That dieser Anfang, den Italien gemacht hatte, war für Preußen nicht eben Hoffnung erweckend. Allein Preußen hatte von Italien keine directe Hilfe haben mögen. Das, was es wünschte, nämlich eine Theilung der österreichischen Streitkräfte, war ihm geworden, und es konnte ihm fast gleich sein, ob die Italiener Siege errangen oder Niederlagen erlitten. Es verließ sich, was seinen Kriegsschauplatz anlangte, auf seine eignen Kräfte, und daran that es sehr wohl, wie Jeder, der von fremder Hilfe absehend nur auf sich selbst baut.

Unbekümmert um das Unglück der Italiener bei Custoza, unbekümmert auch darum, daß ihre Armee sich nun wohl lange Zeit nicht in einen Kampf werde einlassen können, unbekümmert darum, daß auch der Freiwilligenzug nach Tyrol unter Garibaldi ganz ohne Erfolg blieb und die italienische Flotte sich gegen die bessere und viel besser geleitete österreichische kaum eine Hoffnung einreden durfte, setzte Preußen seine vorbereitenden Operationen mit einer Sicherheit und Raschheit ins Werk, als ob ihm nicht das mindeste Widerwärtige widerfahren sei.

Wenn diese Sicherheit und Energie auch den entscheidenden Unternehmungen gewidmet wurden, so mußte man Kriegserscheinungen von selten schöner Art erwarten.

31.

Die Stellung der Oesterreicher in Böhmen.

Wie die Oesterreicher viel früher zu rüsten begonnen als die Preußen, so waren auch sie es, die durch die Stellung, welche sie zuerst genommen, und aus welcher sie ihre Operationen zu entwickeln beabsichtigten, den Schauplatz bestimmten, auf welchem sich das große Kriegsdrama abspielte.

Wie wir wissen, waren drei Armeecorps in Venetien concentrirt und zur Unterstützung der süddeutschen Staaten nur einige Detachements nach Westen vorgeschoben. Sieben Armeecorps daher waren vereinigt zum Kampfe gegen die Preußen.

Im österreichischen Kriegsrathe war beschlossen, wovon das völlige Gegentheil geschah, offensiv und sehr rasch zu verfahren. Man hatte sich über Preußen schlecht unterrichtet und hielt sich für weit überlegen. Dieses Vorurtheil hielt auch in der Folge noch den Oberbefehlshaber ab, sich über die preußischen Unternehmungen und ihren Hauptzweck, in welchem doch die Absicht der Entscheidung lag, zu unterrichten.

Zum Oberbefehlshaber dieser großen österreichischen Armee war der Ritter von Benedeck, ein Mann des größten kriegerischen Rufes (wenigstens in Oesterreich) erwählt worden. Die Geschichte seines frühern Lebens war in der That geeignet, ihn zu empfehlen. 1804 zu Oedenburg in Ungarn geboren und im Schooße einer ganz dem Kaiserhause ergebenen, aber das deutsche Nationalwesen gänzlich nicht kennenden und noch weniger schätzenden Familie erzogen, hatte er auch nie eine Theilnahme für das Deutschthum gewonnen. Er hielt es für eine Chimäre und als solche haßte er es sogar, wenn er erwog, daß das Kaiserhaus durch die Forderungen des Deutschthums, oder eigentlich die Rechte des deutschen Reichs immer nur in Conflicte gerathen war. Den Werth des Deutschthums nach dem Werthe des Nationalwesens seiner eignen Nation (der ungarischen) zu beurtheilen, hatte ihm, dem Soldaten, dem nur der Säbel etwas galt, zu ferne gelegen.

So empfahl ihn auch diese Seite seines politischen Characters für den Oberbefehl desjenigen Heeres, welches gegen Preußen, oder eigentlich gegen das protestantische Deutschland zu kämpfen hatte. Man konnte versichert sein, daß vor den Augen dieses Mannes nichts Recht fand, was sich nicht mit den speciellsten Interessen seines Kaiserhauses vereinigte.

Ritter von Benedeck machte seine Carrière in Italien und Galizien. In Galizien unterdrückte er 1846 den polnischen Aufstand in einer Weise,

die zwar dem Kaiserthrone recht angenehm sein, dem polnischen Volke aber freilich große Liebe für den jugendlichen Obersten nicht einflößen konnte. In Italien half er 1848 unter Radecki Sardinien werfen.

Was er im Kampfe geleistet, war anerkennenswerth. Aber er zeigte nach eingetretnem Frieden, daß er für Nationalberechtigungen gänzlich ohne Verständniß war. Er gebrauchte das Standrecht als eine furchtbare Zuchtruthe gegen das niedergedrückte Volk, das ihm für nichts weiter als eine rebellische Rotte galt. Kaum hat Windisch-Grätz in Härte und Rücksichtslosigkeit Größeres geleistet.

Ebenso zeigte er gleich darauf im Kampfe gegen sein eigenes Vaterland Ungarn, daß in ihm ein Gefühl von Verständniß für Nationalrecht nicht wohne. Er kannte nur das Interesse des Thrones und den Befehl seines Vorgesetzten. Obschon recht eigentlich dem Volke, nämlich einer bürgerlichen und obenein protestantischen Familie entsprossen, hatte er keine Empfindung für die Stätte seiner Wiege, keine Empfindung für die Wünsche oder Rechte des Volkes, dem er angehörte, und die erst in viel späterer Zeit durch den Reichs-Kanzler von Beust (hier sei diesem von Herzen gern ein volles Lob gebracht!) zu gerechter und vollkommner Anerkennung gebracht wurden.

Generalmajor von Benedeck war die rechte Hand des Generalissimus von Haynau, als dieser 1849 die grimmigste Zuchtruthe über Ungarn schwang, der endlich der Kaiser selbst mißbilligend Einhalt thun mußte. (Es ist bekannt, daß General Haynau die Nemesis seiner Unmenschlichkeit bei einem Besuche Englands erfuhr, wo das Volk ihn zur Genugthuung Ungarns leiblich züchtigte.)

1859 focht Benedeck in Italien. Er empfing hier von dem siegenden Feinde Lehren, für die er wohl kaum ein Verständniß hatte. Die Nationalitätenberechtigung in deren Interesse Napoleon und Sardinien das Schwert gezogen, war ihm sicher ein ganz undurchschaulicher Begriff, weil er ein Begriff war, der aus dem Glaubensbekenntniß des österreichischen Thrones gänzlich gestrichen war, und vielleicht gestrichen sein mußte — denn noch vermag Niemand zu behaupten, daß das von dem Reichs-Kanzler von Beust zur Geltung gebrachte Prinzip der Nationalitätensonderung sich in seinen Erfolgen bewähren werde. Bitter mochte es dem General von Benedeck sein, geschlagen von dem Schauplatze abziehen zu müssen, auf dem er sich einst (unter Radetzki) einen Namen gemacht hatte, und ein Volk mit Glanz emporgerichtet sehen zu müssen, für dessen Niederdrückung er einst so gewaltig gewirkt hatte.

In allem, was General von Benedeck bis jetzt gethan, war durchaus kein Grund zu finden, ihn für einen großen Feldherrn zu halten, dessen

Oesterreich ohne Frage im Jahre 1866 bedurfte, Benedeck hatte nur als treuer und gewissenhafter Soldat und als Volkszuchtmeister seine Tüchtigkeit bewiesen. Er hatte tüchtig gekämpft, wo man ihn zum Kampfe hingeschickt hatte, er hatte sich muthig bewiesen, und mehr als ein Mal geleistet, was man von ihm erwartet hatte; das alles aber machte ihn noch nicht zu einem Feldherrn.

Zu einem solchen waren noch ganz andere Eigenschaften erforderlich, als das Geschick, unter der Leitung eines Größeren eine Zahl von Truppen muthig in den Kampf zu führen. Das kaiserliche Cabinet folgte, als es den General Benedeck zum Führer von sieben gegen das mächtige Preußen geschickten Armeecorps erwählte, einem Vorurtheile, welches sich allmälig aus der Schwärmerei der Soldaten für Benedeck entsponnen hatte. Jede Armee hat ihren Götzen. Der Liebling der österreichischen war Benedeck. Sein Name war der geläufigste im Munde des Soldaten. Er hatte diesem imponirt, und der Soldat erzählte von ihm Wunderdinge und hielt ihn des Außerordentlichsten fähig.

So war Benedeck auch im Auge des Cabinets ein Wundermann geworden, und da eben kein Beweis dagegen vorlag, hielt man eine strenge Prüfung der Sache für überflüssig.

Wenn nun aber die Offensive auf österreichischer Seite für das wirklich Vernünftige gehalten werden durfte, wenn in der That Benedeck oft den Muth bewiesen, ohne welchen diese Offensive nicht möglich sein würde, wenn endlich viel auch darauf ankam einen Mann an die Spitze zu stellen, welcher bei allen Nationen des bunten Heeres, den Croaten, Illyriern, Slavoniern &c. gleicher Achtung genoß, so rechtfertigt sich die Wahl Benedeck's genug, um einen rücksichtslosen Tadel abzuwenden.

Indem Oesterreich nun zum Kampfe gegen Preußen schreiten wollte, mußte nothwendig die Stätte wieder betreten werden, auf welcher Friedrich der Große Oesterreich einst so blutig ernste Lehren gegeben hatte. Allein diese Lehren standen nur in den historischen Schriften, die Oesterreich verboten hatte, und die ihm daher unbekannt geblieben oder nach gemachter Erfahrung bald entschwunden waren.

Es gab kaum ein anderes Terrain für den Angriff Preußens. Von Galizien aus hätte man die eigene Heeresmacht nur sehr mangelhaft entfalten können und würde den Kern des Landes preisgegeben haben. Von Baiern aus würde dieser letztere Umstand noch mehr ins Gewicht gefallen sein, wenn auch die Verbindung mit den Bundesgenossen Vortheile hätte gewähren können.

Genug, man mußte das Werk auf den mahnungreichen Gefilden

Böhmens anbahnen, und so sammelten sich nun hier im Verlaufe des Frühjahres die Truppen aus allen österreichischen Ländern auf der Festungslinie, deren Fronte nordostwärts gegen Schlesien gewendet einen flachen Bogen beschreibt. Der erste Sammelplatz war die Linie Olmütz Brünn. Aus dieser gingen die Truppenkörper, nachdem sie die genügende Vollständigkeit erlangt hatten in jene weiter vorliegende Festungslinie vor. Es bezeichnen sie Olmütz (Endpunct rechts), Pardubitz, Königgrätz und Josephstadt, Gitschin und Theresienstadt (linker Endpunct). Hinter derselben wenig entfernt lag Prag als Stütze und Hauptdepôtplatz.

Die beschriebene Aufstellungslinie lehnte sich an die von Olmütz nach Prag (und weiter nach Dresden) führende Eisenbahn, auf welche drei aus dem Innern des Reichs heranführende Bahnen stoßen. Diese Bahnen, waren höchst wichtig wegen der Zufuhren, die quer laufende olmütz-prager Bahn aber noch wichtiger wegen der Truppendislocation.

Als Basirungsbahnen waren drei zu betrachten, nämlich die nach Dresden, die nach Zittau und die längs der Oder nach Breslau führende. Diese Bahnen stehen mit dem Eisenbahnnetze Oesterreichs in Verbindung.

Aber zwischen der Zittauer- und Oderbahn liegt ein weiter Raum, auf welchem sich keine Bahnverbindung Oesterreichs mit Preußens findet und dieses Terrain gerade war in der österreichischen Heeresaufstellung dem Centrum zugetheilt. Dieser große Raum ist von den unwegsamsten Gebirgen erfüllt, in deren Päßen eine große Armee von einer geringen Macht aufgehalten werden kann.

Das Vorrücken der österreichischen Armee von der Aufstellungslinie aus würde daher nur ein langsames haben sein können. Konnten auch die Flügel auf jener Bahnlinie sich rascher bewegen, so war ihre Bewegung doch durch das von den Gebirgen aufgehaltene Centrum bedingt.

Unter diesen Umständen hätte das österreichische Heer wohl auf einer weit mehr vorgeschobenen Linie formirt werden sollen, so daß das Centrum desselben nicht, als ob es defensiv verfahren sollte, das Gebirge in der Fronte, sondern im Rücken hatte. Für Defensive wie für Offensive schien dies gerathen zu sein; freilich würde die Formation des Heeres größere Schwierigkeiten zu überwinden gehabt haben.

Das Heer, wie es gegen Preußen aufgestellt wurde, bestand aus sieben Armeecorps. Das erste dieser Corps wurde vom General der Cavalerie Grafen Clam-Gallas commandirt. Es bestand aus vier Brigaden, und da demselben bald auch die aus Holstein zurückgezogene Brigade Kalik zugetheilt wurde, so gewann es die Stärke von fünf Brigaden. Unter dem General Clam-Gallas commandirten an der Spitze der eigentlich zum Corps gehörenden

Brigaden der Generalmajor Poschacher, der Oberst Graf Leiningen, Generalmajor Piret und Generalmajor Ringelsheim. Zu jeder Brigade waren eine Husarenschwadron und eine Vierpfünderbatterie commandirt, zum Corps aber gehörten als Artilleriereserve 2 Vierpfünder- und 2 Achtpfünderfußbatterien, 1 Vierpfünder- und 1 Achtpfünder reitende Batterie und 1 Raketenbatterie, 4 Pionnier- und 4 Geniecompagnien und 1 Sanitätscompagnie mit 2 Feldambulancen. Dieselben Attachements befanden sich auch bei den andern Corps.

Das Corps des Grafen Clam-Gallas (35,000 Mann mit 700 Pferden und 80 Geschützen) bildete den linken Flügel. Ihm hatte sich die sächsische Armee nach ihrem Eintreffen anzuschließen und seinem Oberbefehle zu unterstellen. Dergestalt sollte dem Grafen Clam-Gallas, von dessen Talente man im Heere keine allzu vortheilhafte Meinung hatte, die Führung von mehr als 66,000 Mann anvertraut werden.

Das zweite Corps wurde vom Feldmarschalllieutenant Grafen Thun-Hohenstein, dem der Generalmajor Philippovich und als Generalstabschef Oberst von Döpfner zur Seite standen, commandirt. Unter ihm wurden die vier Brigaden von den Generalmajors Ritter von Thom, Ritter von Henriquez, Freiherr von Saffran, Herzog Wilhelm von Würtemberg befehligt. Die Brigade dessen bestand aus Italienern. Zugetheilt waren dem Corps 1 Regiment Cavalerie und die etatmäßige Stärke desselben betrug 28,000 Mann mit 700 Pferden und 72 Geschützen.

Das dritte Corps stand unter dem Befehle des Erzherzog Ernst, dem der Generalmajor von Baumgarten und als Generalstabschef der Oberst Freiherr von Catty attachirt waren. Die Brigaden wurden befehligt von dem Generalmajor Ritter von Appiano und den Obersten Alexander von Benedeck, Hervay von Kirchberg, Freiherrn von Prochazka. Das Corps zählte 25,000 Mann mit 700 Pferden und 72 Geschützen.

Das vierte Armeecorps führte der Feldmarschalllieutenant Graf Festetics de Tolna und ihm als Vertreter und Generalstabschef waren attachirt der Generalmajor von Mollinary und der Oberst Görtz von Zertin. Die Generalmajore von Kopal und Erzherzog Joseph und die Obersten von Fleischhacker und von Pöckh. Dieses Corps bestand aus Ungarn, Banatiern, Italienern und Siebenbürgen. Zu ihm gehörte das siebente Husarenregiment, und seine Stärke betrug 28,000 Mann mit 72 Geschützen.

Das fünfte Armeecorps gehörte dem südlichen Kriegsschauplatze an. Auf dem Schauplatze, welchen wir hier betrachten, schloß sich nun das sechste Armeecorps an. Es wurde von dem Feldmarschalllieutenant Freiherrn Ramming von Riedkirchen commandirt. Diesem als Beistand und Stell-

vertreter stand der Generalmajor von Kochmeister zur Seite, als Chef des Generalstabs aber fungirte der Oberst Fröhlich von Elmbach. Die Brigaden führten der Generalmajor Ritter Rosenzweig von Drauwehr und die Obersten Freiherr von Waldstätten, Hertweck Edler von Hauenebenstein und Jonack Edler von Freyenwald. Diesem Corps war 1 Uhlanenregiment zugetheilt. Es hatte ebenfalls die Stärke von 28,000 Mann mit 72 Geschützen und 700 Pferden und bestand aus den verschiedensten Nationen Oesterreichs, nämlich Deutschen, Czechen, Italienern, Galiziern, Mähren, Ungarn und Bukowinern. Es mag schwer werden zu begreifen, wie die so sehr verschieden, meist feindlich gegen einander gesinnten Menschen in einem Kampfe mit gleichem Interesse und mit gleicher Lust arbeiten sollten, ja es würde selbst schwer zu begreifen sein, wie diese Menschen nur im Lager friedlich mit einander leben konnten, wenn man nicht wüßte, daß ein furchtbares Strafgesetz sie in Angst und Furcht hielt.

Dem sechsten Corps folgte das achte, weil das siebente wieder für den südlichen Schauplatz ausfiel. Dieses achte Corps wurde von dem Feldmarschallieutenant Erzherzog Leopold commandirt, dem als Beistand und Vertreter der Generalmajor von Weber und als Generalstabschef der Oberstlieutenant Mainone von Mainsberg zur Seite standen. Als Brigadeführer sind zu nennen die Generalmajore von Schulz, Graf Rothkirch, von Brandenstein und Oberst Edler von Fragnern. Zum Corps gehörte ein Uhlanenregiment, und die Stärke desselben betrug 27,000 Mann mit 700 Pferden und 72 Geschützen. Es bestand aus Czechen, Ungarn, Mähren, Polen und Deutschen.

Nach Ausfall des neunten Armeecorps, welches im Süden operirte, schloß sich als letztes das zehnte Armeecorps an. An der Spitze desselben stand der Feldmarschalllieutenant Freiherr von Gablenz, der in den letzten Jahren die österreichischen Truppen in Schleswig-Holstein commandirt und sich dabei einen guten Namen gemacht hatte. Ihm zugetheilt war der Generalmajor Freiherr von Koller. An der Spitze seines Generalstabs stand der Oberst Freiherr Bourquignon von Baumberg. Die Brigaden führten die Obersten von Mondel, von Grivichich, Ritter Knebel von Treuenschwerdt und Graf Alphons von Wimpffen. Zum Corps gehörte ein Uhlanenregiment, und die Stärke betrug 27,000 Mann mit 700 Pferden und 72 Geschützen.

Auch in diesem Corps sah man Nationen von ganz entgegengesetzter Gesinnung, Deutsche, Polen, Czechen, Italiener, Mähren, Siebenbürgen und Ungarn. Bei jedem der genannten Armeecorps fällt das schwache Verhältniß auf, in welchem die Deutschen zu den Fremdlingen standen, und

wenn die weltgeschichtliche Erfahrung lehrt, daß Ungleiches sich nur mit widernatürlicher Gewalt und natürlich nicht auf die Dauer verbinden läßt, so konnte man an der Art dieses Heeres den Krebsschaden recht anschaulich finden, an welchem der österreichische Staat immer gelitten hat und durch welchen er desto mehr gefährdet wird, wenn mit der weiterdringenden Civilisation auch an jene Völker das Gefühl der Nationalberechtigung herantreten wird.

Zu dem benedeck'schen Heere gehörte nun ferner eine nach Galizien detachirte Division, die von dem Feldmarschallieutenant Freiherrn Rzikowsky von Dobrszic befehligt wurde. Sie bestand aus zwei Brigaden unter den Generalmajoren von Trentinaglia und Ritter von Braisach und enthielt 10,000 Mann mit 700 Pferden und 16 Geschützen.

Zu dem benedeck'schen Heere gehörten nun weitere drei Reserve- und zwei leichte Cavaleriedivisionen.

Die erste Reservecavaleriedivision wurde von dem Feldmarschallieutenant Prinzen Wilhelm zu Schleswig-Holstein geführt. Sie bestand aus zwei Brigaden, die von den Generalmajoren Prinzen Karl von Solms-Braunfels und von Schindlöcker commandirt wurden. Sie enthielt 3900 reitende Streiter mit 16 Geschützen.

Die zweite Reservecavaleriedivision wurde vom Generalmajor Zaitsek von Egbell commandirt, bestand auch aus zwei Brigaden und war ebenso 3900 Pferde und 16 Geschütze stark. Ihre zwei Brigaden wurden von den Generalmajoren Freiherrn von Boxberg und Grafen Soltyk geführt.

Die dritte Reservecavaleriedivision dagegen war 4000 Reiter stark, führte aber auch nur 16 Geschütze. Es befehligte sie der Generalmajor Graf Coudenhove, an der Spitze ihrer zwei Brigaden aber standen die Generalmajore Fürst Windischgrätz und von Mengen.

Die erste leichte Cavaleriedivision commandirte der Generalmajor Baron von Edelsheim. Chef seines Generalstabs war der Major Freiherr von Waldstätten. Die Division bestand aus drei Brigaden. Geführt wurden diese von dem Obersten Freiherrn von Appel, Grafen Wallis-Carighmain und von Fratricsevicz. Das Ganze enthielt 4,500 Reiter mit 24 Geschützen, eingetheilt in 30 Schwadronen und 3 Batterien.

Endlich die zweite leichte Cavaleriedivision commandirte als Generalmajor der Prinz Emerich von Thurn und Taxis. Als Chef des Generalstabs diente ihm der Major Ritter von Rodakowski. Diese Division enthält nur zwei Brigaden. Dieselben wurden von den Obersten Grafen Bellegarde und Grafen von Westphalen geführt. Die Stärke betrug 3000 Reiter mit 16 Geschützen in 20 Schwadronen und 2 Batterien.

Die Artilleriereserve des benedeck'schen Heeres bestand aus vier Divisionen. Die erste enthielt 4 reitende, und jede der drei andern 4 Fußbatterien. Die ganze Reserve war also 16 Batterien mit 128 Geschützen stark. An der Spitze dieser Artilleriereserve stand der Oberst Ritter Tiller von Turnfort, ihm zugetheilt war der Oberstlieutenant Hofbauer Edler von Hohenwall.

Das Heer berechnete sich dergestalt auf 208,000 Mann Infanterie, 24,000 Mann Cavalerie und 744 Geschütze.

Hierzu trat nun noch die sächsische Armee. Der Abzug der Sachsen aus Sachsen hatte, wie wir wissen, bereits am 16. Juni begonnen, nachdem der sächsische Chefminister von Beust auf das preußische Ultimatum eine Erwiederung hatte folgen lassen, die einem abschläglichen Bescheide völlig gleichkam. Die Spitzen der Armee rückten am 15. Juni Abends schon gegen die böhmische Grenze vor, während das Gros, welches noch große Transporte aufzunehmen hatte, hinter Dresden, theils in den Dörfern, theils unter freiem Himmel die Nacht zum 16. Juni hinbrachte.

Es scheint, als habe der Minister von Beust auch jetzt noch an dem Ernste Preußens gezweifelt, denn bis zum Nachmittag des 16. Juni blieb die Armee zögernd stehen, nur mit Marschvorbereitungen und Aufnahme der aus Dresden kommenden ungewöhnlich starken Transporte beschäftigt.

Allein gegen Abend langten die Detachements von Löbau und Riesa an und meldeten, daß die Preußen mit bedeutenden Truppenmassen wirklich die Grenze des Königreichs überschritten hätten und rasch gegen die Elbe und Leipzig-bautzener Bahnlinie vorrückten.

Nun fand im sächsischen Lager eilend der Aufbruch statt und bei Tagesgrauen am 17. Juni waren alle Theile in rascher Bewegung. Hinter Strehlen wurden die letzten Detachements aufgenommen.

Vor Ottendorf begegnete man den ersten Oesterreichern, und man mochte wohl bei dem ersten Erblicken glauben, die Spitze jener Armee zu sehen, die Oesterreich mit so großer Bestimmtheit nach Sachsen zum Schutze dieses Staates zu schicken versprochen hatte. Dieser Wahn bewog die sächsischen Truppen dem Ereignisse einen großen Jubel zu widmen; allein es war nur eine österreichische Husarenpatrouille, die aus Neugierde so weit auf sächsischem Boden vorgegangen war.

Der Jubel verstummte schnell. Man sah, man mußte weiter marschieren und das kleine Vaterland schutzlos hinter sich lassen. Bereits vor drei Uhr Morgens hatte der Marsch vom 18. Juni begonnen. Vor dem Grenzorte Berggishübel, wohin der König Johann vorausgegangen war, erwartete er die Armee und ließ sie, um dann die Grenze zu überschreiten, defiliren.

Die ersten österreichischen Truppen, denen man nach Ueberschreiten der

Grenze begegnete, waren einige Bataillone der Brigade Ringelheim, welche hierher vorgeschoben worden war. Die Armee passirte das Schlachtfeld von Kulm. Es hätte sie erinnern sollen, was Sachsen schon durch seine irrungsreiche Politik erlitten und verloren hatte. Das Schlachtfeld von Kulm mußte an das von Leipzig erinnern, auf welchem die unrichtige Politik des damaligen Cabinets ihre Nemesis fand, die leider nur zu sehr Land und Volk traf.

Aber noch einen Ort mußte (am 19. Juni) das sächsische Heer überschreiten, der ähnliche Mahnungen ausrief. Es war das Schlachtfeld von Lowositz, auf dem Friedrich der Große einst die Oesterreicher geschlagen, worauf die Gefangennehmung der ganzen sächsischen Armee bei Pirna gefolgt war. Vielleicht gedachte kein Einziger des sächsischen Heeres dieses furchtbaren Ereignisses, vielleicht auch Herr von Beust nicht. Und doch wäre es gut gewesen, wenn seine historische Kenntniß sich bis zu den Schlachtfeldern von Kulm und Lowositz ausgedehnt hätte. Es war ein seltsames Geschick, daß die sächsische Armee die Plätze überschreiten mußte, die die zwei unglücklichsten Wege der sächsischen Politik so laut verkündeten.

Der Marsch des 19. Juni wurde durch das Gerücht beeilt, daß in der Nähe die Preußen und Oesterreicher bereits an einander gerathen seien. Am 21. Juni erreichte die sächsische Armee Theresienstadt und passirte hier die Elbe auf einer Pontonbrücke. Am 25. Juni wurde Jungbunzlau erreicht und am 26. Münchengrätz, wo die Verbindung mit dem Armeecorps des Grafen Clam-Gallas stattfand.

Die Armee wurde vom Oberbefehlshaber von Benedeck mit folgender Proclamation begrüßt:

„Hauptquartier Olmütz, 19. Juni 1866.“

„Das Armeecorps Sr. Majestät des Königs Johann von Sachsen steht auf österreichischen Boden und ich begrüße hiermit in Ehrfurcht Sachsens erlauchten Kronprinzen Albert, den ritterlichen Führer dieses Corps, und rufe ihm, so wie den Braven allen, die unter seinem Befehle stehen, das herzlichste „Willkommen“ zu.“

„In Treue und Hingebung für König und Vaterland hat das Armeecorps freiwillig seine Heimath ohne Schwertstreich verlassen, um vereint mit uns einzustehen für das Recht und die Unabhängigkeit Sachsens und Deutschlands — es hat seinem heiligen Pflichtgefühle ein schweres schmerzliches Opfer gebracht; aber mit hohem Stolze kann es auf seine Fahnen blicken; doppelter Glanz umstrahlt sie, der Treue und Ehre; freudig begrüßt sie Oesterreichs Kaiser, Volk und Heer! Willkommen also, tapfere Waffenbrüder, im kaiserlichen Feldlager! — Schon nahen auch die anderen treuen

Bundes- und Waffengefährten, und so wollen wir denn alle wie Brüder zusammengehen auch in Kampf und Tod, wetteifernd in Gottvertrauen, Ausdauer und Hingebung, in Muth und Tapferkeit, durchdrungen von der stolzen Ueberzeugung, daß wir mit vereinten Kräften den Sieg für unsere gerechte Sache erringen müssen und erringen werden, so wahr uns Gott helfe!

Benedeck, F.Z.M."

Ob diese Proclamation einen ermuthigenden Eindruck auf die sächsische Armee machte, ist unbekannt, doch scheint es, daß sie einen solchen nicht machen konnte. Thaten können nicht durch schöne Worte ausgeglichen werden, und immer blieb es Bedenken erregend, daß Oesterreich sein Wort nicht gehalten, seine Heere nicht zum Schutze Sachsens nach Sachsen hatte vorrücken lassen, sondern die sächsische Armee das Vaterland verlassen und fern hinter Böhmens Bergen eine Stellung nehmen mußte.

Selbst österreichische Zeitungen schöpften hieraus Argwohn und sprachen sich mißbilligend aus, so daß die kaiserlichen Regierungsblätter beschwichtigend mit der thörichten Behauptung auftreten mußten, das rückhaltende Verhalten der österreichischen Armee sei großer Bedeutung voll. Benedeck's Plan sei ein ungeheures Geheimniß, und Preußen werde die Lösung desselben mit Schrecken erfahren. Diese Ruhe Benedeck's sei die Ruhe des Löwen vor dem Sprunge, es sei die Naturstille vor dem Orkane. Je weniger man jetzt sehe, auf desto mehr solle man sich vorbereiten.

Vielleicht befriedigte Benedecks Proclamation ebenso wenig den sächsischen Soldaten als diese Zeitungsflunkerei das österreichische Volk, welches, namentlich in Wien äußerst ungeduldig wegen des Verhaltens des Heeres wurde, von welchem man nach Benedecks Verkündigungen erwartet hatte, daß es binnen 14 Tagen Berlin erreicht, und diese Stadt „dem Erdboden gleich gemacht" haben werde.

Durch das sächsische Heer wurde das Armeecorps Clam-Gallas bedeutend verstärkt, und da es auch noch durch eine fünfte Brigade (Kalik) verstärkt wurde, mußte man annehmen, daß es eine besondere Mission hatte. In der That hatte Benedeck bestimmt, daß es, so bald nach dem ersten Siege das allgemeine Vorrücken beginne, dasselbe sich links auf Sachsen wende, aus diesem Lande die Preußen werfe, Torgau und Wittenberg nehme und nun von der Westseite gegen Berlin gehe, während der andere und größere Theil des Heeres nach Wegnahme Schlesiens von der andern Seite gegen Berlin andringe.

Zweifelsohne hatte dieser Plan viel Phantasie; allein die Phantasie hat die böse Gewohnheit die Wirklichkeit hinter sich zu lassen und wie ein neckender Geist schnell zu verschwinden, wenn die Wirklichkeit ihr Recht geltend macht.

Nach der Ordre de bataille betrug die Stärke der sächsischen Armee 30,400 Mann, an Streitern jedoch nur 21,100 Mann. An der Spitze derselben stand als Höchstbefehlender, jedoch unter dem Befehle von Clam Gallas und Benedeck, der Kronprinz Albert von Sachsen. Er hatte längst schon den Oberbefehl über die sächsische Armee geführt und — was durchaus nicht geleugnet werden darf — aus ihr etwas höchst Tüchtiges geschaffen. Unter allen Klein- und Mittelstaaten zeichnete sich Sachsen seit Jahren durch sein Militairwesen aus, und zwar eben so wohl durch die gute Organisation des Ganzen, als durch rationelle Taktik und durchaus mit Fleiß gepflegte Armatur.

Aber was besonders die sächsischen Truppen in hohem Maße tüchtig machte, war ihre Intelligenz. Denn wenn auch bei dem System der Loskaufung und Stellvertretug fast ausschließlich Leute der ärmsten Stände unter der grün-weißen Fahne standen, so waren dies doch keinesweges Leute, die man ungebildet nennen durfte. Das mit großem Fleiße gepflegte Volksschulwesen Sachsens hatte hier den mächtigsten Einfluß ausgeübt, und diejenige kriegerische Energie geschaffen, die der Intelligenz und der geistigen Theilnahme an dem Kriegszwecke entspringt.

Daher war auch der Werth der sächsischen Truppen unvergleichlich über dem der österreichischen, denen jegliche Bildung abgeht, erhaben. Viel hatte dazu der Kronprinz Albert gethan. Unter allen deutschen Truppen waren die Sachsen den Preußen am ebenbürtigsten, doch leider mußten sie das beiderseits im blutigen Kampfe gegen einander erkennen.

Als Chef des Generalstabes stand dem Kronprinzen der General von Fabrice, ein anerkannt tüchtiger Militair, zur Seite. Unter Fabrice fungirte im Generalstabe der Major Funke.

Die Armee bestand aus 2 Infanteriedivisionen, welche von den Generallieutenants von Schimpf und von Stieglitz commandirt wurden. Jede Division enthielt 2 Brigaden. Die der ersten Division commandirte der Oberst von Haake und der Generalmajor von Carlowitz. Zu bemerken ist, daß jede Brigade nur aus 4 Linieninfanteriebataillonen und einem Schützen- oder Jägerbataillone bestand (also 5 Bataillonen).

Die 2 Brigaden der zweiten Division wurden von den Obersten von Boxberg und von Hausen geführt.

Die Stärke des Bataillons der Linie betrug 937 Streiter nebst 14 Offizieren, jedes Jäger- oder Schützenbataillon 933 Streiter nebst 16 Offizieren. Die Stärke dieser Infanterie belief sich daher auf 18,700 Mann.

Die Art der Organisation, die aus diesen Angaben hervortritt, scheint das Zeugniß der Verwendbarkeit der Massen in sich zu tragen.

Die Reiterei war ähnlich organisirt. Sie umfaßte 1 Division, an deren Spitze der Generallieutenant von Fritzsch stand, und diese enthielt 2 Brigaden zu 2 Regimentern. Die Brigaden wurden geführt von den Generalmajoren Prinz Georg von Sachsen und Freiherrn von Biedermann. Die 4 Regimenter wurden von den Obersten von Ludwiger, von Beulwitz und Obersten Grafen zur Lippe commandirt. Jedes Regiment zerfiel in 4 Schwadronen zu 150 Mann, so daß diese ganze sächsische Reiterei die Stärke von 2400 Mann hatte.

Die sächsische Artillerie bestand aus einem Corps von 3 Fuß- und 1 reitenden Brigade. Das Corps commandirte der Generalmajor Schmalz, die erste Brigade, bestehend aus 1 gezogenen Sechspfünder- und 1 Zwölfpfündergranatkanonenbatterie, der Major von Watzdorf; die zweite Brigade, bestehend aus 2 gezogenen Sechspfünderbatterien und 1 Zwölfpfündergranatkanonenbatterie, der Oberstlieutenant Weigel; die dritte Brigade, bestehend aus 2 gezogenen Sechspfünderbatterien und 1 Zwölfpfündergranatkanonenbatterie, der Oberstlieutenant von Grünewald; die reitende Brigade, bestehend aus 2 gezogenen Sechspfünderbatterien, der Major Albrecht.

Jede Batterie enthielt 6 Geschütze, daher das ganze Corps 60. Hierzu kam noch ein Haupt- oder Ersatzpark unter dem Oberstlieutenant Freiberg, Geniecorps unter Oberstlieutenant Kühnel, bestehend aus 1 Pionnier- und 1 Pontonnierabtheilung, 1 Kommissariatstrain unter dem Oberstlieutenant Schmalz, 3 Ambulancen, 3 Feldspitäler, und 1 Depôtbrigade unter dem Generalmajor von der Planitz, bestehend aus 1 Infanteriedepôt von 4 Linieninfanterie- und 1 Schützenbataillon, 1 Reiterdepôt von 4 Schwadronen und 1 Artilleriedepot.

Die Mannschaften des Depot und Verpflegungswesens zusammen erreichten die Stärke von 9,300 Mann, so daß, wie erwähnt, an Streitern 21,100 (etatmäßig) blieben.

Die drei Waffen waren bei dem Systeme des sächsischen Heerwesens vollständig getrennt, und wurden einander nach Forderung der Umstände zugetheilt.

Durch den Hinzutritt der sächsischen Armee erlangte das österreichische Nordheer unter dem Befehle des Feldzeugmeisters von Benedeck die Stärke von 263,000 Mann mit über 800 Geschützen. Wohl noch nie war Oesterreich auf einem Flecke mit einer so bedeutenden Macht aufgetreten.

Nach der Vereinigung der Sachsen war die Armee der Oesterreicher vollständig, wenn auch das Trainwesen noch sehr unfertig war und den Operationen möglichen Falls nachtheilig werden konnte. Allein Oesterreichs Heere waren nie eigentlich fertig zum Kampfe geschritten. Napoleon I. hat

bekanntlich gesagt: „Oesterreich kommt stets um einen Tag und eine Idee zu spät.“ An etwas hat es stets gefehlt; doch dieses mangelnde Etwas hat stets das Gute gehabt, dem Feldherrn eine Entschuldigung zuzuschieben.

So hat auch die Unfertigkeit des Trainwesens in der Folge dem Ritter von Benedeck zur Entschuldigung gedient und die für das Trainwesen Verantwortlichen fanden wieder in der schlechten Zufertigung der Geldmittel eine Entschuldigung; die dafür Verantwortlichen endlich bedurften keiner Entschuldigung, wenn sie den Geldkasten der Regierung öffneten und hineinschauen ließen. Es war nichts, oder nichts Rechtes darin, und das war ja die alte Krankheit dieses österreichischen Geldkastens, für welche unmöglich sonst etwas verantwortlich gemacht werden konnte, als das ganze Unglück hundertfältiger Verhältnisse, das die längst vergangenen Zeiten weit mehr verschuldet hatten als die Gegenwart.

Wie schon erwähnt, stand Benedecks Armee von Theresienstadt bis Olmütz auf einer Bogenlinie. Das Hauptquartier Benedecks war zu Olmütz, also auf dem äußersten rechten, ganz ungefährdeten Flügel, während es zweifelsohne, auch der Bahnlinien und Bahnverbindungen halber, nach Zwittau oder Pardubitz gehörte, damit der Oberbefehl nach allen Seiten gleich schnell gelangen, und allenthalben die Arrangements ohne Zeitverlust getroffen werden konnten.

Zwei Brigaden waren, die eine nach Troppau, die andere nach Teschen (beide Orte im österreichischen Schlesien gelegen) vorgeschoben worden zur Beobachtung des Feindes, den Benedeck hier wegen Deckung Breslaus in besonderer Stärke vermuthete. Das Gros des vierten Corps, zu dem diese Brigaden gehörten, standen nahe vor Olmütz. Links schloß sich an dasselbe das zweite Corps vor Trübau.

Von da ab war die Operationslinie, welche auf die Festungen basirt war und von der Eisenbahnlinie begleitet wurde, nur eigentlich marquirt, indem nur einzelne Truppenkörper, so namentlich die leichte Cavalerie, auf dieselbe vorgeschoben waren. Nur der linke Flügel stand zwischen Münchengrätz und Prag oder Theresienstadt, zum Theil auf dem linken Elbufer, vollständig auf seinem Posten, während die Gros der anderen Armeecorps merkwürdiger Weise selbst noch nach Ausbruch der Feindseligkeiten hinter Olmütz und selbst bei Brünn zurückgehalten wurden.

Glaubte Benedeck ganze Armeecorps sofort mit der Eisenbahn dahin bringen zu können, wo etwa der Kampf losbrechen würde? Es scheint, daß er über seinen Plan sich in vollkommenster Unklarheit befand. Vielleicht ließ er noch alles von den Nachrichten abhängen, die ihm über die Absichten des Feindes zugehen sollten. Dann könnte er unmöglich offensiv zu operiren

beabsichtigt haben; denn in diesem Falle, läßt man dem Feinde nicht Zeit sich zu arrangiren, sondern ergreift ihn eilend, wo man ihn auch finde. Dann könnte er auch nie daran gedacht haben, Sachsen besetzen und schützen zu wollen; denn daß er, wenn er an dem Tage, an welchem die Preußen in Sachsen einrückten (16. Juni), noch ein Armeecorps (sechstes) und seine drei Reservecavaleriedivisionen bei Olmütz und drei Armeecorps (drittes, achtes und zehntes) bei Brünn zurückhielt, viel zu spät kommen müsse, war sehr einleuchtend.

Die Unfertigkeit der österreichischen Heerlinie war ins Besondere auch für die Sachsen von großem Nachtheile. Wären die zurückgehaltenen österreichischen Corps schon in die Linie eingerückt gewesen, so würden die Sachsen ihren Stand auf dem äußersten linken Flügel, also auf dem linken Elbufer und der Lage ihres Vaterlandes sehr angemessen erhalten haben. Da jenes nicht der Fall war, so dirigirte Clam Gallas sie auf den rechten Flügel seines Corps, um diesen zu schützen, weil der Feind vorzüglich von der Lausitz her drohete. Die Folge davon war, daß die Sachsen die härtesten Stöße der ersten preußischen Armee (Prinz Karl von Preußen) und der Elbarmee (Herwarth von Bittenfeld) aushalten mußten, während sie auf dem äußersten linken Flügel des Heeres sehr wenig gelitten haben würden.

Es ist keinen Augenblick zweifelhaft, daß auf Seite der Oesterreicher, obschon hier die Rüstungen im Februar begonnen worden waren, noch vieles mangelte, aber auch nicht zweifelhaft, daß vieles höchst zweckwidrig und ungeschickt arrangirt war. Wie viel denn auch der Feldzeugmeister Benedeck verschuldet haben mochte, die Männer, welche ihn unterstützen sollten, trugen wohl noch größere Schuld, vor allen der Freiherr von Hennickstein, dem als dem Chef des Generalstabes die Arrangements und Entwürfe zumeist angehörten. Von jüdischer Herkunft, besaß er alle Eigenschaften, sich interessant zu machen und in fremdes Vertrauen einzuführen. Ritter v. Benedeck, ein einfacher schlichter Verstand, mochte vom Herrn von Hennickstein so bestochen worden sein, daß er den Witzbold für einen Strategen genommen hatte.

Welche Fehler aber auch Benedeck in der Wahl seiner Beistände, für die er sich ausdrücklich beim Kaiser volle Freiheit ausbedungen hatte, begangen haben mochte, es war vielleicht keiner verderblicher als die Selbstüberschätzung oder Unterschätzung des Feindes. Es mangelte daher bei den Lenkern des Staatsschicksales in Oesterreich eben so an Geschichtskenntniß wie in Sachsen, wo dies fast noch für verzeihlicher gehalten werden durfte. Man hielt Preußen für eine sehr untergeordnete Macht, mit der es durchaus nicht viel zu bedeuten habe. Man hatte das Kriegswesen desselben nie einer gründlichen Prüfung werth gehalten, und das eigene mit diesem zu



GENERAL v. STEINMETZ.

vergleichen hatte fast unter der Würde Oesterreichs erscheinen wollen. Oesterreich war immer das Land der Täuschungen. Die kaiserliche Proclamation sagte: in Oesterreich seien Herrscher, Völker und Armee nur von Einem Gefühl, nur von Einem Gedanken, nämlich dem der Zusammengehörigkeit durchdrungen; und doch machte eben der gänzliche Mangel dieses Gefühls und Gedankens Oesterreich so schwach gegen Preußen, in dem eben dieser Gedanke und dieses Gefühl so mächtig lebten.

32.

Die Feldzugsentwürfe.

Bis zu dem Tage, da die Frage über Krieg und Frieden im Bundestage entschieden wurde, hatte Preußen sich defensiv verhalten zu wollen geschienen. Vielleicht war dieses Verhalten ein absichtliches, denn wiederholt hatte der preußische Bundestagsgesandte versichert, daß Preußen nur Maßregeln ergriffen habe, um der österreichischen und sächsischen Herausforderung abwehrend zu begegnen.

Allein es konnte nicht die Absicht Preußens sein, sich die Oesterreicher in das Land kommen zu lassen. Auch hätte ein Vertheidigungskrieg viel zu wenig dem preußischen Geiste entsprochen, der immer und bei allen Gelegenheiten sich in kühnem Vorgehen gezeigt hatte, wenn einmal die Herausforderung geschehen war und das Gefühl des Rechtes entschieden hatte.

So auch mußte man jetzt erwarten, daß Preußen sehr energisch handeln werde, wenn es einmal zur Entscheidung gekommen sei. Wenn man nun von Seite Oesterreichs gleiche Absichten verkünden hörte, so mußten die großartigsten Zusammenstöße, die großartigsten Kriegserscheinungen gefürchtet werden.

Wollte man einen annähernd richtigen Begriff des zu Erwartenden gewinnen, so mußte man sich Einsicht in die Intentionen vor allem Oesterreichs verschaffen. Leicht führte die Journalistik des Kaiserstaates darauf hin, welche immer noch dergestalt beherrscht ist, daß man annehmen kann, daß das, was sie frei und unbemäntelt ausspricht, auch in den Ansichten der Staatsgewaltigen des Reiches einen Anhalt haben müsse.

Nun sprachen die Journale Oesterreichs sehr viel von der Gefahr die Deutschland aus der Größe Preußens erwachsen sei und daß es zu gelegener

Zeit eine Pflicht sein werde, diesen Uebelstand zu beseitigen. Das hieß natürlich so viel, als Preußen müsse kleiner gemacht werden.

Bald trat sogar sehr offen die Behauptung auf, daß Oesterreich mit seinen Bundesgenossen eine geographische Einschränkung Preußens beschlossen habe; Hessen und Hannover sollen mit den preußischen Rheinlanden, Sachsen mit dem 1815 verlorenen Herzogthum Sachsen bereichert werden, Oesterreich selbst aber werde das 1763 verlorene Schlesien zurücknehmen.

Aehnliche Beschlüsse hatte Oesterreich auch vor dem zweiten schlesischen Kriege und vor dem siebenjährigen Kriege gefaßt. Warum sollte man nicht glauben, daß es solcher Beschlüsse auch jetzt noch fähig war, da die althergebrachte Politik des Hauses sie nicht verbot, vielleicht sie förderte? Daß es nicht daran dachte, daß es in jener längst vergangenen Zeit sein Versprechen nicht hatte erfüllen können und daß die gegenwärtigen Bundesgenossen eben so wenig daran dachten, daß ihnen in jener Zeit die Versprechen nicht erfüllt worden waren, lag in den Mangel an Geschichtskenntniß. Wird doch fast in allen Ländern Deutschlands die Geschichte als ein sehr beiläufiges Object der Schulen und Instituten behandelt. Sie bleibt die Trift der Gelehrten, die selten einmal Einfluß auf die großen Geschicke gewinnen, weil das schüchterne in der Studirstube verblichene Geschlecht in den hohen Regionen, wo die Zügel des Regimentes gehalten werden, selten willkommen ist.

Wenn nun eine solche Intention, die Idee der Zerstückelung des für Oesterreich freilich etwas gefährlichen Preußens, eben so viel Wahrscheinlichkeit in sich trug, als die Idee des preußischen Cabinets, den Einfluß des für Preußen nicht minder gefährlichen Oesterreich aus Deutschland gänzlich zu verdrängen, so ist gar nicht zu bezweifeln, daß mächtige Angriffsoperationen im österreichischen Cabinet beschlossen und dem Feldzeugmeister von Benedeck vorgeschrieben oder anempfohlen waren. Es zeugten dafür selbst die Anstrengungen, welche Oesterreich für den Krieg gemacht hatte. Nie hatte Oesterreich ein so großes Heer auf die Füße gebracht als diesmal, und das war mehr als irgendwo in Oesterreich viel sagend, wo jeder Groschen wehe that, weil in der That für so ungeheuere Kriegskosten nichts vorhanden war und alles erst durch die außerordentlichsten Mittel beschafft werden mußte.

Allein das Gelingen war auch so wahrscheinlich, daß mit dem ungeheuren Aufwande kein Risiko verbunden zu sein schien. Man kannte das preußische Heerwesen nicht und berechnete es nach dem Umfange des Landes. Und da ergab sich, daß Preußen noch bei Weitem nicht die Hälfte davon ins Feld zu stellen im Stande sei, was Oesterreich zu stellen vermochte, denn Preußen war ja kaum halb so groß. Die österreichischen Bundesgenossen überwogen

die preußischen an Macht um vier Fünftel. So verhielt sich Preußens Macht etwa zu der Oesterreichs wie 1 zu 3. Auch im siebenjährigen Kriege hatte sich ein solches Verhältniß gezeigt, und das nahm man für einen Beweis der Berechnung. Daß Preußen aber unter diesem Verhältniß gesiegt hatte, schrieb man dem Genie Friedrichs des Großen zu. Ein solches Genie, meinte man, gebe es aber jetzt in Preußen nicht, und so sei eben Mann gegen Mann abzuwiegen.

In solchen Voraussetzungen reifte der Plan, Preußen von allen Seiten anzugreifen, und Oesterreich, diesmal der Opferwillige, beschloß den Hauptschlag in Schlesien und Sachsen zu führen, um den Bundesgenossen das Werk zu erleichtern. Hannover, Hessen, Baden, Nassau, Würtemberg fiel die Rolle zu, sich links des Main unter dem Prinzen Alexander von Hessen, der in Rußland und Italien den Rang eines Feldherrn gewonnen hatte, zu vereinigen, zwischen der östlichen und westlichen Hälfte Preußens in Hannover hinauf zu dringen, um nicht nur Preußen in seine zwei Hälften zu spalten und diese außer Verbindung zu setzen, sondern auch Schleswig-Holstein abzuschneiden, um die Kriegskraft dieses nicht unwichtigen Landes mit heranzuziehen.

Auf diese Weise, meinte man mit Recht, müsse Preußen schon sehr gelähmt werden, und an dem Gelingen dieses Planes sei darum desto weniger zu zweifeln, weil Preußen, wenn es von Oesterreich in Schlesien mit großer Macht angegriffen werde, für seinen Westen nur ein Weniges seines Heeres übrig behalte.

Nun war aber Baiern noch nicht einmal verwendet und dessen bedeutendem Heere konnte doch ein ganz ansehnlicher Auftrag zugetheilt werden. Dieser bestand denn darin, Preußen von Thüringen aus zu fassen, das man unter solchen Umständen für fast unvertheidigt halten zu dürfen glaubte. Baiern gehörte indessen in den lediglich österreichischen Operationsplan. Es wurde als der linke Flügel des großen österreichischen Heeres betrachtet. War man auch mit der politischen Haltung Baierns bisher eben nicht zufrieden gewesen und konnte man nicht gerade glauben, daß es ein sehr eifriger Freund sei, so dachte man, daß es doch mit vorwärts müsse, wenn man einmal vorwärts gehe; und da es sich eben auf einer Marschlinie befand, auf der es nur wenig Widerstand antreffen konnte, so war auch schon durch seine numerische Bedeutung etwas Befriedigendes gewonnen.

Baiern sollte also durch Thüringen und Sachsen vorgehen oder auf dem Wege nach der Mark Brandenburg sich der sächsischen Armee, also dem großen Corps des Grafen Clam Gallas anschließen.

Dadurch hätte sich freilich eine zweite österreichische Armee von 110,000

Mann gebildet, welche im Rücken des in Schlesien operirenden preußischen Hauptheeres eine ungeheure Bedeutung gewonnen haben würde, wenn alles nach Wunsch gegangen, das achte Bundesarmeecorps unter Alexander von Hessen früher fertig und muthiger gewesen wäre als das preußische Corps unter Vogel von Falkenstein, die hannöversche Armee nicht gefangen genommen worden wäre und der Graf Clam Gallas wirklich die Gelegenheit gewonnen hätte, selbstständig operirend durch Sachsen vorzudringen und die Baiern mit sich fortzuziehen.

Es war eine großartig strategische Berechnung, ähnlich der Dauns zur Schlacht bei Liegnitz 1760. Aber so wie bei Daun nichts von der Berechnung zutraf, so auch hier, und zwar darum, weil das stets nur sich selbst betrachtende Oesterreich noch immer das ihm doch so wichtige Preußen gründlich kennen zu lernen sich nicht bemüht hatte.

Hätte Oesterreich Preußen gekannt, wie es dasselbe hätte kennen sollen, es würde nie diesen Krieg begonnen, es würde nur danach getrachtet haben, sich neben Preußen auf dem Fuße der Eintracht und in einem nicht verderblichen, sondern wohlthuenden Dualismus zu erhalten, dem Preußen bei seiner Denkweise niemals ein Hinderniß in den Weg gelegt haben würde. Die Eintracht Preußens und Oesterreichs hätte Deutschland allmächtig machen können, sie hätte ein Reich von mehr als 70,000,000 Menschen hervorgerufen.

Wollte Oesterreich sich erweitern, so lag sein Erweiterungsfeld im Osten. Preußen würde sicher dort keine Einsprüche erhoben haben. Preußens Erweiterungsfeld lag im Westen, und Preußen mußte erwarten und fordern, daß Oesterreich hier, also auch in Schleswig-Holstein, keine Einsprüche erhebe. Die Mißgunst Oesterreichs hinderte das einträchtige Zusammengehen und die Unkenntniß Oesterreichs in Preußens Machtverhältnissen rief den Krieg hervor, der Oesterreich (so weit es Deutschland angeht) vernichtet hat.

Es ist behauptet worden, daß die Erfolge sich ganz anders gestaltet haben würden, wenn Oesterreich die Entscheidung hingezogen und den Mittel- und Kleinstaaten Zeit verschafft hätte, sich kriegsfertig zu machen. Allein man übersieht Preußens energischen Geist, der es nicht nur zum meisterlichsten Wächter, sondern auch zum unbesieglichen Kämpfer macht. Man weiß, daß Preußen über alle Verhältnisse Oesterreichs weit besser unterrichtet war als Oesterreich selbst. Wie hätte man hoffen können, dem Auge Preußens etwas zu entziehen, um ihm seinen Vorsprung abzugewinnen? Und hätte Oesterreich auch die streitige Frage Monate lang später beim Bundestage zur Entscheidung gebracht, so würden doch die Mittel- und Kleinstaaten

nicht im Stande gewesen sein, ihre Rüstungen dem Auge und der richtigen Beurtheilung Preußens zu entziehen und es abzuhalten, seine Streitkraft auf eine höhere Potenz zu stellen.

Wie spät oder früh also auch Oesterreich den Krieg zum Ausbruch gelangen ließ, es würde Preußen, gelenkt von einem Wilhelm I. und einem Bismarck, stets in treu bewahrter Ueberlegenheit gefunden haben. Mit einem Worte Preußen ist keiner der Staaten, die wie Polen zerstückt werden können, und das thut die nationale Einheit, das „Gefühl der Zusammengehörigkeit" zwischen Thron und Volk und die alles durchdringende Empfindung einer größeren Mission — alles Potenzen, deren sich Oesterreich (in der kaiserlichen Proclamation) rühmt, ohne sie zu besitzen.

Wenn Oesterreich seinen großen Angriffsplan zur Ausführung bringen wollte, so hätte vor allem eine intelligente und einheitliche Leitung dazu führen müssen. Allein eine solche war weder auf Oesterreichs eigenem Gebiete, noch auf dem seiner Bundesgenossen zu erblicken. Man hielt eine solche vielleicht nicht für nöthig, oder wollte durch eine centrale dictatorische Kriegsgewalt den Rechten der Bundesgenossen nicht zu nahe treten, oder man besaß keinen Mann, der einer solchen Aufgabe gewachsen war.

Alles blieb daher auf der Stufe der Voraussetzungen. „Wien rechnete auf München und Stuttgart, und München und Stuttgart rechneten auf Wien." Man hatte versprochen nach Sachsen zu kommen, statt dessen kam Sachsen nach Oesterreich. Ueberall sah man die ohne den Wirth gemachte Rechnung. Man wußte was man wollte, ohne zu thun, was man sollte. Man glaubte, wenn man sich darüber verständigt habe, was zu thun sei, so werde auch alles von selbst so geschehen. Man nahm den lieben Zufall in den Bund als den Dritten und schritt mit fröhlichster Hoffnung auf den Abgrund los.

Genug, Oesterreich und die Reichsstaaten waren genau noch dieselben Mächte, die der große Friedrich kennen gelernt hatte. Wie hätten ein Wilhelm I. und Bismarck darüber in Unkenntniß sein sollen?

Und daher kam es, daß Preußens Regierung so fest und kühn auf den einmal provocirten Krieg bestand, als selbst Preußens Volk, vom Schein des Feindes geblendet, durch Petitionen und Deputationen den Krieg auf jeden Fall vermieden zu sehen wünschte.

So war der große Angriffsplan Oesterreichs auf nichts basirt, was entfernt nur gut geheißen werden konnte. Als Preußen trotz seiner späten Rüstungen an seinen Grenzen zum Schlagen fertig stand in der rationellsten Position, stand Oesterreich trotz seiner frühen Rüstungen noch unfertig, ohne gehöriges Trainwesen, in der stupidesten Position, nämlich mit einigen

Bruchtheilen des Heeres auf der eigentlichen Operationslinie, mit dem Gros aber in einer wahren Zusammengeschobenheit hinter Olmütz und Brünn. Man könnte sagen, Benedeck hatte das ganze Heer auf den rechten Flügel der Schlachtordnung gestellt, um, wenn der Feind angreife, es gegen denselben mit der Eisenbahn ausschwärmen zu lassen. Solche Kunststücke sind in der That zu künstlich.

Baiern war unfertig oder wollte unfertig sein; Würtemberg war völlig unfertig; Kurhessen war total unfertig; wenig besser stand es um das Großherzogthum Hessen; Nassau konnte sich im Arsenal und auf der Montirungskammer nicht zurecht finden, weil Jacken und Flinten unter einander geworfen waren; Baden, vom preußischen Geiste belebt, war, wenn auch nicht auf dem Kriegsfuße, doch schlagfertig, — allein das Herz hing an dem in jeder Hinsicht so eng verbundenen und nahe verwandten Preußen, und die gefährdete Lage des Landes und Oesterreichs furchtbare Drohung zwangen es mit Oesterreich — zu koquettiren. Hannover war confus; Meiningen wußte nicht, wo es die im Auslande befindlichen Beurlaubten und Reservisten zur Completirung seiner zwei Bataillone finden sollte; Frankfurt war gut im Stande, aber es stellte doch nur 1000 Mann und Greiz konnte doch, um dieses niedrige Sprichwort zu gebrauchen, das Kraut nicht fett machen.

Auf einer solchen Basis ruhete der große österreichische Offensivplan, durch den Preußen zerrissen werden sollte!!!

Ganz anders stand es bei Preußen. Wenn Preußen Anfangs den Schein annahm, defensiv sich verhalten zu wollen, so geschah das, um nicht selbst den Krieg zu provociren und Oesterreich die Möglichkeit zu lassen, sich zum Abrüsten und zu einer friedlichen Politik zu bequemen. Für den Fall aber, daß dies nicht geschehe, war es zur Offensive fest entschlossen, weil nur diese so seinem Vortheile wie seinem Charakter entsprach.

Nichts ist gefährlicher, als bei der Offensive abhängig zu sein. Diese Wahrheit scheint nie Oesterreich offenbar geworden zu sein, denn überall hat man es sehen sich auf seine Bundesgenossen verlassen und auf dem Schlachtfeld diese vorschieben. Besserer Erkenntniß war Preußen, das sich immer, besonders bei bedeutungsvollen Unternehmungen, nur auf sich selbst verließ und weit entfernt war, unkluger Weise fremde Kraft für seinen Nutzen ausbeuten zu wollen. Wir wissen, daß Oesterreich in der Schlacht von Leuthen die Würtemberger und Baiern auf den gefährlichsten Punct vorschob und die eigenen Truppen schonen wollte. Die Folge davon war, daß die Schlacht in furchtbarster Weise verloren ging. Nie würde Preußen eine so ungeheure Unklugheit begangen — aber auch die Schlacht nicht verloren

haben. Welches Verfahren das einsichtsvollere, braucht nicht nachgewiesen zu werden.

Interessant aber ist es, daß Oesterreich auch jetzt noch eben so fest an seiner schlechten, wie Preußen an seiner guten Einsicht hing. Während Oesterreich von seinen Bundesgenossen (unter denen nur die allzu gutmüthigen Sachsen seine Erwartung rechtfertigten) ungeheuer viel erwartete und von ihnen forderte, forderte Preußen von den seinigen ungeheuer wenig, obschon die preußischen Bundesgenossen, alt-befreundete Staaten, von dem energischen Geiste Preußens durchdrungen (wie schon die Thaten Ferdinands von Braunschweig im siebenjährigen Kriege bewiesen) einen bei weitem höheren Verlaß gewährten, wie die wackeren koburg-gothaischen Bataillone in der Schlacht bei Langensalza gezeigt haben. Preußen, wo irgend möglich, stellte seine Bundesgenossen in die Reserve und theilte ihnen die leichteste Aufgabe zu. War dies nicht Humanität, so war es Klugheit. Es hielt fest an dem alten Volkssprichworte: „Selber ist der Mann". Auf sich selbst gestützt, hatte es seinen Plan vollkommen in der Gewalt.

Diesem Grundsatze treu arrangirte es sich zum Angriffe Oesterreichs. In seinen Colonnen sah man keine andere Cocarde als die schwarz-weiße. Selbst die wackeren mecklenburg'schen Truppen, deren Tüchtigkeit und Treue unbezweifelt waren, wurden in einer ganz ungefährdeten Reserve gelassen.

Nachdem Sachsen sich für Oesterreich entschieden, aber das Land schutzlos gelassen worden, betrachtete Preußen Sachsen als eigenes Territorium und nahm sofort den strategisch wichtigen Gebirgskamm weg, der unter dem Namen des sächsischen Erzgebirges die österreichische Nordgrenze umrändert. Hier stand die preußische Elbarmee unter dem Befehle des commandirenden Generals Herwarth von Bittenfeld so auf gewisse Territorien vertheilt, daß sie beim Marschbefehle sich sofort concentriren konnte.

Die erste und größte preußische Armee, die des Prinzen Karl, stand auf der Linie Landshut, Görlitz, Dresden und hatte daher das lausitzer und das Riesengebirge westlichen Theils vor seiner Fronte.

Von Landshut ab bis gegen Glatz hin hatte die zweite preußische Armee Stellung genommen, die des Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Das Heer umschloß daher die nördliche Grenze Oesterreichs und insbesondere Böhmens in einem scharfen Bogen. Diese Stellung deutete nicht nur auf eine concentrische, sondern auch auf eine, wenn nicht gar zweifache, Flankenoperation.

Daß die Armee des Kronprinzen zu einem wuchtenden Stoße auf die Flanke des Feindes, die Armee des Prinzen Karl aber bestimmt war den Feind für diesen Flankenangriff auf die entsprechende Höhe heranzuziehen, das war unverkennbar selbst dann noch, als sich der Kronprinz auf eine

beträchtliche Entfernung von der Grenze abzog, um die Absicht des preußischen Entwurfes zu verbergen.

Aber die Aufstellung des preußischen Heeres deutete unverkennbar auch auf die Absicht der Offensive. Hätte man nur den Feind abzuwehren beabsichtigt, so würden die Flügel nicht so beträchtlich vorgeschoben worden sein. Man nimmt stets an, daß der Hauptstoß auf das Centrum trifft. In diesem Falle würden, besonders auf gebirgigem Terrain, die vorgeschobenen Flügel dem Centrum keine Unterstützung gewähren können, vielmehr der Bewegung des weichenden Centrums folgen müsse, wenn für sie selbst nicht Gefahr entstehen soll. Bei einer Defensivstellung, wird man immer, wenn nicht besondere Umstände es hindern, das Centrum vorschieben, weil es dadurch eine Stütze an den Flügeln gewinnt, denen in ihrer Stellung zu dem vorstehenden Centrum eine natürlich concentrische Neigung gegeben ist.

Wenn der österreichische Generalquartiermeisterstab es der Mühe werth gehalten hatte Kundschafter zu halten und von diesen gut bedient war, so mußte er bereits am 18. Juni über die Absichten der preußischen Kriegsdirection völlig aufgeklärt sein. Er fand dafür, daß Preußen angriffsweise verfahren werde, viele Gründe sehr nahe. Die Geschichte zuerst zeigte, daß Preußen stets eine Vorliebe für den Angriff gehabt hat, und warum sollte diese ihm jetzt fehlen? Preußen war von Oesterreich herausgefordert und durch eine eben so stolze als treulose Politik bitter beleidigt. Dem verletzten Stolze Preußens konnte daher unmöglich ein kriegerisches Defensivverfahren entsprechen. Der Erbitterte wird stets angreifen, wenn er die Kraft dazu in sich fühlt. Nun aber war die österreichische Armee entschieden noch nicht schlagfertig, viel weniger aber die seiner Bundesgenossen. Mußte das nicht Preußen auffordern, rasch und muthig anzugreifen, ehe der Feind sich in Stand gesetzt haete? Die Unfertigkeit der einen Partei ist der halbe Sieg der andern. Man durfte glauben, daß den preußischen Lenkern derartige Wahrheiten nicht unbekannt waren. Das preußische Heer hatte durch die Besetzung Sachsens eine concentrische Stellung gewonnen, die für die Defensive eben so unvortheilhaft als für die Offensive vortheilhaft war, und man mußte wohl dem preußischen Kriegsminister von Roon und dem Generalstabschef von Moltke zutrauen, daß sie den Charakter dieser Stellung zu beurtheilen verstanden und zu nützen entschlossen waren. Selbst das jüngst unter Oesterreichs Augen Geschehene, der preußische Feldzug in Holstein und Schleswig mit seinen raschen und glänzenden Siegen und Eroberungen mußte den Glauben an Preußens Neigung zum Angriffe erwecken. Sollten Soldaten, die der frischeste Lorbeer schmückt, Lust haben, sich auf eine träge Defensive zu legen, sollte ein Heer, das andere als kühne Angriffsoperationen

kaum je kennen gelernt hat, geneigt sein, jetzt dem Gewöhnten zu entsagen, wo alles dazu aufforderte?

In der That, es gehörte eine große Simplicität dazu, wie Herr von Hennickstein, zu glauben, daß die Preußen nicht angreifen würden.

Sobald die Frage über Krieg und Frieden entschieden war, war auch beim preußischen Kriegsdirectorium der Angriff beschlossen und der bejahrte König Wilhelm erklärte, daß er ihn selbst leiten werde. In der That ging auch der König, begleitet vom Kriegsminister von Roon, dem Generalstabschef von Moltke und dem Chefminister von Bismark, später, als die Hauptaction herantrat zum Heere, und zeigte, daß echter Rittersinn nimmer die Jugend verliere.

Nachdem man mit der Besetzung des Königreichs Sachsen die trefflichste (concentrische) Operationsbasis gewonnen und genaue Kunde erhalten, daß zwar Benedeck seine Operationsbasis bestimmt habe, sein Heer aber noch in klumpenhafter Häufung auf verschiedenen durchaus systemlosen Puncten stehen lasse, auch dasselbe noch keinesweges auf rasche Bewegungen genügend vorbereitet sei, war man im preußischen Generalstabe durchaus nicht mehr über die Art des Angriffs im Unklaren. Man beabsichtigte das große Corps des Grafen Clam Gallas, welches — weil das dritte, sechste, achte und zehnte Armeecorps von Benedeck noch bei Olmütz und Brünn zurückgehalten wurden — isolirt stand, anzugreifen, ehe ihm durch Vervollständigung der Schlachtlinie Verbindung und Stütze gegeben sein würden. Und da die Sachsen — in der That viel zu spät — sich auf dasselbe hingezogen hatten, so wollte man selbst deren Vereinigung mit dem gallas'schen Corps erschweren und das Corps zu einer gehörigen Organisation gar nicht kommen lassen. Man mußte also den Sachsen auf den Fersen folgen und den ersten Schlag in erschütternder Weise auf Clam Gallas richten.

Diese Aufgabe fiel natürlich der Elbarmee und der Armee des Prinzen Karl von Preußen zu. Zwar hatte die Armee des Prinzen Karl hierbei nicht volle Beschäftigung, und es konnte das Vorhaben der Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld überlassen bleiben; allein man konnte diese Armee nicht außer Verbindung mit dem Centrum des Heeres vorrücken lassen, wenn man nicht einen Unverstandsfehler begehen wollte, der Oesterreich zwar schon manchmal passirt und theuer zu stehen gekommen war, aber sicher einem preußischen Generalstabe nicht passiren konnte.

Die Elbarmee hatte sich zuerst zu bewegen, die Armee des Prinzen Karl ihr dann unterstützend zu folgen. Dergestalt entstand ein kleiner Aufmarsch oder eine geringe Schwenkung links, der der später eintretende. Einmarsch der Armee des Kronprinzen mit einer leisen Schwenkung rechts zum

Zwecke concentrischer Wirkung beim Hauptschlage vollkommen entsprach. Der rechte Flügel unter Herwarth von Bittenfeld (drei Divisionen) sollte also zuerst auf das feindliche Gebiet treten und zwar, damit Stromübergänge keinen Aufenhalt verursachten auf dem rechten Elbufer über Rumburg. Von hier aus sollte er rasch über Kreibitz und Georgenthal, Bensen und Reichstadt vordringen und die Sachsen ereilen, oder Clam-Gallas angreifen, ehe nach seiner Vereinigung mit den Sachsen sein Arrangement getroffen war.

Demnach mußten die ersten Kämpfe zwischen Münchengrätz und Theresienstadt stattfinden, auf welche zwei Festungen sich Clam-Gallas mit seinen zwei Flügeln setzte.

Die Hauptarmee unter dem Prinzen Karl mußte zu diesem Zwecke mit vorrücken, theils um die linke Flanke der Elbarmee zu decken, theils zur Action mitzuwirken, theils um der Möglichkeit zu begegnen, daß Benedeck das Gros seines Heeres bereits hätte in die Operationslinie einrücken lassen. Die Hauptmarschroute der Armee des Prinzen Karl sollte sich daher auf Reichenberg richten und die Armee sich mit Zurückhaltung des linken Flügels auf Hirschberg entwickeln.

Eine nicht unwichtige Nebenaufgabe dieser Armee war es, in fliegender Eile das gebirgige Terrain zwischen Trautenau, Schmiedeberg und Hochstadt wegzunehmen, weil dadurch der Eintritt in das Flachland gesichert, die Bahnlinie Pardubitz-Zittau gewonnen und freie Operation gegen die österreichische Stellung zwischen Prag und Olmütz gewonnen wurde.

Wie schon erwähnt, war der preußische Generalstab über die Terrainverhältnisse des Kriegsschauplatzes weit besser unterrichtet als der österreichische, obschon der Schauplatz auf österreichischem Gebiete lag.

Von diesen Bewegungen der Elbarmee und ersten Armee sollten die Bewegungen der Armee des Kronprinzen abhängig sein, so lange im Arrangement der österreichischen Schlachtordnung noch keine wesentliche Veränderung vorgekommen sein würde. Indessen setzte man voraus, daß nach der ersten Affaire Ritter von Benedeck keine Minute zögern werde, sein Heer in Ordnung zu bringen und auf die Höhe des linken Flügels, also die Linie Theresienstadt Jaromirz, vorrücken zu lassen.

Für diesen Fall mußte die Armee des Kronprinzen von Schweidnitz und Neisse aus durch das Gebirge gehen und auf der Linie von Nachod und Gitschin Verbindung mit der Armee des Prinzen Karl nehmen, ohne dabei ihre Stellung zur feindlichen linken Flanke aufzugeben.

Die Armee des Kronprinzen hatte daher in zwei Hälften (der Gebirge wegen) über Liebau und Trautenau, und Reinerz und Nachod in die Bühne des Kampfes einzurücken. Hatten dergestalt die drei Armeen die Zeit und

den Platz ihres Zusammenwirkens gewonnen, so sollte und mußte es zu dem Hauptschlage kommen und dieser sollte, hoffte man, nur das Gros des österreichischen Heeres zu treffen haben, weil angenommen werden durfte, daß vor der Vereinigung der drei Armeen das Corps von Clam-Gallas und die sächsische Armee bereits auf die Seite geworfen sein würden.

So war der preußische Entwurf. Natürlich umfaßte er weiterhin ebenso die Folgen eines großen Sieges und das etwaige Vorrücken auf Wien, wie umgekehrten Falls die Retirade, für welche zunächst die Festungen ins Auge gefaßt waren, welche die wichtigsten Städte, vorzugsweise Dresden, Breslau und Berlin deckten.

Nirgends in dem Entwurfe war irgend ein Object übersehen, wortkarge Genauigkeit machte ihn — wie man ihn erst nach dem Kriege kennen gelernt hat — bewunderungswürdig, noch bewunderungswürdiger aber war es, daß das Heer in diesem Entwurfe arbeitete, als ob es gänzlich von ihm durchdrungen wäre, und doch kannten ihn nur die höchsten Führer, und erst deren Spezialbefehle machten ihn weiterhin geltend.

Aber es war, als ob jeder Einzelne ihn studirt habe und gründlich kenne, so war der Einklang in allen Operationen des preußischen Heeres, und das entstammte der Intelligenz desselben, Grund deren jeder Einzelne sofort die Befehle des Commandeurs und den Zweck derselben in Beziehung auf den großen Hauptzweck verstand. Nie ist ein Heer mit einem so vollen Bewußtsein dessen, was es soll, zum Kampfe gezogen, wie das preußische 1866 in Böhmen, aber auch nie hat sich dieses geistige Bewußtsein so bewährt durch den Glanz der Erfolge. Das preußische Heer hatte alles, was dem österreichischen mangelte; es hatte eine ungeheure geistige Ueberlegenheit; und dieser Vorsprung, den es nicht nur vor dem österreichischen, sondern fast vor allen europäischen Heeren hat, wird sich ihm nie abgewinnen lassen.

33.

Erste Bewegungen.

Es ist bereits erwähnt worden, daß der Kronprinz von Preußen seine Armee, um die Oesterreicher über den Zweck der preußischen Anstalten in Ungewißheit zu versetzen, um eine bedeutende Strecke wieder nach Schlesien zurückging. Umgekehrt ließ der Kronprinz am 22. Juni das ganze sechste

Armeecorps über die schlesische Grenze gegen Landskron hin vorwärts gehen und die Ortschaften dieser Route mit aller Energie (ohne ihnen doch zu schaden) angreifen. Man fand nirgends, wie man ja recht gut wußte, eine Besatzung, und einzelne Posten und Patrouillen waren angenehme Begegnungen, denn durch sie wurde die Kunde in das Bureau des Herrn von Henickstein befördert, die man dahin befördert zu sehen wünschte.

Dieses Vorrücken eines Corps der zweiten Armee hatte zwei Zwecke, nämlich die Gebirgsdurchgänge zu besetzen und zu sichern, dann aber hauptsächlich den Feldzeugmeister von Benedeck glauben zu machen, daß von dieser Seite der erste und heftigste Angriff beabsichtigt werde. Darum auch mußten die vorgeschickten Truppen überall die Kunde verbreiten: Die ganze Armee des Kronprinzen rücke nach.

Dadurch sollte Benedeck veranlaßt werden, seine ohnehin schon auf dem rechten Flügel seiner Operationslinie aufgehäuften Streitkräfte hier festzuhalten und nach dieser Seite aufzustellen, während der wirkliche Angriff von Seite der Armee des Prinzen Karl und des Generals Herwarth von Bittenfeld auf den linken Flügel des österreichischen Heeres, das Corps Clam-Gallas und die Sachsen, stattfände.

War dergestalt die Hauptmacht der Oesterreicher durch Irreleitung zur Rechten abgelenkt, so erhielten dadurch Prinz Karl und General von Bittenfeld leichtes und sichres Spiel gegen Clam-Gallas und Albert von Sachsen. Diese wurden sicher zur Seite geworfen, wohl möglichen Falles gänzlich derangirt, und nun wendeten sich die drei preußischen Armeen gegen die übrigen sechs, voraussichtlich in ungeschickter Stellung befindlichen österreichischen Armeecorps mit einem Fronte- und zwei Flankenangriffen. In der That hätte der Plan nicht klüger erdacht werden können.

Nachdem der Kronprinz, wie erzählt, zwei Divisionen auf zwei verschiedenen Wegen bis Zuckmantel vorgeschoben, sich dadurch der Gebirgspässe versichert und den österreichischen Generalstab zu der irrigen Annahme veranlaßt hatte, daß von Seite Preußens der Hauptschlag auf den rechten österreichischen Flügel bei Olmütz beabsichtigt werde, ließ er das Gros seiner Armee in der Grafschaft Glatz Stellung nehmen und noch bis zum 26. Juni Rast halten, damit unterdessen der General Herwarth von Bittenfeld und Prinz Karl ihren Schlag auf den gesonderten linken österreichischen Flügel ausführten.

Die Bewegung des Kronprinzen diente der des Prinzen Karl zunächst auch zur Maske. Denn indem der Kronprinz links sich wendete und sich den Anschein gab, es erst auf die österreichische Hauptmacht bei Olmütz abzusehen, konnte Prinz Karl sich rechts wenden und ungefährdet die höchst

gefährlichen Pässe des lausitzer Gebirges passiren. Dieses Gebirge, welches den südlichen Theil der Lausitz erfüllt und sich in Böhmen bis Gabel und Liebenau südwärts ausbreitet, ist der unwegsamste Theil der ganzen großen Gebirgsmasse, die Böhmen nordseits wie ein ungeheures Festungssystem umschließt. Das näher bezeichnete Gebirge, welches der Prinz Karl zu überschreiten hatte, ist erfüllt von hohen und sehr schroff abfallenden Bergen, welche so dicht aneinander treten, daß für den Verkehr oft nur enge, vielfach zerrissene, ebenso steil aufsteigende als niederfallende Schluchten übrig bleiben. Diese Schluchten sind häufig von Querschluchten durchrissen, welche die herrlichsten Hinterhalte gewähren und es den vertheidigenden Truppen möglich machen, das Gebirge einem von außen eindringenden Feinde völlig nupassirbar zu machen.

Es ist dies dieselbe Gebirgspartie, die — der Leser wird dessen gedenken — einst der Bruder Friedrichs des Großen, der Prinz von Preußen, August Wilhelm, nach der unglücklichen Schlacht von Kollin mit einem Rückzuge passiren mußte. Die territorialen Uebelstände brachten ihn, wie wir wissen, um seine ganze Bagage und den größten Theil seiner Artillerie. Seine Marschverluste glichen denen einer großen Niederlage. Daher war der Einmarsch des Prinzen Karl auf diesem Terrain in hohem Maße gefährlich und die Bewegung des Kronprinzen eine Maßregel, die der gewissenhaften Umsicht des preußischen Generalstabs ein schönes Zeugniß ausstellte und zeigte, daß Preußens Generalstab Kopf besaß, aber auch Geschichte studirt hatte.

Erst nachdem der Kronprinz seine Scheinbewegungen ausgeführt, setzte sich die Armee des Prinzen Karl und Generals von Bittenfeld in Marsch, zuerst die des letztern, weil ihr Weg etwas weiter war, und weil viel daran lag, die Sachsen nicht aus den Augen zu verlieren und ihre Rangirung in der österreichischen Schlachtordnung zu verhindern.

Um Letzteres hätte man zu großen Eifer nicht nöthig gehabt, denn General Clam-Gallas war der Mann nicht mit dem ihm Obliegenden so schnell fertig zu werden, wie preußischer Seits gefürchtet wurde. In der That wußte Clam-Gallas gar nicht, was er mit den Sachsen anfangen sollte. Er hatte wegen der Verwendung derselben ausdrücklich vom Ritter von Benedeck Instruction gefordert. Aber von Benedeck war ebenso unklar und überließ die Placirung dieser wichtigen Hilfsarmee dem Ermessen des Grafen Clam-Gallas nach Verhältniß der Umstände. Dieser Bescheid schien freilich für den Grafen ehrenvoll, er beseitigte aber den Mißstand nicht, sondern verlängerte ihn und machte ihn verderblicher. von Rüstow sagt: „Die Sachsen wurden anfangs auf unverantwortliche Weise durch Ordres

und Contreordres zwischen dem Elblaufe in Böhmen und der Grenze des Königreichs Sachsen umhergejagt."

In der That war das geschehen, und doch hatte ihnen Clam=Gallas den Platz nicht gegeben, der ihnen gebührte. Das Unheil lag in der Rathlosigkeit der österreichischen Befehlshaber. Weder Benedeck noch Clam=Gallas verstand seine Aufgabe, und der Kronprinz Albert von Sachsen war zu bescheiden nach eigenem Ermessen anzuordnen, obschon ihm der Oberbefehl über den linken österreichischen Flügel bestimmt war und jedenfalls gebührte.

Die Rangsucht der beiden kaiserlichen Generale suchte den Kronprinzen gewissermaßen auf die Seite zu schieben. Benedecks Oberbefehl sollte nach der vorausgegangenen Bestimmung stets an den Kronprinzen von Sachsen gehen, wurde aber stets an den Grafen Clam=Gallas erlassen, so daß der Kronprinz Albert dann erst das Commando von dem Grafen Clam=Gallas erhalten mußte und diesem factisch unterstellt war. Derartige Irregularitäten trugen auf österreichischer Seite nicht wenig zu dem schlechten Gange des Feldzugs bei.

Am 22. Juni war die Armee des Generals Herwarth von Bittenfeld in Bewegung. Sie ging in zwei Colonnen bei Hainsbach und Schluckenau über die Grenze. Staunend sah General Herwarth von Bittenfeld die wichtigen Gebirgspässe ganz unbesetzt. Nur hier und da stieß man auf Cavalerieposten, die sichtbar nur auf Kundschaft ausgestellt waren und sofort in fliegender Eile verschwanden, sobald sie der preußischen Truppen ansichtig wurden.

Sobald die Pässe von Schluckenau passirt waren, ließ General Herwarth von Bittenfeld die zweite Colonne sich links ab auf Gabel ziehen, um dadurch die Verbindung mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl zu gewinnen, welche auch am 22. Juni aufgebrochen war und am 23. Juni in drei Colonnen bei Krottau, Friedland und Neustädtl die böhmische Grenze überschritt. Das vierte Armeecorps, welches bei Krottau überging, folgte der Eisenbahn, welche von Pardubitz über Königgrätz, Josephstadt, Turnau, Reichenberg, Zittau und Löbau führend, die große sächsisch=schlesische Bahn (Dresden=Breslau) mit der böhmischen Hauptbahn (Prag=Olmütz) verbindet.

Auf dem Terrain des lausitzer Gebirges ist diese Bahn höchst unbequem. Für Truppenförderung konnte sie daher nur in sehr beschränktem Maße gebraucht werden, jetzt aber desto weniger, da man sie von Seite der Oesterreicher vielfach zerstört fand. Erst nachdem die Preußen das Gebirge überschritten und die Mannschaften der Feldeisenbahncommission die Schäden beseitigt hatten, konnte sie, namentlich für die Proviant= und Munitionstransporte mit gutem Nutzen in Gebrauch genommen werden.

Dem vierten Corps folgte die vom zweiten Armeecorps gebildete Reserve. Mit dieser Hauptmacht, welche den rechten Flügel des Prinzen Karl bildete, suchte nun die linke Colonne des Generals Herwarth von Bittenfeld Fühlung, und nachdem diese gewonnen war, war das vierte Armeecorps des Prinzen Karl als das Centrum der beiden vereinigten Armeen zu betrachten.

Dieses Centrum folgte in der Richtung der Eisenbahnlinie auf Reichenberg. Dieser Richtung folgten streng angemessen auch die Flügel und so bewegten sich beide Armeen südostwärts gegen die Oberelbe hin.

Da nun umgekehrt die zweite Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm südwestwärts gewendet durch das schlesische Gebirge in Böhmen eindrang, so war für den Fall, daß die Oesterreicher nicht zurückwichen, sondern sich zum Kampfe stellten, leicht zu erkennen, in welchen Gegenden es zu den ersten Hauptschlägen kommen werde.

Beim Ueberschreiten der Grenze ließ jedes preußische Regiment seine Musik erschallen, und es gab sich ein großer Affect in der Mannschaft kund. Aber man hätte im Entferntesten nicht sagen dürfen, daß sich in dieser Erscheinung Uebermuth kundgegeben hätte. Es war eine ernste Freude, die Freude eines Rächers, der sich dem Augenblicke nahe fühlt, in welchem er seine verletzte Ehre herzustellen hofft. Der Soldat wußte, um was es sich handelte, er hatte es lange vorher gewußt, ehe es die Proclamationen ihm gesagt. Jeder war vollkommen unterrichtet über die Geschichte der Gegenwart. Der Ungebildete kannte sie durch den Gebildeten. Spottlieder auf den elenden deutschen Bund, der Deutschland in den Untergang geführt haben würde, wenn sich ein Retter nicht gefunden hätte, Spottlieder über dieses elende Institut, mit welchem Oesterreich selbst bei seinem Verenden noch ein Bündniß geschlossen hatte, hörte man bei jeder Compagnie.

Man hörte auch Lieder, welche die Siege Friedrichs des Großen feierten, und mehre Schauplätze der Großthaten Friedrichs wurden mit ungeheuren Hurrahs begrüßt, als ob diese Soldaten begeisterte Historiker wären. „Eine große Geschichte: ein großes Volk!“ Man wird annehmen müssen, daß die Offiziere auf jene Plätze aufmerksam gemacht haben, auf denen Preußen sich einst prachtvolle geschichtliche Denkmäler errichtet hat, und gewiß hat es von oben an einer Anregung dazu nicht gefehlt. Aber war das nicht eine Pflicht der Klugheit? Hat ein Volk sich Ehrendenkmäler errichtet, hat es auch das Recht mit Freude auf dieselben zu blicken. Und ein Volk das sich eine schöne Geschichte geschaffen, wird immer derselben kundig sein, denn nichts wird dem Wissen so leicht zugeführt, als wofür das Herz Begeisterung trägt. Da entsteht eine Art historischer Bildung, die einen unermeßlichen Einfluß auf die Tüchtigkeit des Volkes hat.

Wirft man hier einen vergleichenden Blick auf Oesterreich, so fühlt man sich mit Wehmuth zu der Frage veranlaßt: woran sollten sich auf diesem Kriegsschauplatze nun wohl Oesterreichs Galizier und Slavonier begeistern? Da tritt dem Beobachter ein Unterschied der Erscheinungen entgegen, der ihm mehr als alle Zündnadeln und Hinterladungsgeschütze das Räthsel des wundersamen Kriegs von 1866 aufschließt.

Die beiden preußischen Armeen, wie sie jetzt aus der Lausitz und dem Königreich Sachsen in Böhmen einrückten, hatten die Stärke von etwa 120,000 Mann. Sie mußten darauf gefaßt sein von einer viel stärkern österreichischen Armee begrüßt zu werden, wenngleich die Nachrichten alle darin übereinstimmten, daß der österreichische linke Flügel noch so gut wie isolirt zwischen Theresienstadt und Münchengrätz stehe. Dieser linke Flügel unter Clam-Gallas war jetzt etwa 60,000 Mann stark. Die „eiserne Brigade“ (Kalik), die diesen Ehrennamen sich Schleswig verdient hatte, war bereits eingerückt. Es ist begreiflich, daß Clam-Gallas mit einer Armee von 60,000 nicht gegen eine Armee von 120,000 Mann vorgehen konnte, wenn er wußte, daß Preußen noch eine dritte Armee zu verwenden hatte, und nicht wußte, ob diese ihm gar in den Rücken gelangen werde, da er trauriger Weise andererseits ebenfalls nicht wußte, ob er sich auf eine Rückendeckung von Seite Benedeck's verlassen könne. Gab Benedeck ihm keine Deckung, so konnte Clam-Gallas unmöglich vorrücken, um das Gebirge vertheidigen zu wollen, wenngleich auf diesem Terrain (vorausgesetzt, daß der Rücken gesichert ist) sich mit 60,000 Mann eine Armee von 120,000 sehr gut aufhalten läßt.

Mag dergestalt Graf Clam-Gallas darum, daß er nicht weiter vorgerückt war, entschuldigt sein, so ist es schwerer zu entschuldigen, wenn er in der Stellung von Theresienstadt Münchengrätz die Schlacht annehmen wollte, anstatt sich nun gänzlich auf Benedecks Hauptheer zurück zu ziehen, da er in dieser Stellung ebenso wenig Benedecks Beistand zu erwarten hatte.

Doch war Clam-Gallas fest entschlossen sich zwischen Münchengrätz und Theresienstadt zu behaupten. Seine Vortruppen, aus Cavalerie und Schützen bestehend, standen bei Hirschberg, Hünerwasser, Liebenau und Hochstadt. Nur Patrouillen und kleine Detachements schweiften bis ans Gebirge; doch war die wichtige böhmische Stadt Reichenberg mit drei Cavalerieregimentern besetzt.

Prinz Karl, der bereits am 23. Abends in die Nähe von Reichenberg gelangt war, meinte daher, daß er Reichenberg mit den Waffen zu nehmen haben werde. Allein, als die Preußen am Morgen des 24. Juni ihren Marsch antraten, wichen die drei österreichischen Reiterregimenter sofort,

ohne irgend welche Absicht für die Abwehr des eindringenden Feindes kund gegeben zu haben. Prinz Karl besetzte daher die Stadt ohne Umstände und rastete hier so lange, bis ihm die Rapporte von seinen andern Corps und der Armee des Generals Herwarth von Bittenfeld darüber zugegangen sein würden, daß allerseits das Gebirge glücklich passirt worden und die Verbindung gewonnen sei. Hier, wo der Prinz Karl, wie auch am vorhergegangenen Tage in einem Besitzthume des Grafen Clam-Gallas Quartier nahm, und wo die Corps der ersten Armee vollständige Verbindung wiedergewannen, wurden Vorbereitungen zu dem Kampfe getroffen, der schon am nächsten Tage zu erwarten war, wenn Clam-Gallas die Linie des Iserflusses ernstlich vertheidigen wollte, wie es jetzt wenigstens schien, da die österreichischen Cavalerievorposten sich ernstlich zu Scharmützeln stellten.

Zu Reichenberg wurde im Verlaufe weniger Stunden eine Feldtelegraphenstation eingerichtet. Die Feldtelegraphencommission war eine moderne Einrichtung, die von dem unaufhörlichen Vorwärtsstreben der preußischen Kriegsverwaltung ein glänzendes Zeugniß ablegte. Die Feldtelegraphencommission hatte die Aufgabe mit den Telegraphenlinien Preußens verbundene Feldtelegraphenlinie für jede Armee, und zwar sofort bei deren Vormarsch herzustellen und bei einer etwaigen Retirade mit der Avantgarde vorangehend sofort diese Telegraphenlinien wieder aufzunehmen. Diese technische Commission folgte daher beim Avanciren dem Heere, während sie beim Retiriren ihm voranging. Während ihrer wundersam schnellen Arbeit, waren Sectionen derselben beschäftigt, zur Correspondenzverbindung der operirenden Armeen oder Corps wieder Querlinien anzulegen, und dergestalt entwickelte sich unmittelbar hinter dem Heere ein vollständiges Telegraphennetz, dessen Hauptpuncte natürlich die Quartiere der Oberbefehlshaber und Generalstäbe waren. Die Leistungen dieser Feldtelegraphencommission sind mit Recht bewundert worden.

Ihr nahe verwandt ist die Feldeisenbahncommission, deren Leistungsfähigkeit sich auch höchst ausgebildet zeigte und Bewunderung erregte, die aber doch keine neue Erscheinung war.

In gleichem Schritte mit der Armee des Prinzen Karl war auch die des Generals Herwarth von Bittenfeld vorgerückt. Am 24. Juni hatten beide Colonnen Kreibitz und Georgenthal erreicht und am folgenden Tage konnten die beiden neben einander vorrückenden Armeen sich auf der Höhe von Gabel wahrnehmen, am Morgen des 26. Juni aber schon ihre Verbindung völlig durch eine von der Armee des Prinzen Karl detachirte Division (14.) herstellen.

Sie befanden sich jetzt auf der Linie Böhmisch-Leipa, Reichstadt, Gabel,

Reichenberg und also unmittelbar vor dem Feinde, der das Terrain zwischen Iser und Elbe besetzt hielt und entweder auf demselben sich bis zum Einrücken der anderen österreichischen Corps behaupten, oder das Gros des Heeres bis zur Vollendung irgend welcher Arrangements schützen wollte. Von hier aus begannen nun die Acte des blutigen Kampfes.

34.

Kampf von Liebenau bis Turnau.

Kaum hatten die beiden preußischen Armeen Verbindung gewonnen, und das war mit seltsam genauer Berechnung geschehen, als sie beide gleichzeitig unmittelbar vor dem Feinde standen, und gleichzeitig mit den Angriffsoperationen begannen. Man sah, es war alles vorher aufs Genaueste entworfen, und die Genauigkeit und Sicherheit, womit es ohne nochmalige Rücksprache und Berathung, ohne langes Untersuchen, ob sich nun auch alles im Geschick befinde, unternommen und ausgeführt wurde, war so vollkommen, daß man versucht war zu glauben, daß die Herren Oberfeldherren zuvor ihre Uhren übereingestellt haben müssen.

Selbst in diesen kleinen Dingen sah man die Gewißheit, die strenge Ordnung und das zweifellose Bewußtsein in dem preußischen Unternehmen und Schaffen. Ein Tölpel hätte bekennen und rühmen müssen, daß hier exacte Gewohnheit und ein gesunder Sinn als die Basis alles Schaffens zu Grunde lagen.

Kaum hatte der Prinz Karl den Feind gefühlt, als er unbekümmert um den General Herwarth von Bittenfeld zum Angriffe schritt; er wußte General Herwarth von Bittenfeld mußte nun auf dem richtigen Flecke sein. Und kaum hatte General Herwarth von Bittenfeld den Feind gefühlt, als er ebenso zum Angriffe schritt, denn er wußte, Prinz Karl war nun auf dem richtigen Orte. Ihre Märsche waren im voraus aufs Genaueste bestimmt und die Berechnung war unfehlbar, so lange die unausgesetzt fortdauernde Kundschaft stets den Bericht einbrachte, daß sich auf Seite des Feindes im Wesentlichen nichts verändert habe.

So fanden am 26. Juni sowohl bei der Elbarmee, als bei der Armee des Prinzen Karl die ersten energischen Stöße auf den Feind statt. Selt-

samer Weise war Graf Clam-Gallas, obschon er seit Wochen in aller Ruhe auf seinem Terrain gestanden hatte, noch gar nicht im Klaren, ob er richtig stehe, und namentlich, ob er die Sachsen in seinem Arrangement richtig verwendet habe. Das nur war ihm klar, daß er die Preußen nicht wolle oder solle über den Iserfluß gelangen lassen; wie er dies zu bewerkstelligen habe, werde sich ja doch wohl, hoffte er, finden; denn eben dieses Wie war bei ihm durchaus nicht entschieden, wie die theilweis ganz unzweckmäßige Aufstellung seiner Truppen bewies.

Am 26. Juni ließ Prinz Karl seine Armee enggeschlossen gegen Liebenau avanciren. Er wußte daß es an diesem Tage an verschiedenen Orten zum Zusammentreffen mit den Feinden komme. Die Mannschaften waren durch die Offiziere vollkommen unterrichtet und von wahrer Lust erfüllt. Dies ist wieder etwas, was die preußische Armee unendlich weit der österreichischen voranstellt. Der Offizier findet in Reihe und Glied eine große Menge durchaus Gebildeter, denen er sich über das, um was es sich handelt, mittheilen kann und Gewohnheit gemäß stets mittheilt. Er wird verstanden, und indem die minder Gebildeten sich streng an diese Gebildeteren schließen, folgt alles bis auf den Untersten herab *einem* Impulse, so daß von der Truppe gesagt werden kann: sie weiß was sie will oder soll.

In so freundschaftliche und enge Berührung stellt sich der österreichische Offizier nie zum Gemeinen. In der Regel weiß er selbst nicht, was er soll; weiß ers aber, so ist es unter seiner Würde, darüber dem Gemeinen etwas mitzutheilen, und vielleicht ist das auch von gewissem Nutzen, denn man müßte vielleicht fürchten, daß der Gemeine, wenn er den Zweck verstände gerade das Entgegengesetzte thun würde; denn in keinem Heere herrschen der Geist eines dummen thierischen Trotzes und die Neigung zum Verrath in so hohem Maße, wie im österreichischen.

Bereits am 24. Juni Abends ließ Prinz Karl seine Avantgarde weiter auf Liebenau und Turnau anrücken, während, wie er wußte, General Herwarth von Bittenfeld nicht mehr als einen halben Marsch brauchte, um Hünerwasser zu erreichen, das in der rechten Flanke des Prinzen lag. Der Weg nach Liebenau ist ein Gebirgspaß, der bei dem Dorfe Reichenau endet, da hier das Gebirge in ein großes Plateau übergeht, das die Elbe von ihrem Ursprunge aus mit einem Bogen umschließt und die Iser, südwärts strömend in zwei große Hälften theilt.

In dem Passe vor Reichenau mußte Prinz Karl ernsten Widerstand erwarten, denn es war nicht zu glauben, daß Clam-Gallas den Kampf mit einem so überlegenen Feinde auf einer Ebene wünsche, wo alle Vortheile sich theilten.

In dem Gebirgspasse, der sich von Reichenberg bis Reichenau ausdehnt, waren die Corps des Prinzen in einer einzigen Colonne zu marschieren gezwungen. Der Prinz eilte daher diese gefährliche Stelle zurückzulegen. Bereits während der Nacht erreichte die Avantgarde die Paßmündung und man staunte, nirgends eine Anstalt zur Abwehr der eindringenden Preußen getroffen zu sehen.

Nun theilte der Prinz seine Armee wieder, ließ sie in zwei Colonnen mit geringer Distance auf Turnau anrücken, detachirte aber bei Liebenau eine Division (14.) weit rechts ab auf Böhmisch-Aicha, um durch sie die Verbindung mit dem General Herwarth von Bittenfeld herzustellen. Der Marsch wurde von dieser detachirten 14. Division sehr beeilt, während der der zwei Colonnen des Gros links der Eisenbahn etwas zurückgehalten wurde, damit die sämmtlichen Truppenkörper schnell gleiche Höhe wieder gewännen.

Bereits am Abend des 25. Juni hatten die Vorposten das Terrain von Liebenau erreicht. Mit Tagesanbruch begann das Vorrücken. Die Avantgarde wurde von der Division des Generals von Horn (8.) gebildet. Man mußte erwarten, daß Liebenau ernstlich vertheidigt wurde, denn nach sicherer Mittheilung war es mit vier Cavalerieregimentern und zwei berittenen Batterien besetzt. Die Vortruppen entdeckten aber bald, daß die Besatzung die Stadt verlasse. Und freilich blieb ihr nichts weiter übrig, da sie ganz ohne Infanterie war und Cavalerie doch in den Straßen einer Stadt so wenig ein geeignetes Operationsfeld findet, als reitende Artillerie.

Um den Preußen den Durchmarsch durch die Stadt zu erschweren, hatten die Oesterreicher die Straßen mit Barrikaden gesperrt. Sie zeigten sich, indem sie die nächsten Hügel hinter Liebenau besetzten, zum Widerstande ernst entschlossen. Aber wenn Clam-Gallas hier den Feind abwehren wollte, begreift man nicht, daß er das mit vier Cavalerieregimentern und zwei Batterien versuchte. Was sollten diese gegen eine Armee ausrichten? Sie aufhalten? das hätte in dem Passe des Gebirges geschehen müssen. Wo es aber auch geschah, ohne Infanterie war das Unternehmen sicherlich unverständig.

Der General von Horn ließ seine Truppen rasch sowohl auf der Hauptstraße in Liebenau eindringen als auf zwei andern Wegen die Stadt umgehen, damit, wenn noch Feinde in derselben sich verhielten, diese abgeschnitten würden.

Inzwischen hatten die Oesterreicher ihren zwei Batterien hinter Liebenau solche Positionen gegeben, daß sie bis zur Stadt die Landstraße mit einem lang gestreckten Kreuzfeuer bestrichen. General von Horn konnte es nicht

einfallen seine Truppen durch dieses Feuer vorgehen zu lassen und Menschen zu opfern für einen Zweck, der ohne Opfer dadurch erreicht werden konnte, daß die österreichische Artillerie durch die diesseitige Artillerie aus gefahrloser Stellung zum Schweigen gebracht wurde. Das Terrain war seinem Plane günstig. Liebenau liegt in einem Thalkessel von kaum 2000 Fuß Weite. Die sich gegenüberliegenden Berge befinden sich daher in einer Entfernung, die noch bei weitem nicht die Tragkraft gezogener Kanonen überschreitet.

General von Horn ließ daher Liebenau nur von einigen Bataillonen so lange besetzt halten, bis die nächste Division nachgerückt war, und führte während dessen den größten Theil seiner Division auf die Anhöhen rechts von Liebenau, um von hier aus gegen den Feind vorzudringen. Auf den Höhen aber fand die Artillerie eine vortreffliche Position.

Gedeckt von Liebenau aber arrangirte der Generalmajor Hann von Weihern, Commandeur der siebenten Cavaleriebrigade, einen Cavalerieangriff, der freilich nur auf der von Liebenau nach Turnau führenden Straße ausgeführt werden konnte. Dergestalt sollten die Batterien des Feindes, dessen Stärke man nicht genau kannte, zunächst durch die preußische Artillerie derangirt und dann der Infanterieangriff auf den Höhen, der Cavalerieangriff, der sich hauptsächlich auf die feindliche rechte Flanke setzen sollte, vom Thale aus ausgeführt werden. Um beim Vorwärtsrücken die Verbindung herzustellen sollte eine Abtheilung der Cavalerie der Division Horn hinter Liebenau links abrücken und Fühlung mit der Cavalerie des Generals Hann nehmen, weiterhin aber wollte man die Truppen nach Erforderniß wieder concentriren.

Es war Morgens nach acht Uhr, als die Fußbatterien des Generals Horn auf den Anhöhen seitwärts Liebenau Position genommen hatten. Die Batterien standen günstig und gut gedeckt, so daß sie von den Oesterreichern Anfangs gar nicht bemerkt wurden.

Prinz Friedrich Karl hatte nicht sobald vom General Horn Rapport erhalten, daß der Marsch auf ernsten Widerstand gestoßen sei, als er in fliegender Eile sich an den Ort der Gefahr begab. Es war kurz vor neun Uhr, als er bei den in Position gebrachten Batterien bei Liebenau eintraf. Mit ihm war sein Generalstab. In seiner kühnen Weise zur Untersuchung der feindlichen Stellung vorreitend, wurde er dem Feinde sichtbar, damit zugleich auch die Stellung der Batterien.

Das war für die österreichische Artillerie das Signal zur Kanonade. Diese begann mit Heftigkeit; doch antwortete man preußischer Seits Anfangs nicht, um sich nicht durch den Pulverdampf die Aussicht zu verderben. Sobald man indessen gewiß war, daß auf Seite der Oesterreicher zwei

Batterien arbeiteten und über die Stellung derer kein Zweifel mehr herrschte, hob dieser Seits das Donnerwetter an. Die Distance war schon für die österreichischen glatten Geschütze eine geringe, vielmehr noch für die gezogenen Geschütze der Preußen.

Die Kanonade hatte bei großer Heftigkeit auf beiden Seiten bereits eine geraume Zeit gedauert, als die unruhige Bewegung der feindlichen Cavalerie erkennen ließ, daß die preußischen Geschütze auf dieselbe einen empfindlichen Eindruck gemacht haben. Das ohnehin schon weit überlegene preußische Feuer wurde nun verstärkt und die Infanterie ging auf der Höhe, doch immer ziemlich günstig gedeckt, gegen den Feind vor.

Gleicher Zeit avancirte, zur Deckung der Infanterie in dem Thale auch die Cavalerie unter dem General Hann. Dieselbe, acht Regimenter stark, rückte Treffenweise vor in gleichem Schritte mit der Infanterie, die im Vorwärtsgehen mehr und mehr auch den Hang des Berges wegnahm, um sich in fester Verbinduung mit der Cavalerie zu halten. Man merkte sehr bald, daß der Feind gänzlich der Infanterie entbehre, und konnte nun desto dreister vorwärtsgehen, da die österreichische Artillerie durch die weit überlegene preußische neutralisirt wurde.

Die Oesterreicher waren völlig außer Stande den Vormarsch der Preußen aufzuhalten, da sie weder Geschütze noch Kleingewehr gegen deren Cavalerie und Infanterie verwenden konnten, ihre Cavalerie aber unmöglich eine Attaque unternehmen durfte. Denn wollte sie die preußische Infanterie angreifen, so saß ihr die preußische Cavalerie in der Flanke, wollte sie die preußische Cavalerie angreifen, die ohnehin doppelt so stark war, so schlug ihr das preußische Kleingewehr in die Flanke und überdies noch würde ihr die preußische reitende Artillerie, die zwischen Cavalerie und Infanterie avancirte, mörderische Grüße zugedonnert haben.

Unter diesen Umständen waren die Oesterreicher gezwungen sich eilend zurückzuziehen, und zwar um so mehr, als ein Theil der preußischen Truppen sich gegen Sichrow wendete und sich merken ließ, daß es auf eine Umgehung abgesehen sei. Die Oesterreicher mochten schwer begreifen, wie Graf Clam-Gallas sie hatte ohne Infanterie mit dem Auftrage gegen einen so mächtigen Feind schicken können, dessen Marsch aufzuhalten, und zwar das auf einem Puncte, wo kein Vortheil auf ihrer Seite war.

Dieser Maßen hielten denn die Oesterreicher auch nicht länger einen Kampf aus, als bis ihnen das preußische Kleingewehr empfindbar wurde. Nun wichen sie rasch. Doch allenthalben, wo eine gute Position sich für ihr zwei Batterien fand, setzten sie sich und erneuerten das Feuer.

Die Bewegung war so rasch, daß der Kampf preußischer Seits ganz

in die Hand der Cavalerie und reitenden Artillerie überging. Prinz Karl selbst commandirte. Das Gefecht glich auf Seite der Preußen einem schönen Manoeuvre. Die Art der Bewegung wurde gänzlich von der Artillerie bedingt, die immer streckenweise im Fluge vorging und in kurze Action trat, um sofort wieder eine ebensolche Strecke dem Feinde nachzurücken. Die Cavalerie diente ihr dabei zur Deckung und konnte sich auf ernste Angriffe nicht einlassen, da sie sich bei dieser Marschbewegung so lange gänzlich nach der Artillerie richten mußte, als deren Action Hauptsache war.

In dieser Art des Kampfes wurde das Dorf Dauba erreicht, bei welchem sich der Boden beträchtlich erhebt und der Artillerie eine vorzügliche Position bietet. Hier setzten sich die Oesterreicher, die zuerst dieses Terrain im Besitze hatten, abermals. Sie erkannten die Vortheile dieses Punctes, und da ihr Feind jetzt natürlicher Weise ebenfalls ohne Infanterie war und ihre Artillerie der preußischen, die hier nur aus einer Batterie bestand, um sechs Geschütze überlegen war, glaubten sie dem Feinde erfolgreich Widerstand leisten zu können. Sie machten jetzt von Hohlgeschossen Gebrauch und bewarfen die nachfolgende preußische Cavalerie mit einer großen Menge von Granaten.

Diese Geschosse üben in tiefen Cavaleriemassen furchtbare Wirkung aus. Aber eines Theils bot Prinz Karl dem Feinde tiefe Massen klüglich nicht, anderen Theils waren die österreichischen Granaten so unvollkommen gearbeitet, daß die bei weitem meisten krepirten, und Prinz Karl durch dieses wüthende Bombardement nur wenige Mann verlor.

Natürlich eilten die preußischen Truppen die Niederung vor Dauba zurück zu legen und eine angemessene Höhenstellung zu gewinnen. Sobald das geschehen war, und die preußischen gezogenen Kanonen sich geltend machen konnten, konnten die beiden österreichischen Batterien sich nicht mehr behaupten. Die weit überlegenen Cavaleriemassen schickten sich zu einem großen Angriffe an und die Oesterreicher, ohnehin fürchtend von einer zweiten preußischen Colonne umgangen zu werden, hielten es für gerathen, eilend sich auf Turnau zurückzuziehen und den Iserfluß zu überschreiten.

Das konnte freilich nicht gehindert werden, und ebenso wenig das Abbrennen der Brücke von Turnau. Aber den Oesterreichern blieb dennoch keine Zeit sich an der Iser fest zu setzen und den Preußen den Uebergang zu wehren. Diese benutzten vielmehr die Zeit des Schweigens der beiden feindlichen Batterien, um den Feinden auf die Fersen zu kommen.

Kaum hatten diese die Iser überschritten, als jene mit fertiger Batterie am andern Ufer standen. Dergestalt blieb den Oesterreichern nichts übrig als sich über Hals und Kopf jenseits aus dem Schußbereiche zu ziehen, und

ehe sie im Stande waren sich zum Widerstande fertig zu machen, hatten auch die Preußen schon eine zweite Brücke geschlagen und zwar eine beträchtliche Strecke stromunter, wo es dem Feinde nicht möglich war, seine Batterien in brauchbare Position zu bringen.

Das reißend schnelle Uebergehen der Preußen über den Fluß ließ den Oesterreichern nichts übrig, als sich eiligst auf Münchengrätz zurückzuziehen. Ohnehin mußten sie jetzt, auf einem ungünstigen und wenig übersichtlichen Terrain umgangen und abgeschnitten zu werden fürchten. Derartiges scheint auch in der Absicht des Prinzen Karl gelegen zu haben, konnte aber nunmehr nicht ausgeführt werden, da die Avantgarde, die den beschriebenen Kampf allein geführt hatte, jenseit der Iser die Verfolgung nicht rücksichtslos fortsetzen durfte.

Nachdem ein Theil der preußischen Truppen bei Turnau übergegangen, und als dergestalt die Avantgarde das linke und das nachfolgende Gros das rechte Ufer des Flusses in Besitz genommen hatte, war ihm das Terrain des Kampffeldes auf der Iserlinie geöffnet. Der Graf Clam-Gallas war nun nicht mehr im Stande mit Detachements die Armee des Prinzen Karl aufzuhalten. Wollte Clam-Gallas das, so mußte er eben herankommen und ihr eine Schlacht liefern; oder er mußte sich gefallen lassen, daß diese nach Münchengrätz kam und ihm eine Schlacht lieferte.

Der Kampf zwischen Liebenau und Turnau war die erste Waffenaction auf dem böhmischen Kriegstheater. Er war nicht mehr als ein starkes Artilleriegefecht. Die Oesterreicher hielten sich bei diesem Act mannhaft, und namentlich operirte ihre Artillerie wacker. Die Preußen waren ihnen doppelt überlegen an Mannschaft, doch war deren Artillerie viel schwächer als die der Oesterreicher.

Die Geschützart der Preußen (gezogene Hinterladungskanonen) zeigten einen großen Vorzug vor den alten glatten Geschützen der Oesterreicher, aber was weit mehr galt, die Manoeuvrirweise und der Geist der preußischen Truppen erwiesen sich unübertrefflich. Die Sicherheit ihrer Taktik im Marsch und Feuer war ein Zeugniß dafür, daß ihr Muth keiner Beirrung unterlag und daß sie sich ihrer äußeren und inneren Vortheile ganz bewußt waren.

35.

Wegnahme der Brücken von Podol.

Es ist schwer zu entziffern, wie sich der General Clam-Gallas die Vertheidigung gedacht habe, als er ein starkes Cavaleriedetachement von vier Regimentern und zwei Batterien nach Liebenau vorgeschoben und andererseits das Dorf Podol mit einem Infanteriedetachement von sieben Bataillonen ohne Artillerie und Cavalerie besetzt hat. Gerade durch das Zusammenwirken der drei Waffen wird deren höchste Kraft erreicht, und im Voraus schon gelähmt ist eine größere Truppencorporation, der eine der drei Waffen fehlt.

Das Dorf Podol liegt drei Viertelmeilen westlich von Turnau entfernt an der Iser und der Eisenbahn. Es ist von Turnau aus die erste Bahnstation. Hier überschreitet die Bahn auf einer eisernen Brücke den Fluß, während dicht am Dorf die Landstraße beider Ufer durch eine gewöhnliche hölzerne Brücke verbunden ist.

Wollte General Clam-Gallas das innere Isergebiet vertheidigen, so waren freilich die Brücken von Podol ihm eben so wichtig als dem Prinzen Karl, der das Isergebiet gewinnen wollte und mußte, um an die Armee des Grafen Clam-Gallas zu gelangen. Nicht ohne Rücksicht hierauf war von Liebenau aus die 14. Division auf die Route Böhmisch-Aicha detachirt worden, in welchem Orte sie ihren ersten Kampf zu bestehen hatte, indem sich hier ein kleines so weit vorgeschobenes Infanteriedetachement zur Wehr setzte und von den Preußen zurückgeworfen werden mußte.

Der Marschplan für die 14. Division bezweckte nicht nur die Herstellung der Verbindung mit der Elbarmee, sondern auch die Ueberflügelung derjenigen feindlichen Truppenmacht, die etwa zur Vertheidigung der Brücken von Podol aufgestellt sein konnte. Hielten sich wirklich die Oesterreicher im Kampfe bei Podol, so waren sie dennoch zum Aufgeben dieses Postens gezwungen, sobald die 14. Division im Marsche auf Münchengrätz ihren Rücken gewonnen hatte.

Daß Podol stark von den Oesterreichern besetzt war, war dem Generalstabe des Prinzen Karl genau bekannt. Man wußte auch, daß diese Besatzung aus Infanterie bestand, und da man sich den Umstand, daß der feindliche Vorposten von Liebenau lediglich aus Cavalerie, der von Podol aber lediglich aus Infanterie bestand, nicht anders als dadurch erklären konnte, daß bei einem etwaigen Zurücktreiben des Cavaleriepostens von Lie-

benau, der Infanterieposten von Podol nach geschehenem Abbruch der beiden podoler Brücken nach Turnau der Cavalerie zu Hilfe eilen sollte, um den Iserübergang von Turnau nachdrücklich zu verheidigen. Da diese Vertheidigung, von vier Cavalerieregimentern, zwei Batterien und sieben Infanteriebataillonen ausgeführt, leicht sehr gewichtig werden konnte, so war im Voraus beschlossen, den podoler Infanterieposten zu isoliren.

Zu diesem Zwecke beiläufig nahm die 14. Division von Liebenau aus die Route über Aicha, und zu diesem Zwecke lediglich wurde am Abend des 26. Juni noch ein Theil der Division Horn (Avantgarde) längs der Eisenbahn direkt auf Podol dirigirt. Sobald diese Truppen das Dorf Swierzin erreicht hatten, war auch der Zweck erreicht. Denn nun konnten die sieben Bataillone von Podol, die ohnehin über die Lage der von Liebenau zurückgetriebenen Cavalerie keine Nachricht hatten, dieser Cavalerie auf keinen Fall zu Hilfe kommen, wenigstens nicht auf dem diesseitigen Ufer der Iser. Das jenseitige Ufer war aber bei Turnau bereits vom Prinzen Karl gewonnen, als die Truppen der horn'schen Division gegen Podol detachirt wurden. Das preußische Detachement bestand aus 2 Compagnien des 4. Jägerbataillons, 1 Bataillon des 71. Regimentes und 2 Bataillonen des 21. Regimentes. 2 Bataillone des 31. Regimentes folgten erst während des Kampfes nach.

Der Posten von Podol aber bestand aus 7 österreichischen Bataillonen, fast der ganzen Brigade Poschacher (früher Kalik), die sich zwei Jahre zuvor durch Erstürmung des Königsberges vor Schleswig den Ehrennamen der „eisernen Brigade“ erworben hatte. Jetzt galt es diesen Ehrennamen zu rechtfertigen, und es schien das nicht allzu schwer, da eine fast doppelte Ueberlegenheit auf Seite der eisernen Brigade war. Dieselbe bestand hier aus dem 18. österreichischen mit Gebirgsstutzbüchsen armirten Feldjägerbataillon, einem Theile des 72. Regimentes (Ramming), dem 30. Regiment (Martin) und dem 34. Regimente, dessen Ehrenchef interessanter Weise der König von Preußen war, daher es auch den Namen „König von Preußen“ führte.

Sicher hätte General v. Horn diesem großen österreichischen Vorposten nicht Infanterie allein auf den Leib geschickt, wäre er nicht von der Ueberlegenheit des Zündnadelgewehrs überzeugt, Cavalerie und Artillerie aber im nächtlichen Kampfe verwendbar gewesen, oder auch, hätte er nicht gewußt, daß der Feind ebenfalls nur aus Infanterie bestehe.

Der kleine Vorposten, welcher in Böhmisch-Aicha, wie vorher erzählt, bereits am Nachmittag von der 14. Division auf die Seite geworfen worden war, gehörte zu der eisernen Brigade, und zwar zum Regimente König von

Preußen. Er war eilend auf Podol zu seinem Gros zurückgegangen und hatte die Nachricht überbracht von der bedeutenden Rechtsdehnung der Armee des Prinzen Karl und der Marschrichtung der 14. preußischen Division. General von Poschacher mußte dadurch freilich auf den Gedanken gebracht werden, daß es darauf von Seiten des Feindes abgesehen sei ihn mit jener Division zu umgehen oder ihm in die linke Flanke zu dringen.

Noch war er über das ihm Obliegende nicht klar, als ihm seine Vorposten den Anmarsch feindlicher Truppen von Swierzin her meldeten. Das hatte er nicht vermuthet und die Befürchtung, von zwei Seiten angegriffen zu werden, trat ihm nahe.

Ein wenig Cavalerie wäre ihm jetzt wünschenswerth gewesen, um sie gegen Aicha vorzuschieben und sich wenigstens dieser Seits nicht von der Gefahr überraschen zu lassen. Da er aber Cavalerie so wenig als Artillerie besaß, beging er den Fehler, seine Posten eilig zurück zu ziehen und alles auf Podol zu concentriren, ehe er noch über die Stärke des Feindes und die Art seiner Annäherung unterrichtet war.

Seine entferntesten Posten standen nahe vor dem Dorfe bei einem großen Oekonomiegebäude, welches sonderbarer Weise den Dienst einer Festung leisten sollte. Ueberhaupt behandelte er das Dorf Podol als Brückenkopf, verbarrikadirte die Dorfstraßen, besetzte dieselben mit seiner Linieninfanterie und die Hütten mit seinen Schützen.

Hätte er Cavalerie gehabt, um eine Umgehung des Dorfes zu hindern, so würde, abgesehen von der schnöden Nichtberücksichtigung des Privateigenthums, dagegen wenig einzuwenden gewesen sein. Allein die Art und Weise seines Arrangements mußte, sobald er überwältigt wurde, eine Menge Gefangene in die Hand der Preußen bringen, und dazu leider auch das Dorf zu Grunde richten.

Auf jeden Fall hatte er es zuvörderst nur mit Avantgardetruppen zu thun, und denen konnte er dreist ins Feld entgegen rücken, da er über eine Brigade, zumal eine solche verfügte, deren Zuverlässigkeit durch ihren Ehrennamen verbürgt wurde. Freilich und mit Recht würde der General darin eine Entschuldigung gefunden haben, daß ihm die beiden wichtigen Hilfswaffen gänzlich mangelten. Einer großen und ausgezeichneten Armee gegenüber einen wichtigen Flußübergang mit einer Brigade Infanterie vertheidigen zu sollen ist zweifelsohne eine seltene Aufgabe, die eben auch nur von einem Feldherrn wie dem Grafen Clam-Gallas ausgehen konnte. Immerhin war die Art der Vertheidigung der beiden podoler Brücken höchst fehlerhaft.

Die Sonne war eben im Untergehen als die Spitze der preußischen Truppen Podols ansichtig wurde. Sie verhielt sofort den Marsch, um das

Gros näher rücken zu lassen. Nirgends hatte man ausgestellte Posten getroffen und man konnte merken, daß der Feind sich ganz auf das Dorf und Vorterrain der Brücken concentrirt habe. Einige dicht vor Podol stehende Posten, sah man nur von fern zusammen laufen und sich eilend nach dem Orte zurückziehen.

Die Umstände, wie sie hier gefunden wurden, nöthigten, die Truppen stufenweise mit Seitendeckung vorgehen zu lassen. Es galt in den Ort einzudringen, eine Aufgabe, die dem Soldaten nie angenehm ist, weil er sich lieber mit einem muthigen Gegner im Felde mißt, als mit einem Meuchler im Hinterhalt.

Es wurde dämmerig als die Jäger, welche den Vortrupp bildeten, in ihrem raschen Marsche durch eine Salve aufgehalten wurden, die aus dem vor Podol liegenden großen Gebäude hervorschlug. Dieses Gebäude spie einen wahren Strom von Feuer aus, und man erkannte deutlich, daß dasselbe sehr stark besetzt war.

Doch sobald die preußischen Jäger zum Anschlag gelangt waren, zeigte sich die Ueberlegenheit der preußischen Schußwaffe. Obschon die Besatzung des Gebäudes hinter den Fenstermauern gut gedeckt stand, konnte sie doch kaum noch zum Gebrauch ihrer Waffe kommen, da die preußischen Kugeln unaufhörlich durch die Fensteröffnungen sausten.

Als dem österreichischen Commandeur die Meldung gemacht wurde, daß preußischer Seits der Angriff von nur einem Bataillon ausgehe, so schickte derselbe alsbald mehre Compagnien in Schlachtordnung vor. Diese wurden indessen so grimmig empfangen, daß sie hinter jenem Oeconomiegebäude Deckung nehmen mußten.

Inzwischen war ein Theil der preußischen Truppen nach der Eisenbahn abgeschickt worden, um, wenn diese nicht vertheidigt sein sollte, sogleich die eiserne Brücke derselben zu besetzen. Wäre dies geschehen, so würde die feindliche eiserne Brigade abgeschnitten und gefangen gewesen sein. Allein man fand die Eisenbahn besetzt und mußte sich das erwähnte Object erkämpfen.

Während dessen hatte sich der Kampf vor Podol sehr ernst gestaltet. Durch Ordonnanz war dem 31. Infanterieregimente die Ordre zugegangen, schnell nachzurücken, da man den Feind nicht nur bedeutend überlegen, sondern auch verbarrikadirt gefunden habe. Ein Musketierbataillon des 31. Regimentes war eilend nachgerückt und eben eingetroffen, als das Jägerbataillon sich zu einem Sturme auf jenes energisch vertheidigte Gebäude anschickte, um zunächst wenigstens die hinter demselben stehenden feindlichen Compagnien zu verjagen.

Dieser Sturmangriff, von zwei Seiten ausgeführt und mit einer Salve auf kürzester Distance gewürzt, hatte einen augenblicklichen Erfolg. Die Angegriffenen, von ihrem Verluste erschreckt, flüchteten nach dem Dorfe. Hier waren alle Straßen von den Männern der eisernen Brigade besetzt. Sie hielten sich hinter Barrikaden gedeckt, die sie aus Baumstämmen, Pflügen, Wagen, Meublen, Dachgebälk und anderen Dingen erbaut hatten.

Allein jetzt war die preußische Kampfgier nicht leicht mehr durch solche Dämme zu zähmen. Die Straßenmündungen wurden gleichzeitig angegriffen und gewonnen. Die Jäger, durch die vordersten Häuser gedeckt, nahmen die österreichischen Büchsenschützen aufs Korn, welche aus den Fenstern der Hütten feuerten. Gleichzeitig drangen die Musketierbataillone in die Straßen echelonmäßig ein. Als die ersten Hindernisse weggenommen waren und sie durch dieselben selbst Deckung gewonnen hatten, war ihr Sieg so gut wie entschieden.

So ernst ihr Widerstand, mußten die Oesterreicher, welche schlecht geführt und namentlich in zu dichten unbeholfenen Massen verwendet wurden, Schritt um Schritt weichen. Die schlaueren Preußen wußten jedes Seitengäßchen und jeden Durchgang der Gehöfte zu benutzen, um sich ihnen in die Seite zu setzen und sie zu raschem Rückzuge zu zwingen. Dabei wurden viele Gehöfte dergestalt abgeschnitten, daß die in den Häusern befindlichen Büchsenschützen sich gefangen geben mußten.

Es war nach Mitternacht, als die Oesterreicher die Vertheidigung Podols aufgaben und nur noch die Iserbrücke zu behaupten versuchten. Ein Theil ihrer Bataillone stand bereits am jenseitigen Ufer. Allein sie fanden hier keine gute Deckung und waren dem Zündnadelgewehre ihrer Gegner in heilloser Weise preisgegeben.

Um die Ehre der eisernen Brigade zu erhalten, wurde selbst einmal zum Bayonnet gegriffen. Allein das preußische Gewehr schoß zu schnell. Man hätte beim Anlaufe mindestens fünf Salven aushalten müssen und diese würden die Hälfte der Mannschaft niedergestreckt haben. Schon der Versuch des Anlaufs kostete so viele Menschen, daß man sich eilend auf das andere Iserufer zu retten suchte. Zugleich aber suchten die nun bis zum Uebermuth begeisterten Preußen über die Brücke zu dringen, gewannen auch den Eingang zu derselben und machten es durch ihr Schnellfeuer den Oesterreichern unmöglich, dieselbe am andern Ufer zu vertheidigen oder anzuzünden.

Bereits war der Morgen angebrochen und hatte die Vortheile auf Seite der Angreifer vergrößert. Doch dauerte der Kampf noch fort, auf Seite der Oesterreicher aber sichtbar nur, um einen geordneten Rückzug zu gewinnen

und noch einige Detachements heranzuziehen. Allein dies gelang nur zum Theil. Die in Podol abgeschnittenen Schützen waren gefangen und selbst die am Iserufer entwickelten Tirailleurlinien sammelten sich nicht vollzählig wieder.

Inzwischen hatten die Preußen auch die Eisenbahnbrücke gewonnen, und indem sie nun in zwei Colonnen auf dem eroberten Gebiete vordrangen und ebenso hier als dort die Oesterreicher in der Flanke und im Rücken bedroheten, sahen diese sich genöthigt rascher zurückzugehen, um sich zu vereinigen.

Der Verlust der Preußen betrug 9 Offiziere und 150 Mann an Todten und Verwundeten, der der Oesterreicher, obschon diese großen Theils unter Deckung gefochten hatten, belief sich auf mehr als das Fünffache an Todten und Verwundeten. An Gefangenen aber ließen sie 7 Offiziere und 500 Mann in der Hand der Preußen. Diese wurden nach Sichrów und dann mit der Eisenbahn auf preußisches Gebiet gebracht. Das Dorf Podol war nur noch ein Schutthaufen.

Der Sieg von Podol war der Triumph des Zündnadelgewehrs!

Prinz Karl hatte dergestalt an einem Tage drei Iserübergänge gewonnen. Nichts trennte ihn mehr von Münchengrätz als ein kleiner Tagesmarsch. Man mußte erwarten, daß Benedeck seinem Freunde Clam-Gallas nun in fliegender Eile zu Hilfe ziehe.

36.

Treffen bei Hünerwasser.

Wie wir wissen war Münchengrätz der Mittelpunct der Stellung des unbegreiflicher Weise ganz isolirt stehenden österreichischen linken Flügels, der 60,000 Mann stark, aus vier Brigaden Clam-Gallas, der eisernen Brigade Poschacher und der sächsischen Armee bestand.

Der Plan des preußischen Generalstabs ging dahin, erst diesen vereinzelten linken feindlichen Flügel durch die Armeen des Prinzen Karl und Generals Herwarth von Bittenfeld über den Haufen werfen zu lassen, ehe die Action der drei Armeen gegen den Haupttheil des österreichischen Heeres unternommen würde.

Wie später sich die drei Armeen concentrisch gegen das große öster-

reichische Heer bewegten, so bewegten sich jetzt jene zwei Armeen concentrisch gegen den linken Flügel desselben. Der Centralpunct war Münchengrätz. Gegen diesen gingen Prinz Karl und Herwarth von Bittenfeld.

Da nun der Weg der herwarth'schen Armee nicht nur beschwerlicher, sondern auch um einen Tagesmarsch länger war, so war im voraus vereinbart, daß Prinz Karl seinen Truppen einen Rasttag gebe, um die herwarth'sche Armee nachgelangen zu lassen. Diesen Rasttag erhielt die Armee des Prinzen am 27. Juni, nachdem durch die Siege bei Turnau und Podol das linke Isergebiet gewonnen und damit das wesentlichste Marsch- und Operationshinderniß überwunden worden war.

Während also am 27. Juni die Truppen des Prinzen auf beiden Iserufern rasteten, rückten die des Generals Herwarth von Bittenfeld rüstig vor, um mit dem Abend dieses Tages in Bezug auf Münchengrätz gleiche Stellungshöhe mit der Armee des Prinzen Karl gewonnen zu haben.

Es hätte dem Grafen Clam-Gallas alles daran liegen sollen, den Vereinigungsplan seiner Feinde zu durchstreichen. Das aber wäre freilich nur durch Eindrängen zwischen die beiden feindlichen Armeen und also durch kühne und große Offensivbewegungen möglich gewesen. Diese aber unternahm er nicht, und konnte sie auch in der That nicht unternehmen, so lange es dem Oberbefehlshaber von Benedeck nicht gefallen hatte, ihm Verbindung mit dem Gros des Heeres zu geben. Sollte Clam-Gallas nur als Detachement benutzt werden, so war er mit 60,000 Mann viel zu schwach gegen zwei Armeen von doppelter Stärke. Sollte er aber dem Heere Benedecks zum Vorposten dienen, dann war er an die Aufgabe gebunden, in einer Defensivstellung das Heer Benedecks zu decken. Sollte er sich aber als linken Flügel dieses Heeres betrachten, dann mußte er sich nach der Haltung dieses Heeres richten, durfte aber nicht durch freie Bewegungen aus dem Plane des Oberbefehlshabers heraustreten.

Welchen Tadel man auch an dem Verhalten des Clam-Gallas finde, dasselbe wird auf alle Fälle durch die Schuld des Oberbefehlshabers von Benedeck oder durch den militairischen Unverstand seines Generalquartiermeisters von Hennickstein erklärt und entschuldigt werden. Die Lage des Grafen Clam-Gallas war ohne seine Schuld eine schlimme, wurde freilich aber durch seine Fehler verschlimmert.

Da nun Graf Clam-Gallas dazu verdammt war, sich zwei übermächtigen Armeen zu stellen, so mochte es ihm wohl auch sehr gleichgiltig scheinen, ob er diese Armeen in ihrem Marsche aufhalte oder nicht. Ob er einen Tag eher oder später geschlagen wurde, konnte wirklich nicht viel an der Sache ändern. Man konnte von ihm nicht verlangen, daß er mit 60,000 Mann

auf dem münchengrätzer Terrain zwei Armeen von 120,000 Mann zurückwerfe. Das hätten auch Andere, Benedeck nicht ausgenommen, nicht vermocht. Das einzig vernünftige, was Graf Clam-Gallas thun konnte, war das, was er nicht durfte, nämlich sich, ohne einen Kampf anzunehmen, auf das Hauptheer zurückziehen.

Sobald Graf Clam-Gallas die Annäherung der preußischen Elbarmee und ihre Marschroute erfahren, sendete er ihr ebenso eine Truppenmasse entgegen, wie der Armee des Prinzen Karl die eiserne Brigade. Das geschah freilich erst am Morgen des 27. Juni, und wurde dabei wenig auf die Verhältnisse des Terrains Werth gelegt.

Selbst die Stärke des vorzusendenden Corps scheint wenig in Betracht genommen worden zu sein, vielleicht weil Clam-Gallas annahm, daß dieses Corps auf alle Fälle doch geschlagen und wieder zurückgeworfen werde.

Dasselbe bestand aus zwei Bataillonen Infanterie (Haugwitz) und einigen Schwadronen des zweiten österreichischen Husarenregimentes (Großfürst Nicolaus). Die Infanterie besetzte den Flecken Hünerwasser und suchte ihn ebenso im Vertheidigungsstand zu setzen, wie es die eiserne Brigade mit dem Dorfe Podol gethan hatte. Die Cavalerie dagegen rückte ein beträchtliches Stück über Hünerwasser hinaus, um zuerst den Feind in Empfang zu nehmen, der auf der Straße von Gabel heranzog.

Diejenige Vorsicht, welche einem Heerführer stets eigen sein muß, hatte den General Herwarth von Bittenfeld veranlaßt, eine Avantgarde zu bilden, stark genug, jeder etwaigen feindlichen Begegnung gewachsen zu sein. Dieselbe war zusammengesetzt aus zwei Musketier-, zwei Füsilierbataillonen, einem Jägerbataillon, einem Theile des 7. Husarenregiments (Königsregiment) und zwei Batterien. Geführt wurde diese starke Vorhut von dem Generalmajor von Schöler.

Die außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln, welche die Vorhut im Vorder- und rechten Seitenterrain, aus welchen besonders man Angriffe erwarten mußte, mit einer Menge von Kundschaftern weithin umgaben, verschafften dem General von Schöler bereits am Morgen des 27. Juni die Kenntniß von dem Besetzen Hünerwassers durch den Feind. Er richtete daher seine Marschcolonne auf den ihm auferlegten Angriff ein.

Es war gegen sechs Uhr Nachmittags als von Schöler auf die österreichische Cavalerie stieß. Eine Schwadron preußischer Königshusaren, welche die Spitze gehabt hatte, schritt sofort zum Angriff. Es wurde ihr ein muthiger Widerstand. Eine Viertelstunde lang währte etwa dieses glänzende Gefecht, Husaren gegen Husaren, als die österreichischen, zwei Mal zurückgeworfen, Kehrt machten und im Fluge auf Hünerwasser zurückgingen, um

da in Verbindung mit ihrer Infanterie nachhaltigeren Widerstand zu leisten. Wozu dieser Widerstand, der den Marsch der Preußen nicht um eine Viertelstunde aufhalten konnte, konnte der Commandeur der österreichischen Truppen schwerlich erklären.

Inzwischen hatten die verstärkten preußischen Husaren sich nicht einen Augenblick von der Ferse der österreichischen getrennt und waren zugleich mit ihnen vor Hünerwasser angekommen. Die Stellung, die ihnen hier zu Theil wurde, setzte freilich die österreichischen Husaren außer Verbindung mit ihrer Infanterie, gab aber die Angreifer dieser Infanterie so gänzlich bloß, daß sie um eine Flintenschußlänge zurückweichen mußten.

Inzwischen war ein Theil der Avantgardeinfanterie mit zwei Geschützen angelangt, und während diese nun gegen Hünerwasser sich wendete, griffen die preußischen Husaren ihren gleichartigen Gegner in der Seite an und trieben ihn in den Wald hinter dem Oertchen.

Vor Hünerwasser hatte sich der größte Theil der österreichischen Infanterie in Linie zum Kampfe aufgestellt, während ein Theil derselben die Gebäude, Gartenmauern, Hecken und andere Deckungsgegenstände besetzt hielt, um von hier aus ungefährdet ein sicheres Feuer zu versenden.

Die preußische Infanterie hatte aber nur erst die dritte Salve auf die vor Hünerwasser aufgestellte österreichische Infanterie geworfen und mit dieser Salve einen wahren Kernschuß gethan, als dieselbe sich in Anschauung ihres so plötzlichen gräßlichen Verlustes, wie vom Donner gerührt, wendete und theils durch Hünerwasser, theils um diesen Ort herum in tobendem Tumulte flüchtete.

Das war die Wirkung des Zündnadelgewehrs. Der Schrecken, den es bei diesen ersten Kämpfen erregte, wirkte später bei den großen Actionen gewaltig ein.

Nachdem Diejenigen, welche die Ortschaft selbst besetzt hielten, dergestalt ihre Phalanx verloren hatten, war ihr Stand ein schwieriger. Zwei preußische Bataillone drangen nach Beseitigung des ersten und stärksten Hindernisses mit erschreckender Sicherheit gegen den Ort vor und zwei Hinterladungsgeschütze unterstützten ihren Angriff mit einer starken Thätigkeit.

Die im Orte verhaltene österreichische Infanterie konnte es in der That nicht wagen, ernsten Widerstand zu leisten. Nachdem ihre Cavalerie und der größte Theil ihrer eigenen Mannschaft hinter Hünerwasser in den Wald geflüchtet waren und sich auf die Flucht nach Münchengrätz begeben hatten, war diese eine Compagnie vereinzelt ohne alle Kraft. Sie mußte fürchten niedergemacht oder gefangen genommen zu werden, und daher verdiente sie keinen Vorwurf, wenn sie jetzt um so mehr ihren Posten aufgab und den

Flüchtenden nachflüchtete, als nun die preußischen Husaren Hünerwasser bereits umritten hatten und den Rückzugsweg abzuschneiden droheten.

Dies thaten sie in der That und es fielen daher viele Gefangene in die Hand der Preußen, doch rettete sich immer noch ein guter Theil der Mannschaft.

Der Feind trug jetzt Meilenstiefeln. Es hätte aber nichts nützen, sondern nur schaden können, eine stürmische Verfolgung anzustellen. General von Schöler hielt daher seine Truppen zusammen und setzte den Marsch, als ob nichts geschehen wäre, fort, während ein Detachement die Resultate des Kampfes sammelte.

Sie waren nicht unbeträchtlich. Die Oesterreicher hatten an Todten und Verwundeten 6 Offiziere und 70 Mann; an Gefangenen 1 Major und 150 Mann verloren.

Darunter befanden sich 80 Italiener, die über die politischen Verhältnisse vollkommen unterrichtet waren und die Gefangenschaft mit einem Vivat gleich einer Rettung annahmen. Wie lächerlich wurde hier „das gemeinsame Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller österreichischen Volksstämme", mit welchem die kaiserliche Proclamation das Volk und der Proclamator sich selbst betrog? Die Selbstbelügung Oesterreichs zeigte sich bei Hünerwasser erschreckend, und sie sollte sich weiterhin noch erschreckender zeigen.

Auch auf preußischer Seite war etwas Verlust. Graf Moltke, der mit unbesonnener Kühnheit in den Ort gedrungen war, war in Gefangenschaft gerathen. An Todten waren nur 1 Hauptmann und 4 Gemeine, an Verwundeten 7 Gemeine zu zählen.

Kaum hatte General von Schöler Hünerwasser besetzt, als ihm die Mittheilung zuging, daß die österreichischen Truppen sich, unterstützt von einer von ihrem Gros nachgeschobenen Truppenmasse, an deren Spitze sich ein Schützenbataillon befinde, im Walde neu gesetzt haben. Er konnte daher seinen Sieg mit der beabsichtigten kurzen Rast nicht feiern, sondern marschirte sofort ab und formirte während des Marsches aus 3 Bataillonen eine Angriffslinie.

Der Feind erwartete ihn aber eine halbe Meile hinter Hünerwasser in einer unverständig gewählten ihm selbst ungünstigen Stellung. Derselbe befand sich sogar in Marschcolonne, das Schützenbataillon voran, so daß dieses das erste concentrische Feuer der drei preußischen Bataillone auf sich nehmen mußte, dem es natürlich kaum für einige Salven Stand halten konnte.

Die Schnelligkeit der Salven, die Masse der Fallenden (an 300) erregten einen unermeßlichen Schrecken. Das Bataillon warf sich flüchtend zurück, brachte die nachstehenden Linieninfanteriebataillone in Verwirrung und

fand an denjenigen Truppen, denen der Schrecken von Hünerwasser noch in der Seele saß, sofort Fluchttheilnehmer. Ein Bayonnetangriff preußischer Füsiliere konnte nicht einmal mehr sein Ziel finden, da bei dem Feinde die Fluchtlaune so plötzlich um sich griff, daß nach nicht einmal 20 Minuten nichts mehr auf dem Platze war als die Todten und Verwundeten und eine Menge weggeworfener Gepäck- und Armirungsgegenstände.

Die Verfolgung konnte auch hier wenig oder nichts nützen, sie wurde daher unterlassen, und da bereits der Abend eingetreten war, ging man in Quartier und Bivouak.

Man hatte das Terrain drei Viertelmeile über Hünerwasser erreicht. Dergestalt stand Herwarth von Bittenfeld nun in derselben Entfernung von Münchengrätz wie der Prinz Karl, und es durfte nun der größere und gemeinsame Angriff der Armee des Grafen Clam-Gallas erwartet werden.

37.

Schlacht bei Münchengrätz.

Graf Clam-Gallas hatte am Abend des 27. Juni nun alle möglichen Beweise in der Hand, daß er sofort oder sehr bald einen großen Angriff zu gewärtigen habe. Sein Muth mochte nicht der beste sein, da er von allen Seiten die Bestätigung erhielt, daß màn sich mit der Geringschätzung der preußischen Soldaten gewaltig getäuscht habe.

Doch beabsichtigte er seine Stellung bei Münchengrätz zu behaupten, schob eine Anzahl Truppen auf die nächsten Ortschaften nördlich von Münchengrätz und namentlich auf Dorf Kloster vor, wo ein wichtiger Iserübergang gegen die preußische Elbarmee vertheidigt werden mußte, besetzte noch die nächsten südwestlich auf dem linken Iserufer gelegenen Ortschaften und nahm dann Schlachtordnung von Münchengrätz aus ostwärts.

Die ganze Stellung war eine durchaus incorrecte. Sein linker Flügel streckte sich mit der Flanke gegen die Elbarmee hin, oder stand vielmehr dieser wie ein Echelon, weder rechts noch links gedeckt, entgegen, während das Centrum sich, die Fronte gegen Norden, hinter Münchengrätz hinzog, der rechte Flügel aber wieder eine nordöstliche Richtung nahm und dem Feinde die Flanke so beträchtlich bot, daß er nicht hätte preußischen Scharfsinn besitzen müssen, wenn ihn nicht hätte die Lust einer Umgehung und

der Abschneidung und Gefangennahme der ganzen clam-gallas'schen Armee anwandeln sollen.

Zudem war österreichischer Seits von gehöriger Verbindung, Deckung, System und eigentlicher Schlachtordnung durchaus nicht die Rede. Nur die eigenthümliche Art des Terrains und der schnelle Antritt des Rückzugs retteten die Armee des Grafen Clam-Gallas vor dem Schicksale, das ihr von dem Plane des Prinzen Karl bestimmt war.

Die Iser, westlich von Münchengrätz südwärts strömend, schließt das Schlachtfeld auf dieser Seite ab, so daß die preußische Elbarmee erst den Uebergang gewonnen haben mußte, um auf das Terrain des Kampfes zu gelangen. Wenig entfernt nördlich ist die Iser, aus Osten kommend, einer andern Richtung gefolgt, und hier begleiten sie Höhenzüge, denen südlich von Münchengrätz andere fast parallel laufen, einen Querzug aber bilden der Musky- und Kaczowberg, und diese hauptsächlich suchte Graf Clam-Gallas zu behaupten, nicht darauf achtend, daß er dadurch die Flanke und fast selbst den Rücken seines rechten Flügels preisgab. Es schien ihm damit viel gewonnen, daß er am Muskyberge eine fast unersteigliche Höhe für einige Batterien im Besitze habe, und das Thal auf eine gewisse Weite hin beherrsche.

Wichtiger noch schien ihm der Kaczowberg. Allein wie bei allen Leuten, welche ihrer Aufgabe nicht Meister sind, alles nicht nur unrichtig, sondern namentlich zu spät wird, so geschah es auch hier. Graf Clam-Gallas hatte nur gelauscht nach dem, was seine Vortruppen bei Turnau, Podol und Hünerwasser ausrichteten, und dabei hatte er versäumt sich selbst fertig zu machen. Jetzt, wo der Feind dicht vor ihm stand, wollte er erst seine Vertheidigungsmaßregeln treffen, für die er so sehr lange Zeit gehabt hatte. So erklärt sich, daß die Batterien auf dem Kaczowberge, als man ihrer nur zu nöthig bedurfte, zwar fertig gebaut, aber nicht armirt waren, und daß man daher weder die Eisenbahn noch die Straße von Podol, dem Gebrauche des Feindes entziehen, auch dessen Operationen von hier aus nicht stören konnte.

Unmöglich konnten Prinz Karl und General Herwarth von Bittenfeld hoffen, auf dem Schlachtfelde von Münchengrätz solche Nachlässigkeit und Verkehrtheit zu finden, wie wenig sie auch von dem Genie der österreichischen Feldherren halten mochten. Sie waren vielmehr auf den mustergiltigsten Empfang gefaßt, und nahmen die Vortheile, die ihnen der Feind förmlich aufnöthigte, als schätzbare Geschenke.

Das preußische Heer rückte strahlenförmig in fünf Colonnen vor. Zwei Colonnen der Elbarmee kamen von Hünerwasser und Aicha. Sie waren

auf den vorgeschobenen linken Flügel, bei welchem sich auch ein Theil der Sachsen mit einer gezogenen Batterie befand, und auf die linke Seite des österreichischen Centrums am Kaczowberge dirigirt. Dabei war bestimmt vorausgesetzt worden, daß es der Elbarmee durchaus keine Mühe bereiten werde, die österreichischen Vortruppen bei Kloster zu werfen.

Zwei Divisionen (Horn und Manstein) lenkte Prinz Karl ebenfalls auf das Centrum des Feindes, während er eine dritte (Fransecki) von Turnau auf die rechte Flanke desselben dirigirte. Diese, welche auf den Muskyberg traf, hatte die Aufgabe, den Feind womöglich zu umgehen. Die andere Division des Prinzen Karl bildete zum Theil die Reserve, zum Theil marschirte sie auf die Rückzugslinie des Feindes ab, um, im Falle er geschlagen würde, dessen Vereinigung mit Benedeck zu hindern.

Kaum hätte ein Schlachtplan musterhafter entworfen werden können. Er zeigte aber nicht bloß den Scharfsinn des preußischen Strategen, nicht bloß wie hoch die Verlaßlichkeit der Truppen von dem Feldherrn geschätzt wurde, sondern auch wie höchst ausgebildet das militairische Kundschaftswesen bei der preußischen Kriegführung war; denn wie spät und unvollkommen sich Clam-Gallas auch arrangirt hatte, Prinz Karl kannte doch, wie aus seinem Plane hervorgeht, seine Arrangements aufs Genaueste.

Nachdem Herwarth von Bittenfeld und Prinz Friedrich Karl während der Nacht ihre Abrede getroffen, erließen sie am Morgen ihre Marschordres. Die Elbarmee war bereits gegen sechs Uhr in Bewegung, weil ihrem Marsche der vorgeschobene feindliche linke Flügel größere Hindernisse in den Weg stellte, als sie der Armee des Prinzen begegnen konnten. Diese trat erst gegen acht Uhr ihren Marsch an und zwar zuerst die Division Horn, der die Triumphe vom 26. Juni gehörten, und von der daher ein vorzüglicher Eifer zu erwarten war. Sie folgte der von Podol nach Münchengrätz führenden Eisenbahn und mußte daher das Thal durchschreiten, welches der Kaczowberg beherrscht, den zu fortificiren Graf Clam-Gallas etwas zu spät angefangen hatte, da ihm die Zeit nicht einmal geblieben war, die auf dem Gipfel aufgefahrenen Erdwerke mit Geschützen auszustatten.

Graf Clam-Gallas hatte fast seine ganze Armee in Schlachtordnung gebracht. Ein Theil der sächsischen Truppen war auf den linken Flügel gestellt, der den Kampf mit der Elbarmee zu bestehen hatte. Andere sächsische Truppen befanden sich auf dem linken Flügel und in der Reserve.

Die sächsische Armee war daher in einer seltsamen Weise so vertheilt und verwendet, daß der Oberbefehl des Kronprinzen Albert über dieselbe fast nichtig oder höchst schwierig wurde. Hatte Clam-Gallas diese kernhaft tüchtigen Truppen an den gefährlichsten und daher wichtigsten Puncten zu

gebrauchen beabsichtigt, oder hatte ihn in seinem Arrangement eine andere Absicht geleitet, das ließ sich schwer entscheiden.

Besondere Wichtigkeit maß Graf Clam-Gallas seinem rechten Flügel bei, und mit Recht, denn er hatte den Hauptstoß zu gewärtigen und die schwierige Aufgabe, die weiterhin so gut wie unbesetzte Schlachtlinie vom Feinde nicht durchbrechen zu lassen. An dem gebirgigen Terrain und besonders an den vorerwähnten beiden Bergen fand dieser Flügel eine mächtige Stütze. Sollte er überwältigt werden, so erforderte das von Seite des Feindes ebensoviel taktische Tüchtigkeit als Bravour.

Der Muskyberg bildete den letzten Hauptpunct dieses Flügels. Die Wichtigkeit desselben erkennend hatte ihn Clam-Gallas mit drei ganzen Brigaden, darunter die „eiserne", besetzt.

Dieser Schlachtordnungskörper war ohne Zweifel viel zu beträchtlich, da er sich auf dem sehr beschränkten Raume des Plateaus nicht entwickeln konnte. Freilich hatte er die Aufgabe, sich nach Erforderniß rechts auszudehnen, allein Formationsbewegungen sind während des Kampfes immer gefährlich, besonders einem tüchtigen Gegner gegenüber.

Die Schlacht begann ziemlich zu gleicher Zeit auf dem linken Flügel und im Centrum. Hier wurde sie von einer Batterie der eisernen Brigade eröffnet, welche auf dem Muskyberge im Walde stand. Kaum hatte die Division des Generals von Horn, der die des Generals von Manstein folgte, das Defilée zwischen dem Kaczow- und Muskyberge betreten, als jene Batterie das Feuer auf dieselbe mit Hohlgeschossen eröffnete.

Beide Divisionen waren auf dem Zuge gegen Münchengrätz, mußten dieses Ziel aber nun aufgeben, da sie den Feind früher fanden. Sie formirten sofort Schlachtordnung unbekümmert um die feindlichen Granaten, die gut gezielt zwischen ihren Reihen niederfielen, aber, von so beträchtlicher Höhe geworfen, zu tief in den Erdboden eindrangen und ohne Wirkung verpufften. Nur selten verletzten sie die Mannschaft.

Demungeachtet wurden die Truppen aufgelöst, was um so ungefährlicher war, da man keinen Feind vor sich hatte, der geeignet war, eine Offensivbewegung zu unternehmen. Vier inzwischen aufgestellte Batterien hatten jedoch wegen der Höhe des Ziels keine Wirkung und wurden wieder aufgeprotzt.

Da kein Feind in den Tiefen sichtbar war, mußte man ihn auf dem Berge suchen. Man verwendete dazu eine Brigade und eine Schwadron Uhlanen. Diese Truppen gingen mit Marschmarsch an die steilen Felsenwände des Muskyberges, und konnten hier, gesichert vor den feindlichen Granaten, die Vorbereitungen für die Ersteigung des Berges treffen. Während

das geschah, zogen sich die übrigen Truppen unter Deckung, so daß die Batterien des Muskyberges nun eigentlich kein Ziel mehr hatten, was sie indessen nicht abhielt ihre Geschosse in das Thal zu verschleudern.

Inzwischen bot jene Brigade alles auf, den Berg zu ersteigen. Allein die senkrechten Felsenwände auf der nördlichen Seite desselben waren ein unüberwindliches Hinderniß.

Nicht sobald war dies vom Prinzen Karl wahrgenommen worden, als er der Division Fransecki Ordre gab, sich auf der Südseite einen Weg zu dem hohen Plateau des Muskyberges zu bahnen. Wenn auch steil, labyrinthisch, zerrissen, waren die Südhänge doch gangbarer. General Fransecki suchte zunächst die Batterien auf dem Berge, durch eine anhaltende und wüthende Kanonade der magdeburger Artilleriebrigade zu neutralisiren. Nachdem ihm das gelungen, ließ er seine Truppen einzeln an den Fuß des Berges gehen und Deckung nehmen. Dann führte er einen Theil der Division empor, während ein anderer Theil am Fuße des Berges den Rückweg frei halten mußte.

An der Spitze der aufsteigenden Colonne befand sich der Oberst von Zichlinski mit zwei Bataillonen des 27. Infanterieregimentes. Eine Abtheilung mußte vorangehen die Wege zu bahnen, was indessen bei der Kürze der Zeit nur nothdürftig geschah.

Um gleichzeitig mehre Angriffe zu gewinnen, war es nahe dem Plateau auch nicht mit einem Wege abgethan. Man suchte allenthalben in den Felsenspalten, und nur zu oft vergeblich, Durchgänge, und so erreichte General Fransecki endlich nach Ueberwindung unermeßlicher Schwierigkeiten die Hochebene.

Hier eröffneten die Truppen ein unnahbares Feuer, ohne sich selbst preiszugeben, da die aufstarrenden Klippen reichliche Deckung gaben. Die verwirrende Wirkung dieses Feuers forderte bald zu Bayonnetangriffen auf, denen die Oesterreicher entweder nicht widerstehen mochten oder unter diesen Umständen zu widerstehen nicht vermochten. Bald genug riß eine vollständige Flucht ein, bei welcher nicht wenige ihrer Leute auf den gefährlichen Abhängen Schaden erlitten. Doch wurden die Geschütze gerettet und nur von ihrer Bedeckung fielen 600 Mann abgeschnitten in Gefangenschaft.

Dieses Ereigniß derangirte die drei Brigaden Poschacher, Piret und Leiningen so vollständig, daß sie nicht wieder ins Gefecht gebracht werden konnten. Ueberhaupt hatte nun die Hoffnung, sich zu behaupten, aufgehört, da die wichtigste Position, die auf dem Muskyplateau, verloren war. Jetzt konnten die Preußen nicht leicht mehr gehindert werden südwärts durchzubrechen, und Clam-Gallas mußte ernstlich fürchten, seine Rückzugslinie zu

verlieren und mit seiner ganzen Armee in Gefangenschaft zu gerathen, um so mehr, als entfernter auf dem preußischen linken Flügel Colonnen gegen Podkost und Sobotka hin vordrangen.

Während so die Verhältnisse sich auf dem rechten österreichischen Flügel gestalteten, war auch der linke Flügel in die schlimmste Lage gerathen. Er hatte die Stärke von gegen 10,000 Mann und hielt die Ortschaften Weißleim, Haber und Kloster besetzt. Diese Dörfer liegen in einem Thale, welches die Iser in zwei Hälften theilt, die nach Hünerwasser führende Straße, die Iser überschreitend, durchschneidet und ziemlich steil abfallende Berge fast kreisförmig umgeben. Von Hünerwasser her führt die Straße schroff in dieses Thal nieder, und der auf ihr vorrückende Feind hat keinerlei Deckung, wenn sich von den Bergen aus Batterien gegen ihn richten.

Die im Thale liegenden Orte waren von Clam-Gallas mit Infanterie und Cavalerie, die Ränder der gegen Münchengrätz hin gelegenen Berge aber mit Batterien besetzt. Unter diesen zeichnete sich die achte sächsische wegen ihrer gezogenen Kanonen aus.

Die Elbarmee erreichte das Schlachtfeld Morgens nach sieben Uhr. Ihr zur Seite ging die 14. Division, die, wie früher erwähnt, Prinz Karl über Böhmisch-Aicha gegen Münchengrätz geschickt hatte. Da das Terrain beschränkt war, operirte General Herwarth von Bittenfeld zunächst nur mit seiner Avantgarde und behielt sein Gros als Reserve im Rücken, es aufsparend für den Kampf um Münchengrätz, der für den schwierigsten gehalten werden mußte, da anzunehmen war, daß Graf Clam-Gallas hinter dieser Stadt seine bedeutendsten Kräfte vereinigt habe.

Als General Herwarth von Bittenfeld an den Rand des Thales gelangt war, verriethen sich hier die feindlichen Batterien voreilig durch ihr Feuer. Sie standen auf den jenseitigen Bergrändern. Im Thale aber erblickte er die feindliche Infanterie und Cavalerie.

Schnell orientirt ließ General Herwarth nun seine Batterien auf dem westlichen Höhenrande auffahren, um durch sie die feindlichen Batterien zu bekämpfen und ihr Feuer von seiner Infanterie und Cavalerie abzuhalten, die nun nothwendig in das Thal einrücken mußten. Um seine Batterien zu decken, detachirte er das 65. Infanterieregiment rechts auf dem Plateau. Die Batterien hatten die Ordre dem Marsche im Thale angemessen auf der Höhe vorzurücken, das deckende Infanterieregiment hatte aber nicht bloß den Befehl dieser Bewegung der Batterien halber zu folgen, sondern auch dem Feinde an geeigneter Stelle in seine linke Flanke zu gehen und dadurch zur Entscheidung mitzuwirken.

Nachdem der Kampf der Batterien eine Zeit lang gedauert, dieselben

sich einander gegenseitig genügend verrathen und zum Wetteifer herausgefordert hatten, rückte die erste preußische Angriffslinie rasch in das Thal hinab. Dieselbe war aus drei Infanterieregimentern (69, 40, 33) und dem Füsilierbataillone des 28. Regimentes formirt.

Mit einer wahren Bosheit warf die sächsische gezogene Batterie ihre Geschosse nicht auf die jenseitigen preußischen Batterien, sondern auf die in das Thal rückende preußische Infanterie. Allein diese wurde dadurch nur getrieben schneller an den Feind zu kommen, weil dann die Batterie ihrer eignen Freunde halber ihr Feuer zurückhalten oder abwenden mußte.

Die preußische Infanterie ließ sich daher durchaus nicht auf langen Kugelwechsel ein, sondern drang mit dem Bayonnet von drei Seiten in Weißleim ein, machte nun erst von der Kugel Gebrauch und warf in einer verhältnißmäßig sehr kurzen Zeit den Feind aus dem Dorfe.

Die Oesterreicher setzten sich nun vor Haber und Kloster und bildeten hier eine vollkommene Schlachtordnung. Ihre Cavalerie, bei welcher sich zwei sächsische Schwadronen befanden, schickte sich zu einem großen Angriffe an, wurde aber mit ungeheurem Verluste durch das wüthende Schnellfeuer der preußischen Zündnadelgewehre zurückgeworfen, so daß sie mit ihrer Flucht ihre eigne Infanterie in Schrecken und Verwirrung brachte.

Dieser Augenblick war einem rapiden Angriffe auf Dorf Kloster so günstig, daß die Preußen ihn sofort unternahmen, obschon die in der That klug commandirten feindlichen Batterien auf den Raum zwischen Weißleim und Kloster einen wahren Regen von Kugeln sendeten. Schnelligkeit mußte auch hier große Verluste abwenden. Man stürzte sich förmlich auf Kloster, das die Oesterreicher vielmehr nur aus Schrecken als aus Nothwendigkeit verließen. Sie setzten sich auch noch einmal dahinter, um es wieder zu nehmen. Allein nun drang das 65. preußische Regiment aus fast entgegengesetzter Richtung plötzlich aus den nahen Bergen hervor und eilte nicht auf den eigentlichen Kampfplatz, sondern auf die Iserbrücke los.

Da sahen sich die Oesterreicher umgangen und bedroht abgeschnitten zu werden. Dieser Gefahr konnten sie nur durch die eiligste Flucht entgehen. Alles stürzt nach der Brücke. Infanterie und Cavalerie gerathen durcheinander. Viele kommen zu Schaden. Zum Schrecken der Flüchtlinge geräthet plötzlich die mit Stroh umwickelte Brücke durch ein preußisches Hohlgeschoß in Brand. Die kühnsten Flüchtlinge werfen sich in den Fluß, um watend oder schwimmend das andere Ufer zu erreichen. Andere geben sich gefangen.

Die Batterien auf den Bergen bewarfen wieder den Raum von Kloster bis zur Brücke mit einer Fluth von Kugeln, um die Preußen an der Verfolgung zu hindern. Wieder zeichnet sich die gezogene sächsische Batterie

aus. Dagegen ahmen nun die preußischen Batterien zur Revanche die boshafte Weise der feindlichen Batterien nach und beschießen nicht diese, sondern die feindliche Infanterie und Cavalerie, welche sich auch hinter der Brücke zusammengeklumpt hat und in wirrem schrecklichem Gewühle, ohne irgend eine Ordnung, sich flüchtend nach dem nahen Münchengrätz wälzt.

Da findet noch das Zündnadelgewehr eine reiche Ernte, und dies durfte beklagt werden, weil, wenn die Flachheit der Iser den Durchgang nicht gestattet hätte, Diejenigen gefangen genommen und dem Leben erhalten geblieben wären, die jetzt auf der Flucht ein Opfer der preußischen Kugeln wurden. Doch war immer auch die Zahl der Gefangenen groß und noch in dem letzten Moment des Uebergangs ergab sich eine halbe österreichische Compagnie.

Indessen endete der Kampf keineswegs an der Brücke. Die Preußen blieben ihren Feinden auf den Fersen. Und als die Brücke brannte und diese durch die Iser gingen, gingen die Preußen zugleich mit durch, und zwar in Reihe und Glied, so weit dies eben möglich war. Sofort in vollkommner Ordnung standen sie am andern Ufer, und kaum hatten hier einige Compagnien Stellung genommen, als hinter diesen die Pontonniere dicht bei der brennenden eine neue Brücke schlugen.

Die Raschheit, mit der alles dies geschah, war wunderwürdig und die ganze Action ein Meisterwerk der Bravour, Technik und Taktik und das glänzendste Zeugniß für die militairische Schule Preußens.

Sobald die Brücke stand, gingen die Preußen bataillonweise über. Alsbald war auch eine zweite Brücke aus Pontons für die Cavalerie hergestellt. Nun konnte auf österreichischer Seite an Widerstand gar nicht mehr gedacht werden. Bereits war das Gros der Elbarmee und selbst die 14. Division, die den äußersten rechten Flügel der Armee des Prinzen Karl ausmachte, auf dem Schlachtfelde eingetroffen. Clam-Gallas mußte schleunigst seine letzten Batterien zurückziehen, damit sie nicht in Feindes Hand fielen. Ueberall wurde der Widerstand schwächer oder hörte ganz auf.

Der Uebergang der preußischen Truppen wurde nunmehr ein fast parademäßiger. Bereits waren die Truppen der Avantgarde bis Münchengrätz vorgedrungen. Da man fürchten mußte, daß Clam-Gallas diese Stadt besetzt zu halten und ernst zu vertheidigen gedenke, hatten mehre preußische Regimenter sich bereits in die Seite desselben geworfen und bedroheten seinen Rückzugsweg.

Dergestalt wurde die Möglichkeit jenes feindlichen Planes entfernt. Auch würde die Vertheidigung von Münchengrätz kaum noch möglich gewesen sein, da die Verwirrung der österreichischen Truppen unermeßlich war. Hätte wirklich Clam-Gallas seine derangirten Truppen aus der Stadt ziehen

und die noch geordneten Reservetruppen in dieselbe einrücken lassen wollen, so würde dieser Wechsel auch diese nur in Verwirrung gebracht haben.

Und was konnte auch die Behauptung dieses einzelnen Punctes nützen, da sein rechter Flügel auch bereits geworfen war und sich auf dem Rückzuge befand. Alles mußte ihm daran liegen seine Armee zu erhalten, da er sich die Position derselben nicht hatte erhalten können. Wenn nun also die Preußen die Vertheidigung von Münchengrätz unmöglich machten, selbst mit den Oesterreichern in die Stadt eindrangen und diese hinauswarfen, so durfte Clam-Gallas mit Beruhigung sagen, daß dies in seinem Wunsche gelegen habe.

Die Oesterreicher zogen nun eilend in der Richtung auf Smidar ab, um sich ihrem Gros unter Benedeck zu nähern, während Prinz Karl alle disponibeln Divisionen beorderte, südwärts abzuziehen, um dem Grafen Clam-Gallas in den Weg zu treten und ihn von Benedeck abzuschneiden. Das war freilich nicht mehr möglich, da Clam-Gallas zu großen Vorsprung hatte. Der Flüchtling hat stets raschere Füße als der Verfolger. Indessen war schon ungemein viel gewonnen durch die Eroberung der Position von Münchengrätz. Suchte Benedeck jetzt noch seine Operationslinie zu halten, so war das Loos entschieden über ihn gefallen, denn nun keilten die Preußen sein Heer von drei Seiten ein, da Prinz Karl aus Norden, Herwarth von Bittenfeld aus Westen, der Kronprinz Friedrich Wilhelm aus Osten den Angriff gewonnen hatten und nichts die Ausführung ihres von Moltke so meisterhaft entworfenen Planes hindern konnte. Eine Wendung konnte Benedeck der österreichischen Sache nur dann geben, wenn er sein Heer zurückzog und sich auf einer entfernteren Basis besser arrangirte. Ob er dazu den Geist habe, und ob ihm dazu die Preußen Zeit lassen würden, waren freilich sehr zweifelhafte Fragen.

Die Besetzung von Münchengrätz brachte den Preußen zahlreiche Beweise, daß Oesterreich selbst durch seine bürgerlichen Bewohner mit aller Gehässigkeit gegen den Feind vorgearbeitet hatte, daß es aber auch im Voraus gänzlich seiner Sache mißtrauet hatte. Man fand die Häuser von Münchengrätz gänzlich ausgeräumt, Nahrungsvorräthe, die sich nicht hatten wegschaffen lassen verderbt, die Keller vermauert, die Brunnen verschüttet. Welche Regierung würde so ihre Unterthanen zur Zerstörung ihres Eigenthums nöthigen, wenn sie Vertrauen zu ihrem Heere hat, wenn sie die Ueberzeugung hegt, daß sie die Kraft besitzt, die Ihren siegreich vor dem Feinde zu schützen? Und doch hatte die kaiserliche Regierung andere Staaten zur Theilnahme an ihrer Sache, in der sie sich selbst so unsicher fühlte, fortgezogen!

Morgens elf Uhr waren die Preußen vollständig im Besitze des Schlachtterrains. Sie hatten die leeren Logis von Münchengrätz bezogen, tränkten ihre Rosse in der Iser, pflückten das Obst des Muskythales, hatten über neue drei Meilen böhmischen Terrains volle Freiheit, und das hatten sie errungen durch eine dreistündige Arbeit.

Indessen war sie noch nicht vollbracht, oder bedurfte wenigstens noch einer kleinen Nachhilfe. Graf Clam-Gallas glaubte nämlich seiner Ehre schuldig zu sein, von dem Schlachtfelde nicht abzuziehen wie ein Sperling vom Dache, wenn er einen Schuß hört. Er setzte sich mit seiner Reserve und einem großen Theile der Sachsen auf dem Außenterrain seines rechten Flügels fest und behauptete das Dorf Bossin am östlichen Hange des Muskyberges.

Diesen Triumph aber konnte er nur so lange behaupten, bis die Stellung der siebenten Division auf dem eroberten Muskyberge durch den Sieg bei Münchengrätz unnütz geworden war. Nun stieg die Division Fransecki von dem Berge nieder und wendete sich, unterstützt von den unterdessen bis hierher vorgedrungenen Truppen, gegen die Oesterreicher bei Bossin. Der Ort wurde sofort in Brand geschossen nnd eine erste Attaque genügte, den Feind auch hier in die Flucht zu treiben. Er ließ 200 Gefangene zurück als Opfer eines unverständigen Zweckes; denn sobald Clam-Gallas seine Rückzugslinie bei Sobotka bedroht sah, durfte er nicht mehr daran denken einen Posten am Muskyberge zu behaupten.

Der Rückzug der Oesterreicher bewegte sich über Fürstenbruck und Unterbautzen auf Gitschin. Die Preußen blieben ihnen auch jetzt fast auf den Fersen, um sie nicht zu einem Arrangement gelangen zu lassen.

In Münchengrätz blieben die Sanitätstruppen zurück. An ihrer Spitze stand der Graf von Stollberg. Für die Einrichtung eines Spitals verweigerte der Rath der Stadt jede Hilfeleistung, obschon mindestens achtmal mehr verwundete Oesterreicher als Preußen unter Obdach zu bringen waren. Der inhumane Geist der österreichischen Völker zeigte sich hier in erbitterndster Weise, und erregte bei den Preußen Abschen. Aber wen sollte man verdammen, diese Völker oder die Regierung, der die Volkserziehung obgelegen hatte?

Doch wußten die Preußen durch Gewalt — da andere Mittel nicht wirkten — einem bessern Geiste die Thür zu öffnen. Da der Bürgermeister von Münchengrätz sich hartnäckig weigerte irgend etwas für die Verwundeten zu thun, ließ ihn Graf Stollberg die Spitze seines Degens sehen, und der jämmerliche Mann hatte nicht sobald sein Leben bedroht gesehen, als er sich zu allem verstand, was nur von ihm gefordert wurde.

Er war eben ein Mensch seines Landes. Ganz ihm ähnlich zeigte sich der kleine Rest zurückgebliebener Bürger, die sich jeder Dienstleistung zu entziehen suchten und Gesichter voll Grimm in den Winkeln umhertrugen.

Der Verlust der Oesterreicher betrug 2000 Mann, davon 1600 an Gefangenen. Die Preußen hatten nicht über 150 Mann in Allem verloren. Für sie war der Kampf um Münchengrätz nur ein Scharmützel, für die Oesterreicher eine Schlacht gewesen.

Die Sachsen waren nur mit einer Batterie und zwei Schwadronen zur Verwendung gekommen. Der zweiten Division, welche bei Münchengrätz mit hatte eingreifen sollen, war keine Zeit dazu geblieben, wie denn überhaupt die Preußen mit einer Präcision und Schnelligkeit operirten, von der die Oesterreicher gar keinen Begriff hatten, die Sachsen mindestens aber gänzlich überrascht wurden. Die andere Division der Sachsen, welche zwischen Münchengrätz und Jungbunzlau gestanden hatte, schloß sich jetzt beim Rückzuge der Avantgarde an.

Nun nahmen alle Bewegungen der Armee des Prinzen Karl und der des Generals Herwarth von Bittenfeld eine südöstliche Richtung an, also auf Josephstadt, wovor die österreichische Hauptmacht stand. Schon am folgenden Tage war General von Bittenfeld bei Unterbautzen, die Armee des Prinzen Karl bei Sobotka und Libun.

Die Armee des Kronprinzen aber hatte nach ebenso glänzenden Actionen an diesem Tage bereits die Elblinie bei Königinhof erreicht und man konnte recht gut die Tage bis zur ersten Hauptschlacht berechnen; denn daß die Preußen sich nun den Feind nicht entkommen ließen, unterlag sicher einem Zweifel nicht!

38.

Die Schlacht bei Gitschin.

Gitschin, eine alterthümlich hübsche Mittelstadt Böhmens von 8000 Einwohnern an dem Zidlinafluß, der sich nach längerem südlichen Laufe in die Elbe ergießt, im Norden und Osten von Gebirgen umsäumt, an der sich die von Josephstadt nach Turnau führende Eisenbahn hinzieht, ist dem Historiker als die Ruhestätte Wallensteins interessant.

Diese Stadt war Wallensteins werthvollstes Eigenthum, sein Stolz, seine Residenz, und ist jetzt sein Grab. Hier schlummert unter den kalten

Fußbodenplatten der Kirche des Karthäuserklosters dieser größte Feldherr Oesterreichs im dreißigjährigen Kriege, den Oesterreich selbst hatte ermorden lassen, weil er von der guten Sache Oesterreichs nicht viel hielt. Hätte er noch Ohren gehabt zu hören, er müßte sich gefreut haben, in dem späten Jahre 1866 die Kanonendonner an seinem Grabe seine Meinung bestätigen zu hören.

Schon Wallenstein war es sonnenklar, daß Oesterreich sich durch seinen religiösen Wahn zu Grunde richten müsse. Später war es Millionen Verständiger sonnenklar, daß Oesterreich sich durch seinen politischen Wahn zu Grunde richten mußte, und nur die unverbesserlich Unverständigen bleiben noch bethört Oesterreichs idealen Götzenbildern Verehrung zu zollen und sich zu deren tückischen Cultus mißbrauchen zu lassen.

Gitschin, ein Knotenpunct des Landstraßennetzes, liegt an dem Uebergange des Gebirges in eine weite Ebene. Das nördliche Gebirge schützt die Gegend vor den rauhen Nordwinden und macht sie zu dem herrlichsten reichsten Fruchtgarten, was aber keineswegs die Bewohner aus dem allgemeinen Elend der untern österreichischen Volksschichten emporgehoben hat. Das Terrain, dessen Mittelpunct Gitschin ist, ist für die Defensive ebenso vortrefflich als für den Angriff schwierig.

Die Straße, welche von Münchengrätz nach Gitschin führt, übersteigt eine Meile vor dieser Stadt steile Höhen und bildet im schroffen Falle nach der Stadt zu eine tiefe Schlucht, deren hochaufsteigende Bergwände mit prachtvollem Nadelwald bestanden sind. Näher der Stadt wechseln Wald und Feld, der Weg aber bleibt schwierig und es durchschneiden ihn so wie dieses ganze Terrain auf der westlichen Seite vier Querschluchten in denen ganze Regimenter ihre Linien entwickeln können und geschickt postirte Batterien gedeckte Stellung finden.

Auf diesem Gebiete vor der Stadt liegt das Dorf Lochow. Es ist, ummauert, in einen wahren Wald von Obstbäumen gehüllt und ganz geeignet von den Vertheidigern Gitschins als ein Vorwerk benutzt zu werden. Vor und hinter ihm ziehen sich wie Wallgräben die dritte und vierte Schlucht jede 80 bis 100 Fuß tief und daher schwer zu überschreiten, wenn die Communicationsmittel entfernt sind.

Auch die nördliche Umgegend von Gitschin ist für den Angreifer ein schwieriges Terrain, von Schluchten, Hügeln und Bergen verunebnet, von mehren Gipfeln beherrscht. Wichtige Puncte bilden hier die Ortschaften Ginolitz auf dem entfernteren Terrain, Dilez und Brada auf dem nähern Terrain.

Hierher hatte Clam-Gallas seine Armee geführt, um noch einen Ver-

such zur Vertheidigung zu machen. Hätte ihm sein Rückzugsweg nicht hierher genöthigt, so würde die Wahl dieses Terrains seiner militairischen Einsicht große Ehre machen. Wie viel aber Graf Clam-Gallas auch durch die Stellung bei Gitschin gewonnen haben mochte, es mußte dem Prinzen Karl lieb sein, daß der Graf gerade diese gewählt hatte, weil er dadurch dem Operationsfelde des Kronprinzen, der von Schlesien aus in Böhmen eingedrungen war, genähert wurde.

Allein die Wahl des Grafen Clam-Gallas war keine freiwillige gewesen, sondern Prinz Karl hatte sie ihm gewissermaßen vorgeschrieben. Ließ sich auch erwarten, daß Graf Clam-Gallas sich auf Benedeck, und also südostwärts zurückziehen werde, so hinderte doch Prinz Karl einen Abzug desselben südwärts dadurch, daß er die Elbarmee die österreichischen Marschkolonnen durch Abschiebung auf Jung-Bunzlau, Unter-Bautzen, Liban &c. überflügeln ließ, die Rückzugslinie auf Gitschin aber mit der Division Werder bedrohete. So wurde Clam-Gallas unwillkürlich auf Gitschin hingedrängt und Prinz Karl behauptete sich vollständig in der Tendenz des preußischen Feldzugsplanes.

Graf Clam-Gallas stellte seine Armee nördlich und westlich in einem großen Halbkreise vor Gitschin auf, nachdem seine Nachtruppen noch in der Nacht aus Podkost und Sobotka durch Sturmangriffe vertrieben worden waren.

Vom rechten bis linken Flügel wurde die Stellung der Oesterreicher durch die Gebirge ganz außerordentlich begünstigt. Der rechte Flügel fand vor Dilez in den Kozlow- und Taborbergen mächtige Stützen. Die Vorposten bis Eisenstadtl, Breska und Ginolitz hin standen allenthalben auf schwerzugänglichen Höhen, gegen welche Cavalerie nicht überall, oder in beschränktem Maße verwendet werden konnte, während selbst die angreifende Artillerie wegen der Wälder und Durchschnitte nur mit Schwierigkeit angemessene Stellung gewinnen konnte. Dagegen war das Terrain wegen vielfacher Deckung, besonders den Füsilieren und Jägern, wenn sie in aufgelöster Ordnung operirten, stellenweise sehr günstig.

Mit gleichem Charakter ziehen sich, Front gegen Turnau, die prachower Höhen als Fortsetzung der kozlower Höhen gegen Brada nnd Wohawez hin. Sie waren das Terrain des Centrums, während der linke Flügel an dem über Wohawez nach Podhrad hinabgedehnten Gebirgskamme und der hinter ihm liegenden Schluchten und Querdurchschnitte Defensivmittel in der Hand hatte, wie sie selten gefunden werden.

Für diese Halbkreisstellung gewährte die Stadt Gitschin die Stütze. Graf Clam-Gallas fand hier in der That alles, was er sich wünschen

konnte, nur eins blieb zu wünschen übrig, nämlich Verstärkung von Benedeck. Und wären die örtlichen Verhältnisse noch so günstig gewesen, es durfte von Clam-Gallas nicht verlangt werden, einer Uebermacht zu widerstehen, wie sie ihm von Seite des Feindes entgegen geführt wurde.

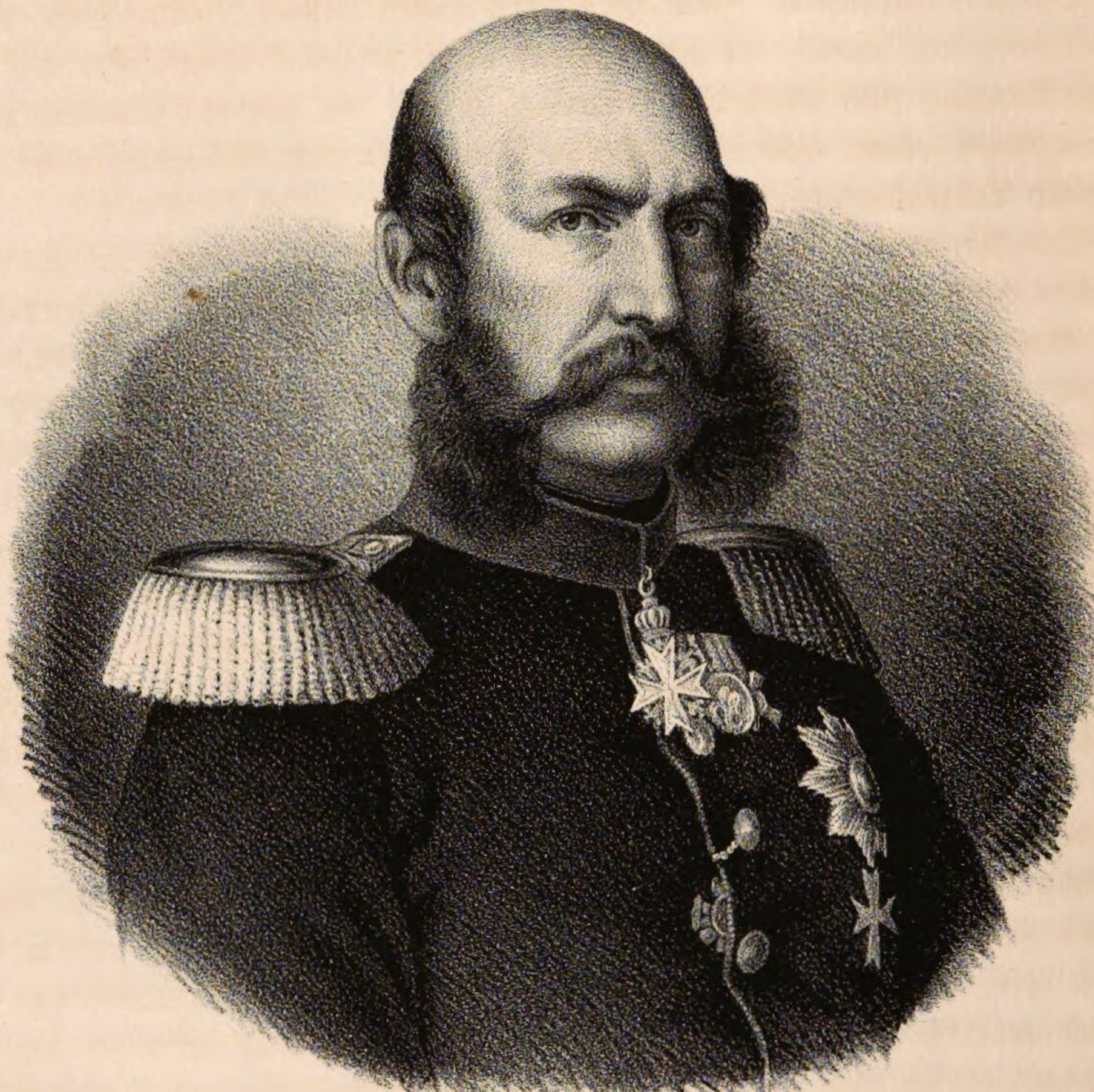
Worin bestand denn der dünkelweise Plan Benedecks, daß er seine Hauptmacht müßig den Anstrengungen seines ganz exponirten linken Flügels zuschauen ließ? Hatte er sich zu wenig über die Situation seines Feindes unterrichtet, zu wissen, daß die Armee des preußischen Kronprinzen, die ihn von Osten her engagirte, der schwächere Theil des preußischen Heeres war? Hatte er zu wenig mathematisches Vermögen zu wissen, daß da, wo die größere Macht drohete, auch die größere Macht entwickelt werden mußte? Und welche Objecte waren auf der Linie Königgrätz-Arnau so viel wichtiger, daß er sie durch sechs Armeecorps und die ganze leichte- und Reservecavalerie gedeckt halten mußte, während er zwei Armeecorps, nämlich Clam-Gallas und Sachsen, vor der preußischen Hauptmacht ununterstützt ließ?

Wenn gleich nur zu gewiß, daß Clam-Gallas auch bei Benedecks Unterstützung keinen Sieg errungen haben würde, so verdient doch darum nicht weniger Benedecks Verhalten Tadel, Clam-Gallas' Unglück aber darf mit Recht auf Benedecks Rechnung Entschuldigung fordern, und bekennen muß die Ehrlichkeit, Clam-Gallas hat sich mit treuem Eifer gewehrt. Hätte er das im Unwillen über die Verkehrtheiten des Oberbefehlshabers nicht gethan, er würde kaum darum zu tadeln gewesen sein.

Auch vor Gitschin findet man wieder die Vereinzelung der sächsischen Armee, welche schon bei Münchengrätz bemerkt worden ist. Eine sächsische Brigade mit drei gezogenen Batterien und vier Schwadronen hatte auf dem rechten Flügel, das dritte sächsische Reiterregiment mit dem Jägerbataillon der sächsischen Leibbrigade aber auf dem linken Flügel bei Wohawez Stellung erhalten, während die übrigen sächsischen Truppen der Reserve zugetheilt waren. Ohne Frage war dadurch der sächsische Oberbefehl des Kronprinzen annullirt, oder mindestens sehr geschwächt.

Seine Reserven hatte Clam-Gallas unkluger Weise hinter Gitschin, anstatt zu beiden Seiten dieser Stadt aufgestellt. Einige Detachements gaben ihnen Verbindung mit dem linken Flügel, der auf dem äußersten Puncte aus der österreichischen Brigade Ringelsheim formirt war. Als Flankendeckung dieses linken Flügels waren die Sümpfe von Waharzitz und Wostruszna zu betrachten. Die Flankendeckung des rechten Flügels aber war das Czidlinaflüßchen, welches als ein wildes Gebirgswasser aus dem koslower Gebirge herabrauscht.

Diese Deckung war ungenügend, allein es war hier wenig zu fürchten,



GROSSHERZOG FRIEDRICH FRANZ II.

v. MECKLENBURG-SCHWERIN.

da der Feind in der Richtung von Münchengrätz und Turnau kam. Dagegen schien der linke Flügel schlecht gesichert, wenn man nicht die südlich von Gitschin aufgestellten Reserven für seine Deckung halten wollte. Natürlicher Weise wäre er das Object der Elbarmee unter dem General Herwarth von Bittenfeld gewesen. Zum Glück für diesen Flügel, nahm diese Armee nicht thätig am Kampfe Theil, sondern erweiterte das Angriffsterrain nach Jung-Bunzlau und selbst bis Niemburg hinab, um hier die Elblinie zu gewinnen deren oberes Ende in Beschlag zu nehmen dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm aufgegeben war.

Die Armee des Prinzen Karl war also bestimmt, allein die Nuß von Gitschin zu knacken, und daß der kühne Prinz sie nicht für zu hart hielt, geht eben daraus hervor, daß er die Elbarmee nicht mit ins Gefecht zog, sondern sie jener Aufgabe nachgehen ließ. Wenn auch früher nicht, hier aber hätte Benedeck erkennen müssen, daß die drei preußischen Armeen nach einem mit großer Ueberlegung ausgearbeiteten Plane operirten.

Die Armee des Prinzen Karl folgte zwei Wegen zum Schlachtfelde, nämlich dem von Turnau und denen von Münchengrätz und Podol, die sich bei Sobotka vereinigten. Der südliche, von Sobotka, durchbrach die Stellung des österreichischen linken Flügels bei Wohawez und Holin. Der nördliche dagegen, von Turnau heranführend, ging bei Ginolitz zwischen Centrum und rechtem österreichischen Flügel, das koslower Gebirge überschreitend durch.

Ein dritter Weg mußte, um die Flanke des österreichischen rechten Flügels zu gewinnen, über Breska und Eisenstadtl eingeschlagen werden. Diesen ging die Division von Tümpling, während die Hauptmacht des Prinzen Karl sich über Sobotka von Podol und Münchengrätz her bewegte, und zwar so, daß das dritte Armeecorps (Division Tümpling und Division Manstein) von Turnau über Libun, das zweite Armeecorps (Generallieutenant von Schmidt) (Divisionen v. Werder und G. L. Herwarth v. Bittenfeld) über Podkost und Sobotka — welche Orte erst auf dem Marsche erstürmt werden mußten — von Podol auf Gitschin gingen.

Auf denselben Wegen folgte in Reserve das vierte Armeecorps (Divisionen Fransecki und Horn). Der Division Tümpling folgte die Division Manstein als Reserve. Die Cavaleriedivision wurde theils in Reserve gehalten, weil das Kampfterrain für Cavalerie durchaus nicht geeignet war, theils aber erhielt sie Stellung zur Sicherung der Verbindung mit der Armee des Generals Herwarth von Bittenfeld.

Dem Beobachter konnte es nicht entgehen, daß preußischer Seits mit großer Sorgfalt das Zusammenhalten der etatmäßig zusammengehörigen

Armeekörper im Auge behalten wurde. Um so mehr muß das Zerreißen der sächsischen Armee auf österreichischer Seite auffallen, und kaum läßt sich ein anderer Grund dafür finden, als die Intrigue gegen den Kronprinzen von Sachsen oder verstandlose Taktlosigkeit und Liederlichkeit in den Begriffen des Generals von Clam-Gallas oder seines Generalstabes.

Der erste Angriff der Preußen geschah auf der linken Seite durch die Division von Tümpling bei Libun, bis wohin Clam-Gallas seine Truppen vorgeschoben hatte, in den Nachmittagsstunden des 29. Juni, also an dem Tage nach der Schlacht bei Münchengrätz. Man muß bekennen, die Preußen ließen den Oesterreichern nicht viel Zeit, und wenn man ihre fast beispiellose Energie aus Waffenfertigkeit und Muth herleitet, so kann die Meinung, welche man für dieses kriegerische Volk zu fassen hat, nicht hoch genug sein.

Sobald der Generallieutenant von Tümpling den Feind fühlte, ließ er seine Füsiliere und Jäger zum Tirailliren ausschwärmen und nach rechts und links eine Chaine entwickeln. Er befühlte dadurch die Stellung und Stärke des Feindes, welche letztere auf 30,000 Mann anzunehmen war.

Diesem bedeutenden Feinde hatte er, wenn er seine Reservedivision (Manstein) nicht ins Gefecht ziehen wollte, nur 16,000 Mann entgegen zu setzen. Doch schreckte ihn dieses ungeheure Mißverhältniß nicht. Er hatte nur vier Infanterieregimenter (8. 12. 18. 48.), ein Ulanenregiment (3.) und vier Batterien zu verwenden.

Alles mußte ihm daran liegen seine Batterien in Position zu bringen. Das aber war wegen des gebirgigen Terrains schwierig, und zunächst wenigstens mußte die feindliche Schützenlinie, die den waldigen Nordabhang des Gebirges besetzt hielt, überwältigt werden.

Nachdem die Tirailleurlinie, von der Czidlina bis über Prachow hinaus ausgespannt, genügend tangirt war und v. Tümpling sich überzeugt hatte, daß Prachow der Schlüssel der feindlichen Stellung war, kam ihm alles darauf an, die bei diesem Orte befindlichen Berge für seine Artillerie zu gewinnen. Allein hier leistete das Büchsenfeuer der Oesterreicher einen gewaltigen Widerstand. Jede Schlucht, jeder Baum, jeder Graben spie Feuer. Die österreichischen Schützen standen überall in vorzüglicher Deckung, während die Preußen sich ihnen gänzlich darbieten mußten, ohne ihnen beikommen zu können.

Nun versuchte General von Tümpling die prachower Höhen mit Sturm zu nehmen und führte wiederholt mehre Bataillone gegen dieselben. Allein das Büchsen- und Granatenfeuer war so mörderisch, daß dieses Vorhaben unnützer Menschenopfer halber aufgegeben und versucht werden mußte, die Aufgabe durch schnelles Vortreiben des linken Flügels zu lösen. Gelang

dies bei Podulez und Dilez bis zur Czidlina, so waren die Oesterreicher bei Brada und Prachow zurückzugehen gezwungen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollten, im Rücken angegriffen, abgeschnitten und gefangen genommen zu werden.

Als der Kampf bei Prachow nicht eingestellt, aber doch gemäßigt, oder eigentlich nur zum Schein fortgesetzt wurde, hatte der vor den Dörfern Podulez und Dilez bereits eine Stunde gedauert. Von der Linken zur Rechten bildeten Dilez, Podulez und Brada die Schlachtstellung des österreichischen linken Flügels. Die Höhe von Brada war mit sieben österreichischen Batterien besetzt. Das Vorterrain von Brada und Podulez war verhauen und hinter dem Verhau an dem Berge von Brada standen unter dem Commando des Generalmajors von Edelsheim drei österreichische Cavalerieregimenter (Radetzki, Liechtenstein, König von Preußen). Podulez war von österreichischer Infanterie und Schützen, Dilez von der ersten sächsischen Brigade, und dem ersten sächsischen Jägerbataillon besetzt, auf den Höhen bei Dilez aber waren vier sächsische Batterien (1. 8. 6.) und eine sächsische nicht gezogene Granatkanonenbatterie aufgestellt. Der Kronprinz Albert commandirte hier selbst.

Zwischen drei und vier Uhr war Tümpling vor Dilez und Podulez angelangt. Noch außer Schußbereich grüßten ihn die sächsischen und österreichischen Geschütze. Gegen die Sachsen, die mit einem Bataillon plänkelnd von Dilez vorgegangen waren, richteten sich sofort zwei preußische Regimenter, während zwei preußische Bataillone und eine starke Batterie Podulez in Angriff nahmen.

Dieser Ort, ganz in einem Obstwalde versteckt und im Rücken mit Wald umgeben, konnte hinsichtlich seiner Größe und Besatzung nicht leicht beurtheilt werden, und deshalb ließ ihn General von Tümpling in Brand schießen.

Kaum war das geschehen, als die Preußen stürmend denselben angriffen und die Oesterreicher nach einem kurzen wüthenden Gefechte herauswarfen. Ordonnanzen flogen nach Brada Hilfe fordernd. Da braust General von Edelsheim mit seinen drei Cavalerieregimentern heran. Allein das preußische Kleingewehrfeuer empfing ihn mit pfeilschnellen Salven, während die preußischen Geschütze die vertriebene feindliche Infanterie in die Weite trieben.

Vergebens suchte Edelsheim den Angriff zu wiederholen. Sein Verlust war grauenhaft. Nun einsehend, daß er mit Cavalerie allein das Dorf unmöglich nehmen könne, und außer Stande, das Feuer der feindlichen Zündnadelgewehre zu ertragen, führte er flüchtend seine Regimenter nach Brada zurück.

Jetzt hatten die Preußen die beste Gelegenheit die feindliche Schlachtordnung an dieser Stelle zu durchbrechen. Nachgeführte Bataillone erstiegen auch sofort die nächsten Höhen, und es sammelte sich das 12. und 18. preußische Infanterieregiment, um, sobald der Kampf bei Dilez zu Resultaten gelangt sein würde, in den Rücken der auf den prachower Höhen befindlichen feindlichen Colonnen zu operiren.

Die Plänkelei von Dilez war sehr bald in einen sehr ernsten Kampf übergegangen. Die sächsischen Batterien nöthigten selbst dazu, da die preußischen Regimenter sich ihnen unmöglich lange im freien Felde preisgeben konnten. Beide Regimenter (8. und 48.) avancirten im Sturm unter einem fürchterlichen Hagel sächsischer Kugeln. Es war unmöglich schwere Verluste zu vermeiden, aber sie wurden durch die Schnelligkeit der Operation doch gemindert.

Als das Dorf erreicht war, mußte das feindliche Granatenfeuer schweigen, weil es die eigenen Mannschaften verletzt haben würde. Der Kampf des kleinen Gewehrs tobte nun in Straßen, Häusern und Hecken, bis die Sachsen, die Ueberlegenheit des Zündnadelgewehrs anerkennend und fürchtend, umgangen und abgeschnitten zu werden, Dilez verließen und sich kämpfend längs der Czidlina in einer gedeckten Stellung gegen Gitschin hin zurückzogen.

Von hieraus aber entbrannte der Kampf aufs Neue. Drei Mal rückten die Sachsen, der furchtbaren Wirkung ihrer Batterien vertrauend, vor, wurden aber stets von den preußischen Batterien und Kleingewehren so mörderisch empfangen, daß sie ihren muthigen Versuch wieder aufgeben mußten.

Zum Ueberfluß fügte ihnen hier auch noch die Tölpelhaftigkeit einiger österreichischen Commandeurs herben Verlust zu. Die aus Podulez zurückgeworfenen österreichischen Truppen hatten, da sie sich nicht verfolgt gesehen, auf den Höhen Stellung genommen. Als sie nun den Kampf zu ihrer Rechten toben sahen, glaubten sie, daß es preußische Truppen seien, die gegen ihre Flanken andrängen. In diesem Wahne richteten sie ihre Batterien gegen ihre sächsischen Bundesgenossen, und ehe der Irrthum aufgelöst wurde, waren bereits viele Sachsen demselben zum Opfer gefallen.

Ohnehin waren bei dem Kampfe um Dilez die Verluste der Sachsen sehr bedeutend. Gerade der Muth, mit dem sie zu widerstehen suchten, gereichte ihnen zum Verderben. Ein Reiterregiment hatte sehr gelitten und die Infanteriebrigade (1.), welche meist in geordneter Kampfstellung und ohne Deckung agirt hatte, ließ hinter sich die Todten in Reihe und Glied liegen zu grauenhaftem Anblicke. Hier fiel auch Oberst von Boxberg, ein sehr geachteter Offizier.

Der für die Sachsen so verderbliche Irrthum war übrigens ein doppelter.

Sobald die Sachsen gewahrt, daß zur Linken die österreichischen Batterien ihr Feuer gegen sie gerichtet, winkten Offiziere mit weißen Taschentüchern den Oesterreichern zu, um sie auf ihren Irrthum aufmerksam zu machen. Die Preußen glaubten, daß dieses Zeichen ihnen gelte und nichts anderes bedeute, als daß die Sachsen zu ihnen übergehen oder sich ergeben wollten. Sie gingen nun im Geschwindschritt ohne zu schießen vor, um diesen Act zu erleichtern, erhielten aber plötzlich von den Sachsen neue Salven. Das wurde preußischer Seits für Verrätherei gehalten und die Wuth des achten Infanterieregimentes war so groß, daß man nicht nur die Anstrengungen verdoppelte, sondern auch beschloß, den Sachsen keinen Pardon zu geben.

Es scheint ein anderer Irrthum sich an diesen geknüpft zu haben. An der Straße nach Gitschin hatten die Sachsen in einer Scheune 30 ihrer Verwundeten (darunter auch Rittmeister von Fabrice) untergebracht. Ohne Zweifel hatte man nicht versäumt dieser Scheune das gebräuchliche Spital- oder Schonungszeichen zu geben. Doch wurde diese Scheune in Brand geschossen und die Verwundeten mußten in ihr jämmerlich umkommen. Es darf angenommen werden, daß dies preußischer Seits ein Act der Vergeltung war für jene vermeintliche Verrätherei. Vielleicht auch vermutheten die Preußen in der weißen Fahne jener Scheune eine neue List und Verrätherei, und dieser Glaube dürfte in dem alten Mißtrauen gegen die Sachsen eine genügende Begründung gefunden haben. Schon Friedrich der Große nannte die Sachsen, wie hoch er sie auch sonst schätzte, ein falsches Volk, und freilich hatte er mit ihnen sehr bittere Erfahrung gemacht und viel Tücke und Verrath von ihnen erleiden müssen.

So gut sich nun auch die Sachsen bei Dilez schlugen, so eifrig sie auch jede Schlucht, jeden Hügel benutzten, um ihrem Kampfe eine Wendung zu geben, so mußten sie doch fort und fort der feindlichen Gewalt weichen und den Preußen die starke Artillerieposition überlassen, wodurch auf diesem Puncte der Sieg vollständig entschieden wurde.

Sobald die Nachricht nach Podulez gebracht war, daß die Sachsen vollkommen neutralisirt seien, gingen das 12. und 18. Infanterieregiment von hier aus im Geschwindschritt vorwärts, wobei immer die Batterien, streckenweise vorrückend und Stand nehmend, in Action blieben. Die Oesterreicher konnten sich auf keinem Puncte halten und wichen flüchtend nach Gitschin. Jetzt wendeten sich die beiden preußischen Regimenter rechts gegen Lochow zu, und gewannen dadurch den Rücken derjenigen österreichischen Regimenter, welche Brada und die prachower, von vorn unangreifbaren Höhen besetzt hielten.

Die Lage dieser österreichischen Truppen war nun eine höchst gefährliche. Wären die Sachsen nicht von dem 8. und 48. Regimente fest gehalten

gewesen, so hätten sie wohl die Bewegung jener beiden preußischen Regimenter aufhalten können, wenn sie denen in den Rücken gegangen wären. Auch wäre für eine solche Operation die bei Gitschin in Reserve stehende sächsische Brigade Kronprinz sehr geeignet gewesen; allein, wer dachte sächsischer Seits, wo man so viel mit sich selbst zu thun hatte, daran, daß die Oesterreicher bei Brada in Gefahr seien?

Schon waren diese so gut wie abgeschnitten, als sich die drei österreichischen Cavalerieregimenter des Generals von Edelsheim, der sich selbst den österreichischen Ziethen genannt hatte, der rechts auf den Bergen rasch vorrückenden preußischen Infanterie entgegen warfen. Diese griffen in der That mit größter Bravour an und schienen den Adoptivnamen ihres Generals sanctioniren zu wollen. Allein sie brachten die österreichische Unterschätzung der Preußen mit und mußten ihren Wahn furchtbar büßen. Die preußischen Regimenter nahmen sich nicht einmal die Mühe einer Quarréformation, sondern stellten aus der Marschcolonne nur Frontstellung her, ließen die wüthende Cavalerie auf 150 Schritte herankommen und begannen nun ihr Feuer, binnen einer Minute fünf Salven. Keiner der österreichischen Reiter wäre im Stande gewesen, lebendig bis an die Linie heran zu kommen, um einzuhauen.

Die Verheerung, mit Blitzesschnelligkeit entstanden, war gräßlich, ihr Umfang grauenhaft. Hunderte von Pferden und Reitern wälzten sich im Todeskampfe über und durcheinander. Weite Lücken waren entstanden, die man nicht im Fluge der Attaque zu schließen verstand. Die augenblicklich nachfolgenden Salven decimirten in gleicher oder schlimmerer Weise. Die Leute begriffen selbst im Augenblicke der ärgsten Leidenschaft, daß alles zu Grunde gehe, wenn man sich diesem Feuer nur einige Minuten noch aussetze. In gänzlicher Verwirrung machten nun die österreichischen Reiterregimenter Kehrt und flüchteten in verschiedener Richtung nach den Waldungen von Prachow, um — nicht wieder zum Vorschein zu kommen. Was hier dem zweiten Ziethen passierte, hätte nicht leicht Ziethen I. passieren können, der bei gleicher Kühnheit doch wohl etwas besonnener war.

So stand es oben auf den Bergen, als die preußische Reserve (Division Manstein) scharf auf Brada und Prachow anrückte. Schon war die abgeschnittene Besatzung von Podulez im Begriff gewesen sich eiligst zurückzuziehen, als sie nun in der Fronte aufs Neue festgehalten wurde und dem Loose nicht entgehen konnten, gefangen genommen zu werden.

Die Besatzung von Prachow und deren starke Artillerie auf den prachower Höhen, dachten indessen früher auf ihre Rettung, an die zu denken jetzt der Verlust ihrer ganz unbrauchbar gewordenen Cavalerie unvermeidlich

machte. Sie zog sich schnell zurück, überließ den Preußen ihre Position und selbst einige Geschütze und wich in nicht geringer Verwirrung, stets von dem preußischen Feuer verfolgt, nach Gitschin hin.

So wurde der rechte österreichische Flügel bis tief in das Centrum hinein gänzlich geworfen, während Gleiches dem linken Flügel geschah. Wie schon erwähnt, hatte die Division des Generallieutenants von Schmidt (Brigade Werder, Brigade Herwarth von Bittenfeld II.) den Kampf mit dem linken österreichischen Flügel zu bestehen, und sie rückte deshalb auf der Straße von Sobotka an. Es lag im Plane des Prinzen Karl die beiden feindlichen Flügel zu überwältigen und mit raschen concentrischem Vorgehen auf Gitschin das feindliche Centrum in natürlicher Weise zu isoliren, zu umschließen und gefangen zu nehmen. Wäre das geschonte feindliche Centrum schlechter über das Schicksal der Flügel unterrichtet gewesen und hätte es den rechtzeitigen Rückzug versäumt, so würde auch dieser Plan vollständig gelungen sein.

Etwa um dieselbe Zeit wie das dritte Armeecorps, kam das zweite (Schmidt) auf dem Vorderterrain des Schlachtfeldes an. Es mochte gegen vier Uhr sein, als man bei Wohawez die feindliche Schlachtlinie, nur hier und da sichtbar hervortretend, bemerkte. Sie streckte sich auf den Anhöhen quer über die Straße nördlich nach Brada, südlich nach Waharziz und Wostruszna hin.

General von Werder stellte sofort die Schlachtordnung her und ließ zwei Bataillone Jäger und Füsiliere vorgehen, um die Stellung des Feindes, namentlich die seiner Batterien zu erkunden. Diese standen auf dem Höhenkamme so, daß sie die von Sobotka nach Gitschin führende Heerstraße mit einem langen Kreuzfeuer bestrichen.

Das würde keinen Sinn gehabt haben, wenn nicht diese Heerstraße hier das einzige Verbindungsmittel mit Gitschin gewesen wäre; denn zu beiden Seiten dieser Straße, war, wie schon erwähnt, das Terrain von vier tiefen und kaum außer der Landstraßenbrücke passirbaren Schluchten durchschnitten. Zudem waren beide Seitenterrains mit alten Tannenwald bedeckt, der nur schwer von Artillerie und Cavalerie hätte passirt werden können. Die Heerstraße war daher das wichtigste Object und es mußte um jeden Preis von der Infanterie erkämpft werden, wenn Artillerie und Cavalerie nachfolgen sollten.

Sobald die preußische Tirailleurlinie sich näherte, eröffneten die feindlichen Batterien — wie immer die Oesterreicher — viel zu früh und voreilig ihr Feuer. Sie konnten auf 1000 Schüsse kaum hoffen einen Mann zu treffen, dennoch setzten sie die Kanonade in grimmiger Weise fort.

Das genügte dem General von Werder, für seine zwei Batterien die beste Position zu wählen, und wenngleich sie mit Elevation arbeiten mußten, gelang es ihnen doch sehr bald, den vorlauten Gegner etwas bescheidener zu stimmen.

Inzwischen waren Füsiliere und Jäger auch in ein sehr hitziges Feuer gerathen. Der ganze vordere Saum des Waldes, der aus Jahrhunderte altem Nadelholz bestand, war mit Schützen besetzt, die sich hinter den mächtig starken Bäumen bargen und daher der Kugel fast gänzlich entzogen. Es schien als wolle Clam-Gallas eine Schlacht mit Schützen liefern, so groß war die Sorge gewesen, diese zu einer ungewöhnlichen Potenz zu erheben. Nicht nur war jeder Baum mit einem Schützen besetzt, sondern jeder Schütze hatte auch zwei Liniensoldaten bei sich, nur beschäftigt für ihn zu laden. Das war eine Methode, die an die Zeiten Gustav Adolphs erinnerte, in der That aber hier so zweckmäßig, daß die preußischen Tirailleurs beträchtlichen Schaden erlitten.

An dieser Action, auf welche General von Ringelsheim, dessen Brigade hier stand, großes Gewicht gelegt haben soll, war auch das Jägerbataillon der sächsischen Leibbrigade betheiligt, in dessen Nähe das dritte sächsische Reiterregiment seinen Stand hatte.

Trotz starker Verluste drangen die preußischen Tirailleurs immer rascher vor. Da entdeckten sie, daß zwischen ihnen und den Feinden sich am Rande des Waldes die erste jener bereits erwähnten Schluchten hinziehe. Es war daher nöthig, den Feind jenseits der Schlucht durch ein überwältigendes Feuer zu vertreiben, um so dann den Uebergang zu gewinnen. Jetzt verstärkte Werder nicht nur seine Artillerie, sondern er schickte auch das Infanterieregiment Nr. 2 (König Friedrich Wilhelm IV.) vor. Allein je größer die Kämpfermasse, desto schwerer der Verlust, ohne daß dadurch der Schade des durch die Bäume trefflich gedeckten Feindes um etwas hätte gesteigert werden können. Das nöthigte vom Bajonnet Gebrauch zu machen, wenn das Vorhaben, hier auf Gitschin vorzudringen, nicht ganz aufgegeben werden sollte. Während nun auf dem Rande der Schlucht die Tirailleurs das heftigste Feuer in einer völlig ungedeckten Stellung unterhielten, gingen die Bataillone linienweise laufend vor, stiegen die Schluchtwand diesseits hinab, jenseits hinauf und trieben die österreichischen Schützen hinter ihren Bäumen mit dem Bajonnet vor.

Diese erlitten nun bittere Verluste. Die Preußen übten eben nur Vergeltung. Ein Theil der Oesterreicher wich in aufgelöster Ordnung, ein Theil gesammelt, doch stets kämpfend. Nach dreiviertelstündiger Action war der jenseitige Rand des Gehölzes erreicht. Hier mußte die preußische In-

fanterie einen Augenblick rasten, um sich nicht dem österreichischen Geschütze preis zu geben. Das Wichtigste war gewonnen: die preußische Artillerie und Cavalerie, so wie die übrigen Regimenter konnten in Masse nachrücken.

Kaum hatten die preußischen Batterien auf die österreichischen, nunmehr weit zurückgezogenen ihr Feuer eröffnet, als die Infanterie aufs Neue avancirte und nun dem jetzt wenig gedeckt stehenden Feinde ein grimmiges Feuer auf den Leib sendete. Man fand die Oesterreicher wiederum durch eine Schlucht gedeckt, und hier wäre es minder leicht gewesen, ihnen mit dem Bajonnet beizukommen. Da entschied der Vorzug des preußischen Kleingewehrs, dessen Kugeln wie ein Regenstrom den Gegner trafen.

Es war den österreichischen Bataillonen unmöglich dieses Feuer in so freier Stellung lange auszuhalten, es wäre denn gewesen, daß sie ihre Vernichtung beabsichtigt hätten. Da den Oesterreichern aber alles darauf ankam die Straße zu vertheidigen, so hatten sich hier auch ihre größten Massen concentrirt und daher kam es, daß die preußischen Batterien, die entfernt zu beiden Seiten standen, concentrisch und also mit Kreuzfeuer auf sie einwirkten. Klüger hatten die Preußen ihre Linien gleichmäßig entwickelt und litten daher viel weniger von dem feindlichen Feuer.

Geschreckt durch gräßliche Verluste, die vergebens der General Ringelsheim den eigenen Leuten durch Einschiebung neuer Mannschaften zu verbergen suchte, wichen die Oesterreicher nun so rasch, daß General v. Werder schon meinte, sie wollen von weiterem Kampfe ganz abstehen. Allein sie hatten sich einen dritten tiefen Terraindurchschnitt, hinter welchem das Dorf Lochow liegt, zur dritten Vertheidigungslinie ausersehen. Hier setzten sich die Oesterreicher abermals und die in die Linie gezogenen Reserven erneueten den Muth. Ihr Centrum stützte sich auf Lochow. Dieses Dorf, aus einzeln stehenden Gehöften bestehend und von einem üppigen Baumwuchs umgeben, bot den Vertheidigern große Vortheile.

Allein diese gingen durch die jetzt durch nichts zu zügelnde Energie der Preußen bald zu Grunde. Das preußische Kleingewehr lichtete die Reihen der österreichischen Bataillone, die geschlossenen Bataillone wurden von den schnellen preußischen gezogenen Kanonen durchfurcht, schließlich warf ein Bajonnetangriff die auf dieser Seite postirte österreichische Infanterie in die Schlucht hinab und Niemand konnte die Preußen hindern, die jenseitige Höhe ebenso mit dem Bajonnet zu nehmen.

Als die Preußen den oberen Rand dieser Schlucht hatten, legten sie sich hinter denselben an den Abhang und ließen, dergestalt vollständig gedeckt, das Kleingewehr eine Zeit lang auf den Feind spielen. Dieser wich bald, warf sich nach Lochow und eröffnete eine vierte Vertheidigungslinie an der

vierten Schlucht, welche sich von Norden nach Süden zwischen Lochow und Gitschin hinzieht.

Diese Schlucht, die größte und tiefste der bisher erwähnten, von einem Bach durchrauscht und mit einer steinernen Brücke versehen, liegt aber so entfernt hinter Lochow, daß dieser Ort einem vorgeschobenen Posten glich. Lochow, das die Oesterreicher sehr stark besetzten, mußte daher zuvörderst überwältigt werden. General von Werder dirigirte gegen dasselbe Bataillonscolonnen, nachdem die Batterien eine Zeit lang auf dasselbe gespielt und die Jäger mit ihren Kugeln gehörig sondirt hatten.

Man wußte preußischer Seits, daß man hier einer ungewöhnlich starken Artillerie nicht begegne. Aber es entspann sich sehr bald ein erbitterter Infanteriekampf dicht vor und danach in dem Dorfe. Da man dasselbe wegen der hinter demselben stehenden österreichischen Schlachtlinie nicht umgehen konnte, so mußte man Schritt für Schritt eindringen und ein Gehöft nach dem andern wegnehmen. Auf diese Weise war man nach dreiviertelstündiger blutiger Arbeit völlig Herr dieses Objectes, das nun den preußischen Jägern und Batterien eine treffliche Position gewährte.

Nun drang man von allen Puncten aus mit unbezähmbarer Kampfeslust gegen die letzte Stellung der Oesterreicher vor Gitschin an. Man schien jetzt am Zündnadelgewehr, das bisher so Wunderbares geleistet hatte, nicht einmal mehr Genüge zu haben und am Bayonnet besonderen Wohlgefallen zu finden, wenigstens wurde auch diese Schlucht mit dem Bayonnet gewonnen.

Ein fürchterliches Handgemeng entstand am jenseitigen Schluchtrande. Die Infanterielinie auf der diesseitigen Höhe durfte von der Schußwaffe keinen Gebrauch machen, um jenseits die eigenen Mannschaften nicht zu beschädigen, und das gab für wenige Augenblicke den Oesterreichern neuen Muth. Allein nur für Augenblicke, denn von Werder schickte schnell dichtere Massen nach, die Vertheidiger wurden geworfen, der Hochrand kam in preußische Hand, bald formirten sich die preußischen Linien jenseit der Schlucht, der Sieg war errungen, Niemand konnte ihn jetzt noch streitig machen, da es Clam-Gallas nicht früher durch gute Verwendung seiner Reserven gethan hatte.

Jetzt war bereits der Abend eingetreten und Ringelsheim nach Gitschin zurückgeworfen. Man wußte nicht ob Clam-Gallas diese Stadt gleich einer Festung zu vertheidigen gedenke. Auf keinen Fall konnte General v. Werder sie ernstlich angreifen ohne über den Stand der Schlacht auf ihren anderen Schauplätzen unterrichtet zu sein, aber er zog nun rasch seine Reserven nach, schob mehre Colonnen rechts und links über die Flanken hinaus und fand

zur Linken sehr bald die deutlichen Zeichen, daß auch das österreichische Centrum bereits zurückgewichen sei. Gegen zehn Uhr fanden beide Divisionen (Werder und Tümpling) Fühlung, die eine stand Gitschin so nahe als die andere, beide standen auf der Höhe des Sieges und bei der einen wie bei der anderen war nur die Frage noch zu erledigen, ob man sich eines vollständigen Sieges rühmen dürfe, wenn man den geschlagenen Feind diese Nacht in Gitschin schlafen lasse.

Diese Frage entschied der Prinz Friedrich Karl nach seiner Weise, und nun ging es, nachdem die ermüdeten Truppen durch einige Reserven verstärkt waren, sofort gegen die Stadt.

Ein grausenhafter Nachtkampf entwickelte sich. Was von Oesterreichern und Sachsen außerhalb der Stadt stand, wurde durch das höllischste Granat- und Kleingewehrfeuer sogleich in dieselbe hineingetrieben. Hier aber bei hundertfacher Deckung suchte sich der Feind zu halten. Allein nachdem ihm die Czidlinabrücke genommen und vom Westen Werder's Bataillone eingedrungen waren, sah sich Clam-Gallas genöthigt seine Truppen eiligst zurück zu befehligen, um nicht noch Hunderte an Gefangenen zu verlieren.

Die Sachsen von Dilez, wie viel sie auch schon gelitten hatten, hatten die Arrièregarde zu bilden und den österreichischen Rückzug zu decken. Sie thaten das, uneingedenk der Wunden, die ihnen hinter Dilez die österreichische Fahrlässigkeit geschlagen, mit der gemüthlichsten Willigkeit und balgten sich nun noch in den engen Straßen von Gitschin zwei Stunden lang mit dem Sieger herum, nicht um ihm den Sieg abzugewinnen — denn das war ja doch nicht möglich —, sondern nur den österreichischen Freunden einen bequemeren Abzug zu verschaffen.

Endlich bei Tages Grauen sahen auch sie sich aus der Stadt vertrieben und folgten der Fahne des Grafen Clam-Gallas auf den eiligen Rückzug über Milletin und Horsiz nach Nechanitz unfern Königsgrätz. Sie waren sich bewußt wie Männer kühn und heldenhaft ihre Waffenpflicht geleistet zu haben, aber dieses Bewußtsein konnte unmöglich ihr Herz mit dem verkehrten Zwecke ihres Kampfes versöhnen. Darüber hatten sie, wenn nicht mit Jemand anders, mit ihrem Minister von Beust zu rechten.

Der Kampf um Gitschin selbst war hauptsächlich von den Regimentern 12 und 48 (tümpling'sche Division), 2 und 54 (werder'sche Division) ausgeführt worden. Das 12. Regiment hatte sich im höchsten Maße ausgezeichnet, um durch seine Bravour den Geburtstag seines Chefs, des Prinzen Karl, zu feiern. Freilich hatte es dieser Feier furchtbare Opfer gebracht, denn unter allen Regimentern hatte dieses am Meisten gelitten.

Der Gesammtverlust der Preußen wurde sehr verschieden, am glaub-

würdigsten auf 2000 Mann angegeben. Dagegen betrug der Verlust der Oesterreicher und Sachsen an Todten und Verwundeten 3000, an Gefangenen 7000 Mann. 20 Geschütze, 5 Fahnen und 3 Standarten waren die Siegestrophäen der Preußen. In ihrer Hand blieben ferner noch eine Menge Heergeräth, Flinten, Säbel u. dgl. Die Regimenter Hannover, Ramming und Martini waren ganz zu Grunde gerichtet und das 18. Jägerbataillon bis auf den letzten Mann aufgerieben.

Wie groß auch die Beute gewesen wäre, ihr Werth hätte den Zweck nicht überwiegen können, der durch diesen mörderischen Sieg preußischer Seits errungen war. Und dieser bestand in der Verbindung der drei preußischen Armeen, durch welche das österreichische Heer erdrückt werden sollte.

Nicht minder siegreich hatte die Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm ihren Marsch gegen das gemeinschaftliche Ziel hin ausgeführt. Zu der Zeit als Prinz Karl Gitschin eroberte, eroberte der Kronprinz Königinhof und am folgenden Tage waren beide Armeen nur noch wenige Meilen von einander entfernt.

Sofort nach Einnahme von Gitschin sendete Prinz Karl ein Dragonerregiment westwärts ab, über den Stand des Kronprinzen Erkundigung einzuziehen, und überraschend bald kehrte es mit der Nachricht zurück, daß die Avantgarde des Kronprinzen in dem nahen Arnau stehe, der Kronprinz aber für eine Hauptschlacht fertig sei.

In der That ein wunderbares Glück hatte diesen Feldzug gelenkt, wenn man es Glück nennen kann, die Resultate eifrig erworbener Tüchtigkeit zu gewinnen. Ueberblickt man nur die Siege dieser einen Hälfte des preußischen Heeres so fühlt man sich zur Bewunderung hingerissen. Und gegenüber diesen ungeheuren wahren Thatsachen vermochten die Zeitungen des ewig lügenden und sich selbst belügenden Oesterreichs der Welt zu verkünden:

(Böhmische Zeitung:) „30. Juni. Die Preußen wurden von der Cavaleriedivision Edelsheim angegriffen, aus Gitschin herausgeworfen und über Troska und Groß-Skol gegen Turnau zurückgetrieben.“

(Oesterreichische Zeitung:) „30. Juni. Die Nordarmee ist im siegreichen Vormarsche. Fast im Vorübergehen hat sie blutige Lorbeeren gepflückt.“

(Freie Stimme aus Höhgau:) „4. Juli. Die Oesterreicher trieben die Preußen auf allen Punkten zurück und verhinderten, daß die beiden preußischen Heere sich vereinigen konnten.“

(Stuttgarter Bürgerzeitung:) „29. Juni. Die Preußen sind auf allen Puncten wiederholter Maßen, obgleich sie doppelt und dreifach stärker als die Oesterreicher waren, zurückgeschlagen und die beabsichtigte Verbindung der beiden Heere gänzlich vereitelt worden“. Extrablätter aus Wien

verbreiteten den vollständigen Sieg der österreichischen Waffen über die Preußen, erzählen von vielen erbeuteten Kanonen und schließen mit dem Satze: „Sieg auf allen Linien der österreichischen Aufstellung unter Benedeck's Führung."

Von Lügen dieser Art war Oesterreichs Journalliteratur vom Regierungsorgan bis zum Winkelblatt erfüllt. Da mußte man fragen, für wie dumm mag man doch in dem Kaiserstaate das Volk halten? Allein an der Lüge gehen auch Staaten zu Grunde und auch für Regierungen ist das alte Sprichwort giltig „ehrlich währt am Längsten".

39.

Wegnahme von Nachod.

Zu derselben Zeit, als die beschriebenen Kämpfe stattfanden, wurde auch auf dem anderen böhmischen Kriegstheater gewaltig gefochten, und es ist nöthig nun diese Ereignisse zu betrachten.

Bereits waren die preußischen Armeen allerseits im raschen Vorrücken und in Bewegungen, die deutlich auf die Absicht rascher Angriffsoperationen schließen ließen, als Ritter von Benedeck zu der Einsicht gelangte, daß, wenn er den Feind in der Stellung von Olmütz und Brünn erwarten wolle, derselbe sehr bequem bis in die Mitte des Landes gelangen werde. Daß damit ein ungeheurer Fehler begangen sein werde, lag all zu nahe; nur war es ein Fehler, daß Benedeck zu spät das erkannte. An der Grenze des Landes hätte er selbst bei einem Defensivplane den Feind erwarten sollen, wo die unwegsamen Grenzgebirge dem Heere die zuverlässigste Lehne verliehen. Wie hatte Daun dieses Terrain einst benutzt, wie schwierig hatte er sich auf diesem Terrain Friedrich dem Großen gemacht! Aber Daun war freilich 1766 gestorben und lag daher gerade 100 Jahre im Grabe; wer sollte daher an ihn denken und etwas von seinen Thaten wissen? Napoleon I. hielt das Studium der Geschichte für die größte Kriegswissenschaft; in Oesterreich ist man anderer Ansicht.

Da nun bei den Oesterreichern für die Vertheidigung des Landes an der Grenze zu viel Zeit vergangen, eine solche vielleicht auch gar nicht beabsichtigt, oder auch in dem unklaren Nachdenken über die zuerst bestimmt gewesene kühne Offensive und in derselben enthaltene Eroberung von Berlin

die dazu und zu allem rechte Zeit versäumt worden war, so mußte man nun wenigstens bis an das Gebirgsterrain heranrücken, um den Feind nicht in das Flachland gelangen zu lassen, wo er seine Macht entwickeln konnte.

Freilich war das das ganze Erreichbare. Ihn im Gebirge zu überwältigen konnte unmöglich gehofft und beabsichtigt werden. Aber auch ihn in den Gebirgen aufzuhalten scheint entweder Benedecks Absicht nicht, oder auch dazu von ihm schon zu viel Zeit versäumt gewesen zu sein.

Es ist schwer für den Plan des Ritters von Benedeck einen klaren Begriff zu finden. Zur Zeit, als die preußischen Armeen durch die Gebirge rückten, sah man Benedecks Armeecorps nahe an den Gebirgen stehen, ohne daß sich bei ihnen recht ernstliches Bemühen kund gab die Mündungen der Gebirgspässe zu sperren.

Die Stellung derselben war jetzt von rechts nach links: ein Corps (Ramming) bei Neustadt am Fuße des gratzer Gebirges, es war dies das 6. österreichische Armeecorps; drei Meilen westlich von diesem befanden sich dicht vor einander bei Königinhof das 4. (Festetics), bei Jaromierz das 8. (Erzherzog Leopold) und bei Josephstadt das 2. (Thun-Hohenstein); das 10. aber (Gablenz) stand sehr vorgeschoben bei Arnau an der Elbe.

Betrachtet man die Lage dieser Orte, so scheint die Fronte nördlich angenommen zu sein und das Corps von Gablenz als Avantgarde zu gelten. In diesem Falle würde das große Corps von Clam-Gallas hinter dem nur vier und eine Vietelmeile von Josephstadt entfernten Gitschin in ziemlich angemessener Weise den linken Flügel gebildet haben.

Allein die Fronte war nordostwärts, nämlich gegen das gratzer Gebirge und also gegen die Armee des preußischen Kronprinzen gedacht, welche über dieses herüberstieg. Das 4., 8. und 2. Armeecorps waren dergestalt in ungeschickter Stufenform dicht hinter einander geschoben und bildeten das Centrum, während Clam-Gallas nun die Stellung eines Reservecorps, oder eines den Rücken des Heeres deckenden Detachements gewann.

Dachte sich von Benedeck die Elbe und Eisenbahn von Skalitz über Königgrätz nach Pardubitz als seine Rückzugslinie, so war die Aufstellung des Heeres in einem nordostwärts gewendeten concaven Halbkreise eben so unangemessen, als wenn die Fronte nordwärts gedacht war, in welchem Falle das Centrum keinen Feind vor sich hatte, die beiden Flanken aber dem von entgegengesetzten Seiten kommenden Feinde dargeboten waren, oder als wenn sie — wie es wirklich der Fall war — nordostwärts gedacht war, welchen Falls der durch eine zweimal geschlagene Armee nur schlecht gedeckte Rücken dem von Westen kommenden Feinde (Herwarth und Prinz Friedrich Karl) preis gegeben war.

In jedem Falle war die Stellung eine ungeschickte und solche, die dem Heere im Falle des Rückzugs sehr verderblich werden mußte, bei Avancir-operationen aber die Entfaltung seiner vollen Kraft unmöglich machte.

Betrachtet man weiter die Vertheilung des Heeres in Hinsicht des Feindes, dem widerstanden werden mußte, so findet man ein Mißverhältniß, über welches Benedeck wohl kaum eine genügende Erklärung würde geben wollen. Fünf Armeecorps mit den großen Cavaleriereserven hatte Benedeck unter seinem Befehle behalten und diese ungeheure Macht, der noch das dritte Armeecorps (Erzherzog Ernst) zuzurechnen ist, gegen die zweite preußische Armee, die des Kronprinzen von Preußen, gestellt, welche aus nur drei Corps bestand und daher kaum halb so stark war als die unter Benedecks besonderem Befehle befindliche Macht. Der Kronprinz von Preußen hatte zudem das schwierigste Terrain zu passiren, auf dem ihm selbst mit einer viel geringeren Truppenmasse siegreicher Widerstand mußte geleistet werden können.

So entsteht die Frage: warum hielt Benedeck einen so großen unnützen Truppenüberfluß bei sich fest und warum sendete er nicht dem Grafen Clam-Gallas mindestens noch zwei Armeecorps zu, da dieser einer mehr als doppelt so großen feindlichen Macht, nämlich der ersten und dritten preußischen Armee zu widerstehen hatte? Sollte von Benedeck so gewiß auf die Ankunft der im Feldzugsentwurfe dem Grafen Clam-Gallas zugetheilten baierischen Armee gerechnet haben?

Wenn man auch in Oesterreich sehr mit Voraussetzungen zu rechnen gewöhnt war, so läßt sich doch kaum glauben, daß Benedeck schon für die ersten Actionen die Baiern sollte in Anschlag gebracht haben, wenngleich der Umstand, daß später die baierische Untreue zur Ursache alles geschehenen Unglücks gestempelt wurde, dafür zu sprechen scheint. Wie dem auch sei, ehe von Benedeck die Baiern für seinen Plan berechnete, mußte er wissen, wie es um diese stand. In der Gesinnung des münchener Cabinets konnte er sich täuschen, die baierische Armee aber, ihr Zustand und ihre Stellung waren sichtbare Dinge: ob sie nach Böhmen dirigirt wurden und ob sie vor dem Eintreffen der Preußen bei Clam-Gallas eintreffen konnten, das ließ sich wohl beobachten und berechnen.

Auf jeden Fall mußte Graf Clam-Gallas bis zur Widerstandsfähigkeit verstärkt werden, und dazu besaß Ritter von Benedeck das zuverlässigste Mittel in wenigstens zwei ihm für die erste Operation völlig überflüssigen Armeecorps. Die Unterlassung und das daraus hervorgegangene über den Haufen Werfen des österreichischen linken Flügels durch den Prinzen Friedrich Karl und Herwarth von Bittenfeld rächten sich in der Kürze furchtbar.

Nachdem verschiedene kleine Gefechte zwischen fliegenden Corps, Patrouillen und Posten vorgekommen waren, unter denen sich auf dem entferntesten linken Flügel an der galizischen Grenze die Gefechte bei Oswiecim und Mislowiéz auszeichneten; nachdem auf dem feindlichen Grenzgebiete die Verkehrsmittel, Telegraphen, Eisenbahnen u. dgl. vielfach zerstört worden und ähnliche kleine Operationen, durch die in der Regel Feldzüge eingeleitet werden, bis zum 25. Juni stattgefunden hatten, ließ der Kronprinz Friedrich Wilhelm seine Armee rasch vorwärts gehen.

Es boten sich für den Marsch nur zwei einigermaßen geeignete Straßen, und auch diese waren enge Gebirgspässe, welche nicht ohne große Gefahr gegangen werden konnten. Die eine, nördlich, führte von Schweidnitz her auf Trautenau zwischen dem nördlichen und südlichen Ende zweier längs der Grenze quer vorliegender Kämme des Riesengebirges durch.

Diesen Weg schlug das erste preußische Armeecorps (v. Bonin) ein, während das fünfte Armeecorps (v. Steinmetz) sich durch den weit südlichen, viel kürzern und etwas minder gefährlichen Paß zu brechen hatte, der von Reinerz auf Nachod und Skaliez führt. In diesem Passe fließt der Mettaufluß, begleitet von einer Landstraße bis Nachod, wo die Mettau ihre Richtung südwärts nimmt, und sich von der Landstraße, die westwärts fortläuft, erst von Wisokow aus ein Abzweig nach Süden zieht. Der Paß ist stellenweise so eng, daß kaum eine Compagnie sich in Linie aufstellen kann. Bei Nachod jedoch erweitert er sich beträchtlich durch ein von Norden kommendes Seitenthal und durch eine Ausbusung westwärts. Die Berge zu beiden Seiten haben sehr starke Steigung, zum Theil, und namentlich näher Nachod sind es schroffe Felsen. Um so weniger ist aber dieses Seitenterrain für Truppen practikabel, als es meist von dichtem Walde bedeckt wird.

Da nun die Entfernung beider Pässe sechs Meilen beträgt, so war es nöthig zwischen ihnen Verbindungscolonnen durch das Gebirge zu führen. Zu diesen wählte der Kronprinz die beiden Gardedivisionen. Der ersten wurde die Route über Qualisch auf Eipel, der zweiten die über Starkstadt auf Kostelez gegeben.

Beide fanden für ihren Marsch nur enge, waldige, höchst unbequeme Communicationswege vor. Erst nachdem sie den Kamm des Gebirges überstiegen hatten und die von Trautenau nach Skaliéz führende Landstraßenlinie und die Linie der von Szwadowiez nach Skaliéz führenden Eisenbahn erreicht hatten, wurde ihr Marsch etwas weniger mühevoll und gefährlich. Es rückten daher auf der Strecke von Nachod bis Trautenau zugleich das erste Armeecorps, die erste und zweite Gardedivision und das fünfte Armee-

corps in Böhmen ein, während das sechste Armeecorps (von Mutius) in Reserve dem General von Steinmetz folgte.

Der Kronprinz hatte sich zu Braunau befunden, aber eilend zu dem fünften Armeecorps begeben, von welchem er vermuthete, daß es zuerst in harte Kämpfe verwickelt werden werde.

Er beeilte den Marsch der Colonne aufs Aeußerste Dazu bewog nicht die Gefahr derselben im Gebirge so sehr, als die Vermuthung, daß Benedeck sich mit seinem ganzen Heere gegen den Prinzen Friedrich Karl und Herwarth von Bittenfeld gewendet habe; und diese Vermuthung folgerte man aus dem Umstande, daß man bei den letzten Recognoscirungen nirgends bedeutsame Vertheidigungsanstalten im Gebirge hatte wahrnehmen können. Zwei Voraussetzungen bestimmten daher das Verhalten des Kronprinzen: die Gefahr im Gebirge angegriffen zu werden und die Nothwendigkeit dem Prinzen Friedrich Karl zu Hilfe zu eilen. Für jenen Fall mußten die Colonnen schlagfertig marschiren, für diesen aber ihren Marsch mit größter Eile ausführen.

Das fünfte Armeecorps erreichte bereits am 26. Juni die Mitte des Gebirges bei Nachod. Voran als Avantgarde marschirte eine Brigade der Division des Generalmajors von Löwenfeldt.

Als die Spitze dieser Avantgarde in die Biegung der Felsenenge vor Nachod eintrat, pfiffen ihr Kugeln entgegen und ein feindlicher Posten zog sich eilend unter Deckung auf Nachod zurück. Es war kaum zu zweifeln, daß Nachod stark besetzt war. Und freilich war das Thal von Nachod der Ort, wo ein in dem Passe vorwärts gehender Feind am Besten aufgehalten und zu seiner eigenen Vernichtung in das enge Defilee zurückgetrieben werden konnte. Nicht nur die nördliche Thalerweiterung, sondern die Stadt selbst in dieser Thalerweiterung gab Gelegenheit zu dem vortheilhaftesten Angriffe auf die rechte Flanke des vorrückenden Feindes. Ein ernstes Artilleriefeuer würde den Durchgang völlig unmöglich gemacht haben.

Doch rückten die Preußen, wenn auch mit Vorsicht, in dem kaum 500 Schritte breiten Defilee vor. Der nördliche sanftere Bergeshang gewährte ihnen Deckung und sie erreichten ohne Verlust das Thal von Nachod und gegen diese Stadt eine sehr günstige Stellung für ihre Artillerie und Schützen.

Hier kam es bereits am 26. Juni zu einem hitzigen Gefechte. Da aber die Preußen nicht gehindert werden konnten, aus dem Defilee vorzubrechen und sich auf der nach Kostelez führenden Straße zu entwickeln, so gab die österreichische Besatzung der Stadt bald das Vorhaben, hier den Paß zu sperren, auf und zog sich mit Zurücklassung von 18 Todten rasch auf den nächsten Vortrupp ihres Corps (6.) an den Scheideweg von Wisokow

zurück. Sogleich besetzten die Preußen natürlich die Stadt und hatten nun das weitere Terrain, auf welchem sie liegt, einen schätzbaren Raum zum schnellen Nachziehen ihrer Artillerie und ihres Gepäckfuhrwerks gewonnen. Während nun dergestalt ein großer Theil des Trains rechts zur Seite austrat und den Marsch der Truppen erleichterte, rückten diese rasch in dem beträchtlich erweiterten Defilee längs der Mettau bis Altstadt vor, von wo aus die Paßmündung beginnt, sich aber auch aufs Aeußerste verengt.

Da man Nachod ziemlich stark besetzt gefunden, konnte man folgern, daß österreichischer Seits auf eine ernste Vertheidigung dieses wichtigen Passes gedacht wurde. Es war daher ein größerer Widerstand an der Mündung des Passes vor Wisokow zu erwarten.

40.

Schlacht von Wisokow.

Mit Tagesanbruch war das Lager in Bewegung. General von Steinmetz machte die größten Anstrengungen den Ausmarsch der Truppen aus dem Defilee zu erleichtern. Alles Packfuhrwerk mußte austreten und die Waffen der Avantgarde, so wie der nächst hinter ihr marschirenden Brigaden wurden so geordnet, daß sie sogleich bei dem Austritt aus dem Defilee zu regelrechter Kampfstellung aufmarschiren konnten.

Diese Anstalten zu treffen, war bei dem gänzlichen Mangel an Raum höchst schwierig; doch konnten sie auch nur unvollkommen ausgeführt werden, so war es doch sehr gut sie getroffen zu haben. Der General ließ zunächst das Gros nachrücken, und während dieses marschirte, hielt die Avantgarde noch, damit, wenn sie aus dem Defilee träte, ihr die Hilfe des Gros schnell zur Hand sei. Die Gebirgshänge zur Rechten und Linken wurden nach Möglichkeit gesichert, doch waren sie so unwegsam, daß von ihnen her nichts zu fürchten war.

Nach allen diesen Vorbereitungen war es neun Uhr Morgens geworden, als General von Löwenfeldt die Mündung des Passes erreichte. Er trieb einige feindliche Posten vor sich her, die sich auf dem Außenterrain zur Linken verloren.

Wo der Paß aus dem Gebirge tritt, öffnet er sich südwärts, während seine Mündung von einem Halbkreise von Bergen nordwärts umfangen ist.

Hier, unmittelbar vor Wisokow, geht ein Zweig der Landstraße südwärts nach Neustadt ab. Etwa 1000 Schritt entfernt springen zwei Gebirgsrücken gegen diese Straße vor. Hinter dem östlichen dieser Bergrücken befindet sich ein langes enges Thal, wie geschaffen zu einem Hinterhalte. Hier hatte der Feldmarschalllieutenant Ramming zwei Brigaden mit einer starken Artillerie und Cavalerie aufgestellt und eine dritte Brigade auf der Straße nachgeschoben. Die Artillerie war an den Vorsprüngen der Felsen postirt.

Es gereichte der preußischen Avantgarde zu großem Nutzen, daß die Oesterreicher allzu ängstlich in jenem Thale Deckung genommen und daher eigentlich noch gar nicht für den Kampf fertig waren; denn wollten sie Angriffe unternehmen, so mußten sie sich auf einem freien Terrain entwickeln. So hatte der General von Löwenfeldt doch wenigstens zwei Schwadronen, einige Bataillone und eine Batterie aus dem Passe ziehen können, ehe er angegriffen wurde.

Nun indessen entlud sich das Feuer der sehr starken österreichischen Artillerie auf seine Truppen, so daß er gezwungen war, seine Bataillone in dem Walde des nördlich sich hinziehenden Berghanges Stellung nehmen zu lassen. Da in dieser Weise aber noch eine sehr große Truppenmasse aus dem Defilee gezogen und ohne Verlust in Position gebracht werden konnte, so mußten sich die Oesterreicher zu anderer als bloßer Artillerieoperation entschließen.

Es befand sich bei ihnen die Hälfte der zu der schweren Reiterdivision des Prinzen von Holstein gehörigen Kürassierbrigade (zwei Regimenter). Diese acht Schwadronen Kürassiere unter dem Befehle des Generals Prinzen Solms setzten sich nun zu einer Attaque in Stand, durch welche nicht nur die Preußen am Debouchiren gehindert, sondern auch die bereits aus dem Passe getretenen Bataillone und Schwadronen wieder hineingeworfen werden sollten. Es würde dies das in dem Engpasse zusammen gepreßte Armeecorps des Generals von Steinmetz gänzlich derangirt haben.

General von Löwenfeldt bot daher alles auf, den Angriff zu verhindern, und General von Steinmetz, der sofort am Orte der Gefahr persönlich eingetroffen war, und an dessen Seite sehr bald auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm erschien, förderte persönlich leitend das Debouchiren der nachfolgenden Truppen.

Noch hatten die beiden österreichischen Kürassierregimenter nicht völlig ihren Aufmarsch beendet, als General von Löwenfeldt seine beiden leichten Schwadronen gegen dieselben schickte. Der Angriff war meisterhaft und die erste Kürassierlinie wurde durchbrochen. Es entstand eine wüthende Metzelei.

Während dessen aber schwenkten die Flügel der feindlichen Kürassiere zusammen und es hätte wohl geschehen können, daß die beiden preußischen Schwadronen gefangen genommen würden. Allein zeitig genug aufmerksam auf die Gefahr ihrer Lage, hieben sie sich heraus und setzten noch eine geraume Zeit das Gemetzel fort, um nur den aus dem Paß herausrückenden befreundeten Truppen etwas Zeit zu verschaffen — denn alles hing jetzt preußischer Seits davon ab, schnell genug eine widerstandsfähige Truppenmenge auf das freie Terrain zu bringen.

Als endlich aber die preußischen Reiter sich immer wieder bedroht sahen von Einschließung durch die vierfache Uebermacht der Kürassiere, als auch der Verlust, den sie erlitten (namentlich an Offizieren), bedeutend wurde, wichen sie rasch und rascher. Die feindlichen Kürassiere blieben ihnen auf den Fersen, und die zwei preußischen Schwadronen hätten sich schwerlich retten können, wenn nicht an der Mündung des Gebirgspasses das Schnellfeuer zweier preußischer Bataillone die Kürassiere empfangen hätte. Dieses warf sie mit schwerem Verluste zurück. Allein sie hatten wohl betrachtet, wie wenig die Preußen jetzt zum Kampfe fertig waren, und blieben daher auf dem Schlachtplane, um durch neue Attaquen das Heraustreten der preußischen Truppen auf das freie Terrain zu hindern.

Inzwischen war der Kronprinz mit seinem Generalstabe angelangt. Nur mit Mühe hatte er sich durch den von Truppen, Fuhrwerken und Geschützen völlig angefüllten Gebirgspaß ringen können. Seine Anwesenheit war in hohem Maße nützlich, in so fern er selbst an der anordnenden Thätigkeit des Generals von Steinmetz Theil nahm.

Inzwischen hatte sich nicht nur die österreichische schwere Reiterei zu einem neuen Angriffe geordnet, sondern es rückte nun auch eine feindliche Infanteriebrigade im Geschwindschritt heran. Aber bereits waren auch mehre Bataillone und zwei Batterien aus dem Paß gezogen. Indem letztere nun der feindlichen Artillerie antworteten, stellte sich die Infanterie schräg gegen den Feind auf und fatiguirte ihn durch öfteres Vor- und Rückwärtsgehen und ihr mörderisches Schnellfeuer, das die österreichische Infanterie um so weniger zu vergelten vermochte, als die preußischen Bataillone die auf ihrer Seite befindlichen Waldvorsprünge zu ihren Gunsten benutzten.

Während dessen hatte der General von Kirchbach glücklich seine Division aus dem Passe gebracht und sie rechts der Straße an dem gegen Wisokow hinziehenden Gebirgshange postirt. Auch war nun die andere Brigade von Löwenfeldt herausgedrungen und hatte an den Höhen links der Straße Stellung genommen.

Wollten nun die Oesterreicher eine ernste Attaque gegen die Mündung

des Gebirgspasses ausführen, so mußten sie nothwendig zwischen zwei vernichtende Feuer gerathen. Das nöthigte ihrer Seits den Kampf auf dem entfernteren Terrain zu lassen, und das machte es natürlich dem General von Steinmetz möglich sein ganzes Armeecorps glücklich und nun rascher und rascher aus dem Passe und schließlich namentlich seine ganze Artillerie zur Verwendung zu bringen.

Aber bereits, als er eine starke Cavalerie aufs Terrain gebracht hatte — und das war um zwölf Uhr — durfte General von Steinmetz seine Aufgabe für gelöst halten. Um diese Zeit entwickelte sich die Division Kirchbach, den nachrückenden Truppen Raum gebend, auf dem Plateau von Wenzelsberg zwischen diesem Orte und Wisokow längs der nach Neustadt führenden Straße. Die Division hatte wiederholt die Angriffe der zwei feindlichen Kürassierregimenter zu ertragen, und es lag nun dem General von Steinmetz daran, die Division von diesem Feinde zu befreien.

Eben zu rechter Zeit war die Cavaleriebrigade des Generals von Wnuck (Dragoner und Ulanen) aufs Terrain gelangt. Sie erhielt sofort Befehl die feindlichen Kürassierregimenter anzugreifen, und that das mit einer staunenerregender Bravour. Obschon nur sechs Schwadronen stark warf die Brigade die beiden feindlichen Kürassierregimenter über den Haufen, zersprengte sie, eroberte beide Standarten und trieb sie dergestalt aus dem Felde, daß die Division Kirchbach sich vollständig arrangiren und namentlich ihre Batterien in Position bringen konnte.

Freilich hatten im Handgemenge Wnucks Schwadronen bedeutend gelitten und ihre besten Führer (v. Wnuck, v. Treskow, v. Wichmann — verwundet —, v. Natzmer — todt —) verloren, doch kehrten sie mit einem vollständigen Siege auf ihren Posten in der Schlachtordnung zurück.

Nunmehr war aber auch die Schlachtordnung vollständig hergestellt. Eine genügende Truppenmenge und die ganze Artillerie waren in Stellung gebracht. Was noch in dem nunmehr völlig gesicherten Passe von Nachod war, wurde als Reserve betrachtet.

Das Verhältniß hatte eine wesentliche Aenderung erlitten. Die Oesterreicher waren über das Plateau von Wenzelsberg fortgedrängt worden und lehnten sich jetzt links auf Wisokow. Die preußische Fronte war nun gegen Skalitz gewendet. Aber noch hielten die Oesterreicher Stand und machten sich namentlich in Wisokow, wo ein Theil ihrer Artillerie und ihrer Schützen stand, schwierig.

Da zog General von Steinmetz seine Reserveartillerie in die Linie, eröffnete eine erschreckende Kanonade und ließ nach ihr sogleich seine gesammte Infanterie zum Angriffe vorgehen. Die feindliche Artillerie suchte diesen

zu hindern, allein die Preußen scheuten jetzt, wo ihnen ein Sieg entgegen lachte, am wenigsten die Verluste. Nicht nur wurden die feindlichen Infanterieregimenter zu schleunigem Rückzuge gezwungen, sondern es wurden auch die Schützen und Batterien aus Wisokow getrieben, nachdem dieses große Dorf in Brand geschossen worden war. Bei diesen Angriffen machte die preußische Infanterie nach dem Berichte des Kronprinzen mehrmals von dem Bayonnet Gebrauch, und namentlich war dies im Kampfe um Wisokow der Fall. Feldmarschallieutenant von Ramming hatte dergestalt seine Aufgabe, den Paß von Nachod zu sperren, gänzlich ungelöst gelassen. Doch wollte er einen Schauplatz nicht geschlagen verlassen, auf dem sich seine Gegner nur unter den ungewöhnlichsten Nachtheilen und Mißverhältnissen hatten entwickeln können. Um seiner Infanterie aufs Neue Stand zu verschaffen, wirft er nochmals die wieder gesammelten Kürassierregimenter der preußischen Infanterie entgegen. Das Schnellfeuer ihrer Zündnadelgewehre läßt nun zwar die Reiterei nicht heran kommen, gleichwohl stürzten sich mit einem höchst geschickten Manövre abermals die preußischen Ulanen auf diese Kürassiere, zersprengen sie, fegen sie aus der Fronte der Infanterie weg und kehren von ihrer Verfolgung mit zwei eroberten Kanonen zurück.

Jetzt erstürmten preußische Bataillone den westlichen Theil von Wisokow und machten eine Menge Gefangene. Nirgends hatten Rammings Truppen noch Stand. Nur das altberühmte Regiment Hoch- und Deutschmeister, 1696 errichtet, versuchte noch Widerstand und mußte diesen Eifer mit dem Verluste der Fahne seines dritten Bataillons büßen.

Später hat zwar das Regimentscommando diese Thatsache zu widerlegen gesucht, aber schwerlich mit Recht. Die Fahne war so leicht zu dupliziren wie die Danebrogfahne der Dänen oder die Fahne des Propheten der Türken, welche beide wiederholt verloren gegangen aber ersetzt worden sind. Natürlich wurde von den Dänen wie von den Türken, wie hier von den Oesterreichern behauptet, daß der Verlust dieser hohen Ehrenpfänder eine Lüge des Feindes sei. Aehnlich wurde bei den Polen der Raub des Leibes des heiligen Adalbert geleugnet und die leere Grabstätte durch einen beliebigen anderen Leichnam gefüllt, so daß in der Folge sowohl Polen als Böhmen im Besitze des Leibes des heiligen Adalbert zu sein behauptete. Derartige Dinge sind auch heute noch so möglich, daß der österreichische Widerspruch in Betreff der Hoch- und Deutschmeister-Fahne bezweifelt werden darf. Die Sache selbst war so, daß die preußische Behauptung durchaus glaubwürdig ist, denn das dritte Bataillon Hoch- und Deutschmeister, nachdem es geworfen war, flüchtete so schnell und ordnungslos wie die andere Infanterie.

Um drei Uhr befand sich die ganze ramming'sche Armee auf einem flucht-

artigen Rückzuge nach Skalitz. Alles war in Verwirrung. Ueber 2000 unverwundete Gefangene blieben in der Gewalt der Preußen. Zu den verwundet Gefangenen gehörte der Oberst Graf von Wimpffen. Viele hatten sich freiwillig ergeben, namentlich Ungarn. Gegen 2000 Todte und Verwundete blieben auf dem Schlachtfelde zurück, 5 Geschütze, 1 Fahne und 2 Standarten waren die Trophäen der Preußen, die außerdem noch an einer ungeheuren Menge von Infanteriegewehren, Montirungsstücken u. dgl. eine reiche Beute machten.

Der Verlust der Preußen betrug nach dem Berichte des Kronprinzen an den König nicht über 600 Mann an Todten und Verwundeten. Darunter befanden sich freilich viele hochchargirte Offiziere.

Unter den Umständen, wie er stattgefunden, war dieser ein hochglänzender Sieg, der dem General von Steinmetz der größten Verehrung würdig machte. Das bekannte auch der Kronprinz sofort auf dem Schlachtfelde, indem er dem greisen Helden im Namen seines königlichen Vaters seinen Dank ausdrückte und den Namen desselben zum Feldgeschrei wählte.

Uebrigens hatten sich viele Offiziere in ganz außerordentlicher Weise ausgezeichnet, so namentlich General von Ollech und Oberst von Walther, die beide verwundet wurden. Lieutenant von Raven eroberte mit eigener Hand eine Fahne, und es schien, als ob in diesem vom gefeierten Steinmetz geführten Armeecorps jeder Mann ein Held sei.

Dieses Corps hatte mit nur 22 gegen 29 Bataillone und 100 Geschütze gefochten und trotz der Entwickelung unter den nachtheiligsten Verhältnissen doch in fünf Stunden den glänzendsten Sieg erfochten. Die Oesterreicher hatten 8 Regimenter, 5 Jägerbataillone, 3 Kürassierregimenter und 1 Husarenregiment in den Kampf gebracht, und von dieser bedeutenden Truppenmenge (über 24,000 Mann) über den sechsten Theil verloren. In diesem Resultate lag eben so für die kriegerische Tugend als für die bessere Bewaffnung der Preußen ein Zeugniß.

41.

Schlacht bei Skalitz.

Nach der Schlacht bei Wisokow, die um drei Uhr Nachmittags mit der Flucht der Oesterreicher endete, durfte dem General von Steinmetz auf eine Ausbeutung des Sieges durch die Verfolgung nicht allzu viel ankommen. Es war nicht möglich gewesen die unter fortdauerndem Kampfe aus dem Engpasse hervorgezogenen Truppen so regulair in Schlachtordnung zu bringen, als es wünschenswerth gewesen wäre.

General von Steinmetz, froh, den Sieg so früh am Tage errungen zu haben, dachte jetzt vornehmlich darauf, die letzten Nachmittagsstunden zu nützen, um sein Corps gehörig wieder zu ordnen, die Batterien den zugehörigen Regimentern zuzuweisen, dem Train seine angemessene Stellung zu geben, das Spitalwesen zu sondern u. s. w. Darum ließ er den Feind nur eine kleine Strecke von einigen Schwadronen Cavalerie und einigen reitenden Batterien ohne Anstrengung verfolgen.

Er sah voraus, daß der Feind, dem so bedeutende Unterstützung zu Gebote stand, ihm bald genug, vielleicht am nächsten Tage schon wieder entgegen treten werde. Je mehr auf feindlicher Seite eine bis zu bedeutender Uebermacht reichende Verstärkung gefürchtet werden mußte, desto nöthiger war es auf preußischer Seite nichts an guten Anordnungen zu versäumen.

Feldmarschallieutenant von Ramming, sich nicht verfolgt sehend, hatte sich bei Skalitz gesetzt. Eine schnelle Musterung seiner Truppen hatte ihn überzeugt, daß er am folgenden Tage einen neuen Kampf auszuhalten nicht im Stande sei, sofern ihm vom Oberbefehlshaber von Benedeck nicht Verstärkungen zugetheilt würden. Auf seinen Rapport verfügte denn von Benedeck an den Erzherzog Leopold, den Commandeur des achten österreichischen Armeecorps, dem Feldmarschallieutenant von Ramming zwei Brigaden zuzuführen, diese im Kampfe am folgenden Tage in das vordere Treffen zu stellen und die anderen Brigaden in zweiter Linie nachrücken zu lassen. Und von diesen Brigaden wurden wirklich am nächsten Tage noch fünf Infanterieregimenter, zwei Jägerbataillone und zwei Cavalerieregimenter mit in die Bataille gezogen. Der Erzherzog Leopold sollte selbst den Oberbefehl führen. Herr von Ramming mag froh gewesen sein, auf diese Weise von der Verantwortlichkeit erlöst zu werden.

Nachdem sich der Erzherzog nach seinem Eintreffen gehörig orientirt, stellte er seine Truppen in vier Colonnen vor Skalitz an der Straße auf,

welche, die Eisenbahn durchschneidend sich parallel dem Aupaflüßchen nordwärts nach Zernaw hinaufzieht. Hinter Skalitz erhielt das zweite Treffen Stellung, und die Truppen Rammings blieben in Reserve. Die gesammte Artillerie wurde vorgezogen und der größere Theil der Artillerie auf dem Höhenzuge längs der Aupa batterienweise vertheilt.

Diese Verstärkung auf feindlicher Seite hatte sowohl der Kronprinz als der General von Steinmetz vorausgesehen. Es war deshalb von dem in Reserve stehenden sechsten Armeecorps (v. Mutius) eine Brigade nachgezogen worden. Diese einzig mögliche Verstärkung dieserseits war freilich unbedeutend und durchaus nicht verhältnißmäßig. Daher ging der Kronprinz schleunig nach Kostelez ab, um, wenn möglich, dem General von Steinmetz einen Theil der zweiten Gardedivision zur Unterstützung zuzuschicken.

Der anfängliche Plan des Oberbefehlshabers war gewesen, seine Armee nach Passirung der Gebirgspässe enger zusammen zu ziehen und deshalb das fünfte Corps über Studniéz sich Kostelez nähern zu lassen. Nachdem sich der Feind so bedeutend verstärkt bei Skalitz aufgestellt hatte, mußte natürlich dieser Plan auf so lange verschoben werden, bis der Feind auch aus seiner neu gewählten Stellung zurückgeworfen war, weil es sehr gefährlich gewesen wäre, so nahe an ihm vorüber einen Flankenmarsch auszuführen.

Nachdem noch am Morgen die letzten Anordnungen getroffen waren, insbesondere den General von Steinmetz, die Generalität und Regimentscommandeurs mit seinem Plane vertraut gemacht hatte, den Truppen aber hatte mittheilen lassen, daß der heutige Sieg allein davon abhänge, daß keine einzige Truppe die geringste rückgängige Bewegung mache, sondern im gleichmäßig ruhigen Avanciren bleibe, gab er das Commando zum Vorrücken. Auch heute ging das 37. westphälische Regiment an der Spitze der Avantgarde voran. Diese sollte sich dicht an die von Nachod nach Skalitz führende Straße halten, während das nachfolgende Gros mehr rechts gegen Studniéz dirigirt werden sollte, wo die Verbindung mit dem anderen preußischen Corps gesucht werden mußte.

Der Erzherzog Leopold hatte sein erstes Treffen möglichst weit vorgeschoben. Die preußische Avantgarde war daher gar nicht weit über Wisokow hinausgelangt, als sie den ersten Gruß des Feindes aus dessen Centrum in einer tüchtigen Geschützsalve empfing. Die reitende Artillerie antwortete schnell und die Infanterie blieb ohne Schuß im Vormarsch.

Es ließ sich jetzt schon leicht überblicken, daß die Oesterreicher heute mit bedeutend größeren Massen arbeiteten. Der Commandeur der Avantgarde säumte auch keinen Augenblick, dem General von Steinmetz mitzutheilen, daß für diesen Kampf die Aufwendung sehr umfänglicher Mittel nöthig sein

werde. In Folge dessen beschleunigte von Steinmetz das Nachrücken der Hauptschlachtlinie, die sich zu gleichen Theilen auf beiden Seiten der Landstraße und der Eisenbahn entwickelte. Die Avantgarde blieb rechts derselben mehr gegen den linken Flügel des Feindes gerichtet, wo dieser seine größte Stärke hatte. Die Reserve hatte eine mehr links geneigte Haltung, so daß die Stellung der vier großen Angriffscolonnen die Form eines verschobenen Vierecks darstellte, die dem Plane, den Feind bei Skalitz zu werfen und doch das Uebergewicht gegen Studniéz hinzurichten, vollkommen entsprach.

Nach dem ersten heftigen Kugelwechsel der beiderseitigen Artillerie, und namentlich, weil die preußische Infanterie im Avanciren blieb, ließ Erzherzog Leopold schnell auch seine Infanterielinie zum Angriff vorgehen. Das war der erste Fehler, den er beging, denn er opferte dadurch einen Theil der Vortheile seiner Stellung, die mit guter Einsicht lediglich für die Devensive gewählt war; seine Infanterie verlor ihre Deckung, mußte sich dem mörderischen Feuer des preußischen Zündnadelgewehrs preisgeben, unterwarf sich allen Chancen, die die Mobilität mit sich bringt, und die vorzugsweise einer geschlagenen Armee leicht gefährlich werden.

Auf dem halben Wege zwischen Skalitz und Wisokow stießen die Infanterielinien auf einander. Die österreichische griff mit wirklicher Bravour an, und man sah, daß das Bewußtsein ihrer so bedeutenden Verstärkung, vielleicht auch das Vertrauen auf das Commando eines Erzherzogs sie belebte.

Allein sie ging in diesem edelen Rausche zu weit in die Feuerlinie des preußischen Zündnadelgewehrs hinein, und da die Preußen durchaus nicht hielten, sondern, — was eben das Zündnadelgewehr möglich macht — während ununterbrochenen Feuerns ununterbrochen avancirten, so vergrößerte sich der Nachtheil auf Seite des Feindes. Furchtbare Verluste nöthigten nach längerem Standhalten die österreichischen Bataillone zurückzugehen. Doch wiederholt brachen sie vor, und während die Cavalerie der Oesterreicher vergebens sich müht zum Einhauen zu kommen, rückt der ambulirende Kampf bis Kleny fort.

Hier suchte auf dem rechten Flügel der Oesterreicher die Cavalerie sich geltend zu machen, während von dem linken die mächtigen Positionsbatterien auf dem Gebirgskamme ein wahrhaft wüthendes Feuer eröffneten, welches wegen den örtlichen Verhältnisse von den preußischen Batterien durchaus nicht erwiedert werden konnte, und daher der preußischen Infanterie argen Schaden that.

Der Eindruck dieser Batterien war nicht so bald vom Erzherzog bemerkt, als er sein ganzes achtes Corps und drei nachgezogene Brigaden des

vierten österreichischen Armeecorps (Festetics) zum Kampfe vorgehen läßt und durch diese ungeheure Massenbewegung seinen Feind mit einem Male auf allen Puncten über den Haufen zu werfen versucht. Allein Massenangriffe, planlos gegen einen unerschrockenen Feind ausgeführt, haben selten den erwarteten Erfolg.

Auch hier konnten die Oesterreicher gegen die preußische Infanterie nicht aufkommen. Ihre Verluste waren erschreckend, da sie immer ohne Deckung fochten. Die Cavalerie, anstatt die Infanterie zu unterstützen, blieb immer mit der preußischen Cavalerie verwickelt, ohne über dieselbe ein Uebergewicht gewinnen zu können.

In dieser Weise schwankte der Kampf — und keinesweges zu Ungunsten der Preußen — als in der linken Flanke der Oesterreicher auf der Straße von Zernow eine preußische Cavaleriemasse mit reitender Artillerie erschien. Es war die Brigade Gardecavalerie des Prinzen Albrecht (Sohn) von der zweiten Gardedivision. Verabredung gemäß hatte sie der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Kostelez her geschickt.

Da diese Gardecavalerie wegen des waldigen und bergigen Terrains durchaus zum Angriffe nicht ankommen konnte, so zeigte sie sich wenigstens möglichst imponirend auf dem seitwärts gelegenen Bergrücken von Zliz, und schon ihr bloßes Erscheinen war von bedeutendem Einflusse auf die Haltung der Oesterreicher.

Erzherzog Leopold, sich in der Flanke bedroht sehend, zog schnell die Angriffslinie auf die Vertheidigungslinie zurück, warf Cavalerie auf den linken Flügel, wo diese wegen des Terrains eben so wenig etwas leisten konnte als gegenüber die preußische Gardebrigade, und zog noch mehre Batterien auf seinen linken Flügel.

Nun ging die preußische Infanterie noch rascher vor. Aber die ungeheuer überlegene feindliche Artillerie fügte ihr, besonders vom linken Flügel her, furchtbaren Schaden zu. Diese Artillerie der Oesterreicher hatte eine Stellung, in der sie bisher fast gar nicht hatte angegriffen werden können, am Wenigsten von preußischer Artillerie, die gegen sie durchaus keine Position finden konnte. Die lästigsten dieser Batterien standen auf einem Vorsprunge des Bergrückens, dessen tiefer Hang ost- und südwärts wegen des dichten Waldes fast ungangbar war.

Doch mußten diese Batterien beseitigt werden, und da nun die Infanterie jetzt weniger stark von der jenseitigen Infanterie und Cavalerie engagirt war, so wendeten sich zwei Regimenter (Königsgrenadiere und No. 47) gegen jene Artillerie. Die Grenadiere gingen am nördlichen Saume des Waldes hin und mußten das kanibalische Feuer so lange ertragen, bis das 47. Regi-

ment sich durch den Dickicht an die Batterien heran gearbeitet hatte. Einige Salven des Zündnadelgewehrs hatten die Bedienung der feindlichen Geschütze so gelichtet, daß man nun die Batterien mit dem Bayonnet angriff und sofort acht Geschütze eroberte. Die mehr zurückstehenden Batterien, durch einen Terraineinschnitt etwas besser geschützt, konnten nicht wagen Stand zu halten, protzten auf und eilten den Gebirgshang gegen Zajesd hinab.

Das Schweigen der feindlichen Artillerie auf diesem Puncte entschied die Schlacht. Die Linien der preußischen Infanterie, von ihrer schlimmsten Belästigung befreit, gingen nun auf allen Puncten mit größter Eile vorwärts. Die Infanterie nahm Skalitz mit dem ersten Angriffe, und damit die feindliche Besatzung sich nicht rette, wird der Ort im Fluge von der Cavalerie und reitenden Artillerie umritten. Alles, was vom Feind sich in der Stadt befand, mußte sich ergeben.

Während dessen erneuerte sich doch an einigen Stellen, und namentlich südlich von der Standt, an dem Damme der Eisenbahn der feindliche Widerstand. Hier boten die Oesterreicher noch einmal die höchste Kraft auf, das Streitobject zu behaupten oder eigentlich wieder zu gewinnen. Allein sie konnten keine Artillerie mehr gehörig verwendbar machen, die Infanterie war in zu großen Nachtheilen gegen die Zündnadelgewehre des Feindes und die Cavalerie konnte bei der Verwirrung und dem schlechten Terrain nicht planmäßig verwendet werden. Annäherungshindernisse, z. B. Barrikaden und Durchstiche rc. anzubringen, wurde, da es die Verwirrung nur vermehrte, zum Unheil versucht. Die Verluste der Oesterreicher an Todten und Gefangenen vermehrten sich grausenerregend, so daß Erzherzog Leopold etwas Besseres nicht mehr thun zu können glaubte, als den Rückzug zu befehlen. Hinter Skalitz wurde der Kampf nur noch eine kurze Zeit fortgesetzt zur Deckung dieses Rückzugs, der sich nun in großer Unordnung auf der Heerstraße gegen Jaromierz hinwälzte.

Erzherzog Leopold hatte gehofft dem österreichischen Kriegsunglück eine Wendung zu geben, er hatte deshalb eine weit überlegene Macht aufgewendet und in der That mit anerkennenswerthem Scharfsinn seine Position gewählt. Seine Täuschung wirkte niederschmetternd auf ihn ein und er zog sich sofort von dem Dienste zurück. Bereits am folgenden Tage zeigte der Oberbefehlshaber von Benedeck Folgendes an:

„Erzherzog Leopold, mit Nierenleiden ernstlich erkrankt; ich habe ihn ersucht, nach Pardubitz abzureisen und sich einige Zeit zu pflegen und zu schonen. Commando des achten Armeecorps übernimmt der Generalmajor Weber. Erzherzog Leopold hat in der gestrigen Affaire bei Skalitz das Commando mit eben so großer Umsicht als Bravour geführt.“

Eine weitere Verfolgung des Feindes war dem General von Steinmetz durch die Umstände verboten. Er hatte drei österreichische Armeecorps vor sich und eins (10.) in seiner rechten Flanke. Er konnte und durfte daher nicht anders als in Verbindung mit dem anderen Corps der Armee des Kro prinzen vorwärts gehen, wenn er sich nicht gefährden und den allgemeinen Plan stören wollte. Das rettete die Oesterreicher hinter Skalitz noch von großen Verlusten.

Ihre Verluste waren ohnehin schon arg genug. Abgesehen von dem gefährlichen Derangement des sechsten und achten Armeecorps, hatten sie hier wieder 3000 Gefangene, eben so viel Todte und Verwundete, den Verl st von acht Geschützen, zwei Fahnen und einer ungeheuren Masse von Armaturstücken und Heergeräthen zu beklagen. Die Menge der Todten und die Beute waren so groß, daß trotz den umfänglichsten Anstalten die Beerdigung und Aufnehmung derselben bis zum nächsten Tage Mittags nicht beendet, sondern dem nachrückenden Reservecorps (v. Mutius) überlassen werden mußte.

Bei Beerdigung der feindlichen Todten fand man auch den Generalmajor von Fragner, den Führer der ersten Brigade des achten österreichischen Corps. Als man, wie das zu geschehen pflegt, ihn untersuchte, fand man in seiner Tasche eine gedruckte Proclamation Benedecks an die Bewohner der preußischen Länder. Diese Proclamation, welche Benedeck bei seinem nur zu gewiß vorausgesetzten Einmarsch in Preußen hatte verbreiten lassen wollen, lautete wie folgt:

„Ein Theil der unter meinem Befehle stehenden K. K. Truppen ist auf preußischem Boden. An das Volk und die Behörden richte ich somit das Wort; will — ehrlich und offen — daß Alle wissen, woran sie mit mir und den K. K. Truppen sind. Vor allen ist es der allerhöchste Wille des Kaisers, meines erhabenen Herrn, daß das Recht gewährt, die Gerechtigkeit geschützt und die Last des Krieges auch dem Feindeslande möglichst wenig drückend gemacht werde. Diesem allerhöchsten Befehle werde ich mit Freuden nachkommen; trage im Herzen weder Haß noch Vorurtheile gegen Preußens Volk; meine Soldatenstrenge gilt nur Jenen, die der kaiserlichen Armee feindlich entgegen treten. Es werden die K. K. Truppen ihre altbewährte Disciplin und Manneszucht beobachten. Niemand wird in seinem Eigenthum oder an seiner Person gekränkt werden. Die königlichen Justizbehörden mögen unangefochten ihren Amtspflichten obliegen, damit — zumal Privatrechte — in ihrem Zuge nicht gehemmt werden — Industrie, Handel und Gewerbe nicht ohne Noth die Drangsale des Krieges noch schwerer empfinden.

Wer immer eine begründete Klage oder Beschwerde vorzubringen hat, wird bei mir oder bei meinen Unterbefehlshabern stets ehrliches und wohlwollendes Gehör und die im Bereiche der Möglichkeit liegende Abhilfe finden. Dagegen fordere ich, daß sich Jedermann ruhig verhalte, seinen friedlichen Beschäftigungen nachgehe und sich ohne Groll und Widerstand der eisernen Nothwendigkeit beuge, die das Kriegsloos verhängt. Ich werde in meinem Machtbereiche keine Ausschreitungen dulden, mögen solche gegen die K. K. Armee oder gegen einzelne Personen gerichtet sein.

I. Spione, Aufrührer gegen die mir von meinem Kaiserlichen Herrn anvertraute Macht, und Falschwerber, werden standrechtlich erschossen. —

II. Wer an Munitions-, Nahrungs- oder sonstigen Vorräthen der K. K. Armee Feuer anlegt, wird mit dem Tode des Erschießens bestraft. —

III. Wer sich mit der Streitkraft des Feindes in Einverständniß einläßt, oder was immer für einer Unterlassung oder Handlung schuldig macht, um der K. K. Armee oder deren Alliirten einen Nachtheil, dem Feinde aber einen Vortheil zuzutragen, wird mit schwerem Kerker von zehn bis zwanzig Jahren bestraft. —

IV. Wer sich einen Angriff gegen die persönliche Sicherheit eines Individuums der K. K. Armee erlauben sollte, wer die Verpflegung der K. K. Armee hindert, oder die anbefohlenen Lieferungen, dann sonstige Leistungen für die Armee, oder die ihm aufgetragene Verlautbarung der Kundmachungen der K. K. Befehlshaber unterläßt, oder zu einer dieser Handlungen aufreizt; ferner wer Individuen aus dem Stande oder dem Gefolge des Königlich preußischen Heeres den K. K. Truppen nicht anzeigt, sondern heimlich beherbergt, wird mit Kerker von sechs Monaten bis zu fünf Jahren, nach Umständen noch strenger bestraft. —

V. Acte des Ungehorsams oder der Widerspenstigkeit, welche sich ganze Gemeinden oder Bezirke zu Schulden kommen lassen sollten, werden mit aller Strenge bestraft. —

VI. Bei Ausschreitungen der Presse tritt jedenfalls auch die sogleiche Suspensation des Erscheinens der Zeitung ein. Ueberhaupt warne ich hiermit Jedermann vor Ungehorsam und Feindseligkeit, welcher Art immer, gegen die K. K. Truppen; ich werde stets rasch und mit eiserner Hand zu ahnden wissen, und sind die mir unterstehenden K. K. Befehlshaber und Militairgerichte vom

Tage dieser Kundmachung — vorkommenden Falls — mit der Untersuchung und Aburtheilung, so wie mit dem unmittelbaren Strafvollzuge beauftragt.

Möge es dazu nicht kommen, möge das Volk Preußens mit ernster Besonnenheit und edler Haltung bemüht sein, das Schicksal seines Vaterlandes nicht zu verschlimmern und ich bekenne es laut und gern — wenn ich nicht gezwungen werde, meine eiserne Hand darauf lasten zu lassen, so soll Niemand glücklicher darüber sein als ich

Der Commandant der K. K. österr. Nord-Armee
Benedeck."

Die traurigen Erfolge der Kriegführung des Herrn von Benedeck haben diese „Kundmachung" zu einer wahren Curiosität und seine eiserne Hand über Preußens Volke zu einer schlimmen Lächerlichkeit gemacht. Er mußte es für ein wahres Ehrenunglück halten, daß der Zufall diese Proclamation an die Oeffentlichkeit gebracht hatte. Allein von Benedeck ist ein Mann von österreichischem Charakter, und man möge es diesem Charakter zuschreiben, daß auch er die Rechnung ohne den Wirth machte. Oesterreich ist ja das Land des Scheins, der Täuschungen, des Lügens und Selbstbelügens, des Ueberschätzens und der Schwäche. Wer möchte daher des Ritters v. Benedeck Proclamation anstaunen? Aber wie hätte auch Preußen Benedecks „eiserne Hand" fürchten können, da der Genius seiner gebildeten Generale und Armee an Böhmens Bergen Wache hielt?

Doch ein anderes Gesichtsfeld öffnen die preußischen Proclamationen an die Völker der feindlichen Staaten im Vergleiche mit dieser österreichischen Bramarbassiade des Ritters v. Benedeck. Nicht nur in Hannover, Sachsen, Hessen, sondern auch in Böhmen unterschied die preußische Proclamation streng das Volk als ein ganz neutrales Wesen von der kriegführenden Regierung, versprach Schonung in jeder Hinsicht und äußerte sich in einer Milde, die das Gebot der höchsten Humanität in größerem Maßstabe nicht gefordert haben würde. Humanität ist Bildung, Bildung ist Macht. Und deren entbehrte Oesterreich wie vor hundert Jahren heute noch, das bewies Benedecks Proclamation, und nicht bloß diese, sondern auch seine erste Proclamation an das österreichische Heer, welche, da sie einmal mitgetheilt war, nur noch erfolglos unterdrückt werden konnte. Um sich den Krieg von 1866 aus seinen moralischen Elementen, aus seiner Tiefe und Höhe zu erklären, sind die Bildung und Intention der Oberbefehlshaber von größter Bedeutung. Darum scheint es angemessen, hier, wo die Gelegenheit dazu auffordert, auch diese erste Proclamation Benedecks an das Heer unverkürzt zu geben:

„Olmütz, 17. Juni 1866.

Soldaten! Se. Majestät der Kaiser verkündet heute seinen getreuen Unterthanen, daß alle seine Anstrengungen zur Erhaltung des Friedens vergeblich waren und daß er sich genöthigt sieht, den Degen zu ergreifen für die Ehre, die Unabhängigkeit und die Macht Oesterreichs und seiner Verbündeten. Die Ungewißheit, welche auf uns lastete, hat damit aufgehört und unsere Soldatenherzen können freier schlagen. Unser huldvoller Kriegsherr ruft uns zu den Waffen. Voll Vertrauen auf Gott ziehen wir in einen gerechten und heiligen Krieg. Wohlan denn, Soldaten, unsere größere Aufgabe beginnt, von nah und fern seid Ihr, Deutsche, Ungarn, Slaven und Italiener, herbeigeeilt, um Euch mit freudiger Ergebenheit unter des Kaisers Fahnen zu reihen. Sie sind von Neuem entfaltet; sie rufen Euch in den Kampf für das gute Recht des Kaisers, für die heiligsten Interessen Oesterreichs, für das höchste Wohl unseres Vaterlandes. Diese Fahnen werdet Ihr fest und hochhalten und mit der Hilfe Gottes ruhmvoll zum Siege tragen. Auf denn, zu den Waffen! Was ich Euch bin, Soldaten, was ich für Euch fühle, was ich von Euch fordere und erwarte, wißt Ihr! Möge denn ein Jeder von ganzem Herzen und mit allen seinen Kräften durch frohen Muth und Todesverachtung das Vertrauen unseres vielgeliebten und vielgeprüften Kaisers und Herrn rechtfertigen, damit ich Euch bald freudig zurufen kann: „Ihr habt Euch tapfer geführt, wie es den Kindern Oesterreichs ziemte. Das Vaterland ist stolz auf Euch, der Kaiser ist mit Euch zufrieden.“ —

Soldaten! wir stehen am Vorabende ernster und blutiger Ereignisse. Ihr seid, wie im Jahre 1859, zahlreich und muthig um unser Banner geschaart! Soldaten! es gilt vor den Augen der Welt die Scharten von damals wieder auszuwetzen; es gilt einen übermüthigen und gewissenlosen Feind auf das Nachdrücklichste zu züchtigen! Ich hege das größte Vertrauen, daß Ihr Euch Eurer Aufgaben vollkommen bewußt und auch gewachsen zeigen werdet; schenkt auch mir dasselbe Vertrauen, und seid versichert, daß von meiner Seite alles aufgeboten werden wird, den Feldzug zu einem schnellen und glorreichen Ende zu führen. — Wir stehen einer Streitmacht gegenüber, die aus zwei Hälften zusammen gesetzt ist: Linie und Landwehr. Erstere bilden lauter junge Leute, die, weder an Strapazen noch Entbehrungen gewöhnt, niemals eine bedeutende Campagne mitgemacht haben.

Letztere besteht aus höchst unzuverlässigen mißvergnügten Elementen, die lieber die eigene mißliebige Regierung stürzen, als gegen uns kämpfen möchten.

Der Feind hat in Folge langer Friedensjahre auch nicht einen einzigen General, der Gelegenheit gehabt hätte sich auf dem Schlachtfelde heranzubilden. — Veteranen vom Mincio und von Palestro, ich denke, Ihr werdet unter Euren alten, bewährten Führern es Euch zur besonderen Ehre anrechnen, einem solchen Gegner auch nicht den leisesten Vortheil zu gestatten.

Am Tage der Schlacht wird die Infanterie die leichten Feldmützen aufsetzen und sämmtliches Gepäck ablegen, um sich mit der größten Leichtigkeit und Schnelligkeit auf den schwer bepackten Feind werfen zu können. — Jeder Soldat wird seine Feldflasche, mit Wein und Wasser gemischt, gefüllt erhalten, so wie eine leicht zu tragende Ration von Fleisch und Brod. — Die Offiziere legen ihre breiten Schärpen, so wie alle den Rang leicht erkenntlich machenden unnöthigen Abzeichen während des Gefechtes ab. Jeder Mann, ohne Unterschied auf Stellung, wird, sofern er sich auf dem Schlachtfelde auszeichnet, sofort avanciren. Sämmtliche Musikbanden haben hinter der Fronte geeignete Stellungen einzunehmen und uns zu dem Waffentanze unsere alten Heldenmärsche aufzuspielen.

Der Feind prahlt seit langer Zeit mit seinem schnellen Kleingewehrfeuer; aber Leute, ich denke, das soll ihm wenig Nutzen bringen; wir werden ihm wahrscheinlich dazu keine Zeit lassen, sondern ungesäumt ihm mit Bayonnet und Kolben auf den Leib gehen. — Sobald mit Gottes Hilfe der Gegner geschlagen und zum Rückzuge gezwungen sein wird, werden wir ihm auf dem Fuße verfolgen, und Ihr werdet in Feindeslande Euch ausrasten und diejenigen Erholungen im reichlichsten Maße in Anspruch nehmen, die sich eine siegreiche heldenmüthige Armee mit vollstem Rechte verdient haben wird."

Hätte ein gemeiner Dragoner diese Proclamation erlassen, so würde die Kritik gern schweigen, aber als ein Werk des Ritters von Benedeck läßt sie Bescheidenheit, Bildung, Noblesse, Wissenschaft, Geist und alle Eigenschaften vermissen, ohne die man sich einen großen Feldherrn nicht denken kann. Ihre Niedrigkeit in Geschmack und Gesinnung macht sie widerwärtig, ihre geistige Gehaltlosigkeit lächerlich. Hätte der Kaiser sie einem preußischen

Gymnasiasten zur Prüfung übergeben, so würde dieser gesagt haben: „Sire, Sie täuschen sich in Ihrem Oberfeldherrn, der ist kein Genie, wie Sie eins den Generalen Preußens gegenüber nur zu nöthig haben." Und die Folge zeigte ja, daß sich Oesterreich auch in der Wahl seines Feldherrn als das Land der Täuschungen bewährt hat.

Nach der Schlacht bei Skalitz, die den Preußen große Opfer kostete, da sie nicht nur gegen einen sehr überlegenen, sondern auch gegen einen trefflich postirten Feind fochten, mußte General v. Steinmetz darauf denken, sich nun vollends den Weg nach Gradlitz frei zu machen, wenn er die Verbindung mit dem ihm zur Rechten stehenden Gardecorps gewinnen wollte. Da er den Feind nicht sogleich hatte verfolgen können, hatte sich derselbe bei Trebesow, wo die Heerstraße sich nach Gradlitz abzweigt, neu gesetzt, und es kostete daher der Marsch nach Gradlitz noch einen Kampf.

42.

Gefechte von Miskoles und Schweinschädel.

Die österreichischen Armeecorps Ramming und Erzherzog Leopold (sechstes und achtes) hatten in den Schlachten von Nachod und Skalitz so sehr gelitten, daß ihre Commandeurs bei Benedeck auf Zurückziehung und Reorganisirung derselben antrugen. Der Feldherr, dem Selbstständigkeit mangelte, war immer gern bereit zu thun, was seine Generale forderten, weil er sich auf diese mehr als auf sich selbst verließ.

So zog er denn nach der Schlacht von Skalitz jene beiden Corps zurück und auf ihre Stelle bei Trebesow das vierte Armeecorps Festetics vor. Er erwog nicht, daß derartige Dislocation zur Zeit des Kampfes sehr gefährlich sind. Hätten die preußischen Corps nach jedem größeren Verluste abgelöst werden wollen, wie würden sie wohl den Feldzug fertig gebracht haben?

Doch Festetics besetzte Trebesow und schob starke Artillerieposten auf der nach Praußnitz führenden Straße bis Chwalkowiéz hinaus, um eine Umgehung seines linken Flügels zu hindern. Das Dorf Schweinschädel besetzte er aber stark, um zur Rechten das Aupathal zu sperren.

Obschon der 29. Juni zum Rasttage des freilich sehr ermüdeten fünften preußischen Armeecorps bestimmt war, befahl doch General von Steinmetz

den Abmarsch auf Mittag 12 Uhr für sein fünftes Corps, für das bereits nachgelangte Reservecorps (Mutius) wegen Ermüdung der Mannschaften auf einige Stunden später.

Die Absicht des Generals v. Steinmetz war, die Straße von Gradlitz womöglich ohne Kampf zu gewinnen, damit noch an demselben Tage die Vereinigung mit dem Gardecorps bewerkstelligt werde.

Zu diesem Zwecke sollten eine Infanteriebrigade, zwei Jägercompagnien, ein Ulanenregiment und zwei Batterien als Avantgarde vom Generallieutenant v. Kirchbach von Skalitz aus direct über Miskoles nach Chwalkowiéz geführt werden. Dieser Avantgarde hatten als Gros eine Division, eine Brigade und die Reserveartillerie unter dem Commando des Generalmajors von Löwenfeldt zu folgen. Zur Linken aber auf der skalitz-jaromierzer Straße sollten eine Infanteriebrigade und die Gardecavaleriebrigade, die sich am vorigen Tage attachirt hatte, unter dem Befehle des Generals von Wittich vorrücken und die von Trebesow abgezweigte Straße auf Chwalkowiéz einschlagen.

Als die Avantgarde bei Miskoles anlangte, spieen ihr von den Bergen mehre österreichische Batterien eine gewaltige Kugelsaat entgegen, um ihr den Eintritt in die gradlitzer Straße bei Chwalkowiéz zu wehren. Das waren die links abgeschobenen Artillerieposten des Feldmarschalllieutenants Festetics.

Das Terrain war für den Angriff äußerst schwierig und es konnte nur mit Infanterie in kleinen Massen operirt werden. Das sechste preußische Grenadierregiment, ging nun, aufgelöst in Halbbataillone und zu zwei Angriffslinien formirt, mit möglichster Deckung vor, bekam die Batterien nach einem sehr mühseligen Avanciren in einem durchschluchteten Walde schußrecht und vertrieb sie aus ihren Positionen.

Inzwischen war auch der Kampf bei Trebesow entbrannt und General von Kirchbach hörte deutlich den Kanonendonner. Da er nun bei Miskoles nicht mehr festgehalten war und aus allem, was er hier überschauen konnte, erkannte, daß die Hauptmacht der Oesterreicher bei Trebesow vereinigt war, zögerte er keinen Augenblick dem General Willich zu Hilfe zu eilen und dergestalt von hieraus die Straße frei zu machen.

Gegen drei Uhr hatte sich das Gefecht entsponnen. Festetics operirte mit vier Brigaden (Erzherzog Joseph, Pöck, Fleischhacker und Brandenstein); wogegen General von Willich vom General von Steinmetz auf das Genügendste unterstützt wurde.

Von Anfang an neigte sich die Entscheidung zu Gunsten der Preußen. Während des Kampfes griffen nun plötzlich die vom General Kirchbach gesendeten Hilfstruppen, zwei Halbbataillone (von Bronikowski und von

Taddeu) und Jäger, das im Rücken der österreichischen Linie liegende starkbesetzte Dorf Schweinschädel an. Hier flog ihnen eine Fluth von Granaten entgegen und es fielen gleich bei diesem Angriffe die Majors von Grolmann und Webern und Hauptmann Jäckel schwer verwundet.

Allein das Dorf wurde erstürmt und die Besatzung größtentheils gefangen gemacht. Unter den Gefangenen befanden sich viele Ungarn, und diese übergaben mit wahrer Herzensfröhlichkeit ihre Flinten, als wenn es ihnen eine wahre Lust sei, zu beweisen, daß „der eine Gedanke von der Zusammengehörigkeit aller Völker des Kaiserstaates“ eine große Täuschung der kaiserlichen Proclamation sei.

Während dessen war auch das hinter Schweinschädel liegende Dorf Sebuk von den Preußen genommen worden, und der Rückzugsweg der Oesterreicher dadurch ernstlich bedroht. Unter diesen Umständen ging Festetics Abends sieben Uhr eilend zurück nach Josephstadt. Er hatte von den Preußen bis über Dolan hinaus ein Flankenfeuer auszuhalten und verlor dabei immer noch viele Leute.

Der Weg nach Gradlitz war nun geöffnet, und General von Steinmetz erreichte dieses Ziel, fernerhin unangefochten, lange nach Mitternacht.

43.

Beschießung des Lagers von Gradlitz.

Wie erwähnt, hatte General Steinmetz in der ersten Nachtstunde des 30. Juni die Gegend von Gradlitz erreicht und hier ein Bivouak bezogen. Josephstadt, wo sich das Hauptquartier des österreichischen Feldherrn Ritters von Benedeck befand, ist von Gradlitz nur einige Stunden entfernt und die vorgeschobenen österreichischen Truppen konnten daher sehr gut den Marsch des Generals von Steinmetz beobachten.

Von Truppen, welche vorausgegangen waren, war bereits bei Gradlitz am Nachmittag das Lager arrangirt worden und man konnte annehmen, daß dieses das nächste Ziel der gesammten preußischen Truppen sein werde, welche durch den Paß von Nachod in das Land gedrungen waren. Am Spätabend traf wirklich auch die Avantgarde des Generals von Steinmetz in diesem Lager ein und nach den Kämpfen von Trebisow, Schweinschädel und Zebuk sah man alle Theile dieser Truppen den Weg nach Gradlitz eingehen.

Das Lager von Gradlitz befand sich in einem Thale. Der Ort war nicht gut gewählt. Beträchtliche Höhen auf der Seite von Josephstadt, beherrschten den tiefen Raum, insbesondere die Höhen nördlich von Wölsdorf, welche in Fronte und Rücken durch dichte Waldungen vor einem Angriffe gesichert sind.

Sobald der Generalquartiermeister von Hennickstein über die Lage des Lagers von Gradlitz nähern Bericht erhalten, ordnete er eine Beschießung desselben an, und da die Flugbahn von der Batterieposition auf den Höhen bis zum Lagerterrain im Thale zu groß für Feldgeschütze war, ordnete Herr von Hennickstein Batterien von Festungsgeschützen an. So wurden nun noch am Abend des 29. Juni mit nicht geringer Mühe Festungsgeschütze von Josephstadt auf die Höhen von Gradlitz, Sölney und Wölsdorf gebracht. Kaum waren die letzten Truppen des Generals v. Steinmetz eingerückt (drei Uhr), kaum zeigte sich der erste Strahl der Morgensonne des 30. Juni, als diese Batterien auf das preußische Lager ein durchaus nicht unbedeutendes Feuer eröffneten. Die Oesterreicher schossen nur mit Granaten und erreichten ihr Ziel vortrefflich, allein der Boden war vom Regen erweicht, die Geschütze lagen auf beträchtlicher Höhe, und die bedeutende Länge der Flugbahn erhöhte das Gewicht der Geschosse dergestalt, daß sie bis zu zwei Ellen tief in den Erdboden einschlugen und wirkungslos verpufften.

War dergestalt auch die Gefahr der Mannschaften sehr gering, so mußte doch eine Verlegung derselben stattfinden, die indessen durchaus nicht derangirte. Daher behauptete General von Steinmetz seine Stellung, ohne sich viel um das unschädliche Bombardement zu kümmern. Es lag ihm daran, vor allem seine Verbindung mit den andern Corps der Armee des Kronprinzen zu bewerkstelligen. Der Feind konnte ignorirt werden, da er einen ernsten Angriff nicht wagen konnte. Das Feuer der Oesterreicher ließ gegen sieben Uhr Morgens nach, ohne Frage, weil man die Wirkungslosigkeit desselben wahrgenommen hatte. Im Grunde hatten sich die Oesterreicher selbst mehr Schaden gethan, als ihren Feinden, denn ihre Granaten hatten Gradlitz in Brand gesetzt. Sobald die österreichischen Geschütze schwiegen, schwiegen auch die preußischen, die eigentlich nur aus Galanterie geantwortet hatten.

Inzwischen war die Nachricht eingegangen, daß das Gardecorps bereits am Nachmittag des vorangegangenen Tages Königinhof erreicht und es genommen habe. Um Verbindung mit diesem sogleich zu fassen, schickte von Steinmetz zwei Colonnen Infanterie gegen die Elbe in der Richtung von Rettendorf vor. Diese Truppenbewegung hatte aber auch den Zweck, die österreichischen Batterien für ihren Rücken besorgt zu machen.

Diese Bewegung auf preußischer Seite war nach drei Uhr Nachmittags nicht sobald beobachtet worden, als die österreichischen Batterien ein infernales Feuer auf die verschiednen preußischen Colonnen entluden. Doch konnte diesen dadurch so gut wie kein Schade beigebracht werden.

Da indessen die Absicht dieser preußischen Infanterie für die österreichischen Standbatterien für bedrohlich gehalten werden durfte, so ließ Benedeck zu deren Deckung noch beträchtliche Mannschaften der Brigaden Prinz Wilhelm von Würtemberg und von Saffran vorrücken.

Zwischen diesen Truppen und den marschirenden preußischen kam es zu einigen kräftigen Zusammenstößen, bei denen jene österreichischen Positionsbatterien donnernd mitzusprechen nicht versäumten. Allein das 6. und 46. preußische Infanterieregiment (Brigade Tiedemann von der Division Kirchbach) fingen jeden Angriff auf, um ihn sofort abzuweisen, und während dessen nahmen sowohl von Königinhof als von Gradlitz her die Garde und Truppen des fünften Armeecorps Stellung zwischen Gradlitz und Königinhof.

Zwar fanden nun noch einige Scharmützel statt, doch ohne Bedeutung, und als die österreichischen Truppen sahen, daß ihre Anstrengung keinen Zweck habe, zogen sie sich auf Josephstadt zurück. Ihre Batterien waren schon vor Einbruch des Abends zurückgezogen.

Einen vernünftigen Zweck hatte österreichischer Seits überhaupt die ganze Operation nicht, da bereits am vorher gegangenen Tage Koniginhof von der Garde genommen war und nun die Verbindung des Gardecorps mit dem fünften und sechsten preußischen Armeecorps nur noch mit Aufwand einer sehr beträchtlichen Macht verhindert werden konnte. Was also, darf man fragen, sollte die Störung des steinmetz'schen Bivouaks durch einige Batterien. Diese Beunruhigung konnte doch nur dazu führen, daß General von Steinmetz desto schneller seinen Zweck zu erreichen suchte, an dem ihn Niemand hindern konnte. Statt der nutzlos kleinlichen Angriffe würde von Benedeck wohler gethan haben sich auf die sichtbar bevorstehenden Ereignisse besser vorzubereiten.

44.

Das Treffen von Trautenau.

Dergestalt hatte nun der äußerste linke Flügel des preußischen Heeres diejenige Stellung am 30. Juni gewonnen, die er planmäßig dann haben mußte, wenn die Hauptaction ausgeführt werden sollte. In eine gleiche Stellung einzurücken war auch dem ersten preußischen Armeecorps und dem Corps der Garde ohne harte Kämpfe nicht möglich gewesen.

Das erste Corps war, zu gleicher Zeit wie das Garde-, fünfte und sechste Corps aufgebrochen. Es erstieg von Liebau aus gegen Goldenöls das Gebirge, dessen Kamm bereits am 26. Juni von der Avantgarde erreicht wurde, und rückte nun, nirgends Widerstand findend, auf Trautenau los.

Wie bereits erwähnt, war der Paß von Goldenöls und Trautenau das Object des zehnten österreichischen Armeecorps (Gablenz), welches mit beträchtlicher Verstärkung über Pilnikau und Burgersdorf, also auf zwei Straßen, in diese weit vorgeschobene Stellung geführt worden war. Es stand gegenwärtig unmittelbar vor Trautenau, die pilnikauer und burgersdorf-gradlitzer Straße sperrend, ein Theil seiner Avantgarde lag in Trautenau versteckt.

Wenn wir der früher angegebenen Stellung des österreichischen Corps gedenken, finden wir, daß das weite Vorschieben dieses österreichischen Corps gegen Norden, da der Feind mehr von Osten in das Land hereinbrach, ein äußerst kühnes, vielleicht unverständiges war. Das erwies sich denn auch in der gänzlichen Zersprengung, die dieses Corps erlitt, obschon dasselbe das Glück hatte, sich rühmen zu dürfen, allein unter allen österreichischen Corps Lorbeeren — freilich nur zu flüchtige — gepflückt zu haben.

Denn nachdem es an dem einen Tage einen Sieg errungen, wurde es schon am anderen so gut wie vernichtet, und eben das zeigte, wie unverständig die Ordre Benedecks sein mußte, die ihm befahl außer Verbindung sich einem feindlichen Corps entgegen zu werfen, während ein zweites feindliches Corps (erste preußische Gardedivision) ihm auf die Flanke marschirte.

Kaum hatte Feldmarschalllieutenant von Gablenz durch die Rapporte seiner Patrouillen erfahren, daß die preußische Colonne in raschem Marsche heranziehe, als er die größern Massen seiner Avantgarde auf die südlich von Trautenau gelegenen Höhen zog, starke Artilleriepositionen einnehmen ließ und denen von seinem Gros Deckung gab.

Feldmarschalllieutenant von Gablenz unternahm hier dasselbe, was bei

Wisokow geschah. Die Straße von Turnau war die einzige, welche vom ersten preußischen Corps benutzt werden konnte. Die Terrains zur Seite, von zerrissenen waldigen Höhen erfüllt, gestatten Truppen keinen Durchgang, und dergestalt war die Straße von Turnau als ein Gebirgspaß und Turnau als die Mündung desselben zu betrachten.

Feldmarschalllieutenant von Gablenz hatte die Aufgabe, den Feind aus diesem Passe nicht herauskommen zu lassen. Was dadurch Vernünftiges bezweckt werden sollte, hätte der Generalquartiermeister von Hennickstein schwerlich erklären können. Hatte man den Feind einmal bis hierher durchs Gebirge kommen lassen, konnte man doch verständiger Weise nicht glauben, ihn wieder hinaus zu werfen, da die Oesterreicher gewiß nicht wagen mochten, ihm ins Gebirge zu folgen, wo alle Vortheile auf Seite des in der Defensive begriffenen Feindes waren. Konnte man aber den Feind nicht durchs Gebirge zurückwerfen, konnte er begreiflicher Weise aber auch im Gebirge nicht bleiben, so mußte er mit jedem Opfer daraus hervorzubrechen suchen und sich den Sieg auf diese oder jene Weise erzwingen. Wozu also, durfte man fragen, der Angriff auf ihn hier, anstatt am anderen, Preußen zugekehrten Gebirgsfuße?

Erst als Trautenau in der Ferne sichtbar wurde, erblickte die preußische Avantgarde österreichische Posten. Sie zogen sich nach einigen nutzlosen Flintenschüssen auf Trautenau zurück. General von Bonin zögerte nun nicht sich des Seitenterrains nach Möglichkeit zu versichern und ließ die Avantgarde vorsichtig gegen Trautenau anrücken.

Es ließ sich vor der Stadt kein Feind blicken. Die Tête der preußischen Avantgarde (ein Bataillon Infanterie) rückte in die nördliche Vorstadt ein, und dem Führer derselben wurde hier von dem Bürgermeister (Dr. Roth) und einigen Begleitern mit ganz außerordentlicher Höflichkeit begegnet. Derselbe versicherte, daß von der kaiserlichen Armee durchaus nichts vorhanden sei. Wenngleich die vor Trautenau getroffenen österreichischen Posten diese Aussage sehr in Zweifel setzten, so wußte sich doch die glatte Rede des Dr. Roth und seiner Begleiter Glauben zu verschaffen, so daß nun zwei Schwadronen Dragoner und zwei Bataillone Infanterie einrückten. Aber kaum waren diese Cavaleristen passirt, als aus allen Häusern der Stadt auf diese Infanterie, die auf dem Marktplatze Halt machte, ein wüthendes Feuer eröffnet wurde. Um hier nicht wie Schlachtvieh nieder gemacht zu werden, drängten sich die preußischen Soldaten, der Schußlinie weichend, an die Häuser. Allein auch hier fanden die verrathenen Leute keine Sicherheit, da sie nun aus den Fenstern der Häuser, ja selbst vom Kirchthurm und Dach der Kirche, mit siedendem Wasser, ätzenden Stoffen, Dachziegeln,

Balken und dergleichen überschüttet wurden. Und diese Verrätherei wurde zu gleichen Theilen von Militair und Bürgerschaft ausgeführt. Die Bürgerschaft war durch die Behörde zu diesem Verhalten nicht bloß angeregt, sondern genöthigt worden, und selbst der Bürgermeister, der die preußischen Soldaten durch eine Einladung zu leiblichem Genusse auf den Ort des Gemetzels lockte, mag nicht freiwillig gehandelt haben, wie leidenschaftlich er sich auch in seinem Eifer geberdete.

Die Lage der preußischen Soldaten war sehr schwierig. Auf dem Marktplatze hagelten von allen Seiten die Kugeln auf sie ein, an den Häusern trafen sie Ströme kochenden Wassers, sogar von Frauenhand zubereitet und herabgeschüttet, vorwärts und rückwärts waren enge Straßen zu passiren, deren Fenster allenthalben lauernde Flinten blicken ließen.

Unter diesen Umständen wurden reitende Ordonnanzen nach dem Gros der Avantgarde, welches vor der Stadt stand, geschickt, und nun drang von außen Infanterie ein, brach durch die Gehöfte in die Häuser und metzelte natürlich die in denselben befindlichen Leute mit sehr geringer Rücksicht nieder. Eine andere Handlungsweise war auch nicht übrig geblieben. Man erbrach überall die Verstecke, holte die Verräther hervor oder schoß sie da nieder, wo man sie betroffen, und überwältigte auf diese Weise den ebenso nichtswürdigen als unverständigen Widerstand von Trautenau. Was konnte es nützen einige preußische Compagnien hier meuchlings zu vernichten, wo 24,000 Mann auf dem Fuße folgten? War es Wahnsinn der Regierung oder war es Wahnsinn der freilich nur zu oft in ihrer Glaubensleidenschaft wahnsinnigen katholischen Geistlichen, Wahnsinn war es immer, der diese kleine offene machtlose Stadt zu solchem Verhalten bewogen hatte. Es ist begreiflich, daß sie sich dadurch selbst ein schweres Loos bereitete. Nicht nur wurde eine Anzahl Bürger, darunter der Bürgermeister und seine thätigsten Helfer, in Ketten nach Preußen abgeführt (jedoch nach dem Frieden wieder frei gegeben), sondern man demolirte schonungslos auch viele Häuser, und wo man mit dem Kolben die Thüre nicht öffnen konnte, mußte Feuer nachhelfen, so daß Trautenau um drei Uhr Nachmittags das grauenhafteste Bild der Zerstörung zeigte.

Inzwischen war die Avantgarde durch die Stadt gerückt und hinter derselben mit den österreichischen Truppen in einen sehr heftigen Kampf gerathen. Die Preußen hatten fast gar keine Deckung, allein die Ueberlegenheit ihres Zündnadelgewehrs nöthigte sehr bald die österreichischen Bataillone zum Weichen und es wurde mit dem Vorrücken gegen die Höhen hinter Trautenau günstigeres Terrain gewonnen. Man konnte eine Schlachtordnung bilden und mit Batterien wirken, und auch Cavalerie ins Gefecht ziehen.

Allein viel günstigeres Terrain hatten die Oesterreicher, auf deren Seite noch dauernd die Anhöhe blieb, und die von ihrem Befehlshaber v. Gablenz mit immer neuen Kräften unterstützt wurden. Dergestalt mußten sich die preußischen Vortruppen jeden Schritt Terrain erkämpfen.

Inzwischen war das Gros des ersten Armeecorps durch Trautenau gelangt. Es entwickelte sich gegen Schömberg hin, welcher Ort bereits von der Avantgarde genommen war. Nun rückte diese, die bereits beträchtlich gelitten hatte, schnell nach, nahm sie auf, und der Kampf wurde mit neuer Kraft fortgesetzt.

Sehr bald bildete das große Dorf Hohenbruck an der Straße nach Josephstadt das streitige Object. Der Kampf wurde heftig und der Feldmarschalllieutenant von Gablenz glaubte, durch ein glänzendes Cavaleriemanoeuvre die Entwickelung des Feindes hemmen zu können. Er schickte das Dragonerregiment Windischgrätz Nr. 2, welches seit lange in Oesterreich in großem Ansehen stand, auf die preußische Flanke. Allein dieser Cavalerie warf sich sofort das erste preußische Dragonerregiment entgegen, welches einen vollständigen Sieg errang, seinen Feind zersprengte und dergestalt vom Schlachtfelde trieb, daß er an dem Kampfe heute nicht weiter Theil nehmen konnte. Nachdem das preußische Dragonerregiment, welches aus Leuten lithauischen Stammes bestand, durch das österreichische Infanteriefeuer nicht unerheblich beschädigt, zurückgekehrt war, nahm es nach dem Flügel hin eine deckende Stellung und beschleunigte dadurch die Vervollständigung der Schlachtordnung. Die Batterien fanden hier sehr geeignete Stellung und ebenso die Schützen eine Position, aus der hervor sie sehr wirksam arbeiten konnten.

So ging denn auch in den ersten Nachmittagsstunden das Dorf Hohenbruck, jetzt das streitige Object, in preußische Hand über, und auf allen Puncten enstand ein rascher Rückzug der Oesterreicher, obschon dieselben den Preußen um 11,000 Mann überlegen waren. General von Bonin hielt sich des Siegs gewiß, weil alles, was erblickt wurde, den Sieg als schon vorhanden bezeichnete.

Als so die Verhältnisse standen, empfing General von Bonin einen Ordonnanzoffizier des Generallieutenants Freiherrn Hiller von Gärtringen vom Generalstabe, der ihm meldete, daß die erste Gardeinfanteriedivision bereits über Qualisch vorgerückt sei und also in der Richtung auf Eipel die centrale Höhe des Gebirges überstiegen habe. Zwar seien die Truppen nach dem langen und unbequemen Marsche ermüdet; bedürfe indessen General von Bonin der Unterstützung, so stehe General Freiherr von Gärtringen nicht an, sofort vorrücken zu lassen.

Es war ein böses Zusammentreffen, daß diese Meldung beim General

von Bonin zu der Zeit gerade einging, als er sich des Sieges versichert halten durfte. Er erwiederte, daß sein Sieg nicht zweifelhaft zu sein scheine, und wolle daher den Garden ihre ohnehin vielleicht kurze Rast bei Qualisch nicht rauben.

Diesen Bescheid konnte er freilich ohne Bedenken geben, da sich nirgends eine Ueberlegenheit des Feindes kund gegeben hatte, da auch noch durchaus nichts davon sichtbar geworden war, daß der Feldmarschalllieutenant von Gablenz Anstalten getroffen hatte, eine sehr beträchtliche Truppenmasse auf der pilnikauer Straße vorzuschieben und dem Corps des Generals v. Bonin in die rechte Flanke zu setzen.

Es ist hier und da ein Fehler, an einer Stelle der einzige Fehler auf preußischer Seite, genannt worden, daß General von Bonin sich nicht der Straße nach Pilnikau versichert hatte. Aber wie wäre das möglich gewesen, da die Straßen von Pilnikau und Burgersdorf unter einem rechten Winkel auseinander gehen, das Armeecorps daher mit doppelter Fronte hätte operiren und sich trennen müssen, wenn der Erfolg des Kampfes ein rasches Vorgehen gefordert hätte. Zudem konnte man nicht wissen, auf welcher Straße Gablenz seine größere Macht führte und welche Beziehungen er die eine Colonne auf die andere nehmen ließ. Zweifelsohne befand sich General von Bonin auf einem Terrain, wo das Vorrücken gefährlich und der Weg zu einer Falle war. Die Voraussetzung, daß Gablenz nur von einer Seite her operire, war um so natürlicher, als derselbe noch nirgends eine Ueberlegenheit gezeigt hatte, und daher nicht angenommen werden konnte, daß er seine Macht theilen werde. Wenn daher auch General von Bonin sein Corps nicht theilte, sondern concentrirt hielt, so war das jeden Falls ein ganz correctes Verhalten; der Umstand aber, daß Gablenz eine Colonne auf der pilnikauer Straße vorgehen ließ, ein Zufall, der nicht voraus gesehen, und dem eben nur durch einen kurzen und unnachtheiligen Rückzug begegnet werden konnte.

Dieser Fall trat nach vier Uhr ein, bis zu welcher Zeit die preußischen Bataillone in fortdauerndem Avanciren geblieben waren. Feldmarschalllieutenant von Gablenz hatte seine Reserven auf die pilnikauer Straße detachirt. Auf dieser rückten nun dieselben in schnellem Marsche gegen Trautenau vor und gewannen gegen vier Uhr die Flanke der preußischen Schlachtordnung.

General von Bonin konnte nicht wissen, wie stark die Macht war, die ihm diese Diversion machte, und ob sie nicht stark genug sei, ihm seine Rückzugslinie weg zu nehmen. Zunächst mußte er diesem Feinde wenigstens eine Anzahl Truppen entgegen werfen. Es kam sehr bald zum Kampfe. Zwar

gebot nun das preußische Zündnadelgewehr dem Feinde auf dieser Seite Halt, aber bald führte er an der pilnikauer Straße eine entschieden überlegene Artillerie ins Gefecht.

Nicht sobald hatte Gablenz den Erfolg seines Manoeuvres gewahrt, als er seine Truppen auf der burgersdorfer Straße Kehrt machen und mit größter Anstrengung und gewaltigster Artillerieunterstützung gegen Hohenbruck wieder vordringen ließ. Nun hatten die Preußen auf zwei Schlachtfeldern unter sehr gefährlichem Verhältniß gegen eine fühlbare Uebermacht zu kämpfen. Drangen sie auf dem einen vor und nicht zugleich auf dem anderen, so war ihr Rücken bedroht. Drangen sie auf dem einen vor und wurden auf dem anderen zurückgetrieben, so war es noch schlimmer. Zudem entwickelte von Gablenz, sich seines Vortheils bewußt, eine immer größere Macht, indem er Verstärkungen vom vierten österreichischen Armeecorps über Praußnitz an sich zog.

Dies alles erwägend, besonders aber, daß dies durchaus nicht der Ort der Entscheidung sei und jedes hier gebrachte Opfer als nutzlos beklagt werden müsse, beschloß General von Bonin den Rückgang in den Gebirgspaß, wo das Terrain ihn jedenfalls vor jeder weiteren Gefahr sicherte. Ein besonderer Anlaß zu dieser rückgängigen Bewegung war aber auch der Stand der Garden bei Qualisch. Qualisch liegt gegen Trautenau um eine Meile zurück. Bonins Armeecorps gewann daher durch einen Rückgang bis Goldenöls gleiche Fronthöhe mit den Garden, und gingen sie weiter vor, so standen sie seinem Feinde in der Flanke.

Das waren die Gründe, die den General von Bonin zu dem Rückzuge bewogen, der nun gegen fünf Uhr langsam, und nachdem die sehr zahlreichen österreichischen Gefangenen abgeführt waren, angetreten wurde. Vor Einbruch der Dämmerung war eine Meile hinter Trautenau Goldenöls erreicht und hier schlug das erste Armeecorps sein Lager auf, um womöglich mit Aufgang der Sonne frisch wieder vorzurücken.

Feldmarschalllieutenant von Gablenz kannte ohne Frage die Verhältnisse sehr genau und bewies das dadurch, daß er jede ernste Verfolgung des Feindes unterließ. Indessen ließ er, um seine Truppen zu begeistern, dieselben einen Sieg feiern und sendete einen Siegesbericht an den Oberfeldherrn von Benedeck ein.

Dieser, nur zu sehr sich ein so ungewöhntes Glück wünschend, war nur zu sehr geneigt rücksichtslos zu glauben und das Geglaubte zu überschätzen. Das war sehr verhängnißvoll, indem nun Ritter von Benedeck nichts eiliger zu thun hatte als dem Herrn von Gablenz zu befehlen, nun sich zur Rechten zu wenden und ebenso auch das nächste preußische Corps

zu schlagen. Aus diesem Befehle geht hervor, daß Benedeck das bonin'sche Corps für zu Grunde gerichtet gehalten oder gar nicht daran gedacht hat, daß, wenn sich Gablenz nun gegen die Garden wende, von Bonin ihm in der linken Flanke stehen werde. Der folgende Tag schon sollte den Ritter von Benedeck überzeugen, wie schlimm es um seine Einsicht bestellt gewesen war. Das Treffen von Trautenau hatte den Preußen 1400 Mann an Todten und Verwundeten gekostet, den Oesterreichern eine ungefähr gleiche Zahl, die sich jedoch durch die Zahl der verwundet und unverwundet Gefangenen fast verdoppelte. Die Gefangenen, deren besonders in der Stadt Trautenau viele gemacht wurden, hatte General von Bonin ungesäumt nach der Reserve zurückbringen lassen, — um sich ihrer unter allen Umständen versichert zu halten.

45.

Siege des Corps der Garden bei Trautenau, Burgersdorf und Sorr.

Der Bescheid, welchen der General von Bonin der Commandantur der ersten Gardedivision auf das Erbieten der Hilfleistung gegeben, hatte den Prinzen August von Würtemberg, den heldenhaften Commandeur des Gardecorps, veranlaßt, seine erste Division von Qualisch nicht nach Trautenau, sondern nach Eipel zu dirigiren, wo sie spät Abends anlangte. So stand nun am 27. Juni Abends die erste Division der Garden bei Eipel, die zweite Division der Garden, wie schon früher erwähnt, bei Kosteletz, beide von einander etwa ein und eine Viertelmeile entfernt.

Im Bivouak von Eipel empfing der Prinz August von Würtemberg staunend die Mittheilung des Generals von Bonin, daß er nach bereits so gut wie schon errungenem Siege durch die unerwartet entwickelte Uebermacht des vereinigten zehnten und vierten österreichischen Armeecorps in den Gebirgspaß von Goldenöls zurück zu weichen gezwungen worden sei.

Dem Prinzen lag nun zunächst daran das Corps des Generals von Bonin, das die Deckung seines rechten Flügels, und den rechten Flügel der ganzen Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm ausmachte, wieder frei zu machen. Um so mehr erkannte das Prinz August für unübersehbar nothwendig, als seine Stellung bei Eipel bereits eine so vorgerückte war, daß

ein weiteres Avanciren nicht möglich gewesen wäre, so lange General von Bonin im Gebirgspasse fest gehalten war. Dieses Letztere aber zu bewerkstelligen hatte Feldmarschallieutenant von Gablenz noch am Abend des 27. Juni Trautenau und also die Mündung des Gebirgspasses mit einer Brigade besetzt.

Nicht sobald hatte Prinz August von Würtemberg von diesen Verhältnissen Einsicht genommen, als er an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm Rapport erstattete und die Mittheilung machte, daß er durch einen Rechtsabmarsch das gablenz'sche Corps in Angriff zu nehmen, über den Haufen zu werfen und von Bonin dadurch frei zu machen entschlossen sei. Dieser kühne Entschluß lag viel zu sehr im Sinne des Kronprinzen, daß er nicht sofort dessen vollkommenste Zustimmung hätte erhalten sollen.

Nun wurde sofort von Seiten des Prinzen von Würtemberg Anordnung getroffen mit dem Früheſten des folgenden Tages den Plan auszuführen. Auf dem linken Flügel, wo General von Steinmetz im siegreichen Vorrücken geblieben und die Verbindung vollkommen gesichert hatte, hatte sich alles so günstig gestaltet, daß nur das Object der rechten Seite im Auge behalten werden durfte. Der Prinz ordnete daher einfach einen Vormarsch beider Gardedivisionen ostwärts an.

Wenn nun für gewiß gehalten werden mußte, daß Gablenz mit der Fronte nach Norden gegen Bonin stehe, so mußte der Stoß auf seine Flanke treffen. Sollte derselbe sich aber ostwärts und also gegen die Garden gewendet haben, so konnte das nicht geschehen sein, ohne daß er einen Theil seiner Macht gegen Bonin gestellt hatte, und der Stoß der Garden mußte ihn also geschwächt finden. Erhielt nun Bonin Befehl nach Möglichkeit wieder vorzudringen, so kam der Feldmarschallieutenant von Gablenz sowohl im ersten als zweiten Falle zwischen zwei Angriffe. Hatte er Bonin in der Fronte, so kam ihm das Corps der Garden in die rechte Flanke, hatte er das Corps der Garden in der Fronte, so kam ihm Bonin in die linke Flanke. In jedem dieser Fälle stand dem Feldmarschallieutenant eine Niederlage bevor, die möglichen Falls furchtbar werden konnte. Wenn aber auch nur eine Zurückdrängung desselben ostwärts erreicht werden sollte, so mußte derselbe doch schon alle Verbindung mit Benedeck verlieren und hinter den Prinzen Karl gerathen, wodurch ohne Frage der Feldzugsentwurf des Ritters von Benedeck eine vollkommene Destruction erleiden mußte.

Dieser außerordentlich klugen Ueberlegung des Prinzen August konnte durchaus nichts entgegengesetzt werden, was ihn in seinem Vorhaben hätte bedenklich machen können, daher er am folgenden Tage (28. Juni) Morgens fünf Uhr seine Operation mit einer Bestimmtheit und Energie begann, die

alle Bürgschaften des Sieges in sich trug. Als Avantgarde der ersten Gardedivision setzte sich die Brigade Kessel zuerst in Bewegung. Die Division war in zwei Colonnen getheilt. Die eine derselben schlug die Route rechts über Alt-Rognitz und Rudersdorf auf Trautenau, die andere links über Raatsch, Staudenz auf Burgersdorf ein, wo sie den Rückzugsweg des gablenz'schen Corps (sofern es sich gegen Bonin gestellt hätte) zu durchschneiden hatte.

Die zweite Division der Garde hatte Ordre erhalten etwas früher in der Richtung auf Eipel aufzubrechen, sich als Reserve hinter die erste Division zu setzen, allmälig rechts ziehend, die Deckung ihres rechten Flügels und die Verbindung mit dem General von Bonin zu nehmen. Das geschah auch, und konnte um so mehr geschehen, als nunmehr die Reserveartillerie und schwere Reservecavalerie bereits bis auf einen kleinen Marsch durch das Gebirge nachgerückt waren und die Verbindung der Garden mit dem fern südlich vorrückenden General von Steinmetz sicherten.

Nachdem die vom Obersten von Kessel geführte Avantgardebrigade der ersten Gardedivision, welche aus 4 Gardefüsilirbataillonen, 2 Gardejägercompagnien, 3 Gardehusarenschwadronen, 2 Batterien (Vier- und Sechspfünder), 2 Pioniercompagnien und einem Feldlazareth bestand, über Raatsch vorgerückt war, fielen ihren Husarenpatrouillen Gefangene in die Hand, welche dem Prinzen August ziemlich genügende Auskunft über das Arrangement des Feldmarschallieutenants von Gablenz gaben.

Nach dem Berichte dieser Gefangenen hatte von Gablenz die zweite Brigade von seinem zehnten Armeecorps unter dem Commando des Obersten von Grivichich mit einigen Verstärkungen hinter Trautenau gegen v. Bonin gestellt, um diesen im Passe von Goldenöls fest zu halten. Diese Brigade betrachtete von Gablenz als Detachement, da er seine übrige Macht auf Benedecks Befehl nun gegen das gratzer Gebirge zu führen hatte, um diejenigen preußischen Corps zurück zu werfen, die durch dieses nach Böhmen hereindringen wollten — und das eben waren die Garden. Daß diese Anordnung verhängnißvoll war, mag Gablenz sich schwerlich verhehlt haben; allein sie war ihm befohlen und er konnte bei so bedeutsamen Umständen den Vorwurf des Ungehorsams nicht auf sich laden.

Sein Gros hatte Gablenz nach dem Berichte der eingebrachten Gefangenen brigadenweise südwärts auf Praußnitz abrücken lassen. Dasselbe bestand aus der Brigade Knebel, den beiden anderen Brigaden des zehnten österreichischen Armeecorps, der Brigade Fleischhacker vom vierten österreichischen Armeecorps und der Reservecavalerie.

Die Brigade Fleischhacker war zuerst, die Brigade Knebel zuletzt ab-

marschirt, daher, wenn es an der praußnitz-trautenauer Straße zum Zusammentreffen und zur Linkswendung kam, die erste den rechten, die zweite den linken österreichischen Flügel erhielt. Die Traincolonne hatte Gablenz zur Rechten behalten, damit sie, wenn er angegriffen würde, im Rücken der Schlachtlinie stände. Von Praußnitz aus wollte von Gablenz der Straße auf Eipel gegen das Gebirge folgen.

Der Plan des Prinzen August von Würtemberg, der darauf hinging, mit entwickelter Schlachtordnung von der eipel-praußnitzer Straße schräg gegen die praußnitz-trautenauer Straße hin zu operiren, weil er an dieser das Corps Gablenz sicher treffen mußte, entsprach daher so vollkommen den Umständen, daß er nach Anhörung der Gefangenen nicht das Mindeste an demselben zu ändern hatte.

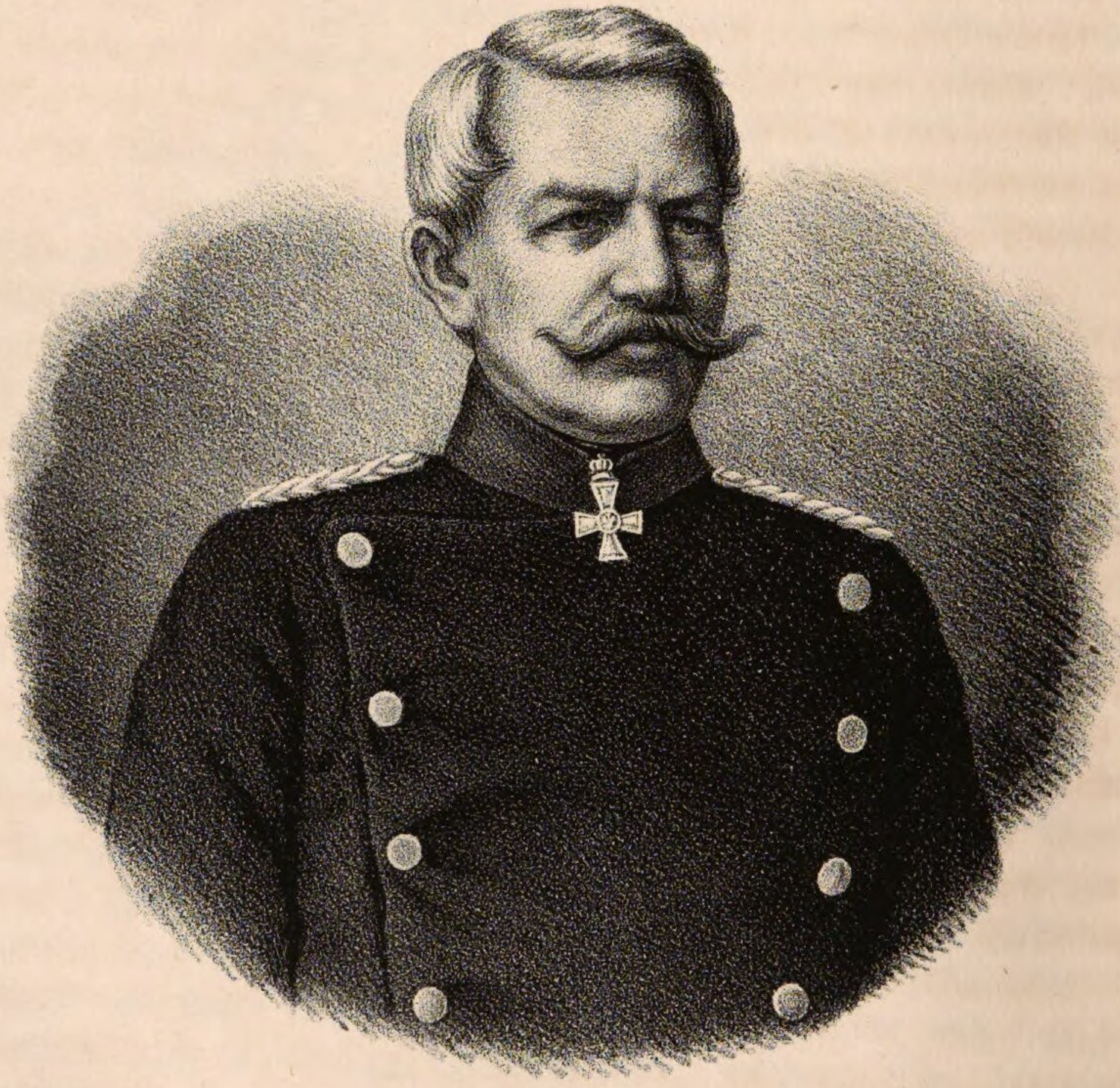
Als der Marsch der ersten Gardedivision bis über Raatsch gegangen war, ließ Prinz August von Würtemberg, um den Winkel der beiden Straßen abzuschneiden die Richtung direct über Staudenz auf Burgersdorf nehmen. Gleich bei diesem Rechtsabmarsch ließ er die Schlachtordnung entwickeln und die Avantgarde über Staudenz gegen Burgersdorf hin, an der Spitze das Füsilierbataillon des dritten Gardegrenadierregimentes, vorgehen. Die unterdessen angelangte zweite Gardedivision wurde rechts geschoben und über Rudersdorf und Alt-Rognitz auf Trautenau dirigirt. Zu ihrer Flankendeckung rechts erhielt sie das Kaiser-Franz-Grenadierregiment.

Kaum war die Avantgarde auf Staudenz angerückt, als sich von den jenseitigen Hügeln eine nicht leicht zu ignorirende Kanonensalve auf sie entlud. Sie war auf den linken Flügel der Oesterreicher und zwar die Brigade Knebel gestoßen, welche nicht nur durch Cavalerie bedeutend unterstützt war, sondern auch 24 Geschütze in drei Batterien zur Verfügung hatte.

Oberst von Kessel nahm nun seine zwei Batterien vor und ließ den Oesterreichern aufs Anständigste Bescheid thun, während seine Infanterie unaufhaltsam bei einem vernichtenden Zündnadelgewehrfeuer avancirte.

Feldmarschalllieutenant von Gablenz hatte nichts weniger erwartet als eine Begegnung mit den Garden hier, obschon er recht wohl wußte, daß sie eben so wie von Bonin am 26. Juni in das Gebirge eingerückt waren. Der überraschende Angriff setzte ihn in Verlegenheit. Seine Brigade Grivichich war in Trautenau in der Gefahr abgeschnitten zu werden, und er selbst fürchtete für seine linke Flanke, denn er konnte durchaus nicht wissen, wie stark die Macht war, welche der Feind ihm hier entgegensetzte, und auf welchen Punct seiner Schlachtordnung er sein Hauptgewicht werfen müsse.

In dieser Lage schickte von Gablenz seine Bagage auf die Straße von Pilnikau zurück, verstärkte die Artillerie seines angegriffenen linken Flügels



GENERALLIEUTENANT v. d. MÜLBE.

(Brigade Kessel) bis auf 64 Geschütze und sendete Ordonnanzen nach Trautenau an den Brigadier von Grivichich mit dem Befehle, sofort Trautenau zu verlassen und zur Deckung seines linken Flügels auf Alt-Rognitz zu marschiren.

Damit gab er den Gebirgspaß von Goldenöls und Trautenau frei und hätte sich gar nicht wundern dürfen, wenn General von Bonin sein Armeecorps herausgezogen und Herrn von Gablenz in Flanke und Rücken die Loosung „Vernichtung" zugerufen hätte. Daß dies nicht geschah, verdankte er den Umstande, daß es unmöglich war, den General von Bonin über den Stand der Verhältnisse schnell genug zu benachrichtigen.

Sobald von Gablenz seinen linken Flügel engagirt sah, ließ er sein Corps Halt machen und stellte die Schlachtordnung dergestalt her, daß seine Brigade Knebel vor der trautenau-praußnitzer Straße, die Brigade Fleischhacker vor der trautenau-königinhofer Straße rechts stand, die beiden Brigaden aber, welche das Centrnm bildeten, hinter eben dieser Straße standen. Seine Brigade Grivichich ging gleichzeitig auf Alt-Rognitz. Die Schlachtordnung stützte sich daher von links nach rechts auf Altrognitz, Rudersdorf, Neu-Rognitz, Burgersdorf, Nieder-, Obersorr und Praußnitz.

Die Stellungslinie der Preußen dagegen war Saugwitz, Raatsch, Nimmersatt und Kaile (in der That bedeutungsvolle Namen) und die Avancirlinie in der Entscheidung des Kampfes Alt-Rognitz, Staudenz und Praußnitz.

Der Kampf entwickelte sich sehr schnell, zuerst auf dem linken österreichischen Flügel, wo Oberst von Knebel ihn mit einem furchtbaren Feuer aus drei Batterien eröffnete und nach beträchtlicher Artillerieverstärkung mit 64 Geschützen fortsetzte. Allein Oberst von Kessel wußte den Feinden mit seiner Infanterie beizukommen. Das waldige Terrain war der Infanterie seinerseits günstiger als der Artillerie. Staudenz wurde genommen, die Höhen dahinter wurden erstiegen, und als die Infanterie die österreichischen Batterien in ihrer Schußlinie hatte, konnte diese sich nicht mehr halten, da der Hagel von Kugeln ihre Bedienung aufs Furchtbarste lichtete.

Nun wich Knebel, während der Kampf jetzt auf der ganzen Linie tobte. Welche Anstrengung auch Gablenz machte, die preußischen Garden blieben im Avanciren und es ist nicht ein Fall vorgekommen, daß ein Bataillon eine rückgängige Bewegung gemacht hätte. In den Terraindurchschnitten mußte oftmals das Bayonnet genommen werden, und das bewiesen die preußischen Krieger, daß es nicht bloß das Zündnadelgewehrfeuer war, welches ihnen die vielen Siege verschaffte.

Der Kampf war eben im besten Gange, als Prinz August von Würtemberg die Meldung erhielt, daß das zur Deckung des rechten Flügels

detachirte Grenadierregiment Kaiser Franz von der ganzen österreichischen Brigade Grivichich aufs Heftigste attaquirt werde und bereits durch deren starke Artillerie furchtbar gelitten habe. Eiligst sendete nun der Prinz von der in Reserve befindlichen zweiten Gardedivision, Verstärkungen mit Artillerie ab.

Das Regiment Kaiser Franz hatte im Kampfe um einen Berg, dessen Gipfel zur Postirung einer Batterie ausersehen war, furchtbar gelitten. Von seinem zweiten Bataillone waren nach der Schlacht nur noch 6 Offiziere und 600 Mann dienstfähig. Gleichwohl hatte das Regiment nicht nachgegeben, begrüßte nun aber die im Eilschritt heranrückenden Verstärkungen und zunächst das Regiment Königin Augusta mit einem donnernden Hurrah, das freilich wohl aus den Herzen gekommen sein mag.

Nun entschied sich aber auch sehr schnell auf diesem Puncte der Kampf zu Gunsten der Preußen. Immer mehr Bataillone der zweiten Infanteriedivision traten in die Kampflinie, so daß schließlich ein unbesiegliches Uebergewicht hergestellt war. Auf allen Puncten dergestalt vernichtend angegriffen, mit Umgehung bedroht, bereits vorher durch das Schnellfeuer der Preußen furchtbar geschwächt, wich Grivichich sehr eilig auf Altenbuch zurück, Alt-Rognitz und die Straße, die eine gute Brustwehr gewährte, aufgebend. Allein die Brigade Grivichich hatte die Füße nicht lang genug, um sich zu retten. So wenig hier auch preußische Cavalerie vorhanden war, so leistete diese doch bei der Verfolgung Außerordentliches zum Ruin der Brigade Grivichichs, indem sie ihre Bataillone immer angriff, in Verwirrung brachte und aufs Neue in das wüthende Feuer der auf dem Fuße folgenden preußischen Infanterie trieb. Nirgends konnte das berühmte österreichische Dragonerregiment Windischgrätz, welches bereits am vorigen Tage eine Niederlage erlitten hatte, gegen die preußische Cavalerie aufkommen.

Während Grivichich dergestalt hier aus dem Felde geschlagen wurde, wurde auch seine Reserve aus ihrer Stellung bei Trautenau, wo sie die Mündung des Gebirgspasses hütete, gesprengt, in die Flucht getrieben und kampfunfähig gemacht.

Ehe dies geschehen, war die Schlacht bereits auf den anderen Puncten der Wahlstatt entschieden. Die Brigade Knebel, bei Neu-Rognitz überraschender Weise angegriffen, war, obschon sie mit 64 Geschützen gegen 12 preußische arbeitete, doch von der nur 5000 Mann starken preußischen Avantgarde derangirt worden und verließ bereits vor Mittag das Schlachtfeld in arger Verwirrung.

Dadurch gewann die erste Gardedivision die linke Flanke des feindlichen Centrums, und der Kampf wälzte sich auf jenes Schlachtfeld bei Sorr hin,

wo Friedrich der Große einst die ein Drittel stärkeren Oesterreicher so furchtbar schlug. Die Enkel zeigten sich der Väter würdig, und auch jetzt errangen die Preußen auf dieser denkwürdigen Stätte einen prangenden Sieg. Die österreichischen Brigaden wurden aufeinander gedrängt, und kamen in keiner Position dazu, ihre Kraft vor den unaufhaltsamen preußischen Angriffen zu entfalten. Vergebens wurden der Brigade Fleischhacker, welche den linken Flügel bildete, von dem vierten Armeecorps, zu dem sie gehörte, neue Verstärkungen zugeschoben. Nichts fruchtete mehr und sie wurde in die Niederlage unwiderstehlich mit hineingerissen, doch ging sie nur bis Ober-Sorr zurück, wo sie, später unbehelligt, das zurückgeworfene gablenz'sche Corps deckte.

Kurz nach Mittag war der Rückzug allgemein. Feldmarschalllieutenant von Gablenz, durch seinen vermeintlichen Sieg vom vorigen Tage zu sehr in Sicherheit versetzt, auch wohl vorher zu wenig klar über die Gefahr der Aufgabe, die ihm Benedeck gestellt hatte, hatte zu wenig für seine Sicherheit gethan, daß sein Rückzug ihm jetzt nicht hätte höchst verderblich werden sollen. Wie sehr er auch immer noch dem Verderben vorzubeugen suchte und mit guten Anordnungen eintrat, es war die völlige Auflösung eines großen Theiles seiner Brigaden gar nicht mehr zu hindern. Alles wälzte sich ostwärts gegen Neustadtl und Neuschloß südlich von Arnau in der Richtung auf Gitschin, und hier erst konnte Gablenz seine Truppen, die fast auf die Hälfte zusammen geschmolzen waren, sammeln.

Er hatte an Gefangenen 5000, an Todten und Verwundeten ebenfalls 5000 Mann verloren, und 10 Geschütze und 3 Fahnen in den Händen der Preußen lassen müssen. Das Machtverhältniß war fast ein ebensolches gewesen wie bei der Schlacht bei Sorr, welche Friedrich der Große schlug. 34,000 Oesterreicher hatten gegen 25,000 Preußen gestanden.

Allein auch in anderer Hinsicht waren sich die beiden Schlachten ähnlich, zunächst auch in der, daß in jener ein außerordentliches Genie, nämlich das Friedrichs des Großen leitete, in dieser aber auch die Leitung durch den Prinzen August von Würtemberg eine wahrhaft geniale war.

Der Verlust der Preußen an Todten und Verwundeten betrug 1100 Mann. Am meisten gelitten hatte das zweite Bataillon des Kaiser-Franz Grenadierregiments, an dessen Spitze auch sein Führer, der Oberstlieutenant von Gaudy gefallen war.

Die wichtigsten Erfolge dieses Sieges der Garden waren die Befreiung des ersten preußischen Armeecorps aus dem Engpasse von Trautenau und die Verwirrung des Feldzugsplanes Benedecks, der nun plötzlich seine Fronte ungedeckt, das gablenz'sche Corps vor das clam-gallas'sche getrieben und

dieses in der Flanke der Armee des Prinzen Karl bloß gestellt sah. Es blieb ihm nichts mehr übrig, als alle sein Corps zurückzuziehen und ihnen eine neue sie unter einander verbindende Stellung zu geben. Ob aber die Preußen diese Operation zu Gedeihen kommen lassen würden, war eine sehr zu bezweifelnde Frage.

46.

Die Erstürmung von Königinhof.

Die Brigade Fleischhacker konnte, nachdem das erste preußische Corps vorgerückt war und den Feldmarschallieutenant von Gablenz bedrohete, nicht hoffen, sich bei Obersorr zu behaupten. Sie zog sich daher mit Anbruch des nächsten Tages (29. Juni) auf ihr Corps zurück und nahm Stellung hinter Königinhof, welchen Ort das zu ihr gehörige Regiment Coronini in der Absicht, ihn wie eine Festung zu vertheidigen, besetzte.

Gleichzeitig und folgerichtig ging nun auch das Corps des Feldmarschallieutenants von Gablenz südwärts und zwar bis Dubenetz, wo es in die eigentlich angemessene österreichische Gefechtslinie eintrat und Zeit gewann, sich einigermaßen wieder in Stand zu setzen.

Nun nahmen natürlich auch die preußischen Gardedivisionen die Richtung südwärts. Die erste, welche die Nacht nach dem Siege bei Burgersdorf bivouaquirt hatte, schlug die Straße auf Königinhof ein. Ihr voran ging die Brigade Kessel (5000 Mann), die schon am vorhergehenden Tage die Avantgarde abgegeben hatte. Sie trat den Marsch nach 12 Uhr Mittags an.

Bei Rettendorf zweigt sich die Straße nach Gradlitz ab, welches bereits von dem fünften Armeecorps (von Steinmetz) erreicht sein durfte. Um sich dessen zu vergewissern, sendete Oberst v. Kessel nach Gradlitz hin Husarenpatrouillen ab, die auch die Nachricht einbrachten, welche er erwartet und gewünscht hatte. Die geringe Entfernung bis Gradlitz machte eine Verbindung mit von Steinmetz leicht, während für die Oesterreicher eine Einschiebung zwischen die Gardedivision und das Corps Steinmetz wegen der vor dem Terrain liegenden Elbe schwierig und wegen der Nähe beider feindlichen Corps gefährlich war.

Doch mochte Oberst von Kessel die Vorsicht nicht übersehen, seine Linie

an der Königinhof und Gradlitz verbindende Straße zu entwickeln, weil ihm die Verbindung mit dem fünften Corps sicherer war als die mit dem ersten. Denn wenn auch General von Bonin sofort nach dem Siege der Garden den Paß von Trautenau verlassen hatte, so war doch nicht anzunehmen, daß er bereits so weit vorgerückt sei, um der ersten Gardedivision bei Königinhof Beistand zu leisten.

Zudem lag auch über den Rückzugsweg des Feldmarschalllieutenants von Gablenz noch keine bestimmte Meldung vor und Oberst von Kessel durfte die Möglichkeit nicht ignoriren, von Gablenz in der Flanke angegriffen zu werden; denn hier war für Gablenz in der That der Ort, um, wie die wiener Zeitungen sich ausgedrückt haben, im Vorbeigehen blutige Lorbeeren zu pflücken. Das geschah nun zwar nicht, doch vertheidigte das Regiment Coronini, unterstützt von einem Ulanenregimente und zwei reitenden Batterien, Königinhof wacker, wenn auch ohne Erfolg.

Als Oberst von Kessel an den Rand des Plateaus gelangte, unter welchem Königinhof liegt und von welchem aus man die Gegend weithin überschaut, marschirte eben jenseit der Elbe noch eine Brigade des gablenzschen Corps (Oberst von Mondl). Oberst von Kessel bewarf sogleich diese Brigade mit Granaten, um ihr die Lust Königinhof Beistand zu leisten im Voraus zu nehmen.

Die Brigade, ein wenig in Verwirrung versetzt, ging eilend vorüber, und nun stellte von Kessel seine Batterie am Fuße des Berges gegen die Stadt auf. Vor ihm lag die sehr ausgedehnte podharder Vorstadt, in welcher sich die Straßen von Trautenau und Gradlitz vereinigen. Jedes Haus, jede Gartenmauer, jeder Winkel war mit Soldaten besetzt und es schien gefährlich in diese Vorstadt von Königinhof einzudringen. Aber der Feind gerieth schon durch die preußische Artillerie in Verwirrung, und zog sich auf die entfernteren Gebäude und Plätze zurück.

Nun entwickelte Oberst von Kessel links an der Straße seine Infanterie und Oberstlieutenant von Waldersee führte ein Gardefüsilierbataillon und zwei Jägercompagnien dicht an die Stadt, so daß ihre Kugeln fluthend durch die vordersten Straßen sausten und die Besetzung derselben möglich machten.

Die feindlichen Truppen, welche vor der Stadt in den Kornfeldern gestanden hatten, hatten schlecht widerstanden und sich mit beträchtlichem Verluste zwischen Neudorf durch nach der Schindelvorstadt zurückgezogen. Die preußische Artillerie rückte nun dichter an die Stadt, die Infanterie drang von der gradlitzer Straße heran und der Feind war genöthigt, sich ganz aus der weit ausgedehnten Vorstadt zurück zu ziehen.

Nun versuchte er dem Vorschreiten der Preußen durch das Manoeuvre eines Ulanenregimentes Einhalt zu thun; allein diese Cavalerie mußte vor dem furchtbaren Schnellfeuer der preußischen Füsiliere weichen und nun ließ der Oberst von Kessel seine Mannschaft in Masse eindringen.

Der Straßenkampf war weniger erbittert als erwartet worden war. Die Preußen gingen nicht einmal mehr darauf aus den Feind zu verjagen, sondern ihn gefangen zu nehmen. Darum rückten sie, wenig auf den Kampf zu beiden Seiten achtend, eilend in der Hauptstraße zur Elbbrücke vor, und nachdem sie diese erreicht und gewonnen, war ihr Sieg vollkommen. Noch dicht an der Brücke, wo die nächsten Häuser stark besetzt waren, hatte es einen harten, aber doch nur kurzen Kampf gekostet.

Alles, was sich von Oesterreichern noch in der Stadt befand, mußte sich ergeben. Der Verlust derselben an Todten und Gefangenen betrug 1200 Mann. Eine Fahne des Regimentes Coronini ging beim Straßenkampfe verloren. Der Verlust der Preußen betrug an Todten und Verwundeten nicht mehr als 67 Mann.

Binnen zwei Stunden (von vier bis sechs Uhr) war Königinhof erobert und damit der hier befindliche Elbübergang gewonnen. War auch die Elbe hier schwach, und daher leicht zu überbrücken, so war doch der Elbübergang hier, da er den Knotenpunct von vier wichtigen Straßen bildete, von erheblicher Wichtigkeit.

Die preußische Armee hatte sich nun im Halbkreis um die zwischen Josephstadt, Königgrätz, Nechanitz und Horsitz zusammengedrängten Oesterreicher gezogen. Die einzelnen Theile derselben standen genau auf den Puncten, auf welchen sie nach dem Entwurfe des Generalstabes stehen mußten, und wenn Benedeck nicht große und geniale Bewegungen machte, sondern Stand hielt, wie es der preußische Generalstab erwartete, so mußte in den nächsten Tagen eine große Entscheidungsschlacht erfolgen.

47.

Die Schlacht bei Königgrätz.

Wer sich am letzten Juni des Jahres 1866 und an den nächstfolgenden Tagen, also zu der Zeit, als die Oesterreicher überall und bei jedem Zusammenstoße (bei Turnau, Liebenau, Podol, Hünerwasser, Münchengrätz,

Gitschin, Nachod, Wisokow, Skalitz, Schweinschädel, Pilnikau, Burgersdorf, Sorr und Königinhof) so gründlich geschlagen und zurückgeworfen worden waren, zu Wien oder sonst wo in Oesterreich befand, mußte glauben, Herr von Benedeck habe die beispiellosesten Siege errungen und befände sich auf dem flottesten Zuge nach Berlin. So nämlich wurde das Volk, von dessen Unwillen man fürchtete, getäuscht durch die falschen Nachrichten vom Kriegsschauplatze, die die Zeitungen, selbst Regierungsorgane, eifrigst verbreiteten.

So meldeten die Zeitungen aus Wien vom 2. Juli: „Die Preußen sind bei Pardubitz*) furchtbar geschlagen, und die glänzenden Berichte aus ihrem Hauptquartier sind nichts als Wind; auch ist es Thatsache, daß sie Benedeck um Wegschaffung ihrer Todten gebeten haben.“

Eine andere Zeitung sagte nach der schweren Niederlage von Königgrätz und als das österreichische Heer schon fast vernichtet war: „Der gestrige Tag kostete den Preußen 30,000 Mann, indem zeigen die Oesterreicher viel Muth, denn Erzherzog Albrecht telegraphirt, daß 1809 auf die ersten Mißerfolge ein Aspern folgte.“

Eine andere Zeitung schrieb am 4. Juni: „Die Oesterreicher trieben die Preußen auf allen Puncten zurück und verhinderten, daß die beiden preußischen Heere sich vereinigen konnten.“

Mit so unverschämten Lügen wurde die Bevölkerung Oesterreichs getäuscht, und selbst bis zur Verletzung außerordentlicher Persönlichkeiten gestattete die Regierung den Journalen sich zu ergehen.

So schrieb die hochangesehene österreichische „Presse“ am 3. Juli: „Der Hohenzoller und sein Majordomus Bismark sind köstliche Carricaturen.“ Und mehre Wochen dauerte es bis dieses Lügengewebe durch die Nähe der auf Wien anrückenden Preußen sich lösen mußte.

Da schrieb nun freilich jene berühmte „Presse“ respectvoller: „Sr. Majestät der König von Preußen geruheten, dem entgegenfahrenden Bürgermeister 2c.“ Da bekannte Oesterreichs Journalistik freilich auch: „Es sind ungeheure Fehler vorgekommen, Corpscommandanten haben sich als unfähig bewiesen,“ ferner: „Benedecks Plan stellt sich immer mehr als Planlosigkeit heraus,“ ferner: „Ein allgemeiner Schrecken herrscht über eine bevorstehende Invasion der Preußen in Wien,“ ferner: „Nicht im ehrlichen Kampfe sind wir besiegt worden, die unmenschliche Zündnadel hat den Sieg errungen,“ ferner: „Wenn die Noth am größten glaubten wir Napoleon am nächsten,“ aber „Napoleon ist ein Heuchler, der mit diabolischer Bosheit Oesterreich zu

*) Dahin waren die Preußen noch gar nicht gekommen.

Grunde richten will," ferner: „Bei einer Occupation Wiens durch die Preußen verbanne man die Furcht; die Preußen halten gute Disciplin."

Allein die Journalistik hatte einen neuen Beweis gegeben, daß Oesterreich das Land des Lügens und Selbstbelügens ist. Aber ein viel größerer Beweis dafür war selbst von höherer Seite gegeben worden, indem man nämlich, um dem Volke guten Muth zu machen, eine preußische Hinterladungskanone hatte durch die Straßen von Wien mit dem Vorgeben führen lassen, daß sie ein den Preußen abgenommenes Geschütz sei.

Es war den Preußen weder eine Standarte, noch Fahne, vielweniger eine Kanone abgenommen worden und die preußische Regierung sah sich um der Wahrheit willen veranlaßt öffentlich zu erklären: „nie sei von österreichischer Hand ein preußisches Hinterladungsgeschütz erobert worden; wohl aber besitze der Kaiser von Oesterreich ein solches, welches ihm nämlich in früherer Zeit vom König von Preußen zum Geschenk gemacht worden sei; das zu Wien im Triumph umhergeführte könne also kaum ein anderes sein als dieses.

Wie sehr man nun auch in Oesterreich sich und Andere belog, an der Lage der Dinge und dem Fortschreiten der verhängnißvollen Wahrheit konnte doch nichts geändert werden. Das preußische Heer umstand in einem engen Halbkreise das zusammengedrängte österreichische Heer so, daß dieses entschieden die Macht nicht mehr hatte, sich ein freieres Terrain zu suchen, auf dem es seine Macht zur Entfaltung bringen konnte. An den nämlichen Tagen geschlagen im Westen (Münchengrätz und Gitschin), Norden (Trautenau, Podol, Burgersdorf, Sorr, Pilnikau, Königinhof) und Osten (Nachod, Wisokow, Skalitz), stand auch auf diesen drei Seiten das preußische Heer vor ihm.

Betrachtet man die Stellung des österreichischen Heeres vom 2. Juli, so scheint dasselbe auf einen Klumpen getrieben. Beide Flügel waren mit dem Rücken so weit gegen einander gedrängt, daß der Raum zwischen ihnen kaum noch Raum für die Reserven bot und diese zu vielen Treffen brigadeweise hinter einander treten mußten, sich also keinen Falls genügend gegen den Feind entwickeln konnten. Einen zufälligen Vortheil nur hatte die gedrängte Stellung der Reserve, den nämlich, daß die Reserve mit gleich geringem Zeitaufwande für alle Partien der Schlachtordnung verwendet werden konnte.

Das Centrum, nicht wie es Benedeck formirt, sondern wie es sich beim Zurückweichen gestaltet hatte, bildete einen Bogen, so daß die ganze Schlachtordnung in der Fronte die Gestalt eines Halbkreises annahm. Ohne Frage konnten sich die österreichischen Truppen in dieser Stellung gegenseitig am

Besten unterstützen. Aber sie erlitten dafür auch vom Feinde ein concentrisches Feuer und einen concentrischen Angriff.

Wenn nun Benedeck gewiß wußte, daß eine solche Stellung immer gefahrvoll ist, so mußte ihn die Noth drängen, sie zu wählen, indem er sich vom Feinde nicht mehr frei machen und unter dessen Geschützen ein anderes Terrain zu suchen nicht mehr wagen konnte, oder er mußte besondere Terrainvortheile hier ausbeuten zu können hoffen; und wir glauben beides: die Noth der Verhältnisse hatte die Oesterreicher auf dieses Terrain getrieben, und Ritter von Benedeck, bestochen vom Augenschein, glaubte, daß der glückliche Zufall ihn habe an diesem Terrain einen ausgezeichneten Fund machen lassen. Und dieser begeisternde Irrglaube bewog ihn nun von allen zufälligen Terrainvortheilen die größtmögliche Ausbeute durch Befestigungen, Verhaue, Batteriebauten u. dgl. zu erstreben. Auf diese Weise wurde das Terrain eine riesig große Festung. Es giebt aber wohl kaum eine Festung, die nicht ihre starken, aber zugleich auch ihre schwachen Seiten hätte, und diese Eigenschaft konnte unmöglich einer Festung fehlen, die in aller Eile aus einer weiten Gegend durch Feldfortifikationen hergestellt worden war.

Mußte nun Benedeck auf diesem befestigten Terrain zwischen Nechanitz, Benatek, Josephstadt und Königgrätz angegriffen werden, so war voraus zu sehen, daß der Theil des preußischen Heeres, der auf die starke Seite dieser feindlichen Stellung dirigirt wurde, einen sehr schweren Kampf bestehen, aber der andere Theil des preußischen Heeres, nämlich der, welcher auf die schwache Seite der feindlichen Stellung dirigirt wurde, den Ausschlag geben mußte. So in der That auch werden wir bei der Schlacht von Königgrätz das Verhältniß preußischer Seits erblicken.

Hatte sich Ritter von Benedeck eine wenn auch keineswegs unüberwindliche, doch sehr starke Stellung geschaffen, oder vielmehr diese im Drang der Verhältnisse zufällig gefunden, so verknüpfte sich doch im Voraus mit ihr ein Nachtheil, der ihn selbst für den Fall, daß er das Uebergewicht auf seiner Seite erhielt, doch um die Frucht des Sieges bringen mußte, ja ihm auch selbst den Sieg erschwerte. Die Stellung, welche sich Benedeck gewählt, war nämlich eine reine Defensivstellung. Er konnte sich nur in derselben behaupten wollen, aber durchaus nicht aus derselben herausgehen, weil er dann alle Vortheile derselben verloren haben würde.

Wenn daher auch die Preußen nicht im Stande gewesen wären ihn in seiner Stellung zu überwältigen, so würden sie eben nur von ihrem Kampfe gegen dieselben abgestanden sein, aber besiegt würden sie dadurch im Entferntesten nicht gewesen sein. Wenn ein Feldherr sich genöthigt sieht, die Belagerung einer Festung aufzuheben, so ist er darum noch keineswegs

besiegt. Es kann daher der Stellung der Oesterreicher, wie sehr sie auch den Preußen den Kampf erschwerte, durchaus nicht nachgerühmt werden, daß sich in ihr eine tiefe Einsicht ihres Oberfeldherrn kund gegeben hätte. Doch betrachten wir nun die österreichische Stellung näher!

In südöstlicher Richtung von Königinhof, wo, wie wir wissen, sich jetzt die Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen befand, führt uns der Lauf der Elbe nach dem ein und drei Viertelmeilen entfernten Josephstadt. Diese Festung, im Mündungswinkel der Elbe, Aupa und Metta, mit Bastionen, nassen Gräben, einem Minensystem, überhaupt starken Werken, vom Kaiser Joseph II. von 1781—1787 erbaut, ist nur zwei Meilen von Königgrätz entfernt, wohin uns der Lauf der Elbe nun in mehr südwestlicher Richtung führt. Dieser Ort, im Mündungswinkel der Adler und der Elbe gelegen, ist durch seine Werke, wie durch seine Lage, die die ganze Umgegend unter Wasser zu setzen erlaubt, noch stärker als Josephstadt. Beide Festungen stehen in engster Beziehung zu einander, da ihre Nähe und die Elbe sie verbinden.

Wie dem preußischen Kriegsgeiste der Charakter des Muthes, freier Bewegung und kühnen, unbehinderten Vorwärtsschreitens seit alter Zeit eigen ist, so ist seit alter Zeit dem österreichischen der Charakter der Angriffsscheu, des Festhaltens an der Scholle, der eifrigen Beschränkung auf die Vertheidigung eigen.

So sah man denn den Ritter von Benedeck sich bereits während der Rüstungen, und wesentlich zu Unbequemlichkeit und Nachtheil der Rüstungen, ängstlich an Olmütz klammern, und nach Ausbruch der Feindseligkeiten klammerte er sich eben so ängstlich wieder an Königgrätz und Josephstadt, von wo er nur einzelne und ungenügende Theile seines Heeres gegen den Feind losgehen ließ.

Jetzt aber, wo er selbst in Gefahr gerieth, hielt er natürlich das sorglich gewählte Feld vor Josephstadt und Königgrätz fest, hoffend, an diesen beiden starken Plätzen eine treffliche Stütze zu finden. Dabei berechnete er nicht, daß die Preußen Festungen zu beachten und zu fürchten durchaus nicht gewöhnt sind. Der Ritter von Benedeck erwartete, daß Josephstadt und Königgrätz seinen rechten Flügel vollkommen sichern würden; und doch war es gerade die Ueberwältigung seines rechten Flügels, welche ihn, wie wir bald sehen werden, die furchtbare Niederlage bereitete.

Das Schlachtfeld, wie es sich Benedeck gewählt, ist rechts von der Elbe und Trotinka, links von der Bistritz begrenzt. Die Trotinka fließt von Miletin südostwärts zur Elbe hinab, in die sie zwischen Königgrätz und Josephstadt mündet. Anderthalb Meilen entfernt fließt die Bistritz südwestlich

und nähert sich in der von Benedeck gewählten Fronte der Trotinka auf drei Viertelmeilen, während sie sich südwärts von der Elbe dergestalt entfernt, daß die drei Flüsse nordwärts ein halbkreisförmiges Terrain markiren.

Dieser Halbkreis bezeichnete zugleich die Schlachtordnung der Oesterreicher, deren Fronte sich mit dem linken Flügel der Bistritz anschloß, vom Dorfe Benatek über Horzenowies zur Trotinka übersprang und sich nun mit dem rechten Flügel an der Trotinka zur Elbe hinab in der Richtung auf Königgrätz hinzog.

Als äußersten linken Flügel gab Benedeck den Sachsen bei Nechanitz Stellung und zwar zu vier Colonnen. Eine Brigade der Sachsen hielt die Stadt Nechanitz besetzt. Ein Theil der Sachsen stand in Reserve entfernt bei Pardubitz. Die linke Flanke der ins Gefecht gestellten sächsischen Armee, wurde vor Hradek durch das österreichische Reservecavaleriecorps gedeckt.

Das Terrain dieses linken Flügels, durch die Ortschaften Nechanitz, Lubno, Jelitz, Hradek, Techlowitz, Prim und Problus bezeichnet, ist gebirgig. Im Vorderterrain fallen die Berge terrassenartig zur Bistritz ab. Sie gewähren der Artillerie vortreffliche Positionen und Ritter von Benedeck hatte nicht versäumt, diese Terraineigenschaft zu benutzen, namentlich hatte er hinter Nechanitz eine furchtbare Batterie sächsischer gezogener Geschütze aufpflanzen lassen. Am Tage vor der Schlacht besichtigte der König Johann von Sachsen diese Stellung seiner Armee und sprach die Meinung aus, daß dieselbe uneinnehmbar sei. Die Bravour der Preußen machte diesen Glauben zu Schanden.

Die Gebirge, wie sie sich bei Nechanitz darstellen, setzen sich längs der Bistritz nordwärts fort und behalten ihre Eigenschaft; ja gegen Sadowa hin, vor den Dörfern Mokrowous, Dohalizka und Dohaliz gewähren sie einer sich vertheidigenden Armee eine Stellung, die noch unangreifbarer scheint als die bei Nechanitz.

Auf dieser Linie hatte Benedeck sein zehntes Corps (Gablenz) und sein viertes Corps (Festetics) aufgestellt, denen sich nun das dritte Corps (Erzherzog Ernst) und zweite Corps (Thun-Hohenstein) auf der zur Trotinka übergehenden Linie anschlossen. Auch diese Corps hatten Stellung auf dem Gebirgshange und waren im Besitze der vortrefflichsten Artilleriepositionen, die zu erstürmen die außerordentlichste Kraft und Kühnheit erforderte. Die Batterien standen vollkommen gedeckt, so daß der angreifende Feind sie mit seinen Geschützen nicht alteriren konnte.

Aber auch die anderen Waffen hatten vollkommene Deckung und entzogen sich dem Auge des Feindes dergestalt, daß die preußischen Oberbefehls-

haber selbst noch keinen klaren Einblick in die Verhältnisse des österreichischen Arrangements gewinnen konnten, als die Schlacht schon begonnen hatte.

Die Artilleriestellung bildete auf dem nach dem Mittelraume, den die Ortschaften Chlum und Lipa bezeichnen, sich immer mehr erhebenden Gebirge drei Linien, so daß mit Ueberwältigung einer Position eben noch nicht viel gewonnen sein konnte. Chlum und Lipa waren der Kern der österreichischen Stellung. Zu Chlum befand sich auch das Hauptquartier.

Hier erhebt sich das Gebirge zu seiner größten Höhe. Die Berge sind schroff und Benedeck hatte ihre Eigenschaft benutzt, um ungeheure Batterien in drei Etagen aufzupflanzen. Diese Anordnung war auch bei Rosberitz getroffen worden, welches wenig entfernt hinter Chlum an der von Sadowa nach Königgrätz führenden Heerstraße liegt.

Hier befanden sich auch die Reserven, nämlich das erste und sechste Corps (Clam-Gallas und Ramming). Ihnen zur Rechten an der Elbe bei Trotina hatte die berühmte „Schwarzgelbe Brigade“ (General Henriquez) zu Deckung des rechten Flügels Stellung, und wegen ihrer wichtigen Aufgabe war ihr nicht nur eine starke Cavalerie, sondern auch eine sehr starke Artillerie beigegeben.

Ueberblickt man nun dieses österreichische Arrangement, so ist nicht zu verkennen, daß von Benedeck sich eine fast unüberwindliche Position bereitet, aber einen zu beschränkten Raum zugewiesen hatte, um seine großen Massen nützlich verwenden zu können.

Wie schon erwähnt, stand rings um die Oesterreicher das preußische Heer. Die Armee des Generals Herwarth von Bittenfeld stand zwischen Smidar und Bidsow, ihre drei Divisionen dicht bei einander und marsch- und schlagfertig.

Um etwas weniger mehr vorgeschoben gegen die Stellung der Oesterreicher befand sich die Armee des Prinzen Friedrich Karl in einer Ausdehnung von zwei Meilen von Petrowitz bis Klein-Miletin. Hier befand sich das dritte Armeecorps in zwei von den Generalen von Manstein und von Kamienski kommandirten Divisionen; hinter ihm die Reserveartillerie.

Bereits von der Armee des Kronprinzen vorgeschoben stand die Vorhut des ersten preußischen Armeecorps bei Chrostow, aber rechts schloß sich an das dritte Armeecorps die Division des Generals von Fransecki an, welche bei Horsitz stand. Weiter südlich lagerte die Division des Generals von Horn und eine halbe Meile hinter ihr die Reserveartillerie. Mehr westwärts gegen die Armee des Generals Herwarth v. Bittenfeld hin stand in Reserve das zweite Armeecorps unter dem Befehle des Generallieutenants von Schmidt, und zwar bei Wostromer an der Straße die dritte, bei Aujesd

Sylwaru die vierte Division. Die Reservecavalerie unter dem Befehle des Prinzen Albrecht stellte die Verbindung mit der Armee des Generals Herwarth von Bittenfeld her und lagerte bei Liskowitz.

So umgaben die erste und dritte preußische Armee, etwa 130,000 Mann stark die österreichische Stellung im Westen und Norden, während die zweite Armee unter dem Befehle des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, mit ihrem Gros von Königinhof bis hinter Gradlitz lagernd, sie von Osten her bedrohete. Das zu ihr gehörige erste Armeecorps stand bei Böhmisch-Prausnitz. Es vermittelte die Verbindung mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl und hatte zu diesem Zwecke seine Avantgarde, wie schon erwähnt, bis Aulejow vorgeschoben. Die beiden Gardedivisionen lagerten bei und hinter Königinhof und ihnen zur Linken folgten gegen Josephstadt hin die 11., 9., 10. und 12. Division unter dem Befehle der Corpscommandeurs von Steinmetz und von Mutius.

Die Armee des Kronprinzen stand daher fast noch einmal so weit vom Feinde entfernt als die Armee des Prinzen Friedrich Karl und des Generals Herwarth von Bittenfeld, und zwar noch hinter der Elbe, deren Uebergang bei Königinhof jedoch der Kronprinz in der Hand hatte.

Feldzeugmeister von Benedeck glaubte daher auch bei einer schnell erfolgenden Schlacht diese Armee desto weniger fürchten zu müssen, weil die vor ihr liegende Festung Josephstadt sie zu neutralisiren schien und sie wenigstens den Marsch zum Schlachtfelde nicht ausführen konnte, ohne sich mit einem beträchtlichen Theile ihrer Macht gegen Josephstadt zu decken. Entweder, meinte Benedeck, könne sie zur Theilnahme an einer Schlacht gar nicht kommen, oder doch zu spät und sehr geschwächt. Allein wie in so vielem, sollte sich von Benedeck auch darin getäuscht haben.

Nachdem der König Wilhelm von Preußen die Berichte über die verschiedenen Siege seiner Armee erhalten und daraus geschlossen hatte, daß es nun zum Hauptschlage kommen werde, begab er sich selbst auf den böhmischen Kriegsschauplatz und schlug am 30. Juni in dem Schlosse Sichrow sein Hauptquartier auf. Dieses verlegte er am 2. Juni nach Gitschin, nachdem er mehre Schlachtfelder besichtigt hatte. An seiner Seite befanden sich der Chefminister von Bismark-Schönhausen, der jetzt in seiner Eigenschaft als Major das Schlachtfeld betrat.

Ferner befand sich beim Könige Wilhelm der greise General von Moltke, der Chef des Generalstabes, der den Plan des bis dahin so glücklich ausgeführten Feldzugs entworfen und sich darin als einer der größten Strategen seiner Zeit erwiesen hatte. Ueberhaupt umgab den König ein großer Kreis ausgezeichneter Staatsdiener sowohl vom Civil- als Militairstande.

Prinz Friedrich Karl hatte sich am Morgen des 2. Juli von Kamieniéz, wo sich sein Hauptquartier befand, nach Gitschin begeben, um seinen königlichen Oheim zu empfangen, ihm Rapport zu erstatten und für sein weiteres Verhalten den königlichen Befehl entgegen zu nehmen. Es fand ein Kriegsrath statt. Aus allen vorliegenden Wahrnehmungen ließ sich durchaus noch nicht auf die Absichten Benedecks schließen, ja trotz sorgfältiger Recognoscirungen war sein Arrangement, namentlich die Stellung seines Heeres zwischen der Bistritz und Elbe, noch ein Geheimniß, dessen Aufschließung auch nicht alsbald erwartet werden konnte. Doch glaubte man annehmen zu dürfen, daß Benedeck noch mit der Reorganisation seiner geschlagenen und so sehr beschädigten Corps so viel zu thun habe, daß er angriffsweise zu verfahren sicher sich nicht einfallen lassen könne.

Darum wurde der Beschluß gefaßt, den Truppen, wenn nicht zwei, doch wenigstens einen Rasttag zu vergönnen. Sie bedurften dessen in der That. Sämmtliche drei Armeen, besonders aber die erste und zweite, hatten in den letzten Tagen ungeheuere Strapatzen ertragen. Kämpfe und forcirte Märsche hatten ohne Unterbrechung gewechselt, und mehre Corps, z. B. das des Generals von Steinmetz, hatten mit jedem neuen Tage neu zum Kampfe schreiten müssen und zwar ohne irgend eine andere Verstärkung als die moralische, welche aus der Freude des Sieges hervorging.

Nach vier Uhr des Nachmittags kehrte Prinz Friedrich Karl nach Kamieniéz zurück. Hier empfing er über die während seiner Abwesenheit gemachten Beobachtungen Rapport. Eine gegen Dab hin ausgeführte Recognoscirung war bei diesem Orte von feindlicher Cavalerie angegriffen worden und von Jersitz aus hatte man ein österreichisches Corps von mehr als 30,000 Mann bei Lipa Stellung nehmen sehen. Auch anderwärts war eine große Regsamkeit im feindlichen Lager beobachtet worden. Alles aber deutete darauf hin, daß der Feind von Rechanitz längs der Bistritz bis zur Trotinka eine starke Stellung eingenommen habe und eine Angriffsaction vorbereite. Das mußte man glauben, weil man nicht wissen konnte, daß alle von Benedeck getroffenen Anstalten lediglich Vertheidigung bezweckten.

Prinz Friedrich Karl war aber nicht gewöhnt sich angreifen zu lassen. Er beschloß daher dem Feinde zuvor zu kommen und zwar dadurch, daß mit dem Morgengrauen des nächsten Tages zum Angriffe geschritten würde. Da sich nun aber annehmen ließ, daß Benedeck zwischen der Bistritz und der Elbe sein ganzes Heer und die sächsische Armee vereinigt habe, also gegen 250,000 Mann stark sei, so mußte der Angriff von sämmtlichen drei Armeen ausgeführt werden, wenn mit Zuversicht auf den Sieg gerechnet werden sollte.

Es war daher nöthig den Halbkreis, welchen die drei preußischen Armeen

um die Stellung der Oesterreicher bildeten, und dessen Ausdehnung sechs Meilen betrug, enger zusammen zu ziehen und den Angriff so zu veranstalten, daß von den Armeen des Prinzen Friedrich Karl und Generals Herwarth von Bittenfeld gleichzeitig, von der des Kronprinzen, welche entfernter stand, und daher einen weiteren und beschwerlichen Marsch hatte, einige Stunden später ausgeführt würde.

Nach der Berechnung des Prinzen konnten seine und die Armee des Generals Herwarth von Bittenfeld schon am folgenden Morgen um vier Uhr die Schlacht eröffnen, die des Kronprinzen aber gegen neun Uhr in dieselbe eingreifen; doch glaubte er von der Armee des Kronprinzen, die durch die Strapazen der letzten Tage sehr gelitten hatte, nur ein Corps in Anspruch nehmen zu dürfen.

Diesen Gedanken theilte Prinz Friedrich Karl durch seinen Generalstabschef von Voigts-Rhetz dem Könige Wilhelm eilend mit, übersendete demselben auch den Entwurf schriftlich.

Wie sehr nun der König der braven Armee auch einen Ruhetag wünschte, so fand er doch die Meinung des Prinzen viel zu berechtigt, dem Antrage die Genehmigung zu versagen. Ja er ging in Betreff der Armee des Kronprinzen noch weiter als Prinz Karl, indem er, nicht bloß ein Corps von derselben, sondern diese ganze Armee eilend zur Schlacht zu führen befahl.

Abends elf Uhr hatte der König die Mittheilung des Prinzen Friedrich Karl erhalten und eine Stunde später flogen schon die Ordonnanzoffiziere in die Hauptquartiere des Generals Herwarth v. Bittenfeld und des Kronprinzen. Herwarth von Bittenfeld sollte mit dem Frühesten aufbrechen und den linken Flügel des Feindes, der, wie man richtig glaubte, bei Nechanitz stand, fassen. Doch sollte General Herwarth nicht eher angreifen, als er hören würde, daß die Schlacht vom Prinzen Friedrich Karl schon eröffnet sei. Prinz Friedrich Karl aber erhielt den Befehl, nicht zu früh anzugreifen, damit man der rechtzeitigen Ankunft des Kronprinzen versichert sein könne; an den Kronprinzen aber sendete der König den Befehl, sich längs der Trotinka auf den rechten Flügel des Feindes hinzuziehen, jedoch zuvor Verbindung mit dem Prinzen Friedrich Karl zu nehmen, weil anzunehmen sei, daß der Feind diesem, als dem zuerst Angreifenden, große Uebermacht entgegenwerfen werde.

An den Kronprinzen hatte der König den Major Grafen von Finkenstein gesendet. Obschon nun bei einem Ordonnanzritte eine Meile in wenig mehr als einer Viertelstunde zurückgelegt werden kann, und obschon Graf von Finkenstein schon vor zwölf Uhr Nachts von Gitschin ausgeritten war, so konnte er doch wegen nächtlicher Beschwerlichkeiten und mehrfach noth-

wendiger Umwege das Hauptquartier des Kronprinzen erst Morgens um vier Uhr erreichen. Der Kronprinz, der nun erst sein Corps benachrichtigen und zusammenziehen mußte, auch zwei Flüsse zu überschreiten und vor der Trotinka sumpfige Thäler zu passiren hatte, konnte dergestalt vor Mittag auf dem Schlachtfelde gewiß nicht eintreffen. Die Ordre des Königs an den Prinzen Friedrich Karl, welche ihm den Angriff so weit als möglich hinzuschieben empfahl, war daher sehr weise.

Sobald der Prinz Friedrich Karl für seinen Vorschlag die Genehmigung des Königs empfangen hatte, traf er folgende Anordnung. General v. Horn sollte mit seiner Division (8.) bis Milowitz, General Fransecki mit der 7. Division bis Cerekwitz vorrücken. Die 5. und 6. Division sollten unter dem Commando des Generals von Manstein südlich von Horsitz Reservestellung nehmen. Das zweite Armeecorps erhielt Befehl Stellung bei Brschistan und Pschanek zu nehmen, die Reservecavalerie marschfertig bei Baschnitz zu bleiben, die Reserveartillerie aber, bis Libonitz vorzurücken. Alles dies sollte pünctlich bis zwei Uhr des Morgens ausgeführt sein. General Herwarth von Bittenfeld aber erhielt vom Prinzen die weniger bestimmte Ordre, so früh als möglich mit allen verfügbaren Truppen gegen Nechanitz anzurücken.

Pünctlich, wie der Prinz befohlen, befanden sich seine sämmtlichen Divisionen früh zwei Uhr in der ihnen bestimmten Stellung. Es war schlimmes Wetter. Kalter Regen ging nieder und die Luft war so nebelerfüllt, daß die Fernsicht gänzlich verhindert war.

Die Truppen litten durch das Mißwetter sehr, noch mehr durch Müdigkeit; doch kräftigten sie die Begeisterung für den Kampf und die Freude über die Anwesenheit des Königs und den von ihm übernommenen Oberbefehl. Der erste Tagesbefehl des Königs war bei allen Bataillonen und Schwadronen mit unermeßlichem Jubel empfangen worden, und wo der König erblickt wurde, begrüßten ihn donnernde Freudenzeichen.

Kaum kann es in der Welt eine Armee geben, die geistig so innig mit ihrem Fürsten verbunden ist wie die preußische. Ihr Nationalgefühl ist den Thaten ihrer Fürsten entsprungen, und der Soldat kann das Glück seines Stolzes nicht empfinden, ohne dabei dankend seines Fürstenhauses zu gedenken. Gleiches kann natürlich beim österreichischen Heere nicht gefunden, auch nicht erwartet werden.

Immer noch glaubte Prinz Friedrich Karl den Angriff des Feindes erwarten zu müssen. Allein Stunde verging nach Stunde, und es zeigte sich, daß Benedeck wenigstens für heute den Angriff nicht beabsichtige. Um so mehr mußte man nun aber preußischer Seits zum Angriffe schreiten, weil

sich die einmal erlassenen Befehle nicht mehr wiederrufen ließen, 2) weil von der Ueberraschung des Feindes Vortheil erwartet werden konnte.

Erst vor sechs Uhr ließ Prinz Friedrich Karl vorrücken und zwar die Division Horn gegen Dub, das zweite Armeecorps, welches den rechten Flügel seiner Armee bildete, gegen Dohaliz und Dohalizka.

General von Horn glaubte, daß bei Dub der Kampf beginnen werde, da dieser Ort am vorhergehenden Tage von österreichischer Cavalerie besetzt gewesen war. Allein Benedeck hatte die über die Bistritz vorgeschobenen Truppen wieder zurückgezogen, so, daß von Horn nun gegen Sadowa gehen konnte, welcher Ort da an der nach Königgrätz führenden Straße liegt, wo sie die Bistritz überschreitet. Es mußte erwartet werden, daß dieser Ort wegen seiner aus jenen Eigenschaften hervorgehenden Wichtigkeit energisch vertheidigt werde.

So fand es sich denn auch. Als die Division, langsam und vorsichtig vorrückend, die Gegend von Sadowa erreichte, erdonnerten gegen sie feindliche Batterien. Dieselben feuerten von dem Berge über Sadowa weg. Ihr Stand war wegen des schweren Nebels nicht zu erkennen, aber sie schossen mit großer Genauigkeit, so daß man erkannte, daß die Oesterreicher die Distancen vorher gemessen hatten. Nun ließ General von Horn das Feuer erwidern. Allein das Ziel entzog sich seinen Augen, und kaum ist anzunehmen, daß er hier seinem Feinde Schaden zugefügt habe.

Fast gleichzeitig war auch das zweite Armeecorps gegen Dohaliz, Dohalizka und Mokrowous vorgegangen, und so dehnte sich nun die Kanonade auf einer drei Viertelmeilen langen Linie aus.

Somit war es etwa um acht Uhr, als nun auch die Division des Generals von Fransecki vorrückte, die Bistritz bei Cerekwitz überschritt und gegen das Dorf Benatek ging. Halb neun Uhr hatte sich der Artilleriekampf so entwickelt, daß gegen 500 Kanonen feuerten und der Donner in betäubender Weise tobte. Auf österreichischer Seite war die Zahl der Geschütze fast doppelt so groß als auf preußischer. Die diesseitigen Truppen litten um so mehr, als keine Deckung ihre Stellung begünstigte.

Es war gegen halb neun Uhr, als der König auf dem Schlachtfelde erschien. In Dub setzte er sich zu Pferde. Wegen des Regens hatte er die Füße mit wasserdichten Stiefeln bekleidet, wobei er nicht darauf geachtet hatte, daß sich an diesen keine Sporen befanden. Sie zu ersetzen, entlieh er sich jetzt von einem der Reitknechte dessen Anschnallsporen, und es zeigte sich darin die edle Anspruchslosigkeit dieses großen Fürsten.

Begleitet von dem Minister von Bismark und General von Moltke, und gefolgt von einer großen Suite sprengte er den Berg bei Dub hinan,

um das Schlachtfeld zu überblicken. Allein die feindlichen Truppen bargen sich in den Vertiefungen des wellenförmig aufsteigenden Gebirges, und es ließ sich daher durchaus kein Einblick in die Stellung des Feindes gewinnen. Der König befahl daher den kämpfenden Divisionen nachdrücklichere Angriffe, um dadurch den Feind zu zwingen, sich zu zeigen.

Nun gingen die 8., 3. und 4. Division rasch vor und überschritten trotz dem heftigsten Kugelregen an drei Puncten die Bistritz, indem sie die feindliche Infanterie zurückwarfen. Diese Infanterie fand jedoch in den Wäldern eine Stellung, aus der sie sich den vordringenden Preußen sehr verderblich machte, ohne sie jedoch ganz aufhalten zu können. Denn wie hart auch der Kampf war, und wie sehr auch die Uebermacht der Oesterreicher sich hier fühlbar machte, so rückten die Preußen doch von Position zu Position vor, wenn auch langsam.

Der König folgte seinen kämpfenden Truppen. Indem er den Berg von Dub hinabritt, schlugen mehre Granaten in seiner Nähe nieder, auch eine in seine Cavaleriebedeckung. Man hatte in einer der österreichischen Batterien den Trupp von Reitern wahrgenommen und wahrscheinlich richtig gefolgert, daß sich in demselben der König oder sonst einer der obersten Befehlshaber befinde. Die Oesterreicher schienen nicht gewußt zu haben, daß bei den Kriegen civilisirter Völker die höchsten Personen, namentlich fürstliche, geschont werden. Der König aber bat seine Suite, ihn zu verlassen, damit er dem Feinde minder bemerkbar sei und sich dem Schauplatze des Kampfes unter minderer Gefahr nähern könne.

Nach einem heftigen Kampfe hatte der General von Horn das Dorf Sadowa mit Sturm genommen. Bald darauf gelang es auch der 3. und 4. Division sich vollständig der Dörfer Dohaliz, Dohalizka und Mokrowous, die am rechten Bistritzufer liegen, zu bemächtigen. Es hatte einen wüthenden Kampf erfordert, da diese Dörfer ganz mit österreichischen Schützen angefüllt waren und hinter denselben der Wald mit großen Infanteriemassen besetzt war. Es hatte sich nun jedoch zur Genüge gezeigt, daß Benedeck hier an den Ort des ersten Angriffs ungeheuere Massen geworfen hatte, die allerdings ihre befestigte Position fast uneinnehmbar machten. Da darum hier die Entscheidung nicht beabsichtigt werden konnte, so befahl der König das errungene Terrain vorläufig nur zu behaupten, um das Eingreifen des rechten und linken Flügels zu erwarten, wodurch natürlich die Macht der Oesterreicher in ihrem Centrum eine Schwächung erleiden mußte.

Dermaßen sollte der Kampf an der Bistritz vorzugsweise durch Artillerie und mit möglichster Schonung der Mannschaften fortgesetzt werden. Allein es hing jetzt nicht mehr von den Preußen ab, über die Art des Kampfes

zu bestimmen. Der Kampf blieb fort und fort ein äußerst hartnäckiger, da die Oesterreicher ihre Vortheile fühlend, alles aufboten, das verlorene Terrain zurück zu erringen, was ihnen jedoch nicht gelang. Bereits war die österreichische Infanterie zurück in die Artillerielinie gewichen, und auch hier vermochte sie sich nicht überall zu behaupten.

In gleicher Weise tobte der Kampf auf dem linken Flügel der Armee des Prinzen Friedrich Karl. Vor Cerekwitz hatte General von Fransecki seine Division auf Benatek geführt. Da der General diesen Ort fortificirt und sehr stark besetzt fand, ließ er ihn mit Granaten überschütten, deren unlöschlicher Zündsatz sehr bald viele Gebäude in Flammen setzte.

Als auf diese Weise die Vertheidiger in Unordnung gebracht waren, ließ der General sein 27. Infanterieregiment im Sturme vorgehen. Und dieses Regiment bemächtigte sich in einem wahrhaft wüthenden Kampfe eines Theils des Dorfes. Nun entstand ein grimmiger Faustkampf in allen Gassen. Man drängte die Oesterreicher Schritt für Schritt zurück, während die nachgezogenen Batterien das hinter dem Dorfe liegende Terrain bestrichen. Das nothgedrungene Schweigen der in dem nahen Walde befindlichen österreichischen Batterien erleichterte die Eroberung von Benatek.

Als nun aber endlich die österreichischen Bataillone nach diesem Walde zurückgewichen waren, begannen jene Batterien ein mörderisches Feuer gegen das Dorf. Das nöthigte die Preußen weiter vorwärts zu gehen und nun pflanzte sich der Kampf nach dem Walde fort. Hier wurde in der grimmigsten Weise gefochten, und die Preußen, ohne genügende Deckung und behindert, sich die Vorzüge ihres Zündnadelgewehrs zu Nutzen zu machen, brachten der endlichen Eroberung des Waldes entsetzliche Opfer.

Man ging nun zur Attaque einer zweiten sich gegen Sadowa hin ausdehnenden Waldpartie über. Hier drang von Sadowa her auch die Infanterie der Division Horn vor. Aber die feindliche Artillerie war durch ihre Geschützzahl überwältigend und durch ihre günstige Stellung unverletzlich.

Zugleich warf Benedeck gewaltige Verstärkungen hierher, denn er glaubte, daß er es eben nur mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl und der des Generals Herwarth von Bittenfeld zu thun habe, auf den fast unglaubhaften Eintritt der Armee des Kronprinzen gar nicht vorbereitet zu sein brauche.

Gegen Mittag versuchte der General Fransecki gegen Mazlowied hin vorzudringen. Da stieß er halbwegs vor Lipa auf eine gedeckte Batterie von 50 Geschützen, die ein fürchterliches Feuer eröffnete. Zugleich wendete sich die Infanterie des vierten österreichischen Corps gegen die entblößte linke Flanke, die nur mit Mühe von dem zehnten Husarenregimente geschützt

werden konnte. Die Gefahr war so groß, daß die siebente Division nicht nur nicht weiter vorzudringen wagen konnte, sondern selbst wieder auf ihre Position von Benatek zurückgehen mußte, um die Verbindung mit der Avantgarde des bonin'schen Corps wieder zu gewinnen.

Während dessen hatte die Armee des Generals Herwarth von Bittenfeld einen nicht minder schweren Kampf bestanden.. Sie hatte erst gegen zehn Uhr das Schlachtfeld erreicht und sogleich den Angriff auf Nechanitz eröffnet. Die Sachsen, welche Nechanitz besetzt hielten, schienen die Gefahr ihrer sehr vorgeschobenen Stellung zu fühlen und gaben Nechanitz und den Bistritzübergang daselbst leichter auf, als Herwarth von Bittenfeld erwartet hatte; dagegen leisteten sie in dem ferneren Kampfe den energischsten Widerstand. Die Avantgarde, geführt vom General von Rauch, nahm, da Nechanitz auf dem linken Ufer der Bistritz liegt, zunächst die Brücke. Die sächsische Infanterie wich, da ihre Artillerie wegen des Dazwischenliegens von Nechanitz nicht für sie wirken konnte, von der Brücke südlich von Nechanitz zurück auf Hradeck. Es war das elfte sächsische Bataillon. General von Rauch fand die Brücke bei Nechanitz zerstört, ließ sie jedoch mit geringem Zeitaufwande in Stand setzen.

Unverweilt drang die Avantgarde hinüber, um Nechanitz zu besetzen. General von Canstein folgte nun mit der 15. Division den Sachsen auf Hradeck, während der General Graf Münster=Steinhövel mit der 14. Division die Höhen von Lubno besetzte, um weiter auf Problus vorzudringen. General von Etzel dagegen hielt sich mit der 16. Division noch zurück, um im rechten Augenblicke die Flanke der Sachsen zu fassen und durch Vordringen auf Brziza schließlich dem österreichischen Centrum den Rückzug auf Königgrätz abzuschneiden.

Während die zweite sächsische Brigade vergebens ihre Position bei Nechanitz zu behaupten suchte, kämpfte auch die vierte Compagnie bei Hradek vergebens um den dortigen Wildpark. Nun wälzte sich der Kampf um Ober=, Niederprim und Problus, wo sich die sächsische Hauptstellung befand. Problus war das Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen, und es ist anerkannt, daß er dasselbe mit achtbarster Bravour vertheidigt hat, bis das allgemeine Verhältniß der Schlacht weiteren Widerstand verbot.

Prim und Problus waren mit Vertheidigungswerken versehen, verschanzt, verhauen und verbarrikadirt worden. Die Preußen fanden daher auch an diesen Orten Festungen, die erstürmt werden mußten. Ohnehin war die Lage dieser Orte auf Bergen und von einem Walde von Gärten umgeben, eine für den Angreifer sehr schwierige. Indessen war es den Preußen einmal bestimmt, in diesem Feldzuge Uebermenschliches vollbringen

zu müssen. Die zweite sächsische Division und dritte Brigade hielten die beiden Orte besetzt. Das dritte Jägerbataillon zu einer Tirailleurlinie aufgelöst, deckte die Fronte, während starke Cavalerie in der Flanke stand. Indem im Vorderterrain der Kampf tobte, wurden die beiden Ortschaften noch immer verschanzt und selbst die Kirche von Problus nicht geschont, da sie als Vertheidigungswerk nützlich war. Ein Theil der Reserveartillerie wurde vorgezogen. Gegen elf Uhr stellte der Artilleriemajor Albrecht drei Reservebatterien bei Prim auf.

Nach elf Uhr waren alle sächsischen Truppen im Gefechte. Ihre Operation wurde durch das gebirgige Terrain sehr erschwert; allein die Aufgabe der Preußen war eine viel schwierigere, da diese fortwährend Fortificationen zu überwältigen hatten und sich selten decken konnten.

Bei Nieder-Prim wüthete der Kampf mit größter Erbitterung. Die vierte sächsische Brigade griff zwei preußische Regimenter und eine Batterie an. Unter furchtbarem Verluste ging die Brigade, voran das vierte Jägerbataillon, bis unter die Batterie. Man drängte sich her und hin und zeigte auf beiden Seiten, daß man die militairische Ehre hochschätze.

Nicht minder hartnäckig war der Kampf um Problus, wo die gezogenen Geschütze der Sachsen ein glänzendes Feuer unterhielten.

Aber auch die bescheidene Hoffnung, ihre Position zu behaupten, mußten die Sachsen aufgeben, als sich der General von Etzel, langsam mit seiner 16. Division auf Techlowitz vorrückend, in ihrer linken Flanke fühlbar machte. Von da ab mußten sie jeden Gedanken an Obsiegen aufgeben. Sie waren gezwungen die Dörfer Prim und Problus zu räumen. Doch setzten sie sich im Weichen noch zwei Mal, und die zweite und dritte Brigade boten alles auf, die verlorene Position wieder zu gewinnen.

Doch jedes Mühen war umsonst, da Benedeck alle verfügbaren Reserven in das Centrum seiner Stellung (Lipa und Sadowa) geworfen hatte und nun die erforderliche Unterstützung nicht gewähren konnte. Wenn daher auch der Kronprinz von Preußen schließlich nicht eingegriffen hätte, würde allem Vermuthen nach doch die Schlacht von den Preußen durch die Ueberwältigung des linken österreichischen Flügels gewonnen worden sein.

Demnach verdienten die Sachsen den Vorwurf, den österreichische Berichterstatter gemacht, nicht, daß ihr Nachgeben um drei Uhr vorzüglich den Verlust der Schlacht verursacht habe. Sollte die Ursache auf dem linken Flügel gesucht werden, so mag sie eher darin gefunden werden, daß Benedeck viel zu spät, und dann erst den Sachsen eine Cavaleriedivision zu Hilfe schickte, als nichts mehr zu helfen und zu gewinnen war. Die Sachsen haben mit größter Aufopferung gekämpft und Ordnung bis zum Ende

bewahrt. Daß ihnen Unmögliches nicht möglich war, durfte ihnen sicher von einer Seite nicht zum Vorwurfe gemacht werden, auf der unter weit günstigeren Umständen ungleich weniger geleistet worden ist.

Im Centrum hatte sich die Artillerielinie bereits zwei Mal reponiren müssen, als Benedeck alle verfügbare Reserveartillerie aufwendete, die Batterie bei Lipa zu verstärken und den Feldmarschalllieutenant von Gablenz zu unterstützen. Da entwickelte sich eine unerhörte Kanonade, die für kurze Zeit dem Fortschritte der Preußen Einhalt that.

Da befahl der König die beiden Reservedivisionen einrücken zu lassen, jedoch nur, um die eroberte Position zu behaupten, nicht um weiteres Terrain zu erobern. Denn schon ließ sich das Nahen des Kronprinzen gewahren, dem ja doch die Entscheidung der Schlacht vorbehalten bleiben sollte.

Wie schon erwähnt, hatte der Kronprinz Friedrich Wilhelm den Ordonnanzoffizier seines königlichen Vaters, den Grafen von Finkenstein, erst Morgens um vier Uhr empfangen. Es hätte den kühnen königlichen Helden nichts erwünschter sein können als der Ruf zur Entscheidungsschlacht. Sofort sendete er eine Ordonnanz an den General von Bonin, sein Armeecorps schleunigst über Groß-Trotin und Zabrzes auf Groß-Bürglitz vorgehen und die Reservecavaleriedivision die Verbindung mit dem linken Flügel den Prinzen Friedrich Karl aufsuchen zu lassen. Die beiden Gardedivisionen erhielten Ordre mit Fühlung des ersten Armeecorps über Choteborek vorzugehen. Ihnen zur Linken sollte das sechste Armeecorps (v. Mutius) sich in der Richtung auf Bodow an der Elbe halten und zwei Divisionen zur Deckung des Rückens gegen einen Ausfall von Josephstadt bei Hololaw zurücklassen. Das fünfte Armeecorps (v. Steinmetz), welches in den vorhergehenden Tagen drei große Kämpfe bestanden hatte, wurde angewiesen Reservestellung bei Choteborek zu nehmen, in welcher es zugleich zur Neutralisirung Josephstadts diente.

Zwei Stunden nach Eingang der königlichen Ordre war die ganze zweite Armee in Marschbewegung. Der Weg war theilweise höchst beschwerlich, immer auf- und absteigend, wegen des nächtlichen Regens schlüpfrig und kothig. Es mußten die Elbe und Trotinka überschritten werden. Die Brücken bedurften theilweise einer Ausbesserung, um die Geschütze zu tragen. Nicht selten waren an den kleinen Bächen und besonders an der Trotinka Moräste zu überschreiten. Und doch ging der Marsch so rasch von Statten, daß die Garde bereits nach elf Uhr Choteborek erreicht hatte, von dessen Anhöhen sich ein Theil des Schlachtfeldes beobachten ließ. Der Kronprinz erkannte schon hier, daß er den rechten Flügel der feindlichen Armee vor sich habe und bezeichnete zwei am Horizonte sich auszeichnende Bäume auf den

Bergen von Chlum, die sich als einen darstellten, als den Richtpunct. Es war gegen Mittag, als die erste Gardedivision, voranmarschirend, die Gegend von Horzenowiés erreichte. Hier stieß sie auf die rechte Flanke des zweiten österreichischen Corps. Es stand zwischen Horzenowiés, Racizz und Maslowies.

Um gleich mit überwältigender Kraft den Kampf zu beginnen, ließ der Kronprinz die Reserveartillerie vorgehen. Schon das grimmige Geschützfeuer dieser brachte den Feind in Unordnung.

Nun aber ließ der Kronprinz die Infanterie der Division angreifen. Ihr Schnellfeuer that hier, wo der Feind nur sehr mangelhafte Deckung hatte, eine furchtbare Wirkung. Obschon von zahlreicher Artillerie unterstützt, wichen die Oesterreicher, durch ihre ungeheueren Verluste erschreckt, eilend gegen Chlum und Nedelist hin. Der Kronprinz aber warf ihnen sofort zwei Cavalerieregimenter (Husaren und Dragoner) nach, um die Verwirrung des weichenden Feindes zu vervollständigen.

Unterdessen war auch die zweite Gardedivision hereingerückt. Die Stellung der ersten Division in den von ihr eroberten Dörfern kam der zweiten Division sehr zu Nutzen, da sie ohne Gefahr für die Flanke sich sogleich mit Rechtswendung gegen das höchst wichtige Kampfobject, das stark fortificirte Dorf Lipa wenden konnte. Gegen dieses hatten die Generale von Fransecki und von Horn seit Morgen in der Fronte operirt und es fast unüberwindlich gefunden. Jetzt aber drang die zweite Gardedivision in den Rücken von Lipa und das mußte bald einen Hauptposten in der strategischen Berechnung des Ritters von Benedeck streichen.

Nun konnte Benedeck aber auch gar nicht mehr daran denken, den einzelnen bedrängten Puncten seiner Stellung zu Hilfe zu kommen, denn er war bis auf seine letzte Reserve, welche auf dem äußersten rechten Flügel eine Umgehung seiner Stellung durch das preußische sechste Armeecorps verhindern mußte, in Anspruch genommen.

Dieses preußische Armeecorps hatte mit der 11. und 12. Division das Schlachtfeld betreten. Bei Raczizz an der Trotinka stieß die elfte Division, geführt von dem General von Zastrow, zuerst auf den Feind, etwa um zwölf Uhr Mittags.

Die Geschütze eröffneten den Kampf. Kaum war der überraschte Feind erschüttert, als die preußischen Infanterieregimenter Nr. 10 und 50 durch die Trotinka gingen und mit Umgehung in Raczizz einstürmten. Sie schnitten eine Batterie ab, und der größte Theil der Besatzung mußte sich ergeben. Nun rückte die Division auf Sendraszizz vor, nahm nach hartem Kampf auch diesen Ort und ging sodann auf Nedelist.

Während dessen war zur Linken der elften Division auch die zwölfte unter dem General von Brondzinski längs der Elbe nachgerückt und bei Trotinka auf die berühmte „Schwarzgelbe Brigade“ gestoßen, die an dem Hange einer kleinen Gebirgspartie drei starke Batterien aufgepflanzt hatte. Obschon die zwölfte Division nicht vollzählig war, warf sie doch den Feind aus Trotinka, folgte ihm nach Lokenitz, eroberte auch diesen Ort und trieb die Schwarzgelben bei Przedmierszitz über die Elbe.

Damit war diese berühmte Heldengenossenschaft entschieden außer Gefecht gesetzt und konnte keinen weiteren Antheil am Kampfe gewinnen. Damit aber auch hatten nun die Preußen den Angriff auf die Flanke der feindlichen Reserve und auf den Rücken der feindlichen Hauptstellung gewonnen, während unter ähnlichem Verhältniß die Division von Etzel (16.) vom rechten Flügel aus auf Brziza vorrückte, und also von beiden preußischen Flügeln aus der Feind umfaßt zu werden in Gefahr war.

Trotz dieser argen Bedrohung kämpften die Oesterreicher noch in ihrer Mittelstellung, und Benedeck scheint auf seine etagirten Riesenbatterien bei Rosberitz, Chlum und Lipa ein überspanntes Vertrauen gesetzt zu haben. Der Kampf wüthete bei Maslowies und Sendraszitz. Hier kämpften die zweite Gardedivision und elfte Division. Diese letztere hatte sich zur Rechten gewendet, sobald links von ihr die zwölfte Division (Brondziski) zum Eingreifen gelangt war. Beide Orte wurden im Sturme genommen und die Oesterreicher mußten mehre Batterien zurücklassen.

Inzwischen war auch das erste Armeecorps (von Bonin) nachgelangt und hatte nicht nur die Verbindung zwischen der Garde und der Division des Generals von Fransecki hergestellt, sondern beide auch mit frischen Truppen verstärkt. Der Kampf wendete sich nun nachdrücklich sowohl von Seiten der Garde als der Division Fransecki gegen Lipa. Die Schlacht wüthete immer noch in Grausen erregender Weise. Obschon die Oesterreicher bereits einen Theil ihrer Artillerie verloren hatten, spieen doch noch gegen 1300 Geschütze ihre Blitze. Von Position zu Position wurde der Feind verdrängt, bis endlich das wichtigste Object erreicht war.

Als der Kronprinz den Hauptangriff auf Lipa reif sah, arrangirte er gleichzeitig auch den nachdrücklichsten Angriff auf Chlum und Rosberitz, das Centrum der österreichischen Stellung.

Jetzt erst, als er sein Hauptquartier angegriffen sah, begriff von Benedeck seine Lage. Es war nach drei Uhr. Er führte Reserven heran. Aber schon ist Rosberitz von den Gardefüsilieren eingenommen. Jetzt soll Chlum gerettet werden. Es speit den Preußen aus 120 Geschützen Fluthen von Granaten entgegen. Vergebens, eine Brigade (v. Obernitz) der ersten

Gardedivision erstürmt es! In der Hand der Preußen wird Chlum nun den Oesterreichern um so furchtbarer, als seine Berge die ganze Ebene dominiren, in welcher sich die Reserven und die zurückgezogenen oder zurückgewichenen Truppen gehäuft haben. Die eroberten Batterien werden gegen ihre früheren Besitzer umgekehrt, und die Preußen krönen den Berg mit ihren Reservebatterien, während jeder Winkel sich mit preußischen Jägern füllt.

Nun führte Benedeck alle verfügbare Infanterie gegen Rosberitz. Er schonte sich so wenig, daß die preußischen Granaten in seinem Gefolge einschlugen und verschiedene Verwundungen verursachten. Auch der Erzherzog Wilhelm wurde verwundet.

Noch ein Mal schien dem Oberbefehlshaber das Glück hold zu sein, indem seine aufgeführte Reserve die linke Flanke der ersten Gardedivision bei Rosberitz gewonnen. Aber es war nur eine Neckerei Fortunens, denn kaum hatte die Bedrängniß jener Division begonnen, als die elfte Division vor Rosberitz erschien und in die rechte Flanke der Oesterreicher mit großem Ungestüm eindrang. Damit wurde deren Angriff gänzlich über den Haufen geworfen, obschon er im Beginn den besten Erfolg versprach.

Doch ließ Benedeck auch jetzt noch vom Kampfe nicht ab, und die Preußen mußten die hinter Chlum und Rosberitz befindlichen Batterien noch einzeln nehmen, und alles, was Benedeck noch gegen die Preußen bei Chlum und Rosberitz vorführte, wurde zurückgewiesen oder vernichtet. Ein schönes Ulanenregiment ging durch das preußische Schnellfeuer ganz zu Grunde und drei Batterien, welche zu nahe herankamen, wurden von den Gardefüsilieren weggenommen.

Keins der Mittel, welche Benedeck noch versuchte, glückte, keins war genügend, die zuvor von ihm begangenen Fehler gut zu machen. Aber der größte seiner Fehler war, keine Vorbereitungen für den Rückzug getroffen zu haben.

Als nämlich nun die Höhen von Lipa mit ihren riesigen Batterien genommen waren und damit die Divisionen Horn, Fransecki und die zweite Reservedivision freie Bahn gewonnen hatten, drängten sich die Oesterreicher aus der Stellung von Lipa, Czistowiés und Langenhof in großer Verwirrung zurück.

Die Verwirrung breitete sich weiter aus. Ein Bataillon schob das andere, und zwar nicht auf einem gefahrlosen Rückzugswege zurück, sondern in das preußische Feuer; denn nun waren auch bereits die Dörfer Wrzestar und Swiénti, welche im Rücken der österreichischen Stellung an der Straße lagen, von dem preußischen General von Mutius genommen. Der Rückzug war gewissermaßen abgeschnitten, während die Armee des Prinzen Friedrich

Karl mit Ungestüm nachdrängte und König Wilhelm persönlich an der Spitze der Reservecavalerie dem fliehenden Feinde folgte.

Noch hatte Benedeck die Besinnung dem königlichen Sieger eine starke Artillerie bei Stresetiz entgegen zu stellen. Allein auch diese gewann keine Wirkung mehr. Nun suchte Benedeck durch große Cavaleriemassen den Rückzug zu schützen. Doch wie viel Mühe sich diese auch gaben, ihrer Pflicht nachzukommen, sie konnten der Cavalerie des Königs nicht widerstehen und wurden selbst mit in das Wirrsal des Rückzugs, der sehr bald in eine beispiellose Flucht ausartete, hineingetrieben.

Demungeachtet wurde hier und da noch Widerstand geleistet, da das Schlachtfeld zu groß war, um überall über das Verhältniß unterrichtet zu sein. Aber die am Längsten im Kampfe beharrenden österreichischen Truppen waren verlorene Posten und fielen in Gefangenschaft.

Bei dem großen Reiterkampfe kommandirte der König Wilhelm persönlich, unzweifelhaft der gediegenste Stoff für die Begeisterung der Seinen. Wiederholt gerieth er in Gefahr, und das Geschützfeuer achtete er in der Hitze des Gefechtes so wenig, daß ihn der Minister von Bismark um die nothwendige Rücksicht ersuchen mußte. Wie hätte sich aber der greise Heldenkönig da schonen mögen, wo 200,000 Menschen ihm selbst das Opfer ihres Blutes darbrachten. Für den Kaiser brachten 250,000 Menschen ihr Blut zum Opfer; doch wo war der Kaiser?

Friedrich der Große hatte vor hundert Jahren vom preußischen Heere gesagt: „auf einem solchen Heere ruhe der Staat sicher.“ Dasselbe Wort war König Wilhelm zu wiederholen veranlaßt. Preußen dankt seinem Heere sehr viel; Preußen dankt aber sein Heer dem Geiste seines Fürstenhauses.

Wer sich nach fünf Uhr auf den Höhen von Chlum befand, sah das österreichische Heer in einem unbeschreiblichen Zustande durch die Thäler und die Ebene nach Königgrätz flüchten. Kein Bataillon war noch vereinigt und complet. Alles wogte wild durch einander: Geschütze, Reiter und Infanteristen, Trainfuhrwerke und Marketender. Und dieser wilde Zug ging über ein echtes Todtenfeld. Auf kaum zwei Quadratmeilen lagen an 30,000 Leichen und Verstümmelte; denn die Preußen zählten in ihren Reihen einen Verlust von 10,000 Todten und Verwundeten, die Oesterreicher aber einen Verlust von 20,000 Todten und Verwundeten. Da mußte es wohl Plätze genug geben, wo Leiche an Leiche und Leiche über Leiche lag.

Und die Zahl der Verunglückten mehrte sich noch sehr auf dem Rückzuge der Oesterreicher, denn alle Berge hatten die Preußen nun mit ihren Geschützen besetzt, und die meisten österreichischen Truppen mußten dieses vernichtende Feuer passiren.

An Gefangenen hatten die Oesterreicher ebenfalls an 20,000 verloren, so daß ihr Gesammtverlust ungefähr 40,000 Mann betrug.

Dieser Verlust war kaum so schlimm als die Auflösung des Heeres, die durch diese fast beispiellose Niederlage vollkommen eingetreten war. Wochen gehörten dazu, das Heer neu schlagfertig zu machen, und dann konnte es immer nur sehr geschwächt auftreten. 174 Geschütze nebst 11 Fahnen hatten die Geschlagenen in preußischer Hand gelassen, vielmehr noch Flinten, Säbel, Montourstücke und Heergeräthe aller Art; denn sehr viele Flüchtlinge entledigten sich ohne Scheu alles dessen, was ihre Flucht erschwerte. Da lagen Tausende von Tornistern, Bandeliere, Czakos u. dgl. an der Straße umher, und hier und da sperrten zusammengefahrene Wagen und andere Dinge die Straße wie Barrikaden oder Verhaue.

Ein österreichischer Artilleriehauptmann, der von dem Walle vor Königgrätz die Retirade beobachtete, gab in einer wiener Zeitung folgende Schilderung, für deren Wahrheit die Eigenschaft ihres Verfassers bürgt.

Nachdem derselbe erzählt hat, daß der Commandant von Königgrätz die Thore habe schließen lassen, um das Eindringen der Preußen zu hindern, fährt er fort: „Bald darauf aber sahen wir im wilden Durcheinander unsere Truppen gegen die Festung zu heranjagen. Gleichzeitig sprengte auch ein Courier heran, der dem Festungscommandanten die Meldung von der Niederlage der Unsrigen und von ihrem Rückzuge brachte. Es ward nun der Befehl gegeben, die Festungsthore zu sperren und Niemanden ohne Ausnahme einzulassen. Als dieser Befehl kam, befanden sich unsere Truppen bereits in nächster Nähe der Festung. Man eilte zum Commandanten und fragte an, ob man unseren Truppen den Eingang gestatten dürfe. „Niemandem ohne Ausnahme, habe ich gesagt“ war die Antwort, „die Thore bleiben gesperrt.“ Eine Viertelstunde hierauf entfaltete sich vor meinen Augen das größte Elend, die heilloseste Verwirrung. Wohin der Blick ging, sah man unsere Soldaten in wilder Flucht der Festung zueilen, Tausende von Vorspannwagen, Colonnenmagazinen, Fuhrwesen, Munitionswagen und Geschützen jagten heran, und zu Hunderten schleppten sich mühsam Abgemattete und Verwundete nach der Festung, in der frohen Hoffnung, bei uns ein Asyl, eine entsprechende Pflege zu finden. Ein Geschrei des Entsetzens entstand, als sie die Thore gesperrt fanden und ihnen von den Wällen herab zugerufen wurde, daß sie nicht in die Festung dürften. Der Eine bat und weinte, der Andere schrie und fluchte. Andere wieder krochen wie die Katzen mit geschickter Behendigkeit und trotz ihrer bluttriefenden Wunden an den Ufern der Dämme herum, um eine Lücke zu erspähen, wo sie durch die Massen hindurch schlüpfen könnten. Wieder Andere stürzten sich ins Wasser,

schwammen bis an die Festungsmauer, um von da wieder fruchtlos zurückkehren zu müssen. Unter einigen Soldaten brach die Aufregung in furchtbarster Weise los und wie auf ein verabredetes Zeichen feuerten sie auf uns, die wir uns auf dem Walle befanden, und wir mußten, da wir doch auf unsere Kameraden nicht zurück feuern durften, uns unter der Schutzmauer vor den Kugeln derselben verbergen."

„Mitten in diesem wildesten Durcheinander sah ich knapp vor der Festung einige verwundete Offiziere liegen, die mich mit gefalteten Händen um Einlaß baten. Der Eine von ihnen nannte mir auch noch seinen Namen. Ich schickte sofort einen Boten an den Commandirenden mit der Anfrage, ob es denn nicht gestattet wäre, wenigstens den Verwundeten die Thore zu öffnen; und als nach wenigen Minuten die Erlaubniß kam, da hätte man den Jubel der Armen hören sollen; es war, als wären ihnen die Pforten eines Paradieses geöffnet worden."

„Wie wohl voraus zu sehen war, drängte, nachdem einmal die Thore geöffnet waren, alles hinein in die Festung, was auch nicht verwundet war, und nun ging jene traurige Verwirrung erst recht los, von der bereits Ausführlicheres wird gemeldet worden sein. Am Abend desselben Tages waren unsere Spitäler, für 600 Mann eingerichtet, mit 2000 Verwundeten besetzt, darunter Viele, die vor Schmerz laut aufschrieen und heulten, während Andere vor Erschöpfung wie leblos dalagen. Es war ein herzzerreißender Anblick."

„Gegen sechs Uhr rückte ein Bataillon der Sachsen in die Festung, die nun für Alle geöffnet war, da der Feind unsere Truppen nicht weiter verfolgte. Sie waren die Einzigen, die in militairischer Ordnung, in Reihe und Glied marschirten. Bald darauf ritt auch Feldzeugmeister v. Benedeck mit seinem Gefolge durch. Auf seinem Gesichte lag der Ernst der Situation deutlich ausgeprägt, sein Blick war zu Boden gerichtet."

So schilderte ein österreichischer Hauptmann die Flucht seiner Landsleute, und wie grauenhaft auch, so ist doch das von ihm gegebene Bild nur unvollkommen, da es nur die kleine Scene bei Königgrätz umfaßt. Anderwärts sah es theilweise noch schrecklicher aus. Viele Verwundete lagen unter den niedergeschmetterten Aesten der Waldbäume, die in phantastischen Zacken emporstarrten, begraben, oder mit Geröll überschüttet und wurden erst später gefunden; nicht wenige verhungert. Auf der Flucht wurden viele, niedergerissen, von den Geschützen gerädert oder zertreten. Die niedergebrannten Dörfer waren die schrecklichen Gräber sehr vieler Verschütteter. Auf der Elbbrücke bei Königgrätz wurden nicht wenige erdrückt oder niedergefahren; nicht wenige ertranken, die über die Brücke nicht gelangen konnten und

zwischen Königgrätz und Kuklena durch die aufgestaueten Wasser gehen wollten. Kurz das Unglück dehnte sich weit bis über Pardubitz aus, wohin der Rückzug ging; und noch ein Glück im Unglücke war es für Benedecks zertrümmertes Heer, daß die Preußen die Verfolgung nur bis Königgrätz ausdehnten, da sie selbst im hohen Maße erschöpft waren. So ließen sie nun nach acht Uhr Abends die Waffen ruhen. Sie hatten alles erreicht, was zu erreichen nöthig war. Oesterreich war entwaffnet; es kam nur noch darauf an, ihm das begreiflich zu machen, um fordern zu dürfen, was man zu fordern für recht hielt.

Gegen acht Uhr überritt der greise Heldenkönig das meilenweite grauenhafte Schlachtfeld. Da traf er auf seinen Sohn, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Angesichts der vollbrachten Riesenthat, mit der die Geschichte ihres Preußens verherrlicht war, umarmten sie sich, und gewiß mit den überwältigendsten Empfindungen, die je eines Menschen Seele erfüllt haben. Der greise König überreichte seinem Sohn den Orden pour le mérite. Er hätte ihn keinem Würdigeren geben können; denn wenn auch alles gesiegt hatte, so war er doch der eigentliche Sieger, und ohne ihn würde dieser Sieg zweifelhaft gewesen sein.

Am folgenden Tage war Benedeck bis Hohenmauth geflüchtet, und am 6. Juli schrieb die Augsburger Zeitung mit der Feder ihres österreichischen Berichterstatters:

„Wo gegenwärtig das Hauptquartier der Nordarmee — oder ob überhaupt ein solches noch existirt — weiß Niemand. Die Einzelheiten von der Schlacht zwischen Josephstadt und Königgrätz bestätigen, daß die Nordarmee zu existiren aufgehört hat. Von den stolzen Bataillonen, welche vor achtzehn Tagen muthig und voll Siegeshoffnung in die Schlachtlinie rückten, sind heute nur noch einzelne Haufen, theilweise ohne Waffen und Führer, übrig, welche planlos umherirren und an nichts mehr denken, als sich vor der raschen Verfolgung des Feindes zu retten. — Wer nur einigen militairischen Scharfblick besitzt, wird sofort erkennen, daß diese Truppen, moralisch und physisch gebrochen, keinen ernsten Kampf mehr wagen können."

So war nun dieser Feldzug, dessen Glanz alles überbietet, was die Kriegsgeschichte aufzeigt, thatsächlich beendet. Er hatte nicht länger gewährt als vom 26. Juni bis zum 3. Juli und uns dadurch auf dem Titel dieses Buchs zu der naiven Bezeichnung „der siebentägige Krieg" berechtigt. Oesterreich lag nun geöffnet vor dem Sieger, und es war zu erwarten, daß dieser sich jenem Wien zeigen werde, das seinem Hochmuthe die Welt zu opfern getrachtet hatte, ohne doch die Würde dazu zu besitzen.

48.

Folge der Schlacht von Königgrätz: Oesterreich opfert Venetien.

Die Vernichtung der österreichischen Nordarmee hatte zu Wien wie in ganz Oesterreich unbeschreiblichen Schrecken verursacht. Es schien, als ahne man schon die Kühnheit Preußens auf Wien anzurücken und, wenn es sein müsse, ganz Oesterreich in Beschlag zu nehmen, um den Trotz des kaiserlichen Cabinets zu brechen und von Ansprüchen zurück zu bringen, die längst verjährt und in der Gegenwart verkehrt, für Deutschland höchst verderblich und gänzlich unberechtigt waren. Das ganze Reich war dem Sieger preis gegeben, von dem man wußte, daß er es nicht schonen werde, so lange seine Forderungen, die freilich den alten Stolz Oesterreichs gänzlich brachen, nicht bewilligt waren. Schon dachte man in Wien an Flucht, und die kaiserlichen Equipagen wurden keinesweges in Stand gesetzt, um den Kaiser auf den Kriegsschauplatz zu führen, auf dem er ja so gut wie keine Armee mehr hatte.

Je größer der Schrecken über das Unglück war, desto größer war die Erbitterung gegen die Männer, welche das Heer geführt hatten. Der Kaiser hatte sein Heer nach der Zahl der Leute und Kanonen berechnet. Er hatte sein Heer dem preußischen für weit überlegen gehalten und gemeint, daß er binnen wenigen Wochen halb Preußen erobert haben müsse. Jetzt fragte er sich verzweifelt, wie ist es möglich, daß man sich mit solcher Uebermacht von den Preußen schlagen lassen kann. Aber, ungenügend über seine eigene wie über die fremde Macht unterrichtet, wußte er nicht, daß eine österreichische Armee keine preußische ist und daß bei Vergleichung beider, Factoren die Hauptrolle spielen, die ihm fremd waren und die über den materiellen Rechnungsposten stehen.

Schon von vorn herein war Franz Joseph in die größte Unzufriedenheit versetzt worden, da jede Depesche eine Niederlage berichtete. Der Oberbefehlshaber Ritter von Benedeck hatte die Schuld auf den Grafen Clam-Gallas geschoben, dem er nicht hold war. Jetzt aber stand auch der Oberbefehlshaber als Schuldiger da. Wer am Leichtfertigsten sich selbst Schuld aufbürdet, ist am Geeignetsten sie auf Andere abzuwälzen. Genug, da man in Oesterreich gewöhnt war einen Sündenbock vor die Schlachtbank des Reichsgerichts zu führen, so wurden der Graf Clam-Gallas, der Generalstabschef von Hennickstein und der Generalquartiermeister Krismanich ver-

haftet und nach Wien geschafft. Privatrücksichten des Kaisers erlösten den Grafen Clam-Gallas von der Furcht vor dem amtlichen Urtel. Er wurde unter aller höchstem Einflusse alsbald von der Anklage befreit, aber er würde auch eine Verurtheilung durchaus nicht verdient haben, da er in der That bei Münchengrätz und Gitschin, zwar nicht mit Cultur, aber doch mit achtbarer Bravour gekämpft hatte. Seine Niederlage hatte einzig und allein nur Benedeck verschuldet, der ihn gegen eine doppelte Uebermacht vorgeschickt hatte. Aber wäre auch Benedeck für den Schuldigeren erkannt worden, so konnte man ihn doch jetzt nicht aus seinen Functionen reißen, wenn man die Verwirrung nicht noch vergrößern wollte. Ob man ihn aber auch köpfte oder leben ließ, die gefährliche Lage des Staates war nicht mehr zu ändern, und diese mußte durch ein außerordentliches Mittel beschworen werden.

So faßte man denn im wiener Cabinet den großartigen Entschluß Venetien zu opfern, es durch die Hand des Kaisers Napoleon III. an Italien abzutreten. Stets hatte Oesterreich behauptet, daß Venetien ihm zur eigenen, wie zu Deutschlands Vertheidigung gänzlich unentbehrlich sei; und jetzt gab Oesterreich Venetien gewissermaßen freiwillig auf.

Da zeigte sich Oesterreich wieder recht als das Land ewiger Unwahrheit. Aber es zeigte sich dabei auch sogleich wieder als das Land ewiger Bosheit und Selbsttäuschung: Indem es Venetien nicht direct an Italien gab, sondern an den Kaiser Napoleon III. cedirte, wollte es an diesem einen Freund und Bundesgenossen gegen Preußen gewinnen und an Italien gleichzeitig einen Feind los werden. Wenn dies den vorausgesetzten Erfolg gehabt hätte, würde freilich Oesterreich seine ganze Kraft gegen Preußen aufzubieten im Stande gewesen sein, und mit dieser an dem verhaßten Preußen eine furchtbare Rache nehmen, war in der That seine Absicht.

Nur Bosheit hatte diese politische Speculation eingeben können; doch ihre Unnatürlichkeit und moralische Unreinheit brachten dieselbe gänzlich um den Erfolg. Italien weigerte sich nämlich, Venetien aus der Hand eines fremden Vermittlers zu nehmen, erklärend, daß es sich dadurch in ein Abhängigkeitsverhältniß zu diesem stellen werde, was ihm die Nationalehre unmöglich mache; aber ob ihm auch Venetien geschenkt werde, oder ob es sich dasselbe erobere, sein Bündniß mit Preußen könne dadurch nicht alterirt werden, und es könne Frieden nur dann erst schließen, wenn Preußen Frieden schließe.

So sah Oesterreich auch diesmal wieder, wie sehr es seine hämische Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte. Es hatte Venetien geopfert, um sich von einem Feinde zu befreien, und war nun um ein Land ärmer, und dennoch von diesem Feinde nicht frei geworden.

Aber auch in Napoleon hatte es sich getäuscht. Er erklärte, daß er der Ansicht Italiens, nicht einseitig mit Oesterreich Frieden schließen zu können, beitreten müsse; und für die Ueberlassung Venetiens an Italien könne er nur etwa das Versprechen geben, einen und denselben Waffenstillstand zwischen einerseits Preußen und Italien und andrerseits Oesterreich nach Kraft seines Einflusses vermitteln zu wollen.

So hatte Oesterreich an Napoleon keineswegs den gewünschten Bundesgenossen gewonnen, und die Idee, sein Heer aus Italien zurückzuziehen, um es gegen Preußen zu verwenden, zerfloß in nichts. Es hatte sich in unwürdigster Weise selbst betrogen und dabei zugleich sein ganz undeutsches Wesen entlarvt, und dadurch verlor es obendrein bei seinen deutschen Bundesgenossen noch die Sympathien, auf denen zuletzt sein Einfluß in Deutschland beruhete.

Immer in Selbsttäuschung, glaubte das wiener Cabinet fest und sicher mit seinem Anerbieten zu reuissiren, ja es war seiner Sache so gewiß, daß es nicht einmal die Vorsicht walten ließ, vor Preußen, auf welches ja der hämische Anschlag berechnet war, seine wahre Absicht zu verbergen. Der Groll drängte, und es ließ sichtbar gern merken, daß es mit der Rache nahe. Gefährliche Thorheit, ohne Verlaß auf die eigenen Mittel den Feind zur Energie zu drängen! Immer nur in eitler Selbstbeschauung befangen, hatte sich Oesterreich weder ein richtiges Urtheil über den Charakter des Königs Wilhelm, noch über den Geist des Ministers von Bismark, noch über die Einrichtung des Zündnadelgewehrs verschafft; genug in der österreichischen Rechnung befand sich nicht ein einziger richtiger Posten.

Bereits am Tage nach der Niederlage der Oesterreicher bei Königgrätz theilte die wiener Zeitung „Presse“ mit, daß alsbald nun die in Venetien stehenden drei Armeecorps zurückgezogen und schleunig mit der Nordarmee vereinigt werden würden.

Daraus mußte das preußische Ministerium natürlich schließen, daß Oesterreich mit Italien einen Separatfrieden zu schließen beabsichtige oder gar schon geschlossen habe. Doch war dieses kaum denkbar, kaum möglich. Und doch schien darin eine Bestätigung enthalten zu sein, daß dem Feldzeugmeister von Benedeck unverzüglich der Oberbefehl entzogen und ihm geboten wurde, nur noch so lange an der Spitze des Heeres zu bleiben, bis der Erzherzog Albrecht, der Sieger von Custozza, zur Uebernahme des Oberbefehls aus Italien angelangt sein werde. In der That es schien, als ob zwischen Italien und Oesterreich ein ganz festes Abkommen getroffen sei. Und doch konnte man das im preußischen Hauptquartier um so weniger glauben, als die directen Nachrichten aus Italien derartiges entschieden in

Abrede stellte. Da enthüllte sich am 5. Juli das Räthsel, indem pariser Zeitungen berichteten, der Kaiser von Oesterreich habe dem Kaiser Napoleon Venetien cedirt, damit dieser es dem Königreich Italien übergebe und ihm dafür den Frieden mit diesem Reiche vermittele.

Nun wußte man in Preußen wohl, woran man war. Man konnte nun zwar an der Treue Italiens nicht zweifeln; aber die Intentionen des wiener Cabinets waren demaskirt, und es mußte angemessen scheinen, den Krieg gegen den tückischen Gegner mit größter Energie fortzusetzen, um vor dem Wiedererstarken desselben ein größeres Pfand in die Hand zu bekommen.

Zu Ausführung seines Planes schien dem Kaiser Franz Joseph nichts so erwünscht als ein Waffenstillstand. Freilich kam viel darauf an, Zeit zu gewinnen, um schnell mit Italien fertig zu werden und die Armeecorps des Erzherzogs Albrecht nach Norden zu bringen. Man sendete daher den Feldmarschalllieutenant v. Gablenz, von dem man meinte, daß er beim Könige von Preußen wohlgelitten sei, an diesen zur Vermittelung eines Waffenstillstandes auf vier Wochen. Allein man hatte die Pläne nicht geheim genug gehalten, die Politik des wiener Cabinets hatte sich schon zu sehr verrathen, und Herr v. Gablenz mußte zurückkehren, ohne seinen Zweck erreicht zu haben.

Da ein Waffenstillstand nur Oesterreich nützen konnte, so konnte er von Preußen auf keinen Fall genehmigt werden, ohne daß Oesterreich sich für die wichtigsten preußischen Forderungen verpflichtet hatte. Daß Oesterreich dazu im Entferntesten nicht Lust empfand, zeigte die Proclamation des Kaisers Franz Joseph vom 10. Juli, in welcher er sagt:

„Schweres Unglück hat meine Nordamee getroffen . . . Allein das Vertrauen auf den Muth meiner Armee ist in mir keinen Augenblick wankend geworden . . . Ich habe mich an den Kaiser Napoleon zur Vermittelung eines Waffenstillstandes mit Italien gewendet. Und er hat sich auch zum Vermittler eines Waffenstillstandes mit Preußen erboten . . . Ich habe dieses Anerbieten angenommen . . . Ich bin zu einem Frieden unter ehrenvollen Bedingungen bereit, um dem Blutvergießen und den Verheerungen des Kriegs ein Ziel zu setzen; allein *nie werde ich in einen Friedensabschluß willigen, durch welchen die Grundbedingungen der Machtstellung meines Reiches erschüttert würden* . . . In diesem Falle bin ich zum Kampfe auf das Aeußerste entschlossen und hierin der Zustimmung meiner Völker gewiß . . . *Alle verfügbaren Truppen werden zusammen gezogen und durch die angeordnete Rekrutirung, die zahlreichen Freiwilligen, welche der neu auflebende*

patriotische Geist überall zu den Waffen ruft, ergänzen sich die Lücken des Heeres ... Oesterreichs Völker haben sich nie größer als im Unglück gezeigt."

Diese Proclamation war unverkennbar wieder dem großen Topf der österreichischen Täuschungen entsprossen. Der Kaiser verkannte gänzlich seine Lage und daß er vor einem Sieger stand, gegen den er auch den kleinsten Sieg nicht errungen hatte und zu erringen im Stande war, daß seine Armee in Trümmern lag, daß Napoleon und Italien sich entschieden von seiner politischen Speculation abgewendet hatten, und daß er und seines Reiches Machtstellung in der That jetzt von dem Willen und der Gnade seines großen Besiegers abhingen. Und in der Proclamation dieses offene Kundgeben eines ungezähmten Grimmes gegen Preußen! diese anmaßend kriegerische Sprache! dieses dreiste Verrathen der feindseligen Absicht! — in der That es war schwer zu begreifen!

Von der Unklugheit und Verblendung des wiener Cabinets war aber alles, und selbst der sonst so besonnene Erzherzog Albrecht angesteckt. Auch seine vom 13. Juli erlassene Proclamation war voll von Uebermuth und Siegessicherheit, so daß er wohl eben so wenig wie der Kaiser die traurige Lage Oesterreichs verstanden haben kann. Seine Proclamation lautete:

„Seine Majestät der Kaiser haben allergnädigst mir das Commando der gesammten operativen Armee anzuvertrauen geruht und ich übernehme dasselbe mit heutigem Tage. Soldaten vom Norden und vom Süden! treue wackere Verbündete aus Sachsen! Vereint, wie unsere Gefühle stets gewesen, wird nun auch unser Wirken sein! Mächtiger als je zuvor sammelt sich eine Armee aus kampfgeübten, an Tapferkeit und Ausdauer gleich bewährten Kriegern, die mit dem Bewußtsein einerseits schon errungenen Sieges, und andererseits mit dem heißen Verlangen, ein unverdientes Mißgeschick zu rächen, sich nach der Gelegenheit sehnen, dem Uebermuthe des Feindes ein Ende zu machen. Laßt uns mit vereinten Kräften (viribus unitis) das große Werk vollbringen und uns hierbei stets in Erinnerung halten, daß der Erfolg demjenigen zu Theil wird, der Kopf und Herz zugleich am rechten Flecke hat, der gleichzeitig ruhig zu denken und energisch zu handeln weiß, und daß — möge das Glück begünstigen, was es wolle — nur derjenige verloren ist, der sich einschüchtern läßt und sich selbst aufgiebt! — Laßt uns also unerschütterlich vertrauen auf Gott, der die gerechte Sache schützt, auf unsere Monarchen, welche von uns die Wohlfahrt ihrer Völker erwarten, laßt uns vertrauen auf unsere eigene Kraft, die sich mit jeder neuen Aufgabe neu belebt, und

dann getrost zum Entscheidungskampfe schreiten, mit dem alten Rufe: Es lebe der Kaiser!"

Im preußischen Hauptquartier wußte man nach so vielen unzweideutigen Kundgebungen nun in der That genug, um das rechte Verhalten zu finden. Man wußte, daß man jetzt energisch vorgehen und die französische Waffenstillstandsvermittelung möglichst hinziehen mußte, bis Oesterreich der Muth zu so kühnen Gefühlen und überspannter Anmaßung genommen war.

49.

Das Vorrücken der Preußen.

Die Niederlage der Oesterreicher würde sich auf ihrem Rückzuge noch sehr vergrößert haben, wenn es nicht höchst nothwendig gewesen wäre, den preußischen Truppen etwas Rast und Ruhe zu gönnen. Sie waren in der That ganz erschöpft. Es war ja auch nichts zu eilen, da Wochen nicht zugereicht haben würden, die bei Königgrätz zerschmetterte österreichische Armee kriegsfertig zu machen.

König Wilhelm ordnete daher einen Rasttag an. Während dessen blieb das Heer auf dem Schlachtfelde, nur beschäftigt mit Aufnahme der Beute und Bestattung der Todten, unter denen sich der im preußischen Heere höchstgeachtete Commandeur der ersten Gardedivision, General Hiller von Gärtringen, befand. Er war bei Wegnahme einer feindlichen Batterie gefallen; unfern von ihm war der junge Prinz Anton von Hohenzollern tödtlich verwundet worden.

Am 5. Juli setzte das Heer über die Elbe und arrangirte mit Vorschiebung einer Reservecavaleriedivision seinen Marsch in solcher Weise, daß die Armee des Kronprinzen den linken Flügel, die Armee des Prinzen Friedrich Karl das Centrum und die Armee des Generals Herwarth von Bittenfeld den rechten Flügel bildete. Der Elbübergang fand von Pardubitz bis Teinitz auf drei verschiedenen Puncten statt, und so rückten die drei Colonnen auf drei verschiedenen Wegen, die linke gegen Olmütz, die mittlere gegen Brünn, die rechte gegen Iglau. Zur Beobachtung der Festungen Josephstadt und Königgrätz blieb das sechste Armeecorps zurück; erhielt aber schon nach zwei Tagen Befehl dem Heere zu folgen, da eben eine andere Truppe von Schlesien her anrückte, der diese Function angemessener war.

Der Ritter von Benedeck hatte sich am 4. Juli kaum Zeit gegönnt, die Trümmer seines Heeres zu sammeln, geschweige denn sie zu ordnen. In völliger Fluchteile zogen seine Truppen im jämmerlichsten Zustande, theilweise ohne Gepäck und Waffen, nach Olmütz. Das gablenz'sche Corps aber, welches gänzlich reorganisirt werden mußte, und die Sachsen gingen nach Brünn, und von da auf der Eisenbahn weiter nach Wien, wo sie zu den aus Venetien erwarteten Corps gestellt werden sollten. Maßregeln, das Nachrücken des Feindes zu hemmen, vergaß Benedeck gänzlich. Er dachte nur an Flucht, und ließ die mährischen Päße unbesetzt. Wie viel weniger mochte oder konnte er daran denken, sich, zu einer Schlacht fertig, dem kühnen Feinde entgegen zu werfen.

Nichts entging der Beobachtung des Königs Wilhelm und der rathend an seiner Seite stehenden Männer. Und nach seinen Beobachtungen, die Oesterreich in Wahrheit kriegsunfähig erscheinen ließen, bemaß er sein Verhalten sowohl in Betreff der Heeresleitung als in Betreff seines Verhaltens zu den Waffenstillstandsanträgen, die jetzt wiederholt von Seite des wiener und pariser Cabinets an ihn ergingen. Er ließ unaufhaltsam vorrücken.

Bereits am 10. Juli hatte der Kronprinz die Gegend von Olmütz erreicht, Prinz Friedrich Karl aber Saar, wo er die ersten österreichischen Truppen, Husaren, fand und aus dem Wege warf. Am 11. Juli aber erreichte er vor Brünn einen Theil der österreichischen Arrièregarde, trieb diese nach kurzem Gefechte in die Flucht und nahm sogleich Tischnowitz. Das Gefecht hatte der Herzog Wilhelm von Mecklenburg in glänzender Weise geleitet. Am folgenden Tage schon rückte der Prinz in Brünn ein, wohin alsbald auch das Hauptquartier des Königs verlegt wurde.

Während nun der Kronprinz, vom schlechten Wege aufgehalten, sich noch in der Gegend von Olmütz befand, General Herwarth von Bittenfeld aber unaufhaltsam bis zu dem historisch wichtigen Znaym vorgedrungen war, hatte die Schlachtordnung eine Schwenkung links erhalten.

Dadurch wurde das Heer Benedecks, welches bei Olmütz reorganisirt werden sollte, bedroht, von Wien abgeschnitten und neu angegriffen zu werden. Jetzt bot Benedeck alles auf seine Truppen nach Wien zu fördern.

Aber nun hatte der Kronprinz den Feind bereits überholt und bedrohete die im Marsche befindlichen Truppen mit Flankenangriffen. Die noch im Lager bei Olmütz befindlichen, über 70,000 Mann starken Oesterreicher, konnten den so bedroheten Marsch gar nicht unternehmen und mußten sich nach Ungarn wenden um, wenn auch auf großem Umwege, doch sicher ihr Ziel zu erreichen. Aber kaum war zu denken, daß man preußischer Seits diese Theilung der benedeck'schen Armee unbenutzt lassen werde.

50.

Das Gefecht bei Tobitschau.

Am 15. Juli stand bereits die Armee des Kronprinzen drei Meilen südwestwärts von Olmütz, als Benedeck besondere Anstrengungen machte den Rest seines Heeres auf der Eisenbahn über Lundenburg nach Wien zu fördern. Nur 20,000 Mann sollten bei Olmütz zurückbleiben, um die in stürmischer Eile gegen Wien vordringenden Preußen im Rücken zu bedrohen.

Diese Maßregel war ungenügend. Die Preußen zu bedrohen hätte es größerer Mittel bedurft. Aber auch dann noch mußte die Maßregel zwecklos werden, weil nun bereits die zweite Reservearmee unter dem General von der Mülbe im Rücken des königlichen Hauptheeres Böhmen besetzt hatte und der General von Knobelsdorf in Eilmärschen aus Schlesien heranzog, um durch Besetzung Mährens in gleicher Weise den Rücken des Hauptheeres zu decken und Olmütz zu neutralisiren.

Kaum hatte der Kronprinz Friedrich Wilhelm die Anstalten Benedecks wahr genommen, als er dem General von Bonin Ordre ertheilte, Parnum wegzunehmen, und die nach Wien führende Eisenbahnstraße zu sperren.

Zu diesem Zwecke mußte ein Theil der Truppen auf Tobitschau vorgeführt werden, welches rechts der Bahn liegt und durch welches eine Heerstraße führt.

Auch diese wollte Benedeck für den Transport der Truppen nützen, und es bewegten sich auf ihr die meisten Mannschaften des ersten, zweiten und achten Armeecorps nebst der Haupttraincolonne.

Es gelang der Infanteriebrigade des Generals Malotki von Trzebiatowski die Arrièregarde des Feindes zu überholen. Kaum hatte dies der General gewahrt, als er sich links auf Tobitschau wendete und auf der Höhe von Hrubsziz den Feind neben sich ziehen sah. Jetzt ordnete General Malotki seine Brigade zum Angriff, das 44. Regiment als erstes, das 4. Regiment als zweites Treffen, während die dabei befindliche Batterie noch zur Disposition gehalten wurde.

Als die Preußen bei Wiklitz den Blattafluß überschreiten wollten, trat ihnen der österreichische General von Rothkirch mit seiner um ein Bataillon stärkeren Brigade und einer Artillerie von 32 Geschützen entgegen, wovon er jedoch zunächst nur 24 agiren ließ. Jenseit des Flusses hielten die Oesterreicher ein Wäldchen besetzt. Dieses wurde vom 44. Regimente nach kurzem, aber heißen Kampfe genommen, und als die Oesterreicher es zurück erobern

wollten, überwältigte dieselben das Schnellfeuer der preußischen Zündnadelgewehre und warf sie auf Wierowan. Ebenso mißglückte ein zweiter Angriff. Nun aber gingen die Vierundvierziger, begleitet von einer Batterie, auf die Dörfer Wierowan und Rakadau und warfen den Feind hinaus.

Während dessen waren zwei Bataillone des vierten Infanterieregimentes in Tobitschau eingedrungen und hatten auch hier den Feind verdrängt. Er wich gegen Olmütz.

Kaum hatte dies der Cavaleriegeneral von Hartmann wahrgenommen, als er seine Kürassierbrigade mit zwei reitenden Batterien bei Biskupitz über den Fluß warf. Hier stieß man auf einen feindlichen Artilleriezug von 20 Geschützen. Auf diesen warfen sich die zweite und vierte Schwadron des fünften Kürassierregiments. Die zweite ging gerade in das Feuer und eroberte mit einem Verluste von nur 12 Mann 18 Geschütze, 7 Wagen, 168 Pferde und machte 170 Mann gefangen. Zu gleicher Zeit fand die Wegnahme von Traubeck unter Beistand zweier Cavalerieregimenter und dreier Batterien statt.

Trotz ihrer von Benedeck erhaltenen Verstärkung war nun die Brigade Rothkirch allenthalben zurückgeschlagen und verhindert nach Süden abzumarschiren. Sie ging wieder unter die Kanonen von Olmütz, um von da auf einem anderen Wege das ihr bestimmte Ziel aufzusuchen.

51.

Das Gefecht bei Prerau.

Nur eine Meile von Tobitschau liegt die Stadt Prerau. Prerau zu nehmen und dadurch die nach Wien führende Eisenbahn zu sperren, war die eigentliche Aufgabe der malotkischen Infanteriebrigade. Daher war das von ihr und von der Reservecavaleriedivision von Hartmann ausgeführte Gefecht von Tobitschau eigentlich nur ein Vorspiel des Gefechtes von Prerau, welches am Nachmittage desselben Tages stattfand.

Nachdem, was er bei Tobitschau erlitten, hätte man erwarten sollen, daß Benedeck die Förderung seiner Truppen in einem so höchst gefährlichen Flankenmarsche einstellen und alle bereits abgegangenen Truppenkörper zurück commandiren werde. Allein, hatte er so viel verloren, mochte er auch jetzt der Gefahr nicht achten. Zudem glaubte er — und mit Recht — den hier

etwa auftretenden Preußen weit überlegen zu sein. Die Colonne, welche eben jetzt auf und längs der Bahn über Prerau ging, bestand aus dem ersten und achten österreichischen Corps, der Artilleriereserve und der Haupttraincolonne. Bei diesem großen Zuge befand sich Benedeck selbst. Während des Gefechtes von Tobitschau hatte er nach Olmütz den Befehl erlassen, der Brigade Rothkirch durch einen Ausfall Hilfe zu leisten. Man hatte zu diesem Zwecke sechs Bataillone, zwei Schwadronen und eine Batterie abgeschickt, und dieser Beistand kam nun dem Feldzeugmeister im Kampfe bei Prerau zu statten.

Die Stärke der Oesterreicher bei Prerau war dem General Malotki ganz unbekannt. Er erwartete, daß er höchstens nur mit einer Brigade zu thun haben werde. Da er nun selbst durch die Brigade Barnekow verstärkt worden war, zögerte er nach der Einnahme von Traubeck keine Minute, seine Avantgarde, bestehend aus einer Füsiliercompagnie, zwei Husarenregimentern und einer reitenden Batterie auf Prerau zu schicken. Die Eile war so groß, daß die Füsiliere auf Wagen fortgebracht wurden.

Aber diese Avantgarde überzeugte sich sehr bald von der unverhältnißmäßigen Ueberlegenheit des Feindes. Sie sah die Unmöglichkeit diesen Ort wegzunehmen, da sie es bei demselben mit der Hauptcolonne der Artilleriereserve des österreichischen Nordheeres zu thun bekommen mußte. So konnte es sich nur noch darum handeln, den Abmarsch des Feindes zu stören, höchstens denselben von der Bahnlinie ab gegen die Karpathen hinzuweisen und ihm noch einen Schaden zuzufügen.

Als man nun hinter Groß-Teinitz auf eine starke, von Infanteriemassen gefolgte Traincolonne stieß, warfen sich drei unvollzählige Schwadronen von Landwehrhusaren — zusammen 200 Mann — unter der Führung des Obersten von Glasenapp auf den Feind, während die vierte, ebenfalls unvollzählige Schwadron, ihn zu umgehen suchte.

Die drei Schwadronen griffen zunächst die feindliche Infanterie an und verhinderten sie, sich zu concentriren. Die einzelnen Compagnien umschwirrend, warfen sie eine nach der anderen über den Haufen und machten, obschon selbst nur 200 Mann stark, 250 Mann gefangen. Diese wurden entwaffnet und von 30 Husaren in das preußische Lager escortirt. Mit dem Reste seiner Husaren, kaum eine Schwadron stark, stürzte sich Glasenapp der unbedeckt flüchtenden feindlichen Traincolonne nach und erbeutete noch einen Theil derselben.

Sofort nach dem Angriffe war dem eben in Prerau befindlichen Feldzeugmeister von Benedeck Meldung gemacht worden. Er schickte unverweilt das ganze zwölfte österreichische Husarenregiment heran, welches, sehr bald

seine vierfache Ueberlegenheit gewahrend, das Schicksal seines Feldzeugmeisters wenigstens ein wenig rächen wollte. Es entstand nun ein erbittertes Reitergefecht, in welchem die preußischen Landwehrhusaren zwar dem Feinde argen Schaden zufügten, aber doch selbst 50 Mann verloren und, größeren Verlust zu vermeiden, sich aus dem Gefecht ziehen mußten, als sie sich von einer fünften österreichischen Husarenschwadron in der Flanke gefaßt sahen. Dieser Schade wurde indessen mehr als ausgeglichen durch den Angriff der vierten Schwadron auf ein Infanteriebataillon, welches unter dem Commando des Rittmeisters von Seidlitz überritten und um 80 Mann geschwächt wurde.

Nun aber langten die von Benedeck heranbeorderten olmützer Ausfalltruppen an. Sie stießen bei Biskupitz auf die Brigade Malotki und bedroheten sie mit ihrer Uebermacht. Aber eilend verstärkte nun der commandirende General von Bonin den General von Malotki mit einer Ulanenschwadron und einer reitenden Batterie, ließ auch sofort die Infanteriebrigade des Generalmajors von Barnekow nachrücken.

Kaum so beträchtliche Massen vor sich gesehend, zogen sich die olmützer Bataillone ohne Kampf zurück. Doch hatte der Kampf auch keinen Zweck mehr, da Benedeck unter dem Schutze der Gefechte von Tobitschau und Prerau sein Gros bereits auf der Eisenbahn abgeführt und gerettet hatte.

Allein er hatte in diesen Gefechten die ganze Gefahr seines Flankenmarsches gesehen. Und diese konnte sich, sobald er in den Bereich der Armee des Prinzen Friedrich Karl gelangte, nur vergrößern. Er wich daher in Hulein von der Eisenbahn links nach den Karpathen ab und suchte nun auf einem höchst beschwerlichen Marsche und mit ungeheuerem Umwege über Presburg in Ungarn seine 75,000 Mann starke Hauptcolonne nach Wien zu bringen, wo sie sich unter dem Oberbefehle des Erzherzogs Albrecht mit den drei aus Venetien herauf zu ziehenden Corps vereinigen sollte.

Aber die Preußen sannen sofort darauf, diese Colonne abzuschneiden und zu vernichten, ehe noch ihre Vereinigung mit den italienischen Corps möglich wäre. Dieser bedeutsame Plan, der die österreichische Speculation ganz über den Haufen warf, war die Folge der Gefechte von Tobitschau und Prerau, in denen die Oesterreicher nicht weniger als 1607 Mann, darunter 1045 unverwundete Gefangene, verloren hatten. Außer 17 Geschützen fiel eine beträchtliche Beute an Wagen, Pferden und Armaturstücken in die Hände der Preußen.

Der Verlust deren betrug 234 Mann, darunter auch einige Gefangene. Unter den Todten befand sich Oberstlieutenant von Behr.

52.

Das Gefecht von Blumenau und der Friede.

Wie schon erwähnt, mußte dem preußischen Obercommando daran liegen, die österreichische Hauptcolonne, welche unter Benedeck nach Ungarn geflüchtet war, unschädlich zu machen, um dadurch eines Theils Oesterreich zu den für den Frieden geforderten Bedingungen zu zwingen, andern Theils durch erhöhete Anspruchsberechtigung den Einfluß des eifersüchtigen Frankreichs zu schmälern. Die Preußen mußten daher Stellung zwischen Benedeck, Wien und den aus dem Süden heraufrückenden italienischen Corps zu nehmen, die österreichische Streitmacht auseinander zu halten und einzeln zu vernichten suchen.

Zu diesem Zwecke ließ der König Wilhelm die Armee des Prinzen Friedrich Karl und die des Generals Herwarth von Bittenfeld gegen Preßburg gehen, wohin sich Benedeck gegenwärtig flüchtete. Herwarth v. Bittenfeld behielt den rechten Flügel und ging nach Kornneuburg dicht vor Wien, um der in Wien bereits concentrirten Macht Schach zu bieten. Prinz Friedrich Karl dagegen ging über Lundenburg und Göding, mit theilweiser Ueberschreitung der March und des historisch-berühmten Marchfeldes, auf welchem Rudolph von Habsburg 1278 durch die Besiegung des Königs Ottokar von Böhmen den Grund zum österreichischen Kaiserstaate gelegt hatte, gegen Presburg. Der Heereszug der Preußen berührte überhaupt viele historisch-wichtige Stätten, so namentlich die Schlachtfelder von Austerlitz und Wagram. Unter allen diesen Stätten aber war für die Erinnerung Oesterreichs nur die einzige, die älteste, das Marchfeld erfreulich, ein Beweis, daß die Kriegsgeschichte Oesterreichs glänzender begonnen als fortgesetzt worden war.

Prinz Friedrich Karl ließ die Divisionen von Fransecki und von Horn (7. und 8.) vorangehen, jene rechts, diese links. Das Gros der Armee des Prinzen rückte um einen Marsch nach und besetzte am 16. Juli Lundenburg. Schon am 19. befand sich der Prinz dicht vor Wien und mit dem Hauptquartier da, wo die Eisenbahn, sich spaltend, einerseits nach Wien, andererseits nach Presburg führt. Marchegg wurde besetzt. Die Verbindung Wiens mit Presburg auf dem linken Donauufer war aufgehoben. Das preußische Heer breitete sich längs der Donau rechts durch die Detachements des Generals Herwarth von Bittenfeld bis Krems aus, und so war die ganze nördliche Hälfte des Kaiserstaates in der Gewalt des Siegers, des Preußenkönigs,

der nunmehr sein Hauptquartier nach Nikolsburg verlegte und im Schlosse der Fürsten von Dietrichstein denkwürdiger Weise dieselben Zimmer bewohnte, die 1805 Napoleon I. als Sieger von Austerlitz bewohnt hatte.

Dieses Glück der preußischen Waffen erregte natürlich zu Wien den ungemessensten Schrecken. Ein Theil des kaiserlichen Hofes, dabei die Kaiserin, war abgereist. Viele, und die vornehmsten Familien bereiteten sich zur Flucht vor. Wenn auch die „Oesterreichische Zeitung" schrieb, „man solle sich nicht fürchten, wenn die Preußen etwa Wien besetzten, denn sie hielten gute Disciplin und schonten das Privateigenthum," so war doch immer zu fürchten, daß im Cabinet des Kaisers eine Vertheidigung Wiens beschlossen wurde und die Stadt dann einer Belagerung und Zerstörung anheim fiel.

Genug, wer irgend die Mittel dazu hatte, gedachte zu flüchten — und es erscheint nicht ungerecht, daß dieser Herd der Unwahrheit, Eitelkeit und des ungemessensten Uebermuthes, dieser Vulkan zahlloser Beschimpfungen und Herabwürdigungen Preußens, diese Werkstätte des deutschen Unheils eine so beispiellose Demüthigung erfuhr. Denn wahrlich, ehrend war es nicht, daß das große Kaiserreich, welches das Weltherrschaftsprinzip in seine Cocarde geschrieben und stets die erste Rolle auf der Bühne der Großstaaten zu spielen gefordert hatte, nach einem so verächtlich kurzen Kriege vor den Füßen des kleinen, aber freilich kerngesunden Preußens lag.

Der Kaiser Franz Joseph sah sich jetzt am Rande völligen Verderbens. Er war vollständig in der Gewalt des Siegers. Ob er sich auf Napoleons Freundschaft verlassen könne, war ganz zu bezweifeln; denn gewiß mußte Napoleon Bedenken tragen, sich dem so bewährten Preußen gegenüber zu stellen. Zudem hielt Italien trotz der Schenkung Venetiens fest am Bündniß mit Preußen und sein Heer war wieder an den Mincio gerückt, entschlossen den österreichischen Corps des Erzherzog Albrecht nach Wien zu folgen. Italien hatte Preußens Siegen Venetien zu verdanken, und es wollte das nicht mit eigensüchtigem und verrätherischem Undank vergelten. Es fühlte auch, daß es, abgefallen vom papistischen Katholicismus im protestantischen Deutschland seinen natürlichsten Bundesgenossen und Bruder besitze, und in einem sehr wohl zu denkenden Kampfe der orthodox-katholischen Welt gegen die protestantische, zu der es sich jetzt entschieden mitrechnen mußte, nur an der Seite dessen seine Stellung habe.

In dieser Lage, die noch durch die gefährliche Stimmung Ungarns und anderer Kronländer verschlimmert wurde, bat der Kaiser von Oesterreich um einen Waffenstillstand, mit welchem der Friede auf Grund der preußischen Forderungen geschlossen werden sollte. König Wilhelm, erwägend, daß der

Gegner ganz in seiner Gewalt sei und kaum wagen konnte, unredlich zu denken und zu speculiren, trug nun kein Bedenken die Bitte zu gewähren, womit zugleich dem Kaiser Napoleon die Genugthuung wurde, wenigstens scheinbar als Vermittler etwas erwirkt zu haben; denn er hatte bisher unausgesetzt die Hand im Spiel gehabt, und auch jetzt war es der französische Gesandte, der zu Nikolsburg für Oesterreich das Wort führte. So wurde nun am 22. Juli frühen Morgens die Bestimmung getroffen, daß von zwölf Uhr Mittags desselben Tages an eine fünftägige Waffenruhe auf Grund der preußischen Bedingungen beginnen solle.

Wie wenig unvollkommene und halbe Verhältnisse sich mit dem preußischen Charakter vertragen, das bewies Prinz Friedrich Karl. Er wußte bereits am Abend des 21. Juni, daß der Waffenstillstand unzweifelhaft sei. Anstatt aber darauf hin an Ruhe zu denken, beschloß er die wenigen Stunden bis zum Beginn des Waffenstillstandes zu benutzen, um noch einen Sieg zu gewinnen und dadurch die Pfänder des preußischen Erfolges zu vermehren. So gab er denn dem General Fransecki die Ordre, mit dem Früheſten am 22. Juni gegen Presburg vorzurücken und noch einen kräftigen Schlag zu thun.

Am 21. Juni hatte General Horn Stampfen, General Fransecki Marchegg erreicht. Mit Tagesanbruch ließ von Fransecki seine Avantgarde (ein Infanterie- und ein Husarenregiment) vorrücken. Ihr folgten die Brigaden der Generale Groß von Schwarzhoff und von Gordon, während die Brigade des Generals von Rose den Gamsenberg besetzen sollte, um den Marsch des Gros durch den Bergpaß zu schützen und beim Kampfe vor Presburg dem Feinde in die Flanke zu operiren.

Bereits nach sechs Uhr traf die Avantgarde auf die österreichische Brigade Mondl, welche sehr bald durch die sogenannte schwarzgelbe Brigade verstärkt wurde. Während nun General von Fransecki die Brigade Mondl im fortwährenden Artilleriekampfe vor sich herdrängte und nicht gestattete, daß sie sich in Blumenau, das er in Brand schoß, setzte, erstieg von Bose auf sehr beschwerlichem Wege den Gamsenberg, von welchem er ein Regiment der schwarzgelben Brigade hinabwarf. Er stieg sodann rasch in das Thal vor Presburg hinab, und nun war auch Fransecki so weit vorgedrungen, daß beide vereint operiren konnten und zwar von Bose im Rücken derjenigen österreichischen Brigaden, welche in den Kampf mit dem Generale Fransecki verwickelt waren.

Da machte plötzlich kurz vor zwölf Uhr die Nachricht von dem eingetretenen Waffenstillstande dem Kampfe ein Ende. Ein österreichischer Parlamentair überbrachte sie zuerst, und gleich darnach erhielt sie Bestätigung

durch ein Telegramm. Der Eintritt der fünftägigen Waffenruhe rettete Presburg und brach den Krieg ab, welcher sich binnen einem Monate durch das Königreich Böhmen, Mähren, Erzherzogthum Oesterreich bis Ungarn in stetem Kampfe fortbewegt und alle Siege den Preußen, keinen einzigen den Oesterreichern gebracht hatte. Denn das erste Zurückgehen des bonin'schen Armeecorps in den trautenauer Gebirgspaß berechtigte sicher den am folgenden Tage völlig geschlagenen Feldmarschallieutenant von Gablenz nicht, sich eines Siegs zu rühmen.

König Wilhelm hatte die Waffenruhe nur unter der Bedingung zugestanden, daß mit ihr sofort die Friedensverhandlungen begonnen würden. Das geschah denn auch. Preußischer Seits war der Friede wünschenswerth, damit der Einfluß Frankreichs nicht zu viel Raum gewinne und schnell ein Definitivzustand geschaffen werde, der die Geschäfte des französischen Cabinets in dieser deutschen Angelegenheit abschloß. Preußen, klüger als Oesterreich, trauete Frankreich auch zur Zeit der offenst ausgesprochenen Freundschaft nicht weiter, als die kluge Vorsicht es gestattete. Es war Zeit den Handel zu schließen, um den Vermittler los zu werden. Die Dinge lagen so, daß man glauben konnte, ihn in der Zukunft nicht mehr fürchten zu müssen.

Oesterreichischer Seits aber war der Friede erforderlich, weil von Blumenau bis zum Nichtsein in der That nur noch ein sehr kleiner Schritt war. Oesterreichs Machtstellung, auf welche noch die letzte kaiserliche Proclamation ein so großes Gewicht gelegt hatte, beruhete auf Oesterreichs Macht, diese aber war völlig dahin, wenn der Krieg in gleicher Weise nur noch ein Paar Wochen fortdauerte. Wie dann sich aber Napoleon verhalten würde, wenn von Oesterreich nur noch wie von dem Nachlaß eines Verstorbenen die Rede war, das war durchaus nicht voraus zu sehen. Genug, Franz Joseph konnte sein Reich nur retten, wenn er schnell Frieden schloß, und mußte froh sein, wenn er das Lösegeld mit den Rechten zahlen durfte, die seinem Herrscherstamme doch nur äußeren Schein verliehen, wie eifersüchtig derselbe sie auch als eine kostbare Realität seit Jahrhunderten bewahrt hatte.

Es traten nun zu Nikolsburg als Commissare auf österreichischer Seite der Graf Karoly und Freiherr von Brenner-Felsbach mit dem preußischen Chefminister von Bismark zusammen und stellten die Präliminarfriedensbedingungen fest. Nach denselben bewilligte der König Wilhelm von Preußen, daß Oesterreich keines seiner bisher besessenen Länder verliere mit Ausnahme Venetiens, welches an das Königreich Italien abzutreten sei.

Dagegen versprach der Kaiser von Oesterreich die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes anzuerkennen, auf alle bisherigen Berechtigungen

in Deutschland zu verzichten, und gegen die Umgestaltung Deutschlands, wie sie von Preußen angebahnt und ausgeführt werden werde, keinerlei Einfluß geltend zu machen.

Ferner überläßt der Kaiser von Oesterreich seine Rechte an Schleswig-Holstein dem Könige von Preußen und zahlt diesem 40 Millionen Thaler Kriegskostenentschädigung, wovon jedoch Preußen 20 Millionen Thaler für die Abtretung Schleswig-Holsteins und die Verpflegung des Heeres in Abrechnung gehen lassen will.

Nun versprach der König Wilhelm auf besondere Bitte des Kaisers Franz Joseph dem Könige Johann von Sachsen seinen Landesbesitz nicht entziehen oder schmälern zu wollen, sofern der König Johann sich vertragsmäßig verpflichte, die ihm zufallenden Kriegskosten zu zahlen und die Stellung in Deutschland zu genehmigen, die die Umgestaltung Deutschlands ihm zutheilen werde. Und hierbei mußte der Kaiser abermals versprechen, jede aus diesem Kriege hervorgehende Territorialveränderung in Norddeutschland gut zu heißen.

Den Eintritt Italiens in diesen Frieden versprach König Wilhelm zu vermitteln, sobald das vom Kaiser Franz Joseph dem Kaiser der Franzosen cedirte Königreich Venetien dem Königreich Italien übergeben sein werde. Es folgten noch einige unwichtigere Bestimmungen.

Als dieser Präliminarfriede, dem sich sofort die Verhandlungen für den Definitivfrieden anschlossen, unterzeichnet war, hielt König Wilhelm seine Aufgabe in Oesterreich für erledigt. Doch konnte er sein Heer nicht verlassen, ohne ihm für seine Großthaten, die Preußen nun so hoch erhoben, in herzlichster Weise gedankt zu haben. Deshalb hielt er am 29. Juli über die Armee des Generals Herwarth von Bittenfeld, am 31. Juli über die des Prinzen Friedrich Karl und am 2. August über die des Kronprinzen Heerschau ab. Es ist begreiflich, daß die Truppen, denen die Bedeutung des errungenen Feindes genügend erklärt war, ihren greisen Heldenkönig mit dem ungemessensten Jubel begrüßten.

Der Dank des Königs war ungemein herzlich und begeistert. „Der unvergleichlichen Bravour meiner herrlichen Armee," sagte er unter Anderm, „und der ausgezeichneten Haltung ihrer Führer verdanken ich und das Vaterland diesen glänzenden, so schnell beendeten und mit so ruhmvollem Erfolge gekrönten Feldzug. Sie verdient meine vollste Anerkennung und meinen königlichen Dank." Dann grüßte er vor der Fronte noch nach allen Truppentheilen hin und rief den versammelten Generalen ein „Auf Wiedersehen im Vaterlande" zu.

Ein noch glänzenderes Zeichen seines trauten und herzlichen Umgangs

mit den Truppen gab der König bei seiner Schau über die Armee des Kronprinzen bei Austerlitz. Hier beim steinmetz'schen Armeecorps befand sich sein eigenes Regiment (7.). Beim Defiliren stellte er sich als Chef selbst an die Spitze dieses Regimentes und führte es vor dem Kronprinzen und dem General Steinmetz vorüber. Zum Salut den Degen senkend rief er diesen beiden Herren zu: „Der König seinen commandirenden Generalen!“ Nachdem er Halt commandirt, salutirte er vor dem ganzen Regimente und rief: „Ich ehre Euch heute dadurch, daß ich vor Euch meinen Degen ziehe und Euch salutire, weil Ihr mir und Euch selbst Ehre gemacht habt!“ Dann ritt er mit gesenktem Degen das ganze Regiment hinab und schied zuletzt mit den herzlichsten Worten von den Offizieren.

Der König reiste nun begleitet von den Ministern von Bismark und von Roon, dem Generalstabschef von Moltke und anderen hohen Personen, nach Berlin zurück, wo er natürlich mit Huldigungen empfangen wurde, die selten einem Monarchen zu Theil geworden sind. Er hatte sein Werk vollbracht; er hatte — Oesterreich aus Deutschland entfernt, er hatte (wenn auch der Zukunft daran zu arbeiten noch vorbehalten bleiben sollte, doch:) — — **Deutschland gerettet!!**

53.

Der Krieg der Bundesgenossen Oesterreichs.

Es ist natürlich, daß kleine Staaten, die unter den Flügeln eines großen Staates existiren, weder zu einem Verwaltungs-, noch viel weniger zu einem guten Kriegswesen gelangen können, da es immer dem großen Staate darauf ankommen wird, sie in Unselbstständigkeit und Ohnmacht zu erhalten. So stand es auch mit den deutschen Kleinstaaten, in denen der Einfluß Oesterreichs alle guten Elemente, und besonders die nationalen, zu unterdrücken bestrebt gewesen war. Das deutsche Heldenthum war wahrlich in ihnen nicht erstorben, aber Oesterreichs Einfluß hatte es in Kette und Bande gelegt und ihm die Narrenkappe einer militairischen Curiosität aufgedrungen, von der uns bereits der siebenjährige Krieg wundersame Proben vorgeführt hat. Das Verhältniß hatte sich dort in den verflossenen hundert Jahren nicht um das Mindeste verändert. Seltsam aber war es, daß Oesterreich auch jetzt auf die Macht seiner treuen Schützlinge so sehr rechnete, da es doch deren Macht seit alten Zeiten selbst niedergehalten hatte.

Zunächst setzte Oesterreich Baiern als einen großen Posten in seine Rechnung. Da Baiern, mit ihm auch Würtemberg, die Provocation eines Kriegs mit Preußen durch Mobilisirung der Bundesarmee für gefährlich hielt, ermuthigte es die Kleinstaaten mit der Versicherung, daß es allein gegen 800,000 Mann aufstelle. Die Kleinstaaten möchten also nur ihr Möglichstes thun; für geschützt dürften sie sich unter allen Umständen halten. Dergestalt auf jeden Fall geschützt, brauchten aber eben die Kleinstaaten ihr Möglichstes nicht zu thun; und ihr Möglichstes war doch eben nicht viel.

Baiern hatte das siebente Bundesarmeecorps zu stellen in der Stärke von 59,333 Mann, brachte aber nur 44,000 Mann auf die Füße. Würtemberg hatte 23,258, Baden 16,667, Hessen-Darmstadt 10,325, Nassau 6731 Mann zu stellen. Das gab ein Heer von 116,314 Mann. Ja diese Staaten hatten ein Heer von über 200,000 aufzustellen zugesichert und doch kamen kaum 84,000 Mann zusammen, und zwar in einem zum Theil statt Schrecken, Bedauern hervorrufenden Zustande.

Zum Oberbefehlshaber der Bundesarmee wurde der Prinz Karl von Baiern, zum Befehlshaber des achten, aus Würtemberg, beiden Hessen, Baden, Nassau, Meiningen, Reuß und Frankfurt bestehenden Bundesarmeecorps aber der Prinz Alexander von Hessen gewählt.

Die Baiern sammelten sich langsam in dem nördlichen Theile Baierns, das achte Bundesarmeecorps um Frankfurt a. M. her. Hier rückten vom 16. Juni ab würtembergische, darmstädtische und kurhessische Truppen, zum Theil noch unfertig und durchgehend unvollzählig, ein. Mehre Regimenter Oesterreicher kamen am 21. Juni dazu. Am 25. langte erst ein Theil der Armee Badens an. Nur gezwungen nahm Baden an dem Kriege gegen Preußen Theil, und es war anzunehmen, daß die Preußen von den badenschen Freunden nicht viel leiden würden. Die Nassauer kamen spät, denn sie machten vor ihrem Herzog erst bei Höchst Schießübungen. Die Meininger aber, welche mit preußischen Zündnadelgewehren versehen waren, kamen ohne Munition an, die ihnen Preußen natürlich nicht auf die feindliche Seite liefern mochte.

Als alles sich gesammelt hatte, betrug die Operationsarmee der Kleinstaaten ohne Baiern 47,000 Mann mit 144 Kanonen. Die Würtemberger wurden vom Generallieutenant von Hardegg, die Badener vom Prinzen Wilhelm von Baden, die Darmstädter vom Generallieutenant von Perglas, die vereinigten Oesterreicher und Nassauer vom Feldmarschalllieutenant von Neipperg commandirt.

Die Aufstellung durchschnitt von links nach rechts Rheinhessen, Nassau und Oberhessen mit dem Hauptquartier zu Frankfurt.

Baiern hatte vor dem Kriege seine Armee auf 86,000 Mann angegeben, brachte aber mit 4000 Mann Cavalerie nur 44,000 Mann mit 144 Kanonen auf die Füße, weil man sich für einen Krieg in Baiern nie vorbereitet gehalten hatte. Die Aufstellung reichte von Hof bis Schweinfurt mit dem Hauptquartier zu Bamberg.

So stand die gesammte Reichsarmee wie ein Cordon mitten durch Deutschland hin, man wußte nicht, ob um den Süden zu vertheidigen, gewiß aber nicht, um den Norden zu erobern.

Ob jenes oder dieses, wußte ohne Frage die Reichsarmee selber nicht.

Die Staaten hatten versprochen nach einem gemeinsamen Plane mit Oesterreich zu operiren, aber die Bedingung gestellt, daß dabei ihr Selbstschutz nicht alterirt werde. Darin lag ein Widersinn der zugleich ein Unsinn war, und es ist eine interessante Frage: ob das kriegeübte österreichische Cabinet dies nicht begriffen habe.

Die ersten Bewegungen der Baiern galten, den Durchbruch der Hannoveraner nach Baiern zu erleichtern. Allein die Hannoveraner sahen sich am Tage nach ihrem glücklichen Kampfe bei Langensalza so umstellt, daß sie die Waffen strecken mußten, und die Baiern, von denen man in Wien meinte, daß sie entweder nach Böhmen zu Hilfe kommen, oder unaufhaltsam nach Berlin stürmen würden, wichen in ihre alte Stellung zurück.

Nachdem die Hannoveraner sich ergeben hatten, konnte sich die preußische Mainarmee concentriren. An ihrer Spitze stand, wie wir wissen, der commandirende General Vogel v. Falkenstein, und ihre drei Divisionen wurden befehligt von den Generallieutenants v. Göben, v. Beyer und v. Manteuffel. Zu ihr gehörten zwei koburg-gotha'sche und ein lippe-detmold'sches Bataillon. Sie zählte 47,000 Mann, dabei 3000 Mann Cavalerie und 90 Geschütze Artillerie. Sie allein hatte es mit den 91,000 Mann Reichstruppen zu thun, die den preußischen 90 Geschützen 288 gegenüberstellten. Trotz dieser ungeheueren Ueberlegenheit, leisteten sie nichts, bis sie von den Preußen zu einer Leistung gezwungen wurden; und diese war ungenügend.



K. PREUSS. KRIEGSMINISTER v. ROON.

54.

Gefecht bei Dermbach.

Nachdem die Hannoveraner capitulirt hatten, richtete General Vogel von Falkenstein seinen Marsch auf Fulda und erreichte am 2. Juli Markfuhl. Die Unzufriedenheit des Volkes, dem mit mancherlei Mitteln feuriger Haß gegen Preußen eingeflößt war, trieb nun den Prinzen Karl, den Vorwurf, mit den Preußen im Einverständniß zu sein, von sich zu weisen. Er ging also dem Feinde entgegen und nahm Stellung auf der Linie Neidhartshausen, Zella, Diedorf.

Hier wurde er am 4. Juli von der preußischen Division des Generals von Göben, dem der General von Beyer in Reserve folgte, angegriffen. Der Zweck dieses Angriffs war aber, nur die Baiern abseit zu schieben, um ohne die Gefahr des Flankenmarsches dann auf Fulda zu gehen.

Die beiden Brigaden Kummer (rechts) und Wrangel (links) rückten am frühen Morgen vor, und Kummer mußte Zella und Neidhartshausen erstürmen. Die Baiern kämpften hier entschieden mit Bravour und zeigten, wessen sie fähig sind, wenn ihr Kampf einem guten Zwecke dient.

Gleichzeitig tobte auch der Kampf bei Diedorf, wo sich die sechste bairische Brigade befand. Es war nöthig der Brigade Kummer Verstärkung zuzuführen, und erst nachdem das geschehen, schritten die fünfte und sechste bairische Brigade zum Rückzuge, wogegen die Preußen wieder die Stellung von Dermbach einnahmen.

Gleichzeitig hatte auch bei Wiesenthal ein ernster Kampf stattgefunden, wo sich die achte bairische Brigade befand. Nachdem die Baiern aus Wiesenthal manoeuvrirt worden waren, zogen sie sich auf ihr Gros am Uebelberge zurück. Hier wurden sie nach hitzigem, aber kurzem Kampfe geworfen und gingen auf Roßdorf zurück, wo sie vier Bataillone und anderthalbe Batterie Verstärkung erhielten.

Nun glaubte der bairische General von Hartmann den Uebelberg wiedererobern zu können. Er nahm ihn in der That auch durch seine Uebermacht, aber mit schwerem Verluste. General Faust befand sich unter den Todten. Eben waren die Preußen im Begriffe einen neuen Angriff auf den Uebelberg zu machen, als Wrangel den Kampf abzubrechen befehligt wurde. Anstatt diese Gelegenheit zu nützen, um nun offensiv zu verfahren, zogen sich die Baiern auf Befehl des Prinzen Karl zurück. Sie hatten an Todten und Verwundeten 400, an Vermißten oder Gefangenen 370

Mann verloren. Der preußische Verlust betrug an Todten und Verwundeten 400 Mann.

Auf preußischer Seite hatten 12,000, auf bairischer 20,000 Mann gefochten, und zwar mit sehr lobenswerther Bravour. Sie waren nicht geschlagen, und ihr Rückzug war nur die Folge strategischer Combination des Prinzen Karl. Er hatte nämlich Nachricht über feindliche Truppenbewegungen in seiner Flanke erhalten und daraus gefolgert, daß er es heute nur mit einem kleinen Theile der preußischen Mainarmee zu thun habe; am folgenden Tage aber wahrscheinlich diese ganze Armee vor sich haben werde. Da er nun auf den Beistand des achten Bundesarmeecorps nicht rechnen konnte, seine zwei noch unversehrt in Reserve stehenden Divisionen ihm aber für die Annahme einer Schlacht unzulänglich schienen, so ordnete er Nachmittag vier Uhr für seine ganze Armee den Rückzug nach der fränkischen Saale an.

Das Zurückweichen der Baiern machte es dem General Vogel v. Falkenstein möglich, seinen Marsch auf Fulda rasch fort zu setzen.

55.

Die Cavalerie-Affaire der Baiern.

So wacker sich die Baiern, Artillerie und Infanterie gehalten, mußte ihnen doch die verdiente Ehre durch einen Act derjenigen Lächerlichkeit geschmälert werden, durch den stets das kleinstaatliche Kriegswesen gekennzeichnet worden war. Prinz Karl von Baiern, Befehlshaber der bairischen Armee und Feldherr der gesammten Reichsarmee, hatte die Cavaleriedivision des Generallieutenants Fürsten von Thurn und Taxis seitwärts geschoben, um sich durch sie in Verbindung mit dem achten Bundesarmeecorps zu setzen, welches natürlich ebenfalls unter seinem Befehle stand, aber gesondert von dem Prinzen Alexander von Hessen befehligt wurde.

Der Prinz Alexander, obschon russischer General (als Schwager der Kaiserin von Rußland), dazu auch kaiserlich königlich österreichischer Feldmarschalllieutenant, hatte sich nach von Rüstow's Ansicht nirgends als befähigten Krieger erwiesen, allein als russischer Schwager und Prinz von Hessen war er doch ein Mann von Ansehen, und die Feldherrnberufung war auf ihn gekommen, nach seiner Meinung höchst verdienter Weise. Er schätzte sich daher selbst auch viel höher als verständige andere Leute ihn

schätzen mochten, und in dieser Selbstüberschätzung glaubte er, dem Prinzen Karl von Baiern, den Oberfeldherrn, nicht beachten zu brauchen. Diese Ansicht bewies er, indem er eine vom Prinzen Karl erbetene Infanterieverstärkung rundweg abschlug und später noch wichtigere Ordres schnöde zurückwies.

Prinz Karl hätte daher nicht soviel Werth auf die Verbindung mit dem Prinzen Alexander legen sollen, denn mit einem Untergebenen von solcher Indisciplin und prinzlichen Eigenwilligkeit verbunden zu sein, konnte ihm unmöglich viel nützen. Allein er hatte nun einmal verständiger Weise die Cavaleriedivision Thurn und Taxis gegen Fulda hin abseit geschoben und irrender Weise angewiesen, die nöthige Infanteriedeckung für ihre Batterien von dem Prinzen Alexander von Hessen zu requiriren. Der Prinz Alexander hatte keinen Feind vor sich und er hätte eben so viele Regimenter geben können, als Bataillone von ihm gefordert wurden, allein er schlug die Bitte glatt ab. Arme bairische Cavalerie, beklage das Geschick, der deutschen Reichsarmee eingereiht worden zu sein; aber es fehlte Dir auch selbst nicht an schwachen Seiten!

Drei bairische Kürassierregimenter waren bis Fulda und Roßdorf am 3. Juli vorgerückt. Hier stieß auf sie ein Theil der Division des preußischen Generals von Beyer. Kaum hatten sie die Preußen erblickt, als sie ihre Geschütze auf dieselben spielen ließen. Allein die bairischen Granaten platzten vor und hinter deren Reihen oder gar nicht. Genug sie hatten keine Wirkung. Die Preußen standen wie Mauern zur größten Verwunderung der bairischen Kürassiere.

Nun aber meinte General von Beyer doch die bairischen Grüße erwiedern zu müssen und stellte gegen die weißbemantelten Reiter zwei vierpfündige Geschütze auf. Kaum hatten diese einige Kugeln in die Reihen der Kürassiere geworfen, und kaum sahen diese, daß sich einige Kameraden und verschiedene Pferde jämmerlich am Boden wälzten, als sie sammt ihrer reitenden Artillerie sich zur Flucht umwendeten und in tollem Geschrei davon eilten. Ihr ganzer Verlust war nur zehn Todte und Verwundete, aber sie dachten: „laßt es genug sein des grausamen Spiels,“ und flohen mit Zurücklassung eines Geschützes in solcher Weise, daß der Verfolger sie nicht mehr ereilen konnte. Der Fluchtweg lag voll von Waffen, Helmen, Reitzeug und andern Dingen, als ob hier eine Schlacht geschlagen worden wäre, wie bei Königgrätz.

Alles warf sich auf Fulda, und die Bewohner dieser Stadt nennen das Bild der zum Wiedersehen zurückgekehrten bairischen Kürassiere grauenhaft. Nun konnte aber der Generallieutenant Thurn und Taxis doch nicht in Fulda bleiben, da er die Kunde erhielt, daß Prinz Karl den Rückzug nach

der fränkischen Saale angetreten habe. Er ließ also seine Equipagen, nebst seinen Küchenwagen, auf deren vorderstem die Köchin als Commandant saß, reisefertig machen und befahl den Abmarsch.

Es war nach fünf Uhr Abends. Die reitende Artillerie war vorangegangen. Aber kaum hatte der Zug begonnen, als sich die reitende Artillerie zurückstürzte, alles in die Stadt zurückwarf und in dieser eine Verwirrung anrichtete die unbeschreiblich ist. Man behauptete Preußen gesehen zu haben und verrathen zu sein.

Nachdem diese Verkehrtheit aufgeklärt war, erfolgte der Abmarsch gegen Abend. Bei Gersdorf wurde Rast gemacht, und hier geschah es, daß ein blinder Lärmen, der bei dem Chevauxlegerregimente des Obersten von Pechmann seinen Anfang nahm, das ganze Cavalerielager in wilde Verwirrung brachte. Einige Schläfer sprangen auf und behaupteten, daß von Artillerie auf sie geschossen worden sei. Andere schrieen: „die Preußen sind da," wieder Andere: „wir sind verrathen, wir sind alle verrathen, ganz Baiern ist verrathen!"

Der Schrecken griff urplötzlich aufs Weiteste um sich, und ohne zu prüfen, ob Preußen in der Nähe seien und ob wirklich mit Artillerie geschossen sein könne, schwang sich mit einem Male alles zu Roß und jagte in die finstere Nacht hinaus, ohne den Zuruf einsichtsvoller Offiziere zu beachten. Man flüchtete nach allen Seiten und die Mannschaften ein und desselben Regiments kamen wie Gespenster der Nacht gleichzeitig in den verschiedensten Städten und Gegenden an. Einzelne Leute gingen bis in den Spessart und bis Würzburg, so daß der Telegraph den ganzen 5. Juli zu arbeiten hatte, nur um das zerstäubte Kürassierregiment bei Münnerstadt bis zum Abend wieder zusammen zu bringen.

Die übrigen Schwadronen der Division des Fürsten Thurn und Taxis waren ebenfalls aus einander gestoben, hatten sich aber doch am Morgen bereits wieder zusammen gefunden, um, der Ordre des Prinzen Karl folgend, in geordnetem Marsche an die fränkische Saale zu gehen.

Aber jenes tolle Ereigniß hatte die unheilvollsten Folgen. Weit umher in Süddeutschland wurde alles von Gespensterfurcht ergriffen. Der Wahn theilte sich auch anderen Theilen des bairischen Heeres mit. Gespenster und Preußen wurden sehr bald identisch, und wurde im Dunkeln eine verdächtige Gestalt gesehen, so glaubte man einen Preußen gesehen zu haben und verrathen zu sein. Die erschreckende Meinung von den Preußen hätte in der That in dem abergläubischen Süddeutschland durch nichts so sehr gehoben werden können, als durch dieses drollige Ereigniß, über welches alle Zeitungen Süddeutschlands als über den Act eines grauenhaften Verrathes berichteten.

Die Thorheit verlangt einmal Raum, um mit sich fertig zu werden, und das Gespenst braucht Platz, um die Thür zu finden. Das eigentliche Gespenst war aber der alte Geist der Reichsarmee, der nicht ersterben konnte, so lange es eine Reichsarmee gab.

Am 3. Juli befahl Prinz Karl von Baiern dem Prinz Alexander von Hessen, sein Bundesarmeecorps nach Fulda zu führen, damit mit vereinter Kraft gegen die ebenfalls vereinigte preußische Mainarmee operirt werden könne. Allein Prinz Alexander hatte Frankfurt, Darmstadt und gar viele Objecte zu decken, und als er alles gedeckt hatte, blieb für die Vereinigung sehr wenig übrig, und von diesem sehr Wenigen erreichte nur die Tête der Avantgarde Fulda. Aber auch diese mußte rasch wieder zurückgehen, weil auch dem Prinzen die Preußen als Gespenster erschienen waren, obschon dieselben sehr entfernt von ihm standen.

Als nun Prinz Karl den Befehl wiederholt an den Prinzen Alexander ertheilte, ihm auf die Linie der fränkischen Saale einige Divisionen zuführen zu lassen, damit er sodann wieder gegen die preußische Mainarmee vorrücken könne, erwiederte Prinz Alexander: nachdem die Schlacht von Königgrätz von den Preußen gewonnen sei, müßte er (Alexander) auf seine eigene Sicherheit, oder vielmehr auf die Sicherheit der ihm besonders anvertrauten Objecte denken. Prinz Alexander glaubte daher in der Verbindung mit den Baiern minder gesichert zu sein als allein.

Wie dem aber auch, der Eigenwille und Geist des Sonderinteresses trieben ihr Wesen und beschworen der Reichsarmee Gespenster herauf, die Anfangs nur Schatten waren, bald aber Fleisch und Bein annahmen und Verderben über die traurige, von Oesterreich so erzogene Heerde brachten.

56.

Gefecht bei Hammelsburg.

So sehr der Prinz von Hessen die Verbindung mit den Baiern zu vermeiden suchte, eben so sehr glaubte General Vogel von Falkenstein ihn für diese Vereinigung beeifert halten zu müssen. Er beeilte sich daher, die Baiern und die Reichsarmee einzeln über den Haufen zu werfen und wendete sich direct auf die fränkische Saale. Bei Hammelsburg traf die Division des Generals von Beyer am 10. Juli auf den Feind. Eine vorgeschobene

feindliche Batterie wurde schnell verjagt und das viertelstündige Feuer einer einzigen Batterie genügte, zwei seitwärts von Hammelsburg in Schlachtordnung stehende Cavalerieregimenter so auseinander zu werfen, daß sie weiter an dem Kampfe keinen Antheil nehmen konnten.

Jetzt ließ General von Beyer sechs Compagnien die Stadt selbst angreifen und unterstützte sie mit dem Feuer von vier Batterien. Die bairische Infanterie und Artillerie bewiesen sich bei diesem Acte durchaus nicht verächtlich. Ihr Feuer that den preußischen Bataillonen genügenden Schaden, und es schien geraume Zeit, als ob sich der Feind hier nicht aus seiner Stellung werde drängen lassen.

Da traten nun das 20. und 32. Regiment in die Schlachtordnung ein, und es folgten das 30. und 70. Regiment als Reserve. Nun schritt General von Beyer zu einem großen Angriffe, der gleichzeitig die Stadt und die neben derselben auf einem Bergrücken stehende feindliche Schlachtlinie treffen sollte. Dieser Angriff hatte sofort den vollkommensten Erfolg. So lange die Preußen sich auf den Fernkampf mit Gewehr und Geschütz beschränkt hatten, hatten die Baiern das Feuer nicht nur gleichmüthig ausgehalten, sondern es auch trotzig erwidert. Als nun aber die Preußen bei verstärkter Kanonade im Sturmschritt vorgingen und sich von den feindlichen Kugeln nicht einmal hindern ließen, den Berg zu ersteigen, so wendeten sich die bairischen Regimenter ohne langes Besinnen zur Flucht.

Nur die aus Hammelsburg vertriebenen Bataillone setzten sich noch einmal bei ihren Reserven und beschossen Hammelsburg, wodurch dieser Ort in Brand gerieth.

Allein auch die Bravour dieser Abtheilung des bairischen Heeres endete sehr bald, und während dieselbe nun dem flüchtenden Zuge ihres Gros folgte, legten die Sieger ihre Waffen beiseite und griffen nach Spritzen und Feuerhaken, um den armen Südländern ihr brennendes Hammelsburg zu retten.

Der ganze Verlust auf preußischer Seite betrug an Todten nur 10, an Verwundeten 66 Mann. Auch der bairische Verlust war nicht groß, da die schnelle Flucht der Baiern den Nahkampf verhindert und im Fernkampfe ihre Truppen theils *sehr fern* (auf den Bergen), theils sehr *gut gedeckt* (in und hinter Hammelsburg) standen.

57.

Das Gefecht bei Kissingen.

Zu gleicher Zeit war der General von Göben, genau in Verbindung mit dem General von Beyer, gegen den Badeort Kissingen vorgerückt, den die Baiern, die die meisten Hauptpuncte am untern Laufe der fränkischen Saale stark besetzt hatten, ebenfalls zu vertheidigen entschlossen waren. Kissingen liegt an dem linken Ufer der Saale und also durch diese geschützt. Im Rücken wird es von einem Höhenzuge überragt, der den Vertheidigern, namentlich ihrer Artillerie, eine treffliche Stellung gewährte. Alle Umstände begünstigten die Vertheidigung des Flußübergangs, um den es sich allein nur handelte, denn der Zweck der preußischen Expedition war nur, freies Spiel auf den Main und Würzburg zu gewinnen.

Die Baiern hatten das Terrain mit bester Einsicht benutzt. Die Brücke, welche vom rechten Saaleufer in die Stadt führt, war fortificirt, die Stadt stark besetzt und die Artillerie an den Bergen so placirt, daß sie die Fronte der Stadt bestrich und die Brücke in ihrer Feuerlinie hatte.

Es war besonders die bairische Division des Generals von Zoller, welche bei Kissingen mit der Vertheidigung der Saale beauftragt war. Sie war mit einer starken Cavalerie versehen. Ein Theil der Division war nach Hammelsburg postirt, wo er gleichzeitig das bereits beschriebene Gefecht bestand.

Durch die Vertheilung auf Kissingen und Hammelsburg, welche beide zwei Meilen von einander entfernt liegen, war dieselbe in bedenklicher Weise zerrissen wie denn überhaupt das bairische Heer auf dem ganzen Laufe der Saale so auseinander gegangen war, daß es kaum irgendwo energischen Widerstand leisten konnte. Die Division Hartmann stand bei Hausen und Aschach und die Divisionen Feder und Stephan dehnten sich in ihrer Aufstellung von Münerstadt bis Bischofsheim und also fast bis zu den Quellen der Saale aus.

Gegen Kissingen ging auf preußischer Seite die Division des Generals von Göben. Die Brigade Kummer bildete ihre Avantgarde und die Division des Generals von Manteuffel folgten ihr als Reserve.

Als der General v. Zoller Nachricht über die Annäherung der Preußen und ihre Stärke erhalten, schickte er einen Ordonnanzoffizier nach den zwei Meilen entfernten Münnerstadt, um von da Hilfe zu bekommen. Es setzte

sich denn auch sogleich ein Theil der Division des Generals von Feder in Marsch und traf auch noch zur Zeit des Kampfes ein.

Während von Göben nun in der Fronte vorrückte, ging der General von Wrangel mit der Hälfte seiner Brigade rechts ab, um von Kissingen entfernt die Saale zu überschreiten und jenseits dem Feinde in die linke Flanke und den Rücken zu fallen. Das war der Weg ohne große Opfer zu siegen, während ein direkter Angriff auf Kissingen, der gut postirten und starken feindlichen Artillerie gegenüber jedenfalls erhebliche Opfer gekostet haben würde.

Um aber diesen Flankenangriff desto wirksamer zu machen, sollte er gleichzeitig auch auf den linken Flügel ausgeführt werden, und es wurde dazu das andere Regiment der Brigade Wrangel, welches der Oberst von der Goltz führte, bestimmt. Dieses Regiment fand bei Friedrichshall die Saale unvertheidigt. Sogleich wirft sich ein Unteroffizier in den Fluß und zieht vom jenseitigen Ufer einen großen Kahn herüber, mit welchem alles vom Bataillon, was nicht schwimmen konnte, an das andere Ufer gefördert wurde. Andere schwammen durch und der Kahn brachte ihre Waffen und Tornister trocken nach. Oberst von der Goltz ließ sogleich Stellung nehmen und fand bald Gelegenheit die von Münnerstadt heranziehende bairische Verstärkung auf dem Marsche zu fatiquiren.

Gleichzeitig war rechts der General von Wrangel mit dem anderen Regimente seiner Brigade auf Garnitz vorgegangen. Er besetzte den Altenberg mit Artillerie und ließ unter deren Schutze an derselben Stelle eine Brücke schlagen, wo die von den Baiern zerstörte gestanden hatte. Die Gebäude einer nahen Mühle mußten dazu das Baumaterial hergeben. Gegen Mittag war die Brücke fertig.

Nun ging von Wrangel rasch gegen den Feind vor, der sich zwar eine Zeit lang hartnäckig wehrte, sich bald aber durch den gleichzeitigen Angriff seiner beiden Flanken so erschüttert fühlte, daß er sich rückwärts zu concentriren suchen mußte. Doch gab er Kissingen erst auf, nachdem die Preußen eingedrungen waren und in einem blutigen Straßenkampfe den Ort gewissermaßen erobert hatten.

Zu den Truppen, welche Kissingen eroberten, gehörte auch das Lippe-Detmolder Bataillon, dessen Commandeur (Major von Rohdewold) in Kissingen fiel. Die Detmolder standen den Preußen an Bravour nicht nach und bewiesen, daß durch die deutsche Kleinstaaterei der deutsche Heldencharakter durchaus nicht völlig erstickt war. Schon eine gute Führung und Genossenschaft weckte ihn.

Die Baiern wichen in einem geregelten Rückzuge gegen Rüdlingen hin,

während die Division Göben nun auf der kissinger Brücke über die Saale ging und die Höhen bis Winkels hin besetzte. Das war gegen zwei Uhr Nachmittags.

Auf den Hilferuf des Generals v. Zoller am Morgen hatte sich eilend auch die bairische Division v. Stephan in Bewegung gesetzt. Jetzt trafen ihre Vortruppen mit den im Rückzug begriffenen Truppen des Generals von Zoller zusammen, und das ermuthigte die Baiern, auf den Bergen von Winkels umzukehren und den Kampf zu erneuern. Dieser wurde sehr erbittert und die Baiern entwickelten eine höchst achtenswerthe Bravour.

Allein sie waren bereits durch den Rückzug derangirt, zudem schickte General v. Göben das 19. Infanterieregiment nebst Cavalerie und Artillerie zur Verstärkung vor, drittens traf die ganze Division Stephan nicht so schnell ein, wie die Baiern gehofft hatten und endlich viertens fiel ihr Commandeur, der General von Zoller, im Kampfe. Unter diesen Umständen mußten sie endlich auf den Sieg verzichten und Rettung in einem schleunigen Rückzuge nach Nüdlingen suchen. Die Preußen aber besetzten die Wahlstatt bis Winkels. Doch täuschte sie die Meinung, mit dem Feinde schon völlig fertig zu sein.

Schon waren die Preußen beschäftigt ihr Bivouak einzurichten und das 19. Regiment auf den vorgeschobensten Posten bei Winkels damit fertig, als die bairische Division Stephan, die der General Zoller vergebens erwartet hatte, eintraf und sich in überraschendster Weise auf das 19. preußische Regiment warf. Der Ueberfall fand dieses so ganz unvorbereitet, daß es sich nicht vor einem gleichzeitig dreiseitigen Angriffe schützen konnte und eilend auf das Hauptcorps zurückgehen mußte, dessen Geschütze dem Feinde Halt geboten.

So kam es nun zu einem neuen und nicht weniger erbitterten Kampfe. General von Wrangel ließ seine ganze Brigade vorgehen. Die Artillerie wirkte gemeinsam mit dem preußischen Zündnadelgewehr so nachhaltig, daß den Baiern die Vortheile ihrer Stellung nichts nützten. Die preußische Cavalerie machte in der Flanke bedeutsame Diversionen, und Angesichts der schon jetzt bedeutenden Verluste, zugleich sehend, daß die im Rückzuge begriffenen Divisionen Zoller und Feder sich noch einmal zum Kampfe zu stellen, nicht bequemen mochten, befahl General Stephan den Rückzug, der indessen durch das entschiedenste Uebergewicht der preußischen Waffen schon geboten war.

So zog sich nun auch die Division Stephan auf Nüdlingen zurück und zwar desto eiliger, jemehr die Preußen drängten. Ueberhaupt drängte sich der größte Theil der bairischen Armee jetzt bei Nüdlingen zusammen.

Noch in derselben Nacht erhielten alle Detachements Ordre sich auf ihr Gros zurückzuziehen, und nun folgte die ganze bairische Armee dem Befehle des Prinzen Karl, auf die Mainlinie zu retiriren.

Dieselbe hatte trotz manchen lächerlichen Vorkommnissen mit dem achtbarsten Muthe gefochten und würde andere Erfolge gewonnen haben, wenn die Disposition minder mangelhaft gewesen wäre. So weit hier der Vorwurf den Prinzen Karl trifft, darf freilich nicht unberücksichtigt bleiben, daß dessen sehr verständiger Plan, durch den Prinzen Alexander von Hessen, den Führer der Reichsarmee (8. Bundesarmeecorps), der die Vereinigung mit den Baiern vermied, um ein möglichst selbstständiges Commando zu führen, durchstrichen wurde.

Gedeckt durch die als Nachhut marschirende Division Hartmann, zog die bairische Armee nach Schweinfurt und Haßfurt ab, was jedenfalls ein strategischer Fehler war, indem zu endlicher Erzwingung der Verbindung mit der Reichsarmee und zur Deckung von Würzburg und Aschaffenburg jedenfalls Schweinfurt Gemünden die Linie der neuen Stellung hätte sein müssen.

Der Verlust der Baiern an der Saale war sehr beträchtlich und bestand in 1261 Mann, darunter 469 Todten und Verwundeten. Die übrigen waren gefangen. Die Preußen hatten an Todten und Verwundeten auch über 400 Mann verloren. Gefangen waren von ihnen nur einige Mann, die sich im Uebermuth bei Kissingen ohne alle Unterstützung in eine bairische Batterie geworfen hatten.

58.

Der Kampf bei Laufach.

Nachdem die Baiern sich hinter den Main gezogen hatten, mußte es dem commandirenden General Vogel von Falkenstein angemessen scheinen, sich nun gegen die Reichsarmee zu wenden, theils um eine etwa noch beabsichtigte Vereinigung deren mit den Baiern unmöglich zu machen, theils aber auch, um die Uebergänge am untern Main (Aschaffenburg, Hanau, Frankfurt) zu gewinnen, wodurch natürlich die neuerdings gewählte Stellung der Baiern ganz unhaltbar wurde und ihr Königreich bis zur Donau dem Sieger preisgegeben war. Denn wurden dann die Baiern auch hinter den

Main geworfen, so blieb ihnen als Defensivstellung nur eben noch die entfernte Donau, welche Baiern in zwei ziemlich gleiche Hälften theilt.

So ließ nun General Vogel v. Falkenstein die Division Beyer bereits am 11. Juli ostwärts gegen Hanau abrücken. Die Division des Generals von Göben wurde gegen Aschaffenburg commandirt, dagegen die Division des Generals von Manteuffel so zunächst in Reservestellung gelassen, daß sie die Haltung der Baiern beobachten und beherrschen konnte.

Prinz Alexander von Hessen sah, daß die Reihe jetzt an ihn kam, und er befand sich deshalb in ganz bedeutender Verlegenheit. Es herrschten bei seiner Reichsarmee Angst und Verwirrung. Die Niederlage der Oesterreicher bei Königgrätz hatte die kleinen deutschen Landesherren, die zu dem österreichischen Vasallencontingente gehörten, in große Besorgniß versetzt. Jetzt erst studirten sie Geschichte, gedachten des siebenjährigen Kriegs und hielten es für möglich, daß das große Oesterreich von Preußen niedergeschlagen werde. Gern hätten sie die Freiheit der Wahl noch einmal gehabt, und sie würden sich gewiß an Preußens Seite gestellt haben. Aber jetzt verbot es die Ehre, auch war es nun zu spät, da Preußen allenthalben siegte und viel zu wenig der Bundesgenossen bedurfte, als daß es hätte zweideutige annehmen sollen.

Allein die Entmuthigung der kleinen Fürsten theilte sich ihren Truppen mit, die den Uebertritt ihrer Fürsten zu Preußen für sehr möglich hielten und mehr davon glaubten als wahr, und augenblicklich noch möglich war. Eine zweideutige Rückbewegung der badischen Truppen unterstützte die gefaßte Meinung, und der Umstand, daß der Herzog Adolph von Nassau seine Armee zurückzog, um im eigenen Lande, wo von preußischer Seite kleine Einfälle gemacht wurden, den Krieg auf eigene Hand zu führen, schien eine Bestätigung zu sein, indem man annahm, der Herzog ziehe seine Armee nur zurück, um ungehindert mit Preußen Frieden zu schließen.

Genug, überall roch es bei der Reichsarmee nach Verrath, Einer trauete den Andern nicht und wußte nicht, was derselbe morgen oder übermorgen thun werde.

Unter diesen Umständen wußte Prinz Alexander freilich nicht, was er seiner Armee zumuthen dürfe, und ihr zuzumuthen, was er wollte, verhinderte der Umstand, daß die Contingente von ihren Landesherren verpflegt wurden und also viel mehr von diesen als vom Prinzen Alexander abhängig waren.

Indem nun die Preußen gegen Aschaffenburg vorrückten, sah der Prinz Alexander von Hessen nicht bloß Oesterreichs Interessen in Deutschland oder viel mehr das deutsche Bundesinteresse, sondern auch sein engeres Vaterland,

das Großherzogthum Hessen, bedroht, denn an der Grenze dessen, obschon noch auf bairischem Gebiete, liegt Aschaffenburg. Der Prinz schob nun seine erste Division vor an dem gelnhausener Passe, seine dritte Division (Hessen-Darmstädter) nach Aschaffenburg. Ein Bataillon wurde nach Kielberg, ein zweites nach Hain postirt.

Auf diese Vorposten trafen die Preußen zuerst, und zwar die Brigade Wrangel, der als Avantgarde ein Füssilierbataillon und eine Husarenschwadron voran marschirten.

Es war Abends fünf Uhr, als diese Avantgarde bei Laufach auf jenen hessischen Vorposten stieß. Obschon die Preußen zwölf Stunden marschirt waren und der Ruhe nur zu sehr bedurften, gingen sie doch mit wahrer Lust zum Angriffe und trieben die Hessen, denen allerdings ernsten Widerstand zu leisten, gar nicht einfallen konnte, zurück. Das von ihnen besetzt gehaltene Dorf und der Bahnhof fielen nun in die Hand der Angreifer, die zur Sicherung dieser Objecte noch drei Bataillone und eine Schwadron vorzogen.

Man glaubte, daß für heute die Arbeit beendet sei; allein man hatte sich in der Kriegsluft der Reichsarmee getäuscht. Kaum hatte das Obercommando die Meldung erhalten, daß die Preußen das vorgeschobene Bataillon bei Laufach über den Haufen geworfen und auch den zweiten Vorposten bei Weiler vertrieben hätten, als die ganze hessen-darmstädtische Division zum Vorrücken Ordre erhielt. Sie wurde vom General von Perglas geführt.

Schon nahete der Abend, als die preußischen Vorposten Meldung über die Annäherung des Feindes einbrachten. Sofort hörte man preußischer Seits mit der Herstellung des Bivouaks auf und nahm Gefechtsstellung. Dem Obersten von der Goltz standen vier Bataillone und eine Schwadron zur Verfügung.

Er stellte diese zwischen Sailof und Unter-Bessenbach auf, wobei er hauptsächlich die Berghöhen und im Centrum das Dorf Frohnhofen stark besetzte. Dergestalt blieben Laufach und der Bahnhof im Rücken, und davor nahm der übrige Theil der Brigade Wrangel als Reserve Stellung.

Rücksichtlich der Ermüdung der Truppen suchte General von Wrangel den Kampf zu vermeiden und befahl deshalb dem Obersten von der Goltz denselben nicht zu provociren. Daß nun aber die Preußen ruhig unter dem Gewehr stehen blieben, hielten die Reichstruppen für Verzagtheit, und sofort schwoll ihr Muth ganz beträchtlich. Es ging ihnen wie immer dem Furchtsamen, der sich im Voraus stets die Furcht auf der Seite des Gegners einbildet und schließlich das Opfer seiner Täuschung wird.

Gegen sechs Uhr unternahm General von Perglas den Angriff. Seine

ganze Gefechtslinie ging zugleich vor. Wo irgend die preußische Stellung sich schwach zeigte, schickte von der Goltz sofort Verstärkung hin, vorzüglich in das Centrum und auf den linken Flügel. Bald indessen gewann der feindliche Angriff auf dem rechten preußischen Flügel größeren Nachdruck, und nun verstärkte man diesen um zwei Bataillone, eine Schwadron und eine Batterie.

Bald aber entstand die Frage, ob man wohler thue, bei dieser bloßen Abwehr zu verbleiben, oder den Feind durch eine Offensivbewegung schnell abzufertigen. Man entschied sich für das Letztere, und unter gesteigerter Kanonade rückte von der Goltz, begleitet von einer Schwadron, zum Angriff vor. Diese Bewegung beirrte sofort den Feind. Derselbe wendete sich und zog sich, obschon er von den Preußen, die heute die Ruhe dem Kampfe vorgezogen, nicht verfolgt wurde, in einem Zuge bis Stockstadt zurück.

Die Preußen hatten keinen einzigen Offizier und nur einige Gemeine durch Verwundung verloren; der Feind dagegen trotz der Kürze des Gefechts beträchtlichen Verlust durch das preußische Zündnadelgewehr erlitten. Hundert Gefangene blieben in preußischer Hand und auf dem Schlachtfelde viele Armaturstücke, die ohne Frage Einzelne weggeworfen hatten, um sich dadurch für die nächsten Kämpfe unfähig zu machen.

59.

Das Treffen bei Aschaffenburg.

Da dem Prinzen Alexander alles darauf ankam, die Preußen nicht in das Großherzogthum Hessen eindringen zu lassen, und insbesondere das deutsche Heiligthum Frankfurt treu zu schützen, so schickte er schleunig die österreichische Division Hahn (7000 Mann), die unter dem österreichischen Feldmarschalllieutenant von Neipperg mit den Nassauern gemeinschaftlich zu kämpfen bestimmt war, nach Aschaffenburg. In gleicher Weise verfügte er auch über die hessen-kassel'sche Cavalerie, die freilich durchaus nicht vollzählig war.

Diese Truppen vereinigten sich in und bei Aschaffenburg mit der hessen-darmstädtischen Division, und hinter dieser Armee stellte sich die badensche Division in Reserve, so daß den Preußen hier ein 15,000 Mann starker Feind gegenüber stand.

Auf preußischer Seite befand sich nur die Division von Göben und also die beiden Brigaden der Generale von Wrangel und von Kummer, welche bereits am Abend des 13. Juli, nach dem Gefecht von Laufach befehligt worden waren, mit dem Frühesten des folgenden Tages von Waldaschach auf Aschaffenburg vorzurücken.

Halb acht Uhr fand der Abmarsch der Brigade Wrangel statt. Die Avantgarde wurde von dem Obersten von der Goltz geführt. Sie bestand beim Vorrücken zum Treffen aus nur drei Compagnien Infanterie, einer Husarenschwadron und einer Batterie, weil der größte Theil auf den Höhen von Weiberhofen Stellung erhalten hatte, die Formirung der Brigade Wrangel zu schützen.

Sobald sich die Preußen im Marsche zeigten, wichen die Vortruppen der Reichsarmee auf Hösbach zurück. Ein eigentliches Arrangement war bei dieser noch nicht getroffen, da Feldmarschalllieutenant von Neipperg erst beobachten wollte, welche Absichten sich in den preußischen Bewegungen kund geben würden.

Im Wesentlichen jedoch hatte sich Neipperg auf dem Terrain östlich der Stadt und also auf dem rechten Maingestade etablirt. Hier hatte er zur Rechten und Linken die Höhen benutzt, um seiner Armee eine gute Stellung zu geben; allein die Vortheile, die mit dem jenseitigen Terrain dem Feinde in die Hand fallen konnten, wenig beachtet. Ungeschickter Weise hatte er seine Traincolonne in den Straßen der Stadt auffahren lassen und sich dadurch den etwa nöthig werdenden Rückzugsweg verengt, auch versäumt einige Schiffsbrücken zu schlagen, und war daher in dem so leicht möglichen Falle des Rückzugs auf die aschaffenburger Brücke angewiesen, die ihm unter Umständen nur zu leicht abgeschnitten werden konnte. Die Oesterreicher hielten die Stadt besetzt und bildeten rechts bei der sogenannten Fasanerie den rechten, die Hessen dagegen den linken Flügel. Die übrigen Theile der Reichsarmee waren längs des Mains bis Frankfurt zwecklos zerstreut.

Gleichzeitig erreichten die beiden Brigaden Kummer und Wrangel Weiberhofen. Nach Lage der Verhältnisse bildete General von Wrangel aus seiner Brigade den rechten Flügel während jener links blieb. Der rechte Flügel wurde durch zwei Cavaleriereqimenter gedeckt.

Da wider Erwarten auch hinter Weiberhofen der Feind noch im vollen Rückzuge erblickt wurde, so mußten die Brigade im Marsche bleiben und die auf die Höhen geschickten Avantgardetruppen Contreordre erhalten.

Hinter Goldbach fand man den Feind bereit die Schlacht anzunehmen. Seine Schlachtordnung war nur theilweise zu bemerken, da er sich hinter

Dämmen, Gebüsch und Gebäuden barg. Bald knatterte sein Infanteriefeuer aus allen Winkeln hervor, ohne indessen zu schaden, und von seinen Batterien war es nur eine einzige, welche nicht ohne Erfolg feuerte.

Um diese lästige Batterie, welche auf dem Berge bei Damm stand, aus dem Felde zu treiben, suchte man preußischer Seits vergebens für eine der diesseitigen Batterien eine passende Position. Nun schickte man ihr eine Infanterieabtheilung zu. Diese wand sich am Berge empor, und kaum hatten ihre Zündnadelgewehre eine freie Bahn gefunden und zu wirken begonnen, als jene Batterie eilen mußte, aufzuprotzen und davon zu kommen, um nicht die ganze Bedienungsmannschaft und Bespannung zu verlieren. Zwar suchte die Cavaleriebedeckung ihr wieder Stand zu verschaffen, allein man war nun dem Feuer dreier preußischer Batterien bloß gegeben, das zu ertragen nicht möglich war.

Das Abfahren jener Batterie erregte Schrecken. Die bei Damm stehende Infanterie zögerte nun nicht auf Stockstadt zurückzugehen. Wie selten wo wirkte hier das böse Beispiel. Bald machten alle Theile der feindlichen Schlachtordnung Kehrt und eilten Aschaffenburg und die dahinter befindliche Brücke zu erreichen. Einige Truppen stellten sich noch ein Mal am Eisenbahndamme und am Bahnhofe; allein es blieb bei einem scheuen Versuche.

Bald flüchtete alles nach der Stadt. Aber die Preußen drangen gleichzeitig ein. Hier erneuerte sich ein schwacher Widerstand. Es entstand ein Handgemenge, in welchem die Preußen eine Menge Gefangene machten. Nun warf General von Neipperg den Preußen das Regiment Wernhardt entgegen, welches aus Italienern bestand. Diese ergaben sich fast alle und feierten ihre Gefangennehmung durch laute, auf Preußen ausgebrachte Vivats.

Nach diesen Vorgängen war kein Halt mehr in die Reichsarmee zu bringen. Alles, was noch auf dem rechten Mainufer war, flüchtete in toller Angst nach der Brücke. Inzwischen aber hatten preußische Batterien rechts und links die Stadt umfahren und nahmen ober- und unterhalb der Brücke Stellung, so daß ihr Feuer sich auf der Brücke kreuzte.

Dieses Manoeuvre brachte die Flucht des Feindes in grenzenlose Verwirrung. Ein großer Theil d.r Truppen wurde dadurch in Aschaffenburg zurückgehalten und gefangen. Viele Fuhrwerke, welche die Brücke nicht zu passiren wagten, wurden eine Beute der Sieger; zum Theil aber flohen sie den Main entlang nach Stockstadt, um da überzugehen.

Das veranlaßte den General von Göben ein Infanterieregiment mit zwei Schwadronen und einer Batterie nach Stockstadt zu schicken, um auch dort die Brücke wegzunehmen. Aber hier hatte bereits alles dieselbe passirt

oder ging weiter auf Hanau, so daß Gefangene nicht gemacht wurden. In Aschaffenburg dauerte der Kriegstumult fort bis zum Abend. Ein Theil der preußischen Cavalerie war mit auf die andere Mainseite gegangen und vergnügte sich mit der Verfolgung der Flüchtlinge und ihrer Gefangennehmung. Die Zahl der Gefangenen war groß. Das einzige österreichische Regiment Wernhardt verlor deren 1500 Mann, und diese (Italiener) schmückten die blutige Tragödie von Aschaffenburg mit unendlicher Komik. Nie mag es in der Welt vergnügtere Gefangene gegeben haben als diese, welche die österreichische Lüge von dem Werthe der Weltherrschaft so unzweideutig ans Licht stellten.

Die Reichsarmee und die österreichische Brigade Hahn hatten bei diesen Kämpfen am Main an Todten und Verwundeten fast 600, an Gefangenen 1900 verloren. Durch eine rüstige Verfolgung würde General Vogel von Falkenstein die Reichsarmee gänzlich auseinander geworfen haben. Allein er hielt es für wichtiger Frankfurt wegzunehmen, wo der deutsche Bund noch immer tagte. Es war gewiß von großer Wichtigkeit dieses Trugbild zu zerstören oder an einen Ort zu treiben, der seinen Nimbus weniger begünstigte, als die Stadt Frankfurt.

60.

Die Wegnahme Frankfurts.

Frankfurt, die deutsche Bundes- und Kaiserstadt, das Filial des wiener Cabinets, das Zion der deutschen Kleinstaaten und der Heerd des Hasses gegen das nach Vereinigung Deutschlands strebende Preußen, war selbst strategisch so wichtig, daß Vogel von Falkenstein es nun zunächst wegzunehmen entschlossen sein mußte, da nach der Flucht der Reichsarmee bei Aschaffenburg kein Schützer für Frankfurt vorhanden war.

Frankfurt war der Turnierplatz des Dualismus, der Deutschland zur politischen Unmöglichkeit gemacht hatte; dabei war doch Frankfurt das vollfluthendste Element der österreichischen Intention, die in Deutschlands Verwirrung ihre Vortheile fanden. Frankfurt selbst, seit lange der Centralpunct deutschen politischen Lebens, aber überlebt, seit sich der Bundestag neben den beiden deutschen Großstaaten als unebenbürtig und nichtig erwiesen hatte, fand nur in dem Fortbestehen der von Oesterreich beschützten deutschen

Verwirrung Bestand für seinen Glanz, und gehörte daher gänzlich der österreichischen Partei an.

Dieser Feind, um den sich die Kleinstaaten schaarten wie um ein Götzenbild, und in dessen Werkstätten alle Arten von Waffen gegen die preußischen Pläne geschmiedet wurden, mußte um so mehr beseitigt werden, je übermüthiger er sein Ansehen zur Geltung gebracht hatte. Es waren nicht nur unter den Augen des frankfurter Senates und mit dessen augenscheinlicher Zustimmung das preußische Telegraphenamt zerstört, andere preußische Aemter, welche die Anwesenheit der preußischen Bundestagsgesandtschaft erfordert hatte, zugeschlossen, das preußische Wappen beschimpft worden, sondern die Behörde hatte auch die angesehensten Preußen mit brutalster Rücksichtlosigkeit aus der Stadt treiben lassen und gestattete ihren Journalen eine wahrhaft zügellose Sprache gegen Preußen, so daß eine Züchtigung Frankfurts Frankfurt selbst zur Ehrensache Preußens gemacht hatte.

In gleichem Maße wie Preußen die Beseitigung Frankfurts wünschen mußte, mußte dem Prinzen Alexander von Hessen daran liegen es zu schützen. Nicht bloß strategisch, auch moralisch war ihm das geboten, denn er war ja zum Hüter des Bundestempels bestellt, unter dessen Dache Oesterreich und die Kleinstaaten ein geeinigtes Deutschland der Welt vorzuspiegeln suchten. Prinz Alexander hatte denn auch stets gezeigt, daß er Frankfurt für den Gegenstand seines besonderen Schutzes halte, und mit Zustimmung der Bundesversammlung bereits angefangen es mit Festungswerken zu umgeben.

Gegen dieses Beginnen hatte der frankfurter Senat nichts einzuwenden gehabt, so lange die Hoffnung lebendig war, daß Preußen geschlagen werde. Nun aber, nachdem diese Hoffnung gänzlich geschwunden war, protestirte der Senat gegen die Befestigung der Stadt, damit ihr nicht eine Belagerung und Zerstörung zugezogen würden. Und als nun der Prinz Alexander von Hessen nach der Niederlage bei Aschaffenburg verkündigte, er müsse Frankfurt im Stich lassen, um sich dem bairischen Heere anzuschließen, so sah sich der Bundestag gezwungen, die unbeschützte Stadt zu verlassen um in dem fernen Augsburg aufs Neue Sitz zu nehmen.

Sein Auszug fand am 14. Juli statt, und am nächsten Tage folgte ihm das ganze Reichsheer, so viel davon auf dem rechten Mainufer gestanden hatte. Prinz Alexander hatte es mit schwarz-roth-goldenen Abzeichen decorirt und führte die alte Reichsfahne. Auf die Erinnerung an das alte Kaiserrecht pochend, stellten sich Oesterreich und seine Bundesgenossen stets als die eigentlichen Repräsentanten Deutschlands dar, obschon lediglich sie die Vernichter Deutschlands waren.

Mit dem Reichsheere, das in seiner originellen Buntheit und Unbeholfenheit, in seiner höchst unvollkommenen, theilweiss alterthümlichen Ausstattung und seiner ganz unordentlichen und regellosen Führung lebhaft an das Reichsheer des siebenjährigen Krieges erinnerte, verließ alles die Stadt, was die Preußen zu fürchten Ursache hatten. Zu den eilfertigsten Flüchtlingen gehörten die frankfurter Zeitungsschreiber, deren Bravour da endete, wo die Freiheit des Schimpfens und Lügens aufhörte. Jammer ergriff die Stadt, als sie das altbeliebte Heer in seiner gewöhnten Verwirrung abziehen sah. Man sah sich nun dem Feinde, freilich dem Feinde, den man sich aus einem Freunde selbst gemacht hatte, preisgegeben. Die tröstende Berufung des Senates auf die freie, politische, unter dem Völkerrecht stehende Selbstständigkeit der Stadt Frankfurt erregte durchaus kein Vertrauen. Der Verstand war zu klar, daß man hätte glauben sollen, es werde sich irgend eine Großmacht zum Tutor Frankfurts aufwerfen, und von Preußen konnte man verständiger Weise freilich etwas Angenehmes nicht erwarten.

Der Senat ließ es nun zwar nicht daran fehlen durch eiliges Bekennen zu dem politischen Programme Preußens, durch Verleugnung und Verwerfung seines früher vergötterten Bundestages, durch öffentliche Anerkennung einer starken deutschen Centralgewalt durch Preußen u. dgl. Versöhnung zu stiften, aber man war doch so thörigt nicht zu erwarten, daß Preußen sich durch solche abgezwungene Bekenntnisse übertölpeln lassen werde.

Der Prinz Alexander kümmerte sich jetzt durchaus um Frankfurt nicht; er suchte sich zu retten, und dieses Gefühl wurde von seinen Unterbefehlshabern allen getheilt: daher war der wirre Rückzug allseitig und stellte ein Bild der drolligsten Furcht dar. Alles eilte in der Richtung auf Würzburg fort. Auf zwei Landstraßen wälzten sich die beiden Hauptströme; anderwärts aber erblickte man die noch eiligeren Detachements, die die Preußen, so fern sie auch noch waren, schon auf den Fersen fühlten. Der Herzog von Nassau verließ flüchtend sein Land, und er sammt seiner Armee folgte dem großen Strome.

Kaum hatte sich die Reichsarmee entfernt, als auch die Preußen schon vor der Stadt erschienen. Nach sieben Uhr Abends (16. Juli) rückte die Avantgarde der göben'schen Divisionen ein, und nach acht Uhr hielt der General Vogel von Falkenstein mit zwei Cavalerie- und zwei Infanterieregimentern, zwei Batterien und einem beträchtlichen Train seinen Einzug, der auf preußischer Seite nicht ohne einigen Uebermuth von Statten ging, insofern wenigstens, als die Truppen in ihrer Haltung und ihren Liedern Frankfurt etwas Hohn fühlen ließen. Jetzt kam nun auch die kleine preußische Partei, die sich bis dahin förmlich hatte verkriechen müssen, hervor,

und man mochte ihr für das Erlittene diesen endlichen Triumph wohl gönnen.

General Vogel von Falkenstein ließ nicht auf die Erklärung warten, welche die österreichsüchtigen Reichsstaaten über ihr Schicksal ins Klare setzte. Vom Tage des Einzugs (16. Juli) datirt, verkündete bereits am 17. Juli Morgens eine Proclamation, daß die Souverainetät der freien Stadt Frankfurt aufhöre und daß von jetzt ab Frankfurt, Herzogthum Nassau, beide Hessen und die von preußischen Truppen besetzten bairischen Landestheile sich den preußischen Anordnungen zu fügen haben. „Die Civilämter dieser Staaten," sagte die Proclamation, „verbleiben vorläufig, haben aber nur von mir (dem General Vogel v. Falkenstein) Befehle anzunehmen, deren präciser Ausführung ich entgegen gesehen wissen will."

In der That, der General führte in Vertretung Preußens eine starke Sprache. Aber jene kleinen Souverainetäten hatten ja doch gegen Preußen eine so unverschämt starke Sprache geführt, ohne doch eigentlich das Organ dazu zu besitzen. Letzteres mußte ihnen doch Vogel von Falkensteins Auftreten ein wenig begreiflich machen.

Der Proclamation folgte schnell eine Verordnung, nach welcher den preußischen Soldaten freies Quartier und in demselben eine möglichst nobele Verpflegung gegeben werden mußte. Pro Mann wurden eine halbe Flasche Wein, Bier, ein Pfund gebratenes Fleisch, Kaffee, und sogar acht Stück gute Cigarren vorgeschrieben. Das gute Frankfurt räusperte sich freilich ein wenig. Man meinte, solche Kost gebühre doch kaum einem Baron; allein in Preußen galt zur Zeit auch ein Soldat mehr, als ein Baron, der nicht Soldat war.

Da nun General Vogel von Falkenstein wußte, daß die kleinen Mächte sich immer gern groß dünken und ungewöhnte Lasten nur mit wildem Widerstreben tragen, so erließ er sogleich eine dritte Bekanntmachung, in welcher gewarnt wurde, gegen die preußischen Anordnungen sich aufzulehnen, und Jedem, der dies thue, die Drohung entgegen gehalten wurde, nach dem preußischen Kriegsgesetze behandelt zu werden.

Gleichzeitig erließ der General an seine Armee eine Belobung und Danksagung von ergreifender Herzlichkeit, in der er durchaus der schreckliche Tyrann gar nicht zu sein schien, für welchen ihn die entsetzten Frankfurter hielten. Und freilich glaubte er sich den Frankfurtern, weil sie es nur zu sehr verdienten, noch ein wenig als Tyrann zeigen zu müssen. Seine bisherigen Anordnungen wegen der Truppenverpflegung hatten nur den niedrigen Mann betroffen. Er wollte aber nun ins Besondere auch die Vornehmen treffen, von denen vorzüglich Frankfurts Feindseligkeit gegen Preußen aus-

ging. Er verordnete also die Requisition der besten frankfurter Luxuspferde für die preußische Armee und an die — vornehme, meist aus reichen Bankiers bestehende Bürgerschaft eine Contribution von 6,000,000 Gulden.

Nun erhob Rothschild ein großes Wehegeschrei, und alle Genossen stimmten im Chorus ein. Um diese Vocalrevolution der Gelddespoten zum Verstummen zu bringen, verordnete der General von Manteuffel, der an die Stelle des Generals Vogel von Falkenstein*) trat, eine weitere Contribution von 20,000,000 Gulden.

Frankfurt erbebte, vielleicht weniger erzürnt über Preußen, das eben nur angemessen handelte, als über Oesterreich, dem zu Liebe es die Rolle eines Preußenfressers übernommen hatte. Einer der Senatoren, treu der österreichischen Methode, Deutschland durch Hereinziehung des Auslandes zu verrathen, vermaß sich, sich Hilfe flehend an auswärtige Mächte (England, Frankreich und Rußland) zu wenden. Allein wer hätte mit dem so bewährten Preußen jetzt Feindschaft wagen sollen? Das arme Frankfurt blieb ohne Hilfe, da das viel ärmere Oesterreich sich selber nicht helfen konnte. Die Preußen dagegen machten ihren Arm fühlbarer, indem sie auf Beschaffung der Contribution drängten und mit Gewaltmitteln droheten. Die fremde Hilfe blieb aus, der Bürgermeister Fellner, dem es zu fürchterlich war, die ihm so befreundeten Bankiers, resp. Millionairs, ein wenig bedrücken zu sollen, entleibte sich in der Nacht des 24. Juli, und Frankfurt, das früher so omnipotent gegen das fatale Preußen geschrien hatte, versank in stille Verzweiflung.

Und in dieser mußte es Frankfurt schließlich noch für eine Wohlthat halten, daß Preußen seiner Selbstständigkeit ein Ende machte, weil dadurch selbstverständlich die Contribution von 20,000,000 Gulden in Wegfall kam, denn Preußen hätte nun doch seine liebe Stadt Frankfurt nicht brandschatzen mögen. So fiel das Sternbild Frankfurt aus Deutschlands politischem Himmel heraus. Niemand hat das Sternbild vermißt, und Oesterreich es nicht einmal beklagt, da auch seine Sonne an diesem Himmel weggestrichen wurde.

*) War plötzlich am 19. Juli zum Gouverneur in Böhmen ernannt und abberufen worden.

61.

Der Kampf bei Hundhain.

Während die Preußen in und bei Frankfurt einige Tage Rast hielten und sich auf weitere Unternehmungen vorbereiteten, flüchtete die Reichsarmee in der heillosesten Verwirrung nach Süden. Alle Bande der Ordnung hatten sich aufgelöst. Leute der verschiedensten Truppenkörper liefen zwischen einander herum und allenthalben zeigte sich ein Schrecken vor den Preußen, der alles, und besonders die höheren Offiziere toll zu machen schien. Das war vollständig die Reichsarmee von 1757.

Der Bundestag hatte die Flucht eröffnet, und der Großherzog von Hessen mit einem Troß von Menschen, seinem Marstall, seinem Küchenamt, 15 Packwagen und dem babenhausener Gestüt setzte sie zunächst in der Richtung auf München fort. Die Flucht dieses Fürsten setzte mehr als ein Schlachtunglück den ganzen deutschen Süden in Schrecken. In Heidelberg wollte das erbitterte Volk ihn aufhalten, und man raunte ihm mit einiger Unverschämtheit zu: es zieme, daß der Landesvater bei seinen Truppen bleibe, und nicht im vordersten Gliede davongehe.

In wilder Verwirrung kam das Bundesheer hinter dem Neckar an. Badener, Kurhessen, Hessen-Darmstädter, Baiern, Würtemberger, Oesterreicher, Geschütze, Packwagen, Pontonzüge, Equipagen, Munitions- und Fouragefuhrwerke, Fuhrwerke mit Bekleidungsstücken, Heergeräthen und Waffenvorräthen, alles wirbelte durcheinander, so daß es der meisterhaftesten Besonnenheit nicht gelungen sein würde, diesen tollen Knäul bei einem plötzlichen Eintreffen des Feindes vor völliger Vernichtung zu bewahren.

Es war ein Glück daß den preußischen Truppen ein Paar Tage Rast vergönnt werden mußten. Brachte doch schon der bloße Wahn, daß die Preußen auf den Fersen folgen, Unheil genug hervor; denn wo auch das nur zu häufige Gerücht sich verbreitete, daß die Preußen da seien, da ging sofort auch die Flucht wieder los. Bei den Hessen war der Glaube, abgeschnitten zu sein und von den fürchterlichen Preußen keinen Pardon zu erhalten, in solcher Stärke aufgetreten, daß die Mannschaften aufgefordert wurden das Abendmahl zu nehmen, und als am frühen Morgen die falsche Nachricht einging, daß die Preußen so eben Heppenheim passiren, wälzte sich das wirre Lager, durch Generalmarsch alarmirt, sofort auf Mosbach und Sinsheim weiter, wobei man in toller Angst nicht versäumte die schöne Brücke von Weinheim zu sprengen.

In der That war die Reichsarmee nur vor einem luftigen Gespenste geflüchtet, denn die Preußen begannen erst am 21. Juli ihre weiteren Operationen, nachdem sie an dem vorhergehenden Tage die nachgeschickten Landwehrtruppen und die Truppen Oldenburgs und Bremens erwartet und aufgenommen hatten. Die Oldenburger und Bremer, beide trefflich armirt und nach preußischem Muster geschult, bildeten eine Brigade, durch welche sich die Division des Generals von Göben verstärkte.

Die ganze Verstärkung auf preußischer Seite betrug etwa 10,000 Mann, wogegen jedoch die Mainarmee um wenigstens 5000 Mann vorzugsweise durch Krankheiten, geschwächt worden war. Dergestalt betrug die Stärke der Mainarmee etwa 50,000 Mann. Davon mußten 10,000 Mann auf die Besetzung Frankfurts und der anderen eroberten Städte am unteren Main verwendet werden, und nur 40,000 Mann konnten zur kriegerischen Operation vorgehen, um den Feind, der 85,000 Mann stark war, zu schlagen. In der That gewährte dieser Krieg in Süddeutschland ein sehr bezeichnendes Bild.

Die bairische Armee hatte sich in der zweifachen Deckung des hier sehr gewundenen Mainstroms bei Würzburg concentrirt. Prinz Alexander von Hessen, der früher die Verbindung mit der bairischen Armee geradezu zurückgewiesen hatte, suchte sie nun um jeden Preis zu gewinnen oder noch lieber sein ordnungsloses Rudel längs der Tauber hinter die Baiern zu schieben, um, durch diese gedeckt, neue Ordnung in das angstwilde Heer zu bringen.

Am 20. Juli, und also ehe die Preußen ihre Operation begonnen hatten, befand sich der Prinz Alexander von Hessen zu Tauberbischofsheim, und also im Rücken der Baiern. Der preußische Feldherr General von Manteuffel konnte sich natürlich nicht denken, daß der Prinz Alexander sich zu so furchtsamen Bewegungen bequemen werde, er glaubte vielmehr, die Reichsarmee habe sich als linker Flügel den Baiern an die Seite gestellt und decke die Nordgrenze von Baden. Er dirigirte daher die Division Göben als seinen rechten Flügel auf Darmstadt, seine eigene frühere Division, die nach seiner Berufung zum Obercommando dem General von Flies übergeben worden war, auf Miltenberg, welches südlich am letzten Mainwinkel auf bairischem Gebiete liegt, und ließ die Division des Generals von Beyer nachrücken. Sie sollte sich entweder bei der Operation als Centrum einschieben oder als linker Flügel links abziehen, je nachdem die Stellung des Feindes es erfordern würde.

Zwei Bataillone und eine Schwadron ließ General von Manteuffel links direct auf Heidenfeld abmarschiren, damit sie dort den Mainübergang

besetzten und die Baiern hinderten über Würzburg herauszudringen und der operirenden preußischen Armee eine Rückendiversion zu machen. Dies brauchte bei dem moralischen Zustande der feindlichen Armee kaum besorgt zu werden.

General von Manteuffel hatte aber eben so wenig auch zu besorgen, wenn durch das Vorgehen seiner Armee, wie es eben geschah, die Reichsarmee und Baiern zur Vereinigung gedrängt wurden. Es ist dem General von Manteuffel und der Art seines Vormarsches ein Vorwurf gemacht worden. Dieser Vorwurf fällt in Nichts zusammen bei der Erwägung, daß Manteuffel über den Zustand des Feindes unterrichtet war, und, um mit dem Volke zu sprechen, seine Pappenheimer kannte.

Am 23. Juli stand General von Beyer bereits südlich von Aschaffenburg, General von Flies aber bei Miltenberg. Die zwei koburg'schen Bataillone mit etwas Cavalerie und zwei Geschützen gingen nach rechts ab, um Verbindung mit der Division von Göben zu nehmen. Die Gothaer begegneten zuerst dem Feinde, nämlich bei Neunkirchen an der Erfa, unfern der Taubermündung. Es war hessische Reiterei, die hier in aller Angst einige Kanonen abbrante und sofort dann abging.

Inzwischen war aber der badischen Division, welche bei Werthheim den Vorposten der bairischen Avantgarde besetzt hatte, Meldung über die Nähe des Feindes zugegangen. Prinz Wilhelm von Baden (dem es indessen gewiß nicht ums Herz war, auf die Preußen zu schlagen) ließ seine Division auf höheren Befehl sogleich gegen Neunkirchen hin vorrücken und nahm dann Stellung etwas zurückgezogen bei Hundheim und Steinbach.

Hier stießen nun die Koburg-Gothaer (etwa 1500 Mann) mit den Badensern (7000 Mann) zusammen. Die badische Artillerie feuerte in gewaltiger Weise. Doch rückten die Gothaer mit ihrer preußischen Cavaleriebegleitung und zwei Geschützen unbeirrt vorwärts und engagirte den Feind erst in dem Walde bei Hundheim ernstlich. Hier drang das erste gothaer Bataillon in die rechte Flanke des vierfach überlegenen Feindes, während das andere seine Fronte angriff.

Prinz Wilhelm von Baden glaubte eine große Uebermacht vor sich zu haben, und da der Kampf sich im Walde bewegte, konnte er sich auch über die Stärke des Feindes nicht unterrichten, am wenigsten über die Art seiner Operation. Ohnehin hatte man sich über das preußische Arrangement bei der Verwirrung der letzten Tage keine Kunde verschafft, und Prinz Wilhelm fürchtete daher, in jeder Minute den Feind auch im Rücken zu erblicken. Er brach also, da er auch auf sein Verlangen von der würtemberg'schen Division keine Hilfe erhielt, gegen Abend das Gefecht ab und zog seine Division eilend über Tauberbischofsheim auf Werbach zurück.

62.

Ueberraschung bei Weihersbrunn.

Wie wir wissen, hatte General von Manteuffel zwei Bataillone (vom 70. und 30. Regimente) und eine Husarenschwadron von der Division Beyer direkt auf Würzburg oder vielmehr Heidenfeld marschiren lassen. Dahin hatte Prinz Karl von Baiern sechs Bataillone mit 12 Geschützen geschickt, um den Mainübergang zu sperren. Diese bairischen Bataillone wußten zu ihrem Troste durchaus nicht anders, als daß der Feind auf dem linken Mainufer gegen Würzburg vorrücke, um ihr Gros anzugreifen, und waren froh, dergestalt vor ihm sicher zu sein. Sie eilten daher durchaus nicht ihre Aufgabe zu lösen, hielten es vielmehr für viel besser nach den Strapazen dieses schweren Feldzugs nun auch einmal der Müssigkeit gründlich zu genießen.

Sie hatten sich dazu bei Weihersbrunn ein höchst gemüthliches Bivouak zugerichtet und waren eben beschäftigt die Hühner und Schinken zu verspeisen, die sie in den Dörfern ihrer Marschroute requirirt hatten, als plötzlich Signalschüsse der Vorposten das ganze Lager in Schrecken versetzten. Nach wenigen Augenblicken erscholl das Geschrei: „die Preußen!" und freilich rückten die zwei Bataillone Siebziger und Dreißiger mit ihrer Husarenschwadron in unverschämt dreistem Marsche heran.

Einige Schüsse bestätigten das schreckliche Ereigniß. Binnen wenigen Minuten war das bairische Lager in ärgster Verwirrung. Alles rannte nach den Waffen, Niemand dachte mehr an Huhn und Schinken, und ehe noch die Compagnien sich zusammen gefunden und geordnet hatten, befanden sie sich schon auf der Flucht.

Die Preußen machten keine unbedeutende Beute. Das Beste davon war das mundrechte Essen, dessen Beschlagnahme natürlich in sehr gemüthlicher Weise von Statten ging.

Nachdem dergestalt die Baiern ohne Todte und Verwundete über den Main zurückgeworfen waren, ging das preußische Detachement auf sein Gros zurück.

63.

Die Einnahme von Bischofsheim.

Am 24. Juli Morgens war die ganze preußische Mainarmee an der Tauber im Aufmarsch entwickelt und zwang daher den Feind zu einer gewissermaßen verkehrten Stellung, indem sie die Reichsarmee zur Fronte gegen Westen zwang, wo ihre Schutzobjecte lagen. Die preußische Stellung war durch einen Aufmarsch zur Linken genommen worden. Links stand die Division Flies vor Wertheim an der Taubermündung, in der Mitte die Division Beyer gegen Niklashausen, rechts die Division Göben gegen Bischofsheim. Den äußersten rechten Flügel bildeten die Oldenburger und Bremer. Ihnen gegenüber standen die Würtemberger und Badenser.

Es mußte dem General Manteuffel daran liegen, zunächst nun Tauberbischofsheim in seine Gewalt zu bringen, weil dadurch die Stellung des Feindes an der Tauber völlig unhaltbar wurde. Wurde dann aber die Reichsarmee in den Mainwinkel, den die Lage der Städte Wertheim, Gemünden, Würzburg bezeichnet, getrieben, so befand sie sich eben in sehr ähnlicher oder schlimmerer Lage wie die Oesterreicher zwischen der Bistritz, Trotinka und Elbe vor Königgrätz. Wollte sich aber die Reichsarmee in diesen Winkel nicht treiben lassen, so mußte sie südwärts abrücken und damit die Verbindung mit den Baiern aufgeben. In jedem Falle wurde durch die Einnahme der Tauberlinie ein wichtiger Zweck erreicht.

Die Operation des rechten Flügels mußte die Entscheidung bringen, da der rechte feindliche Flügel ganz von dem linken feindlichen Flügel abhängig war. Daher ließ General von Manteuffel seinen rechten Flügel, nämlich die Division Göben, das Gefecht beginnen. Oberst von der Goltz hatte auch hier den Ruhm, die Avantgarde zu führen. Diese bestand aus nur zwei Bataillonen, vier Schwadronen und einer Drittel Batterie (zwei Geschützen). In Reserve folgte ein Theil der Brigade Wrangel.

Während nun von der Goltz gegen Bischofsheim vorging, wurde der andere Theil der wrangel'schen Brigade mit zwölf Geschützen und zwei Schwadronen oldenbur'scher Cavalerie links gegen Hochhausen geschickt. Der linke Flügel (Division Flies) hatte bereits durch Besetzung von Wertheim die Tauberlinie gewonnen und das Centrum (von Beyer) war desgleichen schon im Besitze der Tauber, so daß eigentlich nur die Division Göben ihre Aufgabe zur Erreichung des Hauptzweckes zu lösen hatte.

Kaum hatten die Vortruppen zur Linken die Höhen von Impfingen

erstiegen und erblickten vor sich Hochhausen, als das Kleingewehr der Badenser sie begrüßte. Der Feind war überlegen und man verstärkte daher die kleine preußische Colonne, die zuerst zum Angriffe kam, um einige Compagnien. Es währte nicht lange, bis die Badenser wichen. Das geschah indessen mit Besonnenheit und Benutzung jeglicher Deckung.

Während dessen hatte zur Rechten das Gros der Division Göben den Imberg erstiegen, dessen Besetzung seltsamer Weise die Reichsarmee für unnöthig gehalten hatte. Man sah Bischofsheim von würtemberg'scher Infanterie besetzt. Auf den Höhen jenseit der Tauber befanden sich vier würtembergsche Batterien. Gegen diese konnte preußischerseits anfänglich nur eine einzige Batterie aufgestellt werden, da eine zweite, aus nicht gezogenen Geschützen bestehend, die Distance nicht beherrschte. Die preußische Batterie (Köster) litt anfänglich durch die Ueberlegenheit der feindlichen Artillerie.

Inzwischen waren zur Linken die Oldenburger siegreich vorgerückt und hatten die Höhen von Hochhausen gewonnen. Da sie nun augenblicklich keine Artillerie gegen sich sahen, indem die badensche Artillerie nicht wieder Stellung nahm, richteten sie ihre Batterie ebenfalls gegen die würtembergschen Batterien hinter Bischofsheim. Gleichzeitig arrangirte das 55. preußische Infanterieregiment den Angriff auf die mit würtembergschen Schützen besetzte Stadt.

Ein Bataillon ging zum Angriff vor, die andern folgten in Reserve. Es gelang den Angriff von der Seite zu gewinnen und dies brachte die würtembergsche Besetzung in Gefahr abgeschnitten und gefangen zu werden. Sie glaubte sich hauptsächlich der Tauberbrücke versichern zu müssen, und während alles auf diese zurückwich, gewannen die Preußen die Stadt, der würtembergsche General von Hardegg sah sich aber gezwungen, die Truppen gänzlich über die Tauber zurückzuziehen.

Nun hielt er aber dafür, daß die Ehre ihm gebiete, einem so leichten Angriffe nicht gänzlich zu weichen. Er stellte daher auf den Höhen hinter Bischofsheim die Schlachtordnung her, um die Stadt, die er vorher — defensiv nicht hatte behaupten können, nun offensiv zu nehmen.

Während nun die vier würtembergschen Batterien ihre Granaten statt auf die preußischen Batterien, auf die arme Stadt Bischofsheim warfen, gingen zwei würtembergsche Brigaden zum Sturm gegen die bischofsheimer Brücke vor, über welche die Preußen bereits gedrungen waren, um sich diesen wichtigen Uebergang zu sichern.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Würtemberger etwas mehr Bravour entwickelten, als sie sonst von Reichstruppen erwartet wird. Immer abgeschlagen, wurde der Angriff immer neu wiederholt, und die wackeren Schwaben

fürchteten sich nicht, den verhängnißvollen Platz aufs Neue zu betreten, auf dem sie beim vorherigen Versuche so zahlreiche Opfer hatten lassen müssen. Denn das preußische Zündnadelgewehr richtete schreckliche Verwüstung an.

Nachdem dieser Kampf mehre Stunden gänzlich erfolglos getobt hatte, verlor die würtembergsche Infanterie dergestalt den Muth, daß sie nicht mehr heran zu bringen war. Da ließ der Prinz Alexander von Hessen die zweite Division seiner Armee einrücken und von dieser den Kampf fortsetzen. Allein die große numerische Ueberlegenheit der Reichstruppen war gänzlich wirkungslos, ebenso wirkungslos der Umstand, daß die vierte Division meist aus Oesterreichern bestand. Auf diese kriegsgewöhnten Helden hatte Prinz Alexander sein ganzes Vertrauen gesetzt; sie sollten ihn zum Sieger machen.

Aber dieses Ruhmes sollte er nicht theilhaftig werden. Während anderthalbes Bataillon Preußen jenseit der Brücke jeden Angriff abwiesen, rückten noch drei und ein halbes Bataillon zur Besetzung der Stadt nach, und diese genügten, alles zu vereiteln, was Seitens der Reichstruppen, die stets zwei Regimenter stark vorgingen, versucht wurde. Als eine Abtheilung preußischer Truppen bei Dittingheim die Tauber mittels einer Furth durchschritten und sich dergestalt in die Flanke des Angreifers gesetzt hatte, hörten die Versuche, die Preußen von der Tauberlinie zurück zu treiben, auf.

Einen ebenso nichtigen Erfolg hatte der Kampf der Badenser bei Hochhausen, Werbach und Brunnthal. Das Gros derselben stand bei Werbachhausen. Die Gesammtstärke betrug eine Division. Auf Hochhausen waren zwei, auf Werbach sechs Compagnien vorgeschoben. Die Artillerie stand schutzlos an dem glatten Abhange der Berge des rechten Tauberufers. Das Commando führte der Prinz Wilhelm von Baden, der auf die Preußen zu schlagen sich sicherlich nur auf das Gebot der militairischen Pflicht entschloß. Um zwei Uhr Nachmittags begann das Gefecht unter Umständen, die für die Badenser nicht günstig waren.

Während die eine Hälfte der Brigade Wrangel Tauberbischofsheim angriff, hatte die andere Hälfte den Feind bei Hochhausen gefunden und mit nicht geringer Energie angegriffen. Die wackere Haltung der Badenser ließ dem Angreifer keine anderen Vortheile als die, welche das Terrain gewährte, und die Oldenburger und Bremer, denen beim Angriffe Hochhausens die bedeutendste Aufgabe übertragen war, hatten Mühe diesen Ort zu gewinnen, wenngleich die badenschen Batterien, derangirt durch die viel günstiger postirten preußischen, ihnen nicht eben viel zu Leide thun konnten.

Der Angriff der Oldenburger und Bremer würde auch schwerlich so rasch Erfolg gehabt haben, wenn nicht einige Compagnien des 30. und 70. Regiments, auf die Flanke des Feindes gerichtet, kräftig mitgewirkt hätten.

Hochhausen, wo die badener Besatzung am Meisten ausgesetzt war, wurde sehr bald geräumt, während die Besatzung von Werbach ungleich länger Widerstand leistete und erst dann wich, als sie sich von den Bremern, die eine Furth gefunden hatten, umgangen sah.

Um fünf Uhr war die Tauber bei Hochhausen und Werbach erkämpft, und das gab zum Theil die Entscheidung für Bischofsheim, so daß vor Abend die Preußen im Besitze aller Tauberübergänge waren und von Seite des Prinzen Karl von Baiern die Tauber unmöglich noch für eine Brustwehr Würzburgs gehalten werden konnte.

Der Verlust der Preußen betrug an Todten 17, an Verwundeten 127 Mann; der des Feindes belief sich auf fast 650 Mann vom würtembergschen Contignent, während die Badener und Oesterreicher doch wenigstens eben so viel verloren hatten, erstere auch ein Geschütz und zwei Krankenwagen hatten opfern müssen.

64.

Das Gefecht bei Helmstadt und Mädelhofen.

Nachdem am 24. Juli die Reichsarmee an der Tauber zurückgeworfen worden, kam sie dergestalt mit dem bairischen Heere zur Vereinigung, daß es den Anschein gewann, als werde und müsse das süddeutsche Heer den Preußen eine große Schlacht liefern. Am Tage nach der Einnahme von Hochhausen und Bischofsheim standen die Baiern, etwas vorgerückt bei Helmstadt, Uettingen und Roßbrunn. Ihnen zur Linken stand die badener Division bei Steinbach und hinter der befand sich die Reichsarmee bei Gerichsheim an der nach Würzburg führenden Straße.

Die preußischen Brigaden der Generale von Kummer und von Wrangel waren der Reichsarmee auf den Fersen gefolgt, sie nach Würzburg und also auf die Stellung der Baiern drängend. Man brachte freilich dadurch den Feind zur Vereinigung, allein man war überzeugt, daß er das nicht zu seinem Vortheile zu nützen verstehe, vielmehr dadurch in Verwirrung gebracht werde.

General von Kummer ging sogleich auf die Hauptstellung des Feindes bei Gerichsheim, während von Wrangel rechts desselben blieb und bei Ilmspan und Schönfeld auf den Feind traf, der sich jedoch rechts auf sein Gros abzog. Die Stellung der Reichsarmee (Badener, Würtemberger, Hessen-

Darmstädter), deren Brigade eine Division bildeten, war eine keineswegs ungünstige.

Gleichzeitig mit der Brigade Kummer und Wrangel rückte die Division des Generals von Beyer auf Helmstädt gegen die Baiern vor. General von Flies dagegen, dessen Division den linken Flügel ausmachte, hatte das Mainterrain zu sichern, um den Feind zu hindern, sich zwischen die preußische Stellung und das linke Mainufer einzuschieben.

Als die Brigade Kummer in den ersten Nachmittagsstunden den Forst von Groß-Riedenfeld durchschritten und das offene Terrain von Gerichsheim erreicht hatte, spieen mit einem Male 50 Geschütze der Reichsarmee gegen sie ihr Feuer, und es schien, daß der Feind einen sehr ernsten Widerstand leisten wolle, da er bei der starken Artillerie auch eine sehr starke Infanterie und Cavalerie aufgeführt hatte. Der Kampf wurde in der That auch ernster, als von der Reichsarmee erwartet werden konnte.

General von Kummer brachte allmählig 6 Batterien ins Gefecht. Die Entscheidung wurde indessen vom General von Wrangel gegeben, der sich sofort zur Linke wendete, als ihm gemeldet wurde, daß sich der Kampf der Brigade Kummer schwierig gestalte.

Eben war v. Kummer mit der Reichsarmee im heftigsten Kampfe, als v. Wrangel seitwärts Gerichsheim erschien und mit aller ihm eigenen Energie den Feind in der linken Flanke angriff. Da hauptsächlich sich die feindliche Artillerie auf den Bergen hinter Gerichsheim lästig machte, so ließ er sie durch eine unbesetzte Thalschlucht umgehen. Kaum fühlte die Artillerie die preußischen Schützen und Füsiliere im Rücken, als sie vor deren verheerendem Schnellfeuer sich durch die Flucht zu retten suchte, was indessen nur mit Mühe gelang.

Durch das Verstummen ihrer Artillerie wurden die Reichstruppen, deren Vertrauen ohnehin nur auf ihren 50 Geschützen beruhete, höchst unangenehm überrascht. Sie waren nur noch schwer vorzubringen. Prinz Alexander versuchte es mit den Reserven. Allein auch diese leistete Genügendes nicht; und als nun General v. Wrangel in deren Flanke seine Operation begann, entstand bei den Reichstruppen ein allgemeines Zurückdrängen, dem auch nicht mehr gesteuert werden konnte. Die preußischen Truppen drangen unverzögert nach und machten nun erst nach Eintreten des Abenddunkels bei Oberrüderfeld und Gerichsheim Halt.

Während dessen hatte ein viel ersterer Kampf zwischen der Division v. Bayer und den Baiern stattgefunden. General v. Bayer war auf Helmstadt vorgerückt. Kurz vor Mittag stießen beide Parteien zusammen. Auch schienen die Baiern sich nicht für kampffertig zu halten, da sie sich nach einem

schwachen Kugelwechsel bei Böttigheim und Neubrunn auf Helmstadt zurückzogen.

In der Gegend dieses Ortes aber gab ihnen das höchst günstige Terrain auf theilweise bewaldeter Höhe Halt. Alle Vortheile waren auf ihrer Seite. Sowohl ihren Schützen als ihrer Artillerie bot sich treffliche Deckung, in der es möglich war, die anrückenden Preußen auf offener Fläche lange aufzuhalten.

Das geschah namentlich bei Mädelhofen und Unteraltertheim. Aehnlich wie bei den Oesterreichern vor Gitschin hatte es der bairische General v. Glümer angeordnet. Die letzten Schützen waren nämlich vorangezogen und ihnen zum Laden der Gewehre Beileute gegeben. Hierdurch entstand natürlich ein flottes Feuer, aber es war dagegen auch eine starke Manschaft in Stellung, die begreiflicher Weise von dem Kleingewehr der Preußen destomehr litt.

Gleicher Zeit hatte die bairische Artillerie bei Uettingen ihr Feuer eröffnet, ohne indessen Anfangs eine Wirkung erlangen zu können, da die Preußen durch Waldungen und Höhen gedeckt wurden. Der Vormarsch der Preußen, wenn auch durch die Energie der Baiern erschwert, konnte jedoch nicht aufgehalten werden. Das 20. preußische Infanterieregement nahm endlich den Wald von Helmstadt.

Kaum war das geschehen, als andere preußische Regiementer gegen Helmstadt von der Seite anrückten und von beiden Seiten der Feind herausgetrieben wurde. Indessen nahm er aufs Neue hinter Helmstadt Stellung und suchte die Preußen durch starkes Artilleriefeuer aufzuhalten.

Allein das war hier so wenig möglich als bei Mädelhofen, wo Prinz Karl eine nicht minder starke Artillerie in das Vordertreffen gestellt hatte. General v. Beyer stellte eine nicht weniger starke Artillerie dagegen und flankirte den Feind mit seinem 32. Regiemente. Vergebens suchte die bairische Infanterie vorzudringen, und nur einmal schien ihr das gelingen zu sollen, als nämlich die bairische Cavalerie, von einer viel zu schwachen preußischen Cavaleriemassen zum Gefecht herausgefordert, Ueberlegenheit zu gewinnen schien.

Aber auch das Cavaleriegefecht endete zum Nachtheil der Baiern, so bald die zuerst vom Rittmeister v. Klatsch vorgeführte 3. Schwadron des 9. Husarenregiements die Unterstützung einer andern Linienschwadron und zweier Landwehrschwadronen erhalten hatte. Die bairische Cavalerie schlug sich zwar mit anerkennenswürdiger Bravour, allein sie unterlag der preußischen Reitertaktik. Mit Verlust vieler Leute, unter denen sich als Gefangner auch ein Oberstlieutenant v. Röder und der Rittmeister Prinz von Thurn

und Taxis befanden, räumte sie das Feld, um sich nicht wieder sehen zu lassen.

Und nun konnte auch die Infanterie nicht länger Stand halten, da preußischer Seits bereits bedeutend größere Kräfte entwickelt waren. Es befanden sich jetzt das 39. und 32. preußische Regiement und Theile des 70. und 30. Regiementes in Thätigkeit. Die Artillerie leistete mächtigen Beistand, und der Feind wich nun ganz ernst.

Man glaubte Abends 6 Uhr die Schlacht gewonnnen. Doch noch ein Mal setzten sich die Baiern bei Uettingen. Allein der bairische Angriff war schlecht überlegt. Er war kein allgemeiner, und einem partiellen Angriffe konnten die Preußen mit zu großen Massen begegnen. Das 20. preußische Regiement nahm zuerst den Angriff auf, wurde alsbald auch von Mädelhofen her vom 30. und 70. Regiemente unterstützt, während auch das 32. und 39. Regiement und die meiste Artillerie des rechten Flügels eilend heranzogen.

Wieder Erwarten wurde der Kampf sehr hartnäckig. Die Baiern boten ihre letzte Kraft, freilich in etwas ungeschickter Weise, auf. Auf preußischer Seite aber entschied die Aufhäufung der Kraft und namentlich die Wirkung der gezogenen Geschütze. Es war bairischer Seits nur ein Versuch, wenn auch ein sehr ernster gewesen. Man hatte dazu den zum Angriffe glücklichsten Augenblick vorüber gehen lassen, und als das 32. und 39. Regiement der Preußen, unterstützt von einem Bataillon des 30. Regiementes einmal das Terrain für ihre Flankenoperation gewonnen hatten, mußten die Baiern die Hoffnung, sich zu behaupten, gänzlich aufgeben.

Auch hätte in der That ein partieller Sieg der Baiern nichts mehr fruchten können, da die Reichsarmee, deren Führer den Kopf gänzlich verloren hatte, sich ohne Besinnen zurückzog und Grund dieses überstürzenden Rückzugs die Baiern mit einer Trennung bedrohete.

Bei den letzten Affairen hatten die Generale von Beyer und von Manteuffel commandirt. Sie hatten den Tag entschieden, wenn auch bereits um 6 Uhr nicht bezweifelt werden konnte, daß jede fernere Anstrengung des Feindes unfruchtbar sei. Ja selbst die großen Vortheile, die die Baiern bei jedem Schritte auf ihrem Terrain fanden, und die ohne Zweifel am meisten den Prinzen Karl bewogen hatten, noch eine Anstrengung zu machen, konnten an der Sache nichts mehr ändern.

Der Verlust auf preußischer Seite betrug 350 Mann Todte und Verwundete, während der auf Seite der Gegner eine fast gleiche Höhe schon an Gefangenen erreichte.

Indessen war durch den Sieg von Uettingen in der That noch keine

Entscheidung des Feldzugs erreicht. Konnte Prinz Karl von Baiern nun auch auf die Reichsarmee nicht viel mehr rechnen, so konnte er doch auf seine Baiern noch Vertrauen setzen, und diese waren an Zahl den Preußen mindestens gleich. Er hielt sie bei Waldbrunn und Roßbrunn vereinigt, entschlossen, hier wenigstens Widerstand zu leisten, da er etwas Größeres doch darum nicht mehr beabsichtigen konnte, weil die Reichsarmee des Prinzen Alexanders von Hessen sich jedem ferneren Kampfe entschieden abgeneigt zeigte. Sie war gleich nach der Schlacht bei Uettingen auf Würzburg zurückgezogen und hatte dort das andere Mainufer gesucht. Da waren nun die Baiern auf sich selbst angewiesen und die Preußen des weiteren Sieges desto gewisser.

65.

Treffen bei Uettingen.

Der vorhergehende Tag (25. Juli) war in der Meinung des Prinzen Karl von Baiern entscheidungslos gewesen, und noch einmal wollte er die Kraft seines Schwertes prüfen. Er hatte hinter Mädelhofen und Helmstadt Stellung genommen. Angemessen den am vorhergehenden Tage eingetretenen Verhältnissen mußte der linke preußische Flügel (Division Flies und Beyer) die Lanze mit ihm brechen. Diese Divisionen rückten bereits nach Tages Anbruch auf Würzburg vor, trafen die Vorposten des Gegners nach kaum stündigem Marsche und nahmen um 5 Uhr das Gefecht auf.

Die Baiern hielten den Forst, der sich von Helmstadt nach Mädelhofen ausdehnt, besetzt, und hofften den auf freiem Felde nahenden Preußen durch ein forcirtes Schützenfeuer und ihrer in vorzüglicher Deckung aufgestellten Artillerie zu imponiren. Das geschah denen auch dergestalt, daß die Preußen zur Herstellung ihrer Schlachtordnung sorgfältig Deckung nehmen mußten.

Nachdem dies geschehen, rückte das 20. Regiement als Avantgarde vor. Drei Regiementer (30., 70. und 36.) folgten rasch. Die preußischen Batterien tobten und zogen das jenseitige Geschützfeuer auf sich, um dadurch der Infanterie freie Bewegung zu verschaffen. Aber die bairische Infanterie hielt nicht Stand. Bei jedem Angriffe zog sie sich auf eine neue Position weiter zurück, und nur bei Roßbrunn vertheidigte sie ihre Position mit Hartnäckigkeit. Doch wenn sie auch hier dem Angreifer nicht unmächtige Verluste zu-

fügte, so mußte sie sich doch zurückziehen und die waldige Höhe seitwärts Mädelhofen aufgeben.

In Folge dessen konnte das Dorf Mädelhofen in Sturm angegriffen werden, da die Schützenbesatzung desselben keine Unterstützung mehr hatte. Theile des 70. und 30. Regimentes thaten das in so schneller Weise, daß ihm das jenseitige Feuer nicht allzuviel schadete. Unmittelbar vor Mädelhofen ordnete man sich, um von verschiedenen Seiten einzudringen. Das war für die Besatzung das Zeichen zum Abzug, der daher fast ohne Kampf erfolgte.

Die zurückgebliebenen bairischen Schützen warfen sich nun in den nächsten Forst. Aber denselben hatten bereits die bairischen Infanterieregiementer verlassen und die Schützen zögerten daher nicht, denen zu folgen.

Bald darnach erließ der Prinz Karl den Befehl zum Rückzuge nach allen Seiten hin. Es schien, daß der Prinz überhaupt am 26. Juli keine Lust zum Kampfe hatte. Obschon dieser über die ganze Schlachtlinie ausgebreitet, war er doch nicht von Bedeutung gewesen und sofort abgebrochen worden, als die Division von Göben sich in der linken Flanke gezeigt, während die Division von Beyer und von Flies in der Fronte sich zur ernsten Action angeschickt hatten.

Den geringen Widerstand, den die Baiern an diesem Tage leisteten, schien auf die Absicht des Prinzen Karl hinzudeuten, um in den folgenden Tage etwas Großes zu leisten, und man durfte glauben, daß er unter den Wällen der würzburgischen Schutzfeste Marienberg sich zu setzen beabsichtige. Sein Rückzug nach Würzburg, der noch besonders dadurch beeilt wurde, daß der Prinz einen Theil seiner Armee über den Main gehen ließ, schien dies zu bestätigen.

Was man aber immer auch beabsichtigte, die Preußen folgten ihn auf den Fersen und standen bereits am folgenden Tage (27. Juli) vor der Feste Marienberg. Rechts befand sich die Brigade Wrangel, links die Brigade Kummer, der die oldenburgische Brigade als Reserve folgte. Als man Hochberg erreicht hatte, wurde der Rücken des Nikolausberges mit der gesammten Artillerie der drei Brigaden gekrönt. Die Beschießung begann in heftiger Weise. Die Baiern und Reichstruppen konnten diesen Act, da sie sich bereits jenseits des Mains befanden, um so weniger hindern, als die Divisionen Flies und Beyer eine secundirte Stellung genommen hatten. Doch ließen Prinz Karl und Prinz Alexander ihre Batterien am rechten Mainufer auffahren, um aus dieser scheuen Stellung den Angriff auf Marienberg zu hindern. Das war wegen der Entfernung und guten Stellung der Preußen

auf dem Nikolausberge freilich nicht möglich, und nicht einmal die Festung selbst konnte die Preußen aus ihrer kühnen Stellung zurücktreiben.

Zum Schrecken der Würzburger nahm die Kannonade einen ziemlich großen Charakter an, obschon die Preußen nur aus Feldgeschützen schossen. Bald sah man Marienberg brennen und trug schwere Sorge, daß die Feuersbrunst von dem Arsenale auf die Pulver- und Munitionsmagazine überspringen werde.

Bis dahin hatte das kriegerische Zerstörungswerk gedauert, als zur Freude des geängstigten Würzburg, von den Prinzen Karl gesendet, Offiziere ankamen, welche als Parlamentaire der preußischen Generale die Kunde von der zu Nikolsburg in Oesterreich (Hauptquartier des Königs Wilhelm) zwischen Preußen und Baiern abgeschlossenen Waffenruhe überbringen sollten.

So verstummten denn bald darnach der Donner der Geschütze. General von Manteuffel bewilligte eine vierundzwanzigstündige Waffenruhe, und während dieser ging ihm von Berlin die Mittheilung des Prinzen Karl bestätigende Ordre zu, die Operationen gegen Baiern einzustellen.

So endete nun auch auf diesem Schauplatze das blutige Werk der Waffen, und es war für Baiern wohl die höchste Zeit den Frieden zu erlangen, da zu derselben Zeit die zweite preußische Reservearmee, 22,000 Mann stark und mit 60 Geschützen, von Sachsen und nach Baiern vorgerückt war. Der Oberbefehlshaber, Herzog von Mecklenburg-Schwerin führte das Armeecorps eilend auf Nürnberg und Erlangen, und wohl würden nur wenige Tage noch vergangen sein, daß die bairische Armee zwischen zwei preußischen Armeen gestanden hätte und von den zweifellos erdrückt worden wäre.

Leider hatte der Herzog über den Abschluß der Waffenruhe keine offizielle Anmeldung erhalten, daher es zwischen seinen Truppen und dem 4. Bataillon des bairischen Leibregiementes noch am 29. Juli bei St. Johann zum Kampfe kam. Das bairische Bataillon wurde fast ganz vernichtet, und das war der letzte blutige Act auf dem süddeutschen Kriegsschauplatze, nach welchem der Herzog von Mecklenburg Nürnberg besetzte.

Zwar hatte der zu Nikolsburg zwischen Preußen und Baiern abgeschlossenen Vertrag keine Beziehung auf die andern süddeutschen Staaten und ihrer Reichsarmee. Doch wußte General von Manteuffel, daß deren Gesandte das Hauptquartier des Königs von Preußen suchte, um Friede bittend an dessen Thüre zu klopfen. Es war unzweifelhaft, daß sie sich in jede Bedingung fügen und also auch mit ihm die Friedensverträge zu Stande kommen würden.

Das genügte dem General von Manteuffel, die Reichsarmee unverfolgt

zu lassen und er hätte sie in der That mit nichts anderem so sehr beglücken können. Sie zögerten denn auch gar nicht auseinanderzugehen und eilend die Heimath zu suchen.

Am 30. Juli gab es keine vereinigte Reichsarmee mehr. Badenser, Würtemberger, Hessendarmstädter und Oesterreicher gingen in vier verschiedenen Richtungen auseinander und standen theilweise schon an diesem Tage auf vaterländischen Boden. Den Nassauern und Kurhessen aber blieb nichts übrig als zu warten, was über sie von Berlin aus bestimmt werde, da ihre Vaterländchen von Preußen in Besitz genommen waren. Doch waren diese Truppen, ebenso wie die andern, schon ganz zufrieden, daß der Krieg beendet war. Was weiter aus Deutschland werde, kümmerte sie wohl wenig. Etwas Schlechteres konnte sicher daraus nicht werden als es gewesen, vielleicht wohl durfte etwas viel Besseres erwartet werden.

So war denn der Krieg beendet, und die Aufmerksamkeit richtete sich nun noch auf die Cabinete, in dem der Friede geformt werden sollte. Beim preußischen Heere aber blickte man, zwar rückwärts auf die vollbrachten Thaten, und die Mainarmee, die am längsten gekämpft hatte, empfing mit stolzem Behagen die Proclamation ihrer Obergenerale, die ihre Thaten verzeichnete. Dieselbe lautete:

„Soldaten der Mainarmee!

Durch die Siege der preußischen Waffen ist der Feind genöthigt worden um Waffenstillstand zu bitten. Sr. Majestät der König hat ihn bewilligt.

Ich spreche Euch nicht von den Strapazen, die Ihr mit freudiger Hingebung ertragen, nicht von der Tapferkeit mit der Ihr überall gefochten. Aber ich rufe die Gefechtstage und die Erfolge Eurer Siege in Eure Erinnerung zurück.

Nachdem Ihr unter Euren so berühmt und kriegserfahrenen Führer, General der Infanterie von Falkenstein, das Königreich Hannover, Kurhessen und die vielen Länder bis Frankfurt a. M. erobert, die ganze hannöversche Armee zur Waffenstreckung gezwungen, die Baiern am 4. Juli bei Neidhartshausen, Zelle und Wiesenthal, am 10. Juli bei Hammelburg, Kissingen, Friedrichshall, Hausen und Waldaschach, am 11. Juli bei Oerlenbach, die Hessendarmstädter am 13. bei Laufach, diese und die Oesterreicher am 14. bei Aschaffenburg geschlagen, habt Ihr am 16. Euren siegreichen Einzug in Frankfurt gehalten.

Nach kurzer Ruhe habt Ihr den Feind von Neuem aufgesucht, am 23. die Badenser bei Hundheim, am 24. die Oesterreicher,

Würtemberger, Hessendarmstädter und Nassauer bei Tauberbischofsheim, die Badenser bei Hochhausen und Werbach, am 25. das ganze vereinigte 8. Bundescorps bei Gerichsheim und die bairische Armee bei Helmstädt, letztere am 26. Juli auch bei Roßbrunn geschlagen und seid heute nach zwanzig größern und kleinern, stets siegreiche Gefechten in Würzburg eingerückt.

Der Erfolg dieser Siege ist, daß die Mainarmee nicht bloß die Länder nördlich des Mains gewonnen, sondern auch die Gewalt ihrer Waffen über Hessendarmstadt hinaus bis tief nach Baden und Würtemberg hineingetragen und vor allem einen ferngelegenen, nicht unmittelbar von unseren Waffen zu schützenden Theil preußischen Bodens vom Feinde befreit hat. Die Würtemberger hatten die hohenzollerschen Lande besetzt und unsere Beamteten daraus vertrieben. Sie müssen diese Fürstenthümer sofort verlassen; die schwarzweiße Fahne ruht wieder auf der Burg Hohenzollern!

Ich spreche den Herren Generalen, Commandeuren, Offizieren und sämmtlichen Mannschaften der Mainarmee meinen Dank aus! Ich danke auch den Militairärzten für ihre unermüdliche und aufopfernde Pflege der Verwundeten im, wie außer Feuer, den Militair-Beamteten für ihre erfolgreiche Sorge um Eure Verpflegung!

Soldaten der Mainarmee! Ich weiß, daß Ihr unsern Herrgott dankbar bleibt, und erwarte, daß Ihr auch während des Waffenstillstandes durch Eure bekannte Mannszucht und durch Euer überall bewährtes gesittetes Verhalten gegen die Einwohner des Landes fortfahren werdet, den preußischen Mann würdig zu vertreten.

Hauptquartier Würzburg, den 2. August 1866.

gez. v. Manteuffel.“

66.

Der Friede.

Obschon Oesterreich gegen Italien immer im Siege blieb, obschon es namentlich auch bei Lissa einen nicht unbedeutsamen Sieg zur See durch seinen Contreadmiral von Tegethoff errang, so konnte das doch seine Abtretung Venetiens von Italien nicht rückgängig machen, noch weniger aber den Preußen gegenüber höchst nothgedrungen Frieden aufhalten.

Während der bis zum 2. August bestimmten Waffenruhe waren bereits nicht bloß die Bedingungen eines weiteren Waffenstillstandes, sondern auch der Präliminarfrieden verhandelt worden, aus welchem mit geringen Abänderungen der Definitivfriede hervorging. Derselbe war zwischen den österreichischen Gesandten Baron von Brenner und dem preußischen Gesandten Freiherrn von Werther zu Prag verhandelt worden, und erhielt am 23. August in folgender Fassung seine Unterzeichnung:

„Im Namen der Allerhöchsten und Untheilbaren Dreieinigkeit. Sr. Majestät der König von Preußen und Sr. Majestät der Kaiser von Oesterreich, beseelt von dem Wunsche, Ihren Ländern die Wohlthaten des Friedens wiederzugeben, haben beschlossen, die zu Nikolsburg am 26. Juli 1866 unterzeichneten Präliminarien in einen definitiven Friedensvertrag umzugestalten.

Zu diesem Ende haben Ihre Majestäten zu Ihren Bevollmächtigten ernannt, und zwar:

Sr. Majestät der König von Preußen:

Ihren Kammerherrn, Wirklichen Geheimen Rath und Bevollmächtigten Karl Freiherr von Werther, Großkreuz des königl. preuß. rothen Adler-Ordens mit Eichenlaub und des kaiserl. österreichischen Leopold-Ordens 2c.,

und Sr. Majestät der Kaiser von Oesterreich:

Ihren Wirklichen Geheimen Rath und Kämmerer, außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister, Adolph Maria Freiherrn von Brenner-Felsach, Commandeur des kaiserl. österr. Leopold-Ordens und Ritter des königlich preußischen rothen Adler-Ordens erster Klasse 2c.,

welche in Prag zu einer Conferenz zusammengetreten sind, und nach Auswechselung ihrer in guter und richtiger Form befundenen Vollmachten über nachstehende Artikel sich vereinigt haben.

Art. 1. Es soll in Zukunft und für beständig Friede und Freundschaft zwischen Sr. Majestät dem Könige von Preußen und Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich, so wie zwischen deren Erben und Nachkommen und den beiderseitigen Staaten und Unterthanen herrschen.

Art. 2. Behufs Ausführung des Artikels VI der in Nikolsburg am 26. Juli d. J. abgeschlossenen Friedenspräliminarien, und nachdem Sr. Majestät der Kaiser der Franzosen durch den bei Sr. Majestät dem Könige von Preußen beglaubigten Botschafter amtlich zu Nikolsburg am 29. Juli ejusdem, hat erklären lassen:

„Qu'en ce qui concerne le Gouvernement de l'Empereur, la Vénétie est acquise à l'Italie pour lui être remise à la paix“ — tritt Sr. Majestät der Kaiser von Oesterreich dieser Erklärung auch Seiner Seits bei und giebt Seine Zustimmung zu der Vereinigung des Lombardo-Venetianischen Königreichs mit dem Königreich Italien, ohne andere lästige Bedingung, als die Liquidirung derjenigen Schulden, welche, als auf den abgegebenen Landestheilen haftend, werden anerkannt werden, in Uebereinstimmung mit dem Vorgange des Tractates von Zürich.

Art. 3. Die Kriegsgefangenen werden beiderseits sofort freigegeben.

Art. 4. Sr. Majestät der Kaiser von Oesterreich erkennt die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes an und giebt seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Betheiligung des österreichischen Kaiserstaates. Ebenso verspricht Sr. Majestät, das engere Bundesverhältniß anzuerkennen, welches Sr. Majestät der König von Preußen nördlich an der Linie des Mains begründen wird, und erklärt sich damit einverstanden, daß die südlich von dieser Linie gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der nähern Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt und der eine internationale unabhängige Existenz haben wird.

Art. 5. Sr. Majestät der Kaiser von Oesterreich überträgt auf Se. Majestät dem König von Preußen alle Seine im wiener Frieden vom 30. October 1854 erworbenen Rechte auf die Herzogthümer Holstein und Schleswig mit der Maßgabe, daß die Bevölkerungen der nördlichen Districte von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen.

Art. 6. Auf dem Wunsch Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich erklärt Sr. Majestät der König von Preußen sich bereit, bei den bevorstehenden Veränderungen in Deutschland den gegenwärtigen Territorialbestand des Königreichs Sachsens in seinen bisherigen Umfange bestehen zu lassen, indem Er sich dagegen vorbehält, den Beitrag Sachsens zu den Kriegskosten und die künftige Stellung des Königreichs Sachsen innerhalb des norddeutschen Bundes

durch ein mit Sr. Majestät dem Könige von Sachsen abzuschließenden besonderen Friedensvertrag näher zu regeln.

Dagegen verspricht Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich, die von Sr. Majestät dem Könige von Preußen in Norddeutschland herzustellenden neuen Einrichtungen, einschließlich der Territorialveränderungen, anzuerkennen.

Art. 7. Behufs Auseinandersetzung über das bisherige Bundeseigenthum wird binnen längstens sechs Wochen nach Ratification des gegenwärtigen Vertrages eine Commission zu Frankfurt a. M. zusammentreten, bei welcher sämmtliche Forderungen und Ansprüche an den deutschen Bund anzumelden und binnen sechs Monaten zu liquidiren sind. Preußen und Oesterreich werden sich in dieser Commission vertreten lassen und es steht allen übrigen bisherigen Bundesregierungen zu, ein Gleiches zu thun.

Art. 8. Oesterreich bleibt berechtigt, aus den Bundesfestungen das kaiserliche Eigenthum und von dem beweglichen Bundeseigenthum den matrikularmäßigen Antheil Oesterreichs fortzuführen, oder sonst darüber zu verfügen; dasselbe gilt an den gesammten beweglichen Vermögen des Bundes.

Art. 9. Den etatsmäßigen Beamteten, Dienern und Pensionisten des Bundes werden die ihnen gebührenden, beziehungsweise bereits bewilligten Pensionen pro rata der Matrikel zugesichert; jedoch übernimmt die königlich preußische Regierung die bisher aus der Bundesmatrikularkasse bestrittene Pensionen und Unterstützungen für Offiziere der vormaligen schleswig-holsteinischen Armee und deren Hinterlassenen.

Art. 10. Der Bezug der von der kaiserlich österreichischen Statthalterschaft in Holstein zugesicherten Pensionen bleibt den Interessenten bewilligt.

Die noch im Gewahrsam der kaiserlich österreichischen Regierung befindliche Summe von 449,500 Thalern dänischer Reichsmünze in 4prozentigen dänischen Staatsobligationen, welche den holsteinischen Finanzen angehört, wird denselben unmittelbar nach der Ratification des gegenwärtigen Vertrags zurückerstattet.

Kein Angehöriger der Herzogthümer Holstein und Schleswig, und kein Unterthan Ihrer Majestäten des Königs von Preußen und des Kaisers von Oesterreich wird wegen seines politischen Verhaltens während der letzten Ereignisse und des Krieges verfolgt, oder in seiner Person oder sein Eigenthum beanstandet werden.

Art. 11. Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich verpflichtet sich, behufs Deckung eines Theils der für Preußen aus dem Kriege erwachsenen Kosten, an Se. Majestät den König von Preußen die Summe von 40,000,000 preußischer Thaler zu zahlen. Von dieser Summe soll jedoch der Betrag der Kriegskosten, welche Se. Maj. der Kaiser von Oesterreich, laut Art. 12 des gedachten Wiener Friedensvertrages vom 30. October 1864, noch an die Herzogthümer Schleswig und Holstein zu fordern hat, mit 15,000,000 preußischer Thaler und als Aequivalent der freien Verpflegung, welche die preußische Armee bis zum Friedensschlusse in den von ihr occupirten österreichischen Landestheilen haben wird, mit 5,000,000 preußischer Thaler in Abzug gebracht werden, so daß nur 20,000,000 preußischer Thaler baar zu zahlen bleiben.

Die Hälfte dieser Summe wird gleichzeitig mit dem Austausche der Ratificationen des gegenwärtigen Vertrags, die zweite Hälfte zu Oppeln baar berichtigt werden.

Art. 12. Die Räumung der von den königlich preußischen Truppen besetzten österreichischen Territorien wird innerhalb drei Wochen nach dem Austausche der Ratificationen des Friedensvertrages vollzogen sein. Von dem Tage des Ratificationstausches an werden die preußischen Generalgouvernements ihre Functionen auf den rein militairischen Wirkungskreis beschränken. Die besonderen Bestimmungen, nach welchen diese Räumung stattzufinden hat, sind in einem abgesonderten Protokoll festgestellt, welches eine Beilage des gegenwärtigen Vertrages bildet.

Art. 13. Alle zwischen den hohen vertragschließenden Theilen vor dem Kriege abgeschlossenen Verträge und Uebereinkünfte werden, insofern dieselben nicht ihrer Natur nach durch die Auflösung des deutschen Bundesverhältnisses ihre Wirkung verlieren müssen, hiermit neuerdings in Kraft gesetzt. Insbesondere wird die allgemeine Kartellconvention zwischen den deutschen Bundesstaaten vom 10. Februar 1831 genannt, den dazu gehörigen Nachtragsbestimmungen ihre Giltigkeit zwischen Preußen und Oesterreich behalten.

Jedoch erklärt die kaiserlich österreichische Regierung, daß der am 24. Januar 1857 abgeschlossene Märzvertrag durch die Auflösung des deutschen Bundesverhältnisses seinen wesentlichsten Werth für Oesterreich verliere, und die königlich preußische Regierung erklärt sich bereit, in Verhandlungen wegen Aufhebung dieses Vertrags mit Oesterreich und den übrigen Theilnehmern an denselben

einzutreten. Desgleichen behalten die hohen Contrahenten sich vor, über eine Revision des Handels- und Zollvertrags vom 11. April 1865, im Sinne einer größeren Erleichterung des gegenseitigen Verkehrs, so bald als möglich in Verhandlung zu treten. Einstweilen soll der gedachte Vertrag mit der Maßgabe wieder in Kraft treten, daß jedem der hohen Contrahenten vorbehalten bleibt, denselben nach einer Ankündigung von sechs Monaten außer Wirksamkeit treten zu lassen.

Art. 14. Die Ratificationen des Vertrags sollen zu Prag binnen einer Frist von acht Tagen, oder, wenn möglich, früher ausgewechselt werden.

Urkund dessen haben die betreffenden Bevollmächtigten gegenwärtigen Vertrag unterzeichnet und mit dem Insiegel ihrer Wappen versehen.

So geschehen in Prag am 23. Tage des Monats August im Jahre des Heils Achtzehnhundertsechzigundsechs.

Werther. Brenner.

Auf diesem Vertrage beruhete die Neugestaltung Deutschlands, die nun aber natürlich durch besondere Verträge mit den deutschen Regierungen zur Ausführung gebracht werden mußte. Die Grundidee dieser großen Reformation war die Vereinigung aller Theile Deutschlands mit Ausschluß der österreichisch-deutschen Länder zu einem untheilbaren innig verbundenem Ganzen.

Diese Idee war daher der von Preußen gegebene Maßstab für die Verträge mit den deutschen Regierungen: aber die Idee forderte von denen Opfer, und die Frucht des Krieges auf preußischer Seite war es, zu diesen Opfern zwingen zu können.

Hierbei aber hatte der Einfluß des französischen Cabinets eine Schranke gesetzt, der Preußen so lange nicht trotzen durfte, als es die Macht noch nicht fertig sah, die aus den deutschen Staaten zu entwickeln es sich nunmehr das Recht erworben hatte. Frankreich hatte es nicht für bedenklich gefunden, Preußen sich in dem ganzen vom Main nördlich gelegenen Deutschland nach Gefallen staatlich entwickeln zu lassen, wenn dabei Oesterreich eine Schwächung erlitt. Von dieser Freiheit mußte Preußen vor allem im weitesten Maße Gebrauch machen. Aber diese Freiheit reichte eben nur bis an den Main. Die südlich dessen gelegenen deutschen Staaten standen gewissermaßen in Napoleons Schutze, der ein mächtiges Gesammtdeutschland neben Frankreich nicht erwachsen lassen mochte, und es war unzweifelhaft eine sehr bestimmte Uebereinkunft zwischen Frankreich und Preußen, daß während im

Norden jedes Arrangement gut geheißen wurde, doch die Selbstständigkeit der südlichen Staaten nicht vernichtet werden sollte. Auf diese Weise glaubte Napoleon die Schwächung Oesterreichs erreicht zu haben, ohne daß Preußen dabei übermüthig wurde. Er erwog aber nicht, daß das Gewicht, welches der Hand Preußens überlassen wurde, durch den genialen Geist Preußens schnell eine erschreckende Schwere gewinnen werde.

Genug die süddeutschen Staaten mußten mit Rücksicht behandelt werden, und das zeigte sich bereits in den mit ihnen abgeschlossenen Friedensverträgen. Der bairische Friedensvertrag wurde zwischen dem preußischen Chefminister von Bismark und dem ehemaligen preußischen Bundestagsgesandten von Savigny einerseits und dem bairischen Chefminister von der Pfordten und dem bairischen Gesandten Grafen Bray von Steinburg andrerseits in Berlin verhandelt und bis zum 22. August zum Abschluß gebracht.

Nach denselben sollte Baiern zwar an Land nur einige zur Grenzregulirung nöthige kleine Gebiete verlieren, aber 30 Millionen Gulden Kriegskostenentschädigung an Preußen zahlen, jedes Arrangement, welches Preußen in Norddeutschland treffe, ebenso wie Oesterreich im Nikolsburger Vertrage, anerkennen und (geheimer Artikel) mit Preußen ein unlösliches ewiges Schutz- und Trutzbündniß schließen.

Dieses Schutz- und Trutzbündniß, zu welchem Preußen jetzt ohne Beschädigung der bairischen Souverainität zwingen konnte, war das geniale Mittel, durch welches Frankreichs Absicht, Deutschland in zwei fremde und feindliche Hälften zu zersprengen und die südliche womöglich durch Bundesverträge selbst zu gewinnen, gänzlich verhindert und von Preußen dennoch die Vereinigung der Macht des von Frankreich gefürchteten Gesammtdeutschlands gewonnen wurde; denn die Bedingung dieses Schutz- und Trutzbündnisses erließ Preußen klüglich auch den andern deutschen Staaten nicht.

Für Würtemberg hatte der Minister von Varnbüler und der General von Hardegg verhandelt und bereits am 13. August den Vertrag zum Abschluß gebracht. Nach demselben hatte Würtemberg acht Millionen Gulden Kriegskostenentschädigung zu zahlen und ebenso wie Oesterreich und Baiern alle politischen Arrangements anzuerkennen, die Preußen in Norddeutschland treffen würde.

Der Vertrag mit Baden bedingte eine Kriegskostenentschädigung von sechs Millionen Gulden; doch keine Abtretung an Land. Freudig nahm Baden die Forderung des Schutz- und Trutzbündnisses an, wie denn hier nochmals erwähnt werden darf, daß Baden nur ungern, und nur von Oesterreich in höchst anmaßender Weise gezwungen, gegen Preußen die Waffen führte; anstatt sie, wie es wohl gewünscht hätte, sie für dasselbe zu führen.

In Betreff Norddeutschlands enthielt der preußisch-badische Vertrag dieselben Bedingungen wie die vorher genannten.

Bedeutsamer war der Vertrag mit Hessen-Darmstadt, mit welchem bereits der Anfang gemacht wurde, auch die Südstaaten in den Bund Norddeutschlands zu ziehen. Das Großherzogthum Hessen-Darmstadt mußte sich zur Zahlung von drei Millionen Gulden Kriegskostenentschädigung verpflichten, alle Arrangements Preußens in Norddeutschland anerkennen, sein Post- und Telegraphenwesen an Preußen überlassen, die Festung Mainz Preußen zur Besetzung überliefern, desgleichen die Landgrafschaft Hessen-Homburg, Meisenheim, die Kreise Biedenkopf und Vöhl, Eimelrod, Höringhausen, ein Theil des Kreises Gießen, die Städte und Gebiete Frankenbach, Krummbach, Königsberg, Fellinghausen, Biebra, Haina, Rodheim, Waldgirmes, Naunheim, Hermannstein, Rödelheim und Nieder-Ursel abtreten, wogegen jedoch das Großherzogthum verschiedene links des Main gelegene Landgebiete zum Behuf der Ausgleichung erhielt.

Mit allen seinen nördlich des Main gelegenen Gebieten mußte aber das Großherzogthum in dem von Preußen zu gründenden norddeutschen Bund eintreten, und das war gerade bei einem Staate, der sich zu dem natürlicher Weise in Aussicht stehendem Südbunde rechnen mußte, von sehr großer Wichtigkeit. Wenn das Großherzogthum bei seiner vorragender Feindlichkeit doch an Land keinen erheblichen Verlust erlitt, so geschah das auf Einfluß Rußlands hin, dessen Herrscherhaus mit der großherzoglichen Dynastie in engster Verwandtschaft steht (Kaiserin von Rußland ist eine hessendarmstädtische Prinzessin). Auch für Würtemberg machte Rußland seinen Einfluß geltend.

Unter den bedeutenden feindlichen Staaten ließ nur Sachsen noch auf sein Friedensanbekennen warten. Seiner geographischen Lage nach fiel es dem norddeutschen Bunde zu und die Opfer, die es diesem auf jeden Fall zu bringen hatte, erschwerten den Handel um so mehr, da der König Johann sich durch die Zusagen des Königs von Preußen an dem Kaiser von Oesterreich, Sachsen mit Schonung zu behandeln und ihm ins Besondere kein Land zu entziehen, gewissermaßen gedeckt fühlte.

Wenn nun auch Preußen vom Landgewinn leicht absah, so konnte es doch Forderungen nicht erlassen, die eine Bedingung des zu gründenden deutschen Bundes waren und die wesentlich auf eine Schmälerung der sächsischen Souverainität hinausgingen. Die an König Johann gestellte Aufgabe war unzweifelhaft eine gleich sehr bittere als schwierige, um so schwieriger als sein Minister von Beust lieber das letzte Pfand aufgeopfert hätte, um sein so schlecht bewährtes Princip zu retten.

König Johann mußte sich vor allen die Aufgabe dadurch erleichtern, daß er den Minister v. Beust von sich entfernte, und das geschah endlich zur Freude Oesterreichs, das schon so lange nach einem Genie gehascht hatte und keins hatte erwischen können. Oesterreich nahm nämlich den Herrn v. Beust zu seinem Chefminister; an König Johanns Seite traten aber nun besonnene Männer, die insbesondere auch das Urtheil des Kronprinzen Albert zur Geltung kommen ließen, und so wurde endlich der preußisch=sächsische Friede am 21. October desselben Jahres, also ein Vierteljahr nach den letzten Kriegsschlägen, fertig. Die Verhandlungen waren zwischen dem preußischen Geheimrath v. Savigny und dem sächsischen Finanzminister Freiherrn v. Friesen und dem sächsischen Geheimrath Grafen v. Hohenthal gepflogen worden. Als die wichtigsten Partien des Vertrags erscheinen die §§ 2, 3, 5, 6, 16, 17, so wie die angehängten „Besonderen Bestimmungen“ und das angehängte Protokoll. § 2 lautete:

> „Se. Majestät der König von Sachsen, indem er die Bestimmungen des zwischen Preußen und Oesterreich zu Nikolsburg am 26. Juli 1866 abgeschlossenen Präliminarvertrags, so weit sie sich auf die Zukunft Deutschlands und insbesondere Sachsens beziehen, anerkennt und acceptirt, tritt für Sich, Sein Erbe und Nachfolger für das Königreich Sachsen der Artikel 1 bis 17. des am 18. August d. J. zu Berlin zwischen Sr. Majestät dem Könige von Preußen einerseits und Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzog von Sachsen=Weimar und anderen norddeutschen Regierungen andererseits geschlossenen Bündnisses bei, erklärt dieselben für Sich, Seine Erben und Nachfolger für das Königreich Sachsen verbindlich, sowie Se. Majestät der König von Preußen die darin gegebenen Zusagen ebenfalls auf das Königreich Sachsen ausdehnt.“

Der dritte Artikel bedingte, daß die sächsische Armee einen integrirenden Theil der Norddeutschen Bundesarmee unter dem Oberbefehle des Königs von Preußen bilde; der fünfte, daß Sachsen seine völkerrechtliche Vertretung an den norddeutschen Bund, d. h. an das Bundespräsidium, also die Krone Preußen überlasse; — der sechste, daß Sachsen an Preußen zehn Millionen Thaler Kriegskostenentschädigung zahle, — der 16., daß das sächsische Postwesen der Oberaufsicht des norddeutschen Bundespräsidiums unterliege und der König von Sachsen sich daher enthalte, in Betreff desselben Verträge mit fremden Staaten zu schließen oder sonst in der Bundesgewalt vorzugreifen, — der § 17., daß das gesammte sächsische Telegraphenwesen an Preußen überlassen werde.

Der Vertrag regelte ferner merkantile und kirchliche Verhältnisse, die sich bei dem einigen Verkehr beider Länder für Preußen lästig erwiesen

hatten, bestimmte in dem Anhange noch die diplomatische Vertretung, die Reorganisation der Armee nach preußischem Muster, die Besetzung gewisser sächsischer Orte durch preußische Truppen, desgleichen auch der sächsischen Festung Königstein durch preußische und sächsische Truppen — doch genug, der Vertrag machte das Königreich Sachsen vollkommen zu einem Theile des norddeutschen Reiches unter preußischer Herrschaft, durch welche freilich allein und in Norddeutschland eine staatliche Einheit erreicht werden konnte, der diejenige Macht entsprang, die Preußen für sich und nicht weniger für Deutschland zu gewinnen beabsichtigte.

Aber doch trat Sachsen in ein nicht eben drückenderes Verhältniß, als in welches auch diejenigen norddeutschen Staaten treten mußten, welche mit Preußen im Bunde gewesen waren, nämlich beide Mecklenburg, Weimar, Oldenburg, Braunschweig, Altenburg, Coburg-Gotha, beide Schwarzburg, Waldeck, Reuß j. L., beide Lippe, Lübeck, Bremen und Hamburg. Ihr Bündniß mit Preußen war eben ein Schutz- und Trutzbündniß, mit welchem die wichtigsten Hoheitsrechte, als namentlich Militairherrlichkeit, Vertretung nach außen, Post- und Telegraphenwesen 2c. in die Gewalt Preußens als des Bundespräsidiums übergingen.

Anders, nur für Preußens deutschen Plan weit günstiger gestaltete es sich aber mit Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt, welche ebenso wie Schleswig und Holstein, mit Preußen vereinigt wurden. Sie hatten Preußen zum Kampfe herausgefordert und waren unterlegen. Es sprach für sie keine Rücksicht; jedoch nicht eben weil sie die Rücksicht verwirkt hatten, als vielmehr weil die Gestaltung eines kraftvollen norddeutschen Staates, dem ein kraftvolles Preußen durchaus zu Grunde liegen mußte, die Vereinigung jener Staaten mit Preußen zur unumgänglichen Nothwendigkeit machte.

Preußen selbst bedurfte dieser Staaten zu seiner Abrundung; und daß es dem Unglück, aus zwei unverbundenen Hälften zu bestehen, nun abzuhelfen suchen mußte, verstand sich wohl von selbst. Daß es aber bei diesem Acte eben nur der Nothwendigkeit Rechnung trug, bewies es in der billigdenkenden Weise, mit welches es die persönlichen Angelegenheiten der Fürsten jener Länder und insbesondere ihr Privatvermögen behandelte.

Nachdem die einzelnen Bündnisse abgeschlossen waren, trat auf Berufung Preußens in Berlin gegen Ende des Jahres ein allgemeiner norddeutscher Reichstag zusammen, der die Verfassung für den norddeutschen Bundesstaat festsetzte. Es gehörten zu denselben Preußen mit Lauenburg, Sachsen, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Braunschweig, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sonders-

hausen, Waldeck, Reuß ä. L., Reuß j. L., Schaumburg-Lippe, Lippe, Lübeck, Bremen, Hamburg und die nördlich am Main gelegenen Theile des Großherzogthums Hessen.

Der Reichstag bestimmte, daß alle genannten Staaten durch ein Präsidium, welches für immer Preußen zustehe, zu gewissermaßen in einen einzigen Staat vereinigt werden. Militair-, Post-, Telegraphenwesen, diplomatische Vertretung, Freizügigkeit, Gewerbwesen Münzwesen, Zoll und Handel, Gewichtssystem, Bank- und Patentwesen, Schifffahrt, Concurswesen und viele andere Zweige des Staatslebens wurden als besonders dem Bunde angehörig behandelt und demgemäß in ein Bundesgesetz aufgenommen.

Wenn aber auch dadurch die staatliche Einheit nicht völlig verwirklicht worden wäre, so wurde sie es vollständig durch das Präsidium, von welchem der Entwurf in § 11 sagte: „Das Präsidium des Bundes steht der Krone Preußens zu, welche in Ausübung desselben den Bund völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Bundes Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und andere Verträge mit fremden Staaten einzugehen, Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen berechtigt ist.“ Von nicht minder großer Wichtigkeit ist das Recht des Präsidiums, gegen bundesuntreue Mitglieder Execution zu vollziehen.

Wie bitter auch den Staaten außer Preußen die Aufopferung so manchen Rechtes ankam, indem sie eben einen Beweis ihrer Selbstständigkeit gesehen; darin vereinigte sich alles mit voller Befriedigung, daß mit dem Errungenen und Geschaffenen dem Bedürfniß der nationalen Vereinigung des Vaterlandes und dem Verlangen darnach, so weit es jetzt nur irgend möglich war, Genüge geleistet sei. Es war nun mindestens zwei Dritttheile Deutschlands zu einem wirklichen Reiche geworden, eine Errungenschaft, von der man vorher geglaubt, daß sie ein Jahrhunderte langes Streben erfordere. Man sagte freilich hier und da, daß das Werk nur erst halb vollbracht sei, doch wer zwei Dritttheile gewachsen war, wird auch mit dem letzten Dritttheil fertig.

Wie der norddeutsche Staat sich seit seinem kurzen Bestehen geformt, und was es für seine Entwickelung gethan, ist so neu, daß wir es in dieser Geschichte des Kriegs nicht schließlich zur Mittheilung zu bringen brauchen; doch erwähnen mögen wir gern noch, daß der zum Grafen und Bundeskanzler erhobene, früher so gehaßte Bismark, nunmehr, zur Bestätigung seiner Vorhersagung, populair geworden war. Er hatte gewollt, was alle gute Deutsche gewollt, und hatte es doch nicht sagen dürfen. Jetzt redet für ihn sein Werk, und zwar so laut, daß es keinen Erdtheil giebt, auf dem es nicht gehört würde.

(Ende.)

Inhalt des II. Bandes.

Druck: Wilhelm Baensch. Leipzig.